



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

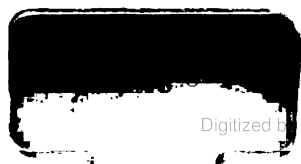






=<sup>o</sup> Geo. II. 138 l / 1,2

F, 0





**<36622506090018**

**S**

**<36622506090018**

**Bayer. Staatsbibliothek**







# Völkergallerie

in

getreuen Abbildungen aller Nationen

mit

**ausführlicher Beschreibung derselben.**

## II. Abtheilung.

1932



44-38861-6

Meißen **IV** ~~irgend~~ Soedsche.  
Löwenberg, ~~nachdem~~ und Comp.

Posth, in der Wigandschen Buchhandlung.

1, 2

01/68/418

44B





Altbestand 17454

Wehrkreis-  
bücherei VII  
München

# A f r i k a

Afrika, oder, wie es das frühe Alterthum nannte, Lybien, Löwenland, ist bis auf eine kleine Strecke, wo es durch die Landenge von Suez am Kontinente von Asien hängt, rings vom Ocean umfluthet, und doch dem Welthandel fremder als irgend einer der großen Erdtheile. Schon lange vor Christi Geburt den Europäern bekannt und unter dem ägyptischen Könige Necho, 650 vor unserer Zeitrechnung, durch die Phönizier umschifft, ist es uns heute dennoch unbekannter als die erst vor vierthalbhundert Jahren entdeckte westliche Erdhälfte; seine nördlichen Küsten liegen im Angesicht der civilisirtesten Nationen, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, und in das weite Binnenland \*) ist noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen. Die Ursachen davon liegen in der Beschaffenheit dieses Erdtheiles selbst; seine Küsten brechen theils schroff in die See ab und verhindern durch furchtbare Brandungen die Landung, theils versacken sie sich tief ins Meer hinein und bilden gleichsam eine fortgesetzte Sandwüste, von welcher her warnende Winde die Seeel zurücktreiben; ebenso hindert der Mangel großer schiffbarer Flüsse das tiefere Eindringen in das Innere des Landes. Ueberdies sind die Bewohner Afrika's weder sanfte Hindus, noch wehrlose Amerikaner, die den heutigen Europäern ungleich größere Hindernisse als den früheren, namentlich den alten Römern und selbst den späterhin von Osten her einwan-

dernden Beduinien, in den Weg legen. Der heutige Europäer ist dem Afrikaner zu fremd durch Kultur, Sitten, Tracht und Religion. Der Römer durfte von Norden her bei weitem tiefer eindringen, und selbst die Wüste, aus der er nur die lästigen Parther, Löwen u. s. w. für seine Kampfspiele holte, that sich ihm gastlich auf. Anders ist es mit uns. Wir lassen ihm seine wilden Thiere und kaufen nur seine Kinder zu Sklaven, oder, wie er glaubt, zur Speise. Wir geben ihm dafür nicht bildende Kolonien, wie die alte Welt that (mit Algier ist in der neuesten Zeit, von Frankreich aus, doch nur erst ein schwacher Anfang gemacht), auch nicht Religion, wie die Araber, (der Fanatismus portugiesischer und spanischer Zwingherren war gewiß nicht geeignet, das Christenthum zu empfehlen); sondern Branntwein und Mittel zu seinem Verderben. Endlich tritt aber auch die Unwirtlichkeit des Landes selbst dem Europäer allenthalben hindernd entgegen. Große Wüsten, wasserleer, schattenlos; steile, kahle, rohe Bergzüge ohne Quellen und Vegetation im Innern, und an den Flußufern pesthauchende Sümpfe, machen diesen Erdtheil ungastlich und lebenbedrohend. Ganze Karavananen fanden zu allen Zeiten ihren Untergang in den wasserleeren Wüsten oder unter den Sandwirbeln \*\*), welche heftige Stürme mit Gewalt vor sich hertreiben. Zudem macht seine geographische Lage zwischen dem 37° nördl. und 35° süd. Br., wie seine mathematische

\*) Binnen ist im Niedersächsischen s. v. a. innerhalb; und in den Marschländern besonders innerhalb eines Deiches. Binnenländer, die innern Länder, besonders großer Welttheile, sofern sie noch wenig bekannt sind.

\*\*) Eine den Wasserhosen auf dem Meere ähnliche Erscheinung. Wenn nämlich unter dem sengenden Sonnenstrahle die letzte Spur des Pflanzenlebens in Staub zerfallen ist, berühren den Boden nicht selten entgegengesetzte Luftströme, deren Streik sich in kreisender Bewegung ausgleicht. Die Wüste nimmt nun die Natur des Meeres an; der Sand wird beweglich und erfüllt die Luft, welche nach Beschaffenheit des Sandes, bald röthlich, bald gelblich oder bläulich erscheint. Sandhosen, vielleicht elektrisch geladen, tanzen daher und werden den Karavananen gefährlich, indem sie theils erstickend heiße Luftströme herbeiführen, theils mit Blindheit entzündende Ophthalmien verursachen.



**Ausdehnung** (Sie beträgt von Westen nach Osten, vom Kap Moro bis Kap Guardafui auf  $69^\circ$ , mithin unter dem Aequator 1,020 geogr. Meilen), als auch die Beschaffenheit seines Bodens, der größtentheils mit einer dicken Felsandssteinschicht bedeckt ist, macht diesen Erdtheil zum heißesten unter allen. In seiner ganzen Ausdehnung unter der heißen Zone gelegen (denn nur der Nord- und Südrand Afrika's erstreckt sich, jeder auf  $10$  bis  $12^\circ$  in die gemäßigste Zone), bietet er selbst in diesen Theilen die Temperatur der Tropenländer dar. In der großen Sahara, mit der die Kobi in Hochasien gar keinen Vergleich aushält, wird für den Menschen, der ihre Oasen [man zählt in der Sahara allein 32 solche, Afrika eigenthümliche reiche Landschaften, Wüsteninseln, die mit Datteln, Pisangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgestattet, mit dem klarsten kühlen Wasser versehen und mit unzählbaren Heerden von Thieren bevölkert sind] bewohnt, die hohe Temperatur durch das Wärmeausstrahlen des dürrten Bodens, wie durch die kleinen scharfkantigen und erhitzten Quarzatomie, womit die Luft erfüllt ist, noch erhöht und für den Reisenden eine Quelle vielfacher, besonders Augenleiden, die häufig mit Blindheit enden. — In der heißen Zone, also auch in Afrika, giebt es nur zwei Jahreszeiten, die trockene, den Sommer von 7 oder 8 Monaten, und die 4 bis 5 Monate lange nasse, den Winter. 8 Monate hindurch genießt man in Afrika bei einem reinen, wolkenlosen Himmel, von dessen tiefer, dem Indigo gleicher Bläue, der Nordländer sich keinen Begriff machen kann, das heiterste Wetter. Die Dämmerung ist unbekannt; wie die Jahreszeiten schroff wechseln, so auch Tag und Nacht; schnell steigt die Sonne des Morgens über den Rand der Wüste oder des Meeres senkrecht empor und ebenso wieder in die Ebene hinab. Raum erträgt das Auge den hellen Glanz des leuchtenden Taggestirnes. Endlich tritt unter Stürmen und ungeheuern Donnereschlägen die Regenzeit ein, und nun erscheint ganz jene Pracht des heißen Gürtels, die in den Blumen-

säumen der afrikanischen Fluß- und Meeresufer und in der üppigen Vegetation der Oasen sich kund giebt. Die Dattelhaine am südlichen Fuß des Atlas, die Gummwälder und Affenbrodbäume in den Ebenen des Senegals, so wie die Lotoegesträucher und Butterbäume am Gestade des Nigers, endlich die baumartigen Haidekräuter am Hoffnungsvorgebirge, werden Herolde eines jungen frischen Lebens, das wunderbar aus dem sandigen, mit verkohlten Pflanzen und entlaubten Bäumen sparsam bedeckten Boden emporblüht. Gegen seine Gewohnheit aber verliert der Europäer nur zu bald sein Wohlgefallen an diesen Wundern; die Heiterkeit seines Geistes nimmt ab, Ekel und langweilige Bangigkeit bemächtigen sich seiner; der Appetit schwindet, alle Sehnen erschlaffen, und der Organismus geht durch jenes verderbliche Tropenfieber, dem bis heute die meisten Fremden unterlagen, seiner Zersetzung und Auflösung entgegen. Dies wird durch die feuchten Südwinde bewirkt, welche aus den braunen, durch verbrannten Vegetationsstaub gesättigten Schlamm- und Morästen aufsteigende Pesthauche daherführen. Zudem heitert sich in dieser Zeit der Himmel nie auf, die unaufhörlichen Schlagregen machen die Luft dunkelfatt; man fühlt sich bis auf die Knochen durchnäßt, und nichts kann gegen diese Feuchtigkeit, welche die Schwüle der Atmosphäre noch vermehrt, schützen.

Zu bemerken sind hier noch die von Zeit zu Zeit eintretenden schädlichen Winde Afrika's, zunächst der Harmattan (der Samum oder Samiel der arabischen und syrischen Wüsten), der, in der erhitzten Wüste sich erzeugend, mit glühendem Hauche vom Aequator her nach den kühleren Gegenden südlicher und nördlicher Breite weht, und in Italien als Sirocco, und in den südlichen Spanien als Solano verhaucht. Setzt man ihm sich aus, so werden Augen, Mund und Gaumen sehr bald trocken und in 7 Tagen schält sich die feine Haut von den Händen und anderen Theilen; das Gras welkt und wird dürr, wie Heu, die Zweige der Bäume tranern und die Blätter schrumpfen zusammen, so daß man sie, wenn der Wind 10 Tage

anhält, zwischen den Fingern zu Staub reiben kann. Gewöhnlich dauert dieser Wind 3 bis 5, höchstens 12 Tage. Dem Harmattan sehr ähnlich ist der Chamfin, ein Süd-Süd-Westwind, welcher aus den Wüsten über Aegypten innerhalb der 50 Tage, welche auf die Frühlingsnachtgleiche folgen, weht. Der in Aegypten sonst so reine und klare Himmel wird dann trübe, und die Sonne sieht wie eine violette Scheibe aus. Die graue, unerträglich heiße Luft scheint mit einem äußerst feinen, Alles durchdringenden Staube angefüllt, und ist so trocken, daß das Wasser, mit welchem man ein Zimmer besprengt, in wenigen Minuten verdunstet, die Pflanzen schnell verwelken, die Bäume die Blätter verlieren. Die Lunge, von der zu sehr verdünnten Luft nicht mehr ausgefüllt, zieht sich zusammen und wird gepreßt, der Athem wird kurz und schwer, die Haut trocken. Innere Gluth zehrt am Körper. Obgleich die Sonne verhält ist, sind sonst kalte Körper, als Stein, Metall und Wasser, heiß. Sind Reisende so unglücklich, vom Chamfin ohne Obdach getroffen zu werden, so sind sie sehr übel daran, denn bei den Windstößen vermehrt sich die Hitze oft so sehr, daß die Lunge in convulsivische Bewegungen geräth, der Umlauf des Blutes gehemmt wird und plötzlicher Tod erfolgt. Müde und Vollblütige haben von diesem Winde am meisten zu leiden. Ähnlich den beiden genannten Winden sind die Tornados oder Travados, von denen vorzüglich Senegambien und Guinea heimgesucht werden.

Woher Afrika seine ersten Bewohner erhalten habe, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Ward ein schwarzer Adam der Stammvater der diesem Erdtheile eigenen Menschengasse, oder führte ein Noachide von

Asien aus ihm sein erstes Stammvolf zu, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne, unter dem gewaltigen Einflusse des Klima, im weitesten Verlande des Wortes, so daß auch Lebensart und Nahrungsmittel darunter gehören, seine schwarze Tinte empfing, wer mag das entscheiden? Möglic wenigstens ist's, und namentlich von Herder, in dessen Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit überaus scharfsinnig nachgewiesen, daß Weiße und Schwarze von einem und demselben Stammvater abstammen. — Der Hauptstamm der Ureinwohner ist der der Neger, die ihren Anfang am südlichen Ufer des Senegal nehmen und deren eigentliches Vaterland Mittelafrika ist. Ihre charakteristischen Kennzeichen sind: Wellenhaar, eingedrückte Nase, aufgeworfene, sehr rothe Lippen, große Nasenlöcher, weiße, zuweilen auch grünliche Augenäpfel mit schwarzem, feurigem Stern, starke Backenknochen, harte Zähne, große Zähne, vorstehende Ohren, schwarze, dicke Sammethaut, ein starker, nerviger und behender Körper, wohl ausgebildete Glieder, überall physische Vollendung sichtbar. Freilich die feinere Geistigkeit des Europäers, die den Menschen unter dieser glühenden Sonne, in dieser von Leidenschaften kochenden Brust verlagert werden mußte, dürfen wir bei dem Neger nicht suchen, aber sie ward ihm durch einen Fibernbau, der an jene Gefühle nicht denken läßt, ersetzt. Laßt uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klima kein edleres Geschenk werden konnte, bedauern, aber nicht verachten\*), und die Mutter ehren, die auch beaubend zu ersetzen weiß. Sorglos verlebt er sein Leben in einem Lande, das ihm mit überflüssiger Freigebigkeit seine Nahrung darbeut. Sein schlanker Körper plätschert im Wasser, als ob er für's Wasser gemacht sei, er klettert

\*) Mit eben dem Rechte, mit welchem wir den Neger für ein Ebenbild des Unholts halten, kann er seine grausamen Räuber für Albinos und weiße Satane erklären, die nur aus Schwachheit der Natur so entartet sind, wie, dem Nordpole nahe, mehrere Thiere in Wolf ausarten. Ich könnte er sagen, ich, der Schwarze, bin Urmensch. Mich hat der Quell des Lebens, die Sonne, am stärksten getränkt, bei mir, und überall um mich her hat er am lebendigsten, am tiefsten gewirkt. Seht mein gold-, mein fruchtreiches Land, meine himmel hohen Bäume, meine kräftigen Thiere; alle Elemente wimmeln bei mir von Leben, und ich ward der Mittelpunkt dieser Lebenswirkung! So könnte der Neger sagen, wir wollen daher mit Bescheidenheit auf ihn blicken.

und läuft, als ob jedes seine Lustbuna wäre, und eben so gesund und stark, als er munter und leicht ist, erträgt er durch seine eigenthümliche Constitution alle Unfälle und Krankheiten seines Klima, unter denen so viele Europäer erliegen. Was sollte ihm das quälende Gefühl höherer geistiger Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stoff dazu war auch in ihm da; aber die Natur wendete die Hand, und erschuf das daraus, was er für sein Land und für die Glückseligkeit seines Lebens nöthiger brauchte. Sie hätte kein Afrika schaffen müssen, oder in Afrika mußten auch Neger wohnen! — Von den Negerstämmen sind besonders bekannt: die schlanken Jalofen am Senegal, und die mit ihnen verwandten Serren; weiter hinab und tief in das Innere wohnen die Mandingos in vielen Stämmen, schon plumper und compacter als die Jalofen; der Linie näher die unterseßten Felupen; tiefer gegen den Aequator finden sich die Ushantis, Fantes u. s. w., die gutmüthigen Kaffern und die noch sanfteren Hottentotten, die mit ihrer braungelben Farbe schon in die malalische Bildung überzugehen scheinen. Andere, aber nur geringe, Urstämme sind die Kabilen oder Berbern auf dem Atlasgebirge und die Kopten oder Aethypten im Niltale. Aber die zahlreichste Völkerschaft in ganz Afrika ist wohl der Stamm der später eingewanderten Araber, welche die ganze nördliche und östliche Küste vom Senegal längs des mittelländischen, rothen und indischen Meeres bis zur Hoffnungspitze eingenommen haben, und in Mauren oder Mohren, d. h. Städtebewohner, und Beduinen, d. h. Landstreicher, zerfallen. Andere zerstreute Völkerschaften sind die Türken an der Nordküste; die Juden an der Nordküste einzeln, aber in einem eigenen Staate an der Ostküste auf habessinischen Alpen, an der Westküste bei Kongo, wo sie zu Negern geworden sind, und endlich im Innern von Afrika, wo nach

Edrissi \*) ein eignes Judenland Samlem ist, welches wahrscheinlich Schwedenborg Anlaß zu dem Glauben gab, daß im Innern Afrika's das neue Jerusalem auferstehen werde.

Afrika mag auf seinem Flächenraume von 545,000 □ Meilen 100 bis 120 Millionen Einwohner haben. Zwar kann die Statistik hier durchaus keine bestimmten Nachweisungen geben, denn Steuerregister- und Conscriptionslisten hat Afrika bis heute noch nicht; doch muß das Innere dieses Erdtheils unermesslich bevölkert sein, da es in drittehalb Jahrhunderten über 40 Millionen kraftvolle Menschen in den Sklavenshandel geben konnte und dennoch in seinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert ist, auch hundert Kinder dem Neger eine Kleinigkeit sein und jener Alte mit Thränen bedauert haben soll, daß er deren nur siebenzig habe!

Der Wendekreis des Krebses und der Aequator theilen Afrika in 3 Haupttheile, nämlich: 1) in Nordafrika, 2) in Mittelafrika, und 3) in Südafrika.

## I.

### Die Völker Nord : Afrika's.

Zu Nordafrika rechnet man 1) Aegypten, 2) die Raubstaaten mit der Küste Barka, Tunis und Algier, 3) den Staat Fez und Marokko, 4) den obern Theil von Sudan oder die Sahara, 5) die Azoren, die kanarischen Inseln und die Inseln Madeira und Portofanto.

#### 1) Bewohner Aegyptens.

Die Aegypten, heißt es, seien eine Kolonie der Aethiopier, ein Name, der nicht allein zur Bezeichnung der Bewohner des ganzen innern südlichen Afrika's, sondern auch zur Bezeichnung der durch eine schwarze oder

\*) Edrissi, ein arabischer Scherif aus Ali's Stamme, flüchtete, des marokkanischen Thrones beraubt, zum König Roger von Sicilien, schrieb hier seine unschätzbare Geographie und starb ums Jahr 1180.

doch sehr dunkle Farbe sich unterscheidenden Menschenrassen gebraucht wird, wornach es auch in Südasien Aethiopier gab. Dem Laufe des Nils folgend kamen also Aethiopier, die von den Alten als das fernste aller Völker, als die Gerechtesten der Menschen, als die Lieblinge der Götter geschildert werden, über Nubien und das Gebirge herab in das gesegnete Nilsthal. Der Umstand, daß wir die ersten gebildeten Staaten in Oberägypten finden, daß Mittelägypten früher ein Sumpf war und daß Unterägypten erst nach und nach vom Nil angeschwemmt, ausgetrocknet und bewohnbar gemacht worden ist, bestätigt die Sage von der äthiopischen Abstammung der Ägypter. Auch hatten die Ägypter noch in der Zeit, als die Griechen sie kennen lernten, schwarze Farbe und krauses, wolliges Haar; und Denon schildert die Kopten, die er für Abkömmlinge der alten Ägypter hält, ganz als eine Art von Negern. Andererseits aber führen uns historische Spuren, Ähnlichkeiten der Sculptur, der Architectur und der Religionsideen auf einen frühen Zusammenhang Ägyptens und Indiens, (vergl. Völkergallerie Abth. I. S. 44. Anmerkung). Die Obeliskten, die in ganz Ägypten zerstreut sind und die Tempel in Thebais sind mit Bildern bedeckt, die menschlichen Gestalten derselben, treu nach der Natur, mit den Eigenheiten der Gesichtsbildung und der Beschaffenheit des Haars. Aber in mehr als 100 Köpfen auf den Reliefs der Tempel in Theben fand Denon keinen Gesichtszug eines Neger's, eher griechisches Profil, und langes, schlichtes Haar; ein Gleiches fand sich an einzelnen Mumien, und Blumenbach und Heeren finden zwischen dem Schädel eines Bengalen und einer Mumie eine außerordentliche Ähnlichkeit. Auf den noch erhaltenen Gemälden an den Wänden der Begräbnißkammern kann man sogar heute noch die Verschiedenheit der Hautfarbe zweier Stämme, eines helleren und eines dunklen, genau unterscheiden, und überall erscheinen die Hellfarbigen als Sieger, die Schwarzen als Ueberwundene, so daß man vielleicht als gewiß annehmen darf: dieser Völkersamm

von hellerer Farbe und höherer Kultur, der frühzeitig von Asien her in Ägypten einbrang, erwarb sich die Herrschaft des Landes, aus ihm gingen die Könige und Priester hervor, er machte die Kriegerkaste aus, und durch ihn sind die großen Denkmäler der Baukunst in Oberägypten errichtet. — Von den frühesten Zeiten an finden wir allgemein Priesterherrschaft durch ganz Ägypten; und in den vielen kleinen Staaten, in welche Ägypten getheilt war, stand ein Priesterkönig an der Spitze. Allgemein wird Menes als der erste menschliche König Ägyptens — vor ihm regierten 18,000 Jahre Götter, vielleicht Priester, in diesem Lande — genannt. Vielleicht ist er ein ganz mythisches Wesen, wenigstens nicht Herr des ganzen Ägyptens. Er soll Memphis, die alte Hauptstadt des Landes, erbaut haben. Zu einem Pharaon, was nach dem Koptischen eigentlich der Erhabene bedeutet, von Memphis, kam 2000 v. Chr. wahrscheinlich Abraham, als er wegen Mißwachses in Palästina, nach dem damals schon durch seine Fruchtbarkeit berühmten Ägypten reiste, und trifft hier eine geordnete Monarchie und einen Hof, an dem schon Luxus herrscht; der König hat seinen Harem und Hofslinge, die ihm weibliche Schönheiten zuführen. Noch sichtbar ist in Josephs (um 1756 v. Chr.) Geschichte der Luxus. Zugleich aber erkennt man, wie abergläubisch die Ägypter sind, und wie willkürlich die Regierung. Eine Traumdeutung erhebt den Joseph zum Nächsten nach dem Könige, und die Verheirathung mit der Tochter eines Priesters zu On sichert ihm seinen Einfluß. In einer durch wiederholten Mißwachs entstandenen Theuerung benutzt Joseph seinen gesammelten Vorrath, um alle Grundeigenthümer Ägyptens, mit Ausnahme der Priester, zu Pächtern des Königs zu erkaufen. Bald nach Joseph, um 1700 v. Chr., sollen phönizische, vielleicht arabische, Nomaden, deren Könige Hyksos, d. i. Hirtenkönige, hießen, das Land unterjocht haben. Ein Pharaon der Hyksos war es wahrscheinlich, der bei der Verfolgung der ausziehenden Juden, 1500 v. Chr., im arabischen Meer-



Busen \*) ertrank. Solche Ueberfälle nomadischer Hirtenvölker erregten bei den Aegyptern wahrscheinlich zuerst den tiefen Haß gegen Hirten, so daß unter ihrem eigenen Volke die Hirtenkaste für unehrlich galt und den Schweinhirten sogar der Zutritt zu den Tempeln untersagt war. Nach 200 Jahren wurden die Fremdlinge vertrieben, das Land vereinigte sich unter einem Könige, dessen Residenz Theben war und nun erscheint die glänzendste Periode des Reichs. Der König Mdris gründete, wie es heißt, den großen See Mdris, d. i. See der Vereinigung. Noch berühmter ist Sesostris, 1300 v. Chr., ein Nachfolger des Mdris, der nebst allen mit ihm an demselben Tage gebornen ägyptischen Knaben planmäßig zum Krieger erzogen, ungeheure Bäche zu Wasser und zu Lande nach Arabien, Lybien, Aethiopien, Indien bis jenseit des Ganges gemacht, nach seiner Rückkehr das Innere des Reichs geordnet, die Einwohner in Klassen \*\*) getheilt, Tempel erbaut, Dämme aufgeführt, Kanäle angelegt und durch eine, der großen chinesischen ähnliche, lange Mauer sein Reich gegen die arabischen Nomaden geschützt haben soll. Ein anderer König Sisaak oder Sufak, 1000 v. Chr., wird in der jüdischen Geschichte als Beschützer des Jerobeam namhaft gemacht. Er eroberte Jerusalem. Im 8. Jahrhunderte v. Chr. drang ein äthiopischer Eroberer, Sabako, ins Land und beherrschte es nebst seinen Nachkommen gegen 50 Jahr. Gegen das Gefes vereinigte, nach Vertreibung der Fremdlinge, ein Priester des Ptcha (Vulkan), Na-

mens Sethon, die priesterliche Würde mit der königlichen; allein seine unpolitische Beleidigung der Kriegerkaste, der er ihre steuerfreien Erbäcker nahm, setzte ihn bei dem Einfalle des assyrischen Königs Sanherib, 700 v. Chr., in große Verlegenheit: die Krieger wollten nicht sechten, er mußte eine Schaar von Handwerkern und Bauern zusammenrufen, und nur eine Seuche, vom Priester für ein Wunder vom Ptcha geendet, rettete ihn. Nach dieser Zeit, vielleicht mit durch die Beleidigung der Soldaten und die ungewöhnliche Bewaffnung der bisher nicht geachteten Handwerker und Bauern veranlaßt, verheerte eine allgemeine Empörung Aegypten; mehrere Große strebten nach Oberherrschaft, 12 Kronprätendenten theilten sich in das Land und traten unter einander in die genaueste Verbindung, zum Zeichen ihrer Eintracht das prächtige steinerne Labyrinth am See Mdris bauend. Doch die Einigkeit dauerte nicht lange. Psammetichus, der sein kleines, an der See küste ihm zugetheiltes Gebiet, durch Handel mit den Phöniziern und Griechen zu einem mächtigen Reiche erhoben hatte, besiegte mit Hülfe der Ausländer, namentlich der Griechen, seine 11 Mitkönige. Nun öffnete Psammetichus allen Fremden die Häfen, beförderte Auswärtige zu Ehrenstellen, ließ viele ägyptische Kinder griechisch lernen und griechisch erziehen, so daß von nun an der eigenthümliche Charakter der Aegyptier nach und nach verloren geht. Die Kasten verschmelzen mehr in einander, der Priester unumschränkte Herrschaft wird ge-

\*) Dieser Meerbusen wird auch das rothe Meer, oder das Meer Suph (nach Luthers Uebersetzung Schilfmeer genannt), von einem Kraute Supho, das auf dem Boden dieses Meerbusens wächst und das Meer roth färbt.

\*\*) Gewiß wenigstens erhielten die Aegyptier schon sehr früh die Einteilung in Kasten, die Grundlage ihrer politischen Verfassung, aber auch das größte Hinderniß ihrer freilebendern Ausbildung. Außer dem eingeschränkten Könige bildeten die Priester und die Krieger die beiden höhern Stände: sie allein hatten Grundeigenthum, und die Priester außerdem Freiheit von Abgaben und Gewalt über Alles, selbst über den König: sie erzogen ihn, waren seine Rathgeber, sprachen das Urtheil über den Gestorbenen, sie waren die Richter und Aerzte des Volkes und die einzigen Inhaber der Gelehrsamkeit. Außerdem gab es Kasten von Künstlern, d. h. Handwerkern, zu denen, wie es scheint, auch die Kaufleute gerechnet wurden; von Ackerbauern, die aber nur Pächter der höhern Stände waren, und von Hirten, die auf der niedrigsten Stufe der Kultur und Achtung standen. Diese Hauptkasten faßten wieder andere nach den besondern Gewerben unter sich: daher von Andern andere Hauptkasten genannt werden. Für alle diese Kasten galt das Gesetz: daß die kärglich und streng erzogenen Kinder nicht von der Lebensart der Ältern abweichen durften; deswegen auch den Priestern nur eine Frau zu heirathen erlaubt war, da die übrigen Aegyptier vier Frauen nehmen durften.

stärzt, und die Pharaonen, sich immer mehr außer Verbindung mit den Priestern setzend, verlegten ihre Residenz von Memphis, wo der Haupttempel war, nach Sai. Psammetichs würdiger Sohn, Necho, verfolgte mit Ueberlegung und Kühnheit die Pläne seines Vaters, erbaute große Flotten, versuchte durch einen Kanal aus dem Nil in den arabischen Meerbusen diesen mit dem mittelländischen Meere in Verbindung zu setzen, und ließ durch Phönizier auf ägyptischen Fahrzeugen Afrika umschiffen. In einem Kriege gegen Nebukadnezar verlor er alle seine auswärtigen Eroberungen in Palästina und Syrien, und verließ nachher nicht wieder Aegypten. Ihm folgte Psammis, der mit Äthiopien Krieg führte, und diesem Apries, in der Bibel Hophra genannt, der sich zu schwach fühlte, seinem Vändnisse mit Zedekias gemäß, Jerusalem gegen Nebukadnezar zu schätzen, und durch eine Empörung der ausländischen Hülfsstruppen vom Throne gestürzt wurde, den nun Amasis, der Anführer derselben, 570 v. Chr., einnahm. Unter Psammertit, des Amasis' Sohne und Nachfolger, fiel nach der mörderischen Schlacht bei Pelusium 525 ganz Aegypten in die Gewalt der Perser. Später versuchten es die Aegyptier zu verschiedenen Malen, das persische Joch abzuschütteln, doch kein Versuch wollte ihnen gelingen. Aegypten, barbarisch behandelt, blieb persische Provinz bis auf Alexander den Großen, der es 332 mit dem großen macedonischen Reiche vereinigte, nach dessen Theilung die glänzende Periode der Ptolemäer eintrat. Alexandrien ward, erweitert und verschönert, der Mittelpunkt des Welt Handels, die berühmte alexandrinische Bibliothek, nachher die große oder vorzugsweise die Bibliothek genannt, angelegt, berühmte und aufgeklärte Griechen ins Land gezogen. Unter Ptolemäus Philopator kommt Aegypten unter römischen Schutz, und Kleopatra's Selbstmord nach des Octavius Siege bei Actium, 31 v. Chr., machte das Reich gänzlich zur römischen Provinz. 670 Jahre lang blieb Aegypten in den Händen der Römer. Schnell breitete sich auf Aegyptens

II.

Boden das Christenthum aus, nahm aber auch sehr bald den düstern Charakter der alten ägyptischen Religion an; Einsiedler und Mönche gingen von hier aus. Als nach der Theilung des großen Römerreichs unter Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Aegypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Unwissenheit, Barbarei und Schwäche. So ward es 640 n. Chr. unter dem Khalifen Omar, dessen Feldherr Amru Alexandrien mit Sturm nahm, ein Raub der Saracenen. Unter der Herrschaft der Araber, die sich schnell zu einem gebildeten Volke erhoben, ward Aegypten wieder auf eine Zeit lang der civilisirteste Theil der Erde. Sogar die Baukunst und in ihrem Gefolge alle Künste und Wissenschaften fanden gedeihlichen Boden. Kanäle wurden gegraben, Kairo gegründet und geschmückt, der Beduine zum Landmanne gebildet, die faulen Reste des Pharaonenreiches durch neue Pflanzungen ersetzt. 1250 unterlagen die Araber den Mamelucken, und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. 1516 wurden die Mamelucken von dem Sultan Selim bezwungen und Aegypten nun völlig eine türkische, durch einen Pascha regierte Provinz. Kurze Zeit schien es, als ob Frankreichs Fahnen neues Heil brächten (1798), allein nach dem Feldzuge der Franzosen ward Aegypten wiederum von Paschas, unter türkischer Oberherrschaft, verwaltet. 1810 entledigte sich der gegenwärtige Pascha von Aegypten, Mehemmed Ali, aller Mameluckenbens, welche die eigentlichen Besitzer des Landes waren, durch Mord. Von dieser Zeit an hob Mehemmed Ali die Industrie des Landes, indem er europäische Künstler, Handwerker und Officiere herbeizuziehen suchte; bildete zu gleicher Zeit ein mächtiges Heer, schaffte Sicherheit im Lande, und beförderte Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Dieses sind in kurzen Worten die Schicksale Aegyptens, deren Erzählung wir mit jenem merkwürdigen, von Apulejus uns aufbewahrten

. 2

Orakelsprüche des Hermes Trismegistus \*) schlie-  
ßen: „Die Gottheit, welche Aegypten  
durchflammt, wird zu seiner Zeit zum  
Himmel zurückkehren und Aegypten  
verwaist und seiner Götter beraubt  
sein. Gräber und Leichen werden dann  
dieses Land, die heilige Stätte der  
Tempel und Gotteshäuser, erfüllen.  
O Aegypten, Aegypten! Nur die Fa-  
beln von deiner Religion werden übrig  
bleiben; und deinen unglaublichen  
Nachkommen werden von deinem from-  
men Sinne nur steinerne Worte zeu-  
gen. Der Fremdling wird über dich  
herrschen, und der heilige Strom seine  
göttlichen, aber von Blut entweichten  
Fluthen, über sein Ufer wälzen, der  
Tobten aber mehr denn der Lebenden  
sein!“

Ueberbleibsel der ältesten Bevölke-  
rung Aegyptens sind unstreitig die  
Kopten (s. Taf. IV.).

Wie wir schon oben erwähnten, finden sich  
von den frühesten Zeiten her in Aegypten zwei  
Menschenrassen, die negerartige, aus welcher  
das gemeine Volk bestand, und die edlere Rasse  
der Priester und Kriegerkaste, die in der Haut-  
beschaffenheit, in Temperament und Zügen einen  
asiatischen Charakter an sich trägt, und zwar  
erst später, aber doch schon in vorgeschichtlicher  
Zeit einwanderte. Abkömmlinge der ersteren  
nun sind die Kopten, die alten Eigenthümer  
des Bodens, aber jetzt des Erbes ihrer Väter  
bis auf wenige Dörfer in Oberägypten beraubt  
und in ungefähr 30,000 Familien im ganzen  
Landes zerstreut. Ihre schwarzgelbe Haut, ihr

aufgedunsenes Gesicht, ihre hervorquellenden  
Augen, ihre dicken Lippen, ihr wolliges Haar  
läßt sie als Abkömmlinge von Negern erkennen.  
Als das überwundene und unterjochte Volk unter  
einem mehr als tausendjährigen Drucke lebend,  
haben sie den Haß gegen ihre Unterdrücker hin-  
ter einem immer trüben und finstern Antlitze zu  
verbergen und mit aller Macht einer heimlichen  
Herrschaftsucht sich in dem Lande ihrer Väter, die  
Verwaltung desselben zu bewahren gewußt; denn  
unter dem unscheinbaren Titel der Schreiber  
sind sie die erblichen Notare und Finanzbeamten  
des Landes. Einig unter sich, beweisen sie sich  
feindselig gegen alle, von denen sie nicht gerade  
abhängen; verloren ist der Fremde, der sich nicht  
vor ihnen hütet oder sie im Fall der Noth nicht  
mit der größten Vorsicht behandelt. Falschheit,  
Treulosigkeit, Hang zur heimlichen Angeberei,  
zum Spioniren und Vespöthlichkeit bilden die  
Grundlage ihres Charakters, der eine trau-  
rige Folge ihrer gedrückten Lage und der Noth-  
wendigkeit sich zu verstellen und zu kriechen ist.

Ihrer Religion nach sind die Kopten  
monophysitische Christen, die noch heute  
der im 5. Jahrhundert aufgetretenen, in  
Aegypten namentlich festgehaltenen, von der  
Synode zu Ephesus 440 gebilligten, von der  
Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 aber als  
keterisch verdammten Meinung huldigen: daß das  
Göttliche und Menschliche in Christo zu einer  
Natur vereinigt sei, während die orthodoxe  
Kirche festsetzt, daß in Christo zwei Naturen,  
eine göttliche und menschliche, ohne Vermischung,  
Verwandlung und Trennung zu einer Per-  
son und Substanz vereinigt sind. Die durch  
blutige Verfolgungen und innern Zwiespalt ge-  
sunkene Parthei der Monophysiten, erhob,

\*) Hermes Trismegistos, der dreimal größte Hermes, soll 900 Jahr v. Chr. Priester im Tempel  
der Isis gewesen sein. Er gilt für den Erfinder der weissen alten Wissenschaften, der Buchstabenschrift,  
Astronomie, Kunst, Medizin u. s. w. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in  
steinerne Säulen gegraben, und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntnisse zu danken  
haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzäh-  
lige Bücher; man nimmt gewöhnlich 36,523, die Hermes Namen trugen. Besonders schob man ihm alles  
unter, was über Theosophie, Magie, Alchimie und andere übermenschliche Wissenschaften geträumt wurde,  
und so ist Hermes Trismegistos auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer  
Weisheit betrachtet worden.

vereinigte und trennte, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, von der allgemeinen Kirche völlig ab der Syrer Jakob Baradai, daher die Monophysiten auch Jakobiten genannt werden. Eben diese Trennung von der griechischen sowohl als der römischen Kirche, wie sie umlingbar lange Verwirrung und schreckliches Blutvergießen über die schönsten Provinzen und blühendsten Gemeinden Afiens, namentlich auch Aegyptens, brachte, und den Saracenen deren Eroberung erleichterte, hatte doch auch die glückliche Folge, daß die selbstständige Kirche der Jakobiten eben darum seit dem 7. Jahrhunderte auch unter der Herrschaft der Muhammedaner sich zu behaupten wußte. Außer der den Monophysiten eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Christo stimmen sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griechischen Kirche überein; auch ihr Kultus ist dem griechischen ähnlicher als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Modifikationen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der ägyptischen Jakobiten oder Kopten zeigen. Zwar stehen sie mit den syrischen Jakobiten in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eigenen Patriarchen zu Kairo, der den Titel des Alexandrinischen führt und 10 Bisthümer unter sich hat. Die Bibel und liturgischen Bücher besitzen sie noch in der alten koptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt unter die todtten Sprachen gehört. Die Umgangssprache ist die alte ägyptische, vermischt mit der Spur der Zeit, mit griechischen, arabischen und türkischen Wörtern. Die Kinder werden bei den Kopten nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erst im 7. Jahre, getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe auch den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten, brauchen dabei gesäuertes Brod, welches gebrochen wird, und genießen den Wein mit Weiseln; die unter allen monophysitischen Christen nur unter den Kopten gebräuchliche Beschnei-

dung ist keine religiöse Ceremonie, wie bei den Juden, und wird daher auch nicht von dem Priester verrichtet, sondern ist nur eine Gewohnheit des Landes, welche entweder das Klima veranlaßt oder das Beispiel der Türken eingeführt hat. Ihren Gottesdienst begehnen sie, nach einer in den Zeiten der Verfolgung entstandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienst, bei welchem Weiseln, Echemmas, welche, weil kein Ungeweihter den Altar betreten darf, eben so wie die Priester geweiht werden, aufwarten; aus Gesang, Gebet und Vorlesungen aus einem Stellen der Schrift und ältere Homilien enthaltenden Homiliario. Die koptischen Priester, Kasiss genannt, predigen nie, und nur der Patriarch, der nicht bloß Geistlicher, sondern auch Oberrichter seines Volkes ist, nach Maassgabe der Armuth seiner Kirche beträchtliche Einkünfte geniesst und mit orientalischer Devotion verehrt wird, hält jährlich einen eignen Vortrag an das Volk. Eine Vorbereitung auf das Lehramt findet nicht statt; jeder Laie, wenn er nur im Stande ist, die Liturgie abzulesen, ist zum geistlichen Amte fähig, sobald er zum Priester geweiht ist. Die koptischen Klöster, deren Zahl sich immer mehr vermindert — die meisten giebt es noch in Oberägypten in der Wüste des heiligen Makarius — sind keine Pflanzschulen der Wissenschaften, sondern nur Hospitien oder Versorgungsanstalten, deren Bewohner sich bloß mit frommen Übungen, mit dem Ackerbau und andern mechanischen Arbeiten beschäftigen, und in der Regel verheirathet sind. Bei der Armuth des Volkes können die Einkünfte der Geistlichen nur karglich sein, und wirklich reichen sie kaum hin, die kümmerliche Subsistenz derselben zu fristen, so daß niemand leicht die priesterliche Würde begehrt, und die Gemeinden diejenigen, welche zu Priestern aufsersehen werden, zu der Annahme dieses beschwerlichen Amtes, durch welches sie für die Versäumung ihrer bürgerlichen Geschäfte nicht entschädigt werden, durch eine Zubringlichkeit, welche an Zwang grenzt, nöthigen müssen. Indessen schwächt weder die ärmliche Gestalt, noch



die Unwissenheit der Priester die Achtung, welche der rohe Mensch gegen Personen fühlt, die er sich in einer nähern Verbindung mit der Gottheit denkt, und, ob sie ihm gleich vorher völlig ähnlich waren, doch von dem Augenblicke an, wo sich ihnen in der heiligen Weihe die höhere Kraft mittheilt, über den Kreis gewöhnlicher Menschen erhoben werden.

Hinsichtlich der Tracht, Wohnung, Lebensweise u. s. w. kommen die Kopten mit den übrigen Bewohnern Aegyptens überein

die Mammelucken (s. Taf. I. und Taf. III.), d. h. Sklaven, von dem arabischen Memalik, d. i. ein Sklav, waren von 1254 bis 1811, mit kurzen Unterbrechungen nur, die eigentlichen Herren Aegyptens. Schon früh nannte man die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven, die bei ihren Herren oft ehrenvolle Hausämter verwalteten und sich nicht selten zu den wichtigsten Staatsämtern emporschwangen, Mammelucken. Als am Anfange des 13. Jahrhunderts Dschengis-Chan bei seinen Kriegen so viel Gefangne machte, daß alle Märkte Asiens damit überfüllt waren, so kauften viele asiatische Fürsten diese Gefangenen zur Vermehrung ihrer Armeen. Auch der damalige Sultan Aegyptens, Rodschmaddin, erhandelte 12,000 solche mingrelische und tscherkassische Sklaven, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein eigenes Corps, welches gleich den Janitscharen der Türken und den Streitigen, d. i. Bogenschützen, der Russen, bald zügellos und rebellisch wurde, und in Kairo das Schauspiel, welches die Türken in Bagdad und an andern Höfen der Khalifen (s. Abtheilung I. S. 2 und 24) gegeben hatten, wiederholte: sie stürzten ihren Herrn vom Throne. Der Sultan Wadban, als er mit Ludwig IX. \*) von Frankreich,

den er gefangen genommen, billigen Frieden schloß (1250), erregte hierdurch den Unwillen der Mammelucken. Sie tödteten ihn und seine Angehörigen, und bekleideten Ibegh, ihren Anführer, mit der Sultanswürde. Ibeghs Nachfolger wurden jedesmal von den Mammelucken gewählt, aus ihrer eignen Mitte. Der Umstand, daß Verdienst oder Vertrauen, nicht aber Erbrecht den Thron gab, und die fortwährende Erfrischung ihrer Stärke durch herbeigerufene Krieger aus den heimathlichen Hirtenstämmen des Kaukasus ließ die Mammelucken allein den mongolischen Stürmen trotzen, und erhielt ihre Regierung bis auf die Eroberung Aegyptens durch Selim 1517, der über die mammeluckische Bevölkerung einen osmanischen Pascha setzte, ihre 7 Oberhäupter zu Mitgliedern des Divans nahm, und aus ihnen die 24 Statthalter oder Beye von Aegypten ernannte. Ueber 200 Jahr bestand diese Einrichtung, bis seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ansehen der Mammelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Uebergewicht über die Türken erlangte, daß die Macht der letztern völlig in nichts versank. Die 24 Beye schickten dem Großkhan nur jährlich einen Tribut von 645,000 Thlen. und eine Summe von 42,000 Thlen. jedes Jahr, nach Mekka zur Unterhaltung des Tempels. Alles Uebrige, was aus Aegypten floß, kam in die Kasse der 24 Beye, von denen jeder an Grundsteuern, Pachtgeldern und andern Einkünften jährlich 1 Million Piaster, ungefähr 500,000 Rthlr., einnahm. — Die schon durch die französische Invasion unter Bonaparte 1798 gedemüthigten Mammelucken unterlagen 1811 dem Mehemed Ali, der seit 1805 aus eigener Machtvollkommenheit zum Pascha von Aegypten sich erklärt hatte und von der hohen Pforte in dieser Würde bestätigt worden war. Er ließ adma-

\*) Mit frommem Ritterthume beschloß Ludwig IX., 1249 der sinkenden Sache der palästinenfischen Christen sich anzunehmen. Die Blüte des französischen Adels und mit ihr viele Tausend gemeine Kriegsknechte führte er nach Aegypten, als dem Bande, von welchem aus, wenn es einmal in der Gewalt der Christen war, das heilige Grab weit leichter erobert und behauptet werden konnte. Allein Ludwig war unglücklich; umzingelt, gerieth er und sein ganzes Heer in ägyptische Gefangenschaft und mußte mit 800,000 Byzantinern (Goldmünzen der griechischen Kaiser) sich und sein Heer lösen.

Berathung in die Citadelle von Kairo berufen; als sie beisammen waren, wurden alle Thüren und Thore verschlossen, die aus Silberneisen bestehende Leibwache Weheniads fiel über sie her und ermordete alle. Die abwesenden flohen, so bald ihnen diese Schreckensbotschaft zu Ohren kam, nach Nubien, und als man sie auch hier aufsuchte, in das Innere Sudans. Die Familien blieben zurück und aus den männlichen Nachkommen, die auch heute noch zu stolz sind, mit eingebornen Aegyptierinnen sich zu verheirathen, und lieber georgische und tscherkassische Sclavinnen sich kaufen, errichtet sich in neuerer Zeit der Pascha eine Leibwache von 600 Mann, die er sehr gut erziehen, in der arabischen und türkischen Sprache unterrichten und in den Waffen üben läßt. — Im Jahr 1811 betrug die Zahl der Kammelucken 8000; über ihre gegenwärtige Seelenzahl mangeln zuverlässige Nachrichten. — Die Religion der Kammelucken ist der Islam. — Als gewandte Reiter sind sie vorzüglich berühmt. — Ihre Lebensart, Kleidung, Sitten und Gebräuche stimmen mit der der Türken genau überein.

Die Hauptmasse der Bevölkerung Aegyptens machen

die Araber,

welche wir schon früher (s. Abthlg. I. S. 21) kennenlernten, aus. Sie zerfallen in Ansässige, die entweder Ackerbauer, Fellahs, oder Handwerker, sind, und in Beduinen (s. S. 29 Abthlg. I.). Die ersten, früher frei, unterrichtet, gestet und jeder Kultur zugänglich, sind jetzt ein elendes Volk, unwissend, abergläubisch, unendlich tief herabgesunken und entwürdigt. In jeder Art von Spitzbüberei Meister, stehlen sie mit den Fäßen, wenn man ihnen auf die Hände sieht, und wissen augenblicklich die Gegenstände, deren sie sich bemächtigt haben, im Sande zu vergraben. Der Geschmack der Europäer an Mumien und Alterthümern öffnet ihrer Gaunerei ein reiches Feld betrügerischer Thätigkeit. Antiken, die sie gestern erst aus Thon oder Pappe verfertigten, bieten sie heute als kostbare Denkmäler aus der Pharaonenzeit feil; aus Mumientrümmern wissen sie wieder so

schöne Mumien zu bereiten, daß selbst Kenner sie mit Begierde kaufen und nur erst bei Zerlegung derselben einen Büschel Stroh finden. — Der Handwerker macht sein Werk eben so, wie er es von seinem Meister erlernt hat, und weiß sich keine Vorthelle anzueignen; versucht man, ihm Rathschläge zur Verbesserung zu geben, so ist seine Antwort: „So haben es unsere Väter gemacht, und es wäre Verwegenheit, weiser sein zu wollen als sie!“ — Bei alle dem aber mangeln ihnen geistige Fähigkeiten gar nicht; nur die fortdauernde Bedrückung ihrer despotischen Regierung, die Unsicherheit und jetzt sogar der Mangel alles Eigenthums, hat sie herabgedrückt. Jetzt hätte nur der Pascha den Nutzen von größerm Fleiße, von zweckmäßigerer Thätigkeit, und sein Einkommen zu mehrern haben sie eben kein Interesse. Allen urbaren Boden des Landes nämlich hat Mehemmed Ali für Staatseigenthum im engsten Sinne zu erklären für gut gefunden, so, daß diesem Systeme gemäß aller tragbare Boden Eigenthum des Pascha ohne alle Abfindung, der Fellah aber zum selbstigen Sclaven geworden ist, der sich von denen in den Plantagen der Kolonialländer nur dadurch unterscheidet, daß er für seinen Unterhalt selbst sorgen muß. Jeder Fellahfamilie wird nun jährlich der zu bebauende Boden, mit dem Bedeuten, was darauf gebaut werden soll, angewiesen, und streng darauf gehalten, daß diese Anweisung befolgt und das Grundstück gut bebaut werde. Sind in einem Bezirk mehr Fellahs, als der Ackergrund erfordert, so werden die überflüssigen Hände dahin versetzt, wo das Land ihrer bedarf. Jährlich sucht der Pascha durch Anlage neuer Kanäle und Dämme neues Land zu gewinnen, und jährlich werden viele hundert Familien ihrer Heimath entrissen, um den neu gewonnenen Boden zu bebauen. Jeder Nazir oder Bei berichtet alljährlich über die Quantität und Qualität des vertheilten Bodens, über die Ernte und ihren Ertrag, an den Staatsrath, welcher nun nach Maassgabe dieser Berichte den Miri oder die Grundsteuer fest setzt, und eben so den Preis bestimmt, für welchen alle Landeserzeugnisse abgeliefert werden müssen. Die Ernte wird nun

eingebraucht, und nachdem jeder Familie die allernöthigste Quantität Lebensmittel gelassen worden, muß der ganze Ertrag in die Magazine des Pascha abgeliefert werden. Dieser Ertrag wird nun nach einem von der Regierung fest zu setzenden Preise angenommen, berechnet, die Grundsteuer, die Saat und andere gethane Vorschüsse abgezogen, und der natürlich nur sehr unbedeutende Rest dem Fellah in baarem Geld oder Schazanweisungen ausgezahlt. So ist der Fellah Aegyptens eine bloße Säc- und Erntemaschine; er bearbeitet sein Feld nur, weil er die Bastonade fürchtet, und oft vermag selbst diese Furcht ihn nicht zum Fleiß zu spornen, daher der Pascha wieder, ganz ächt türkisch, verordnete, daß in jedem Bezirk nicht der bebaute, sondern der kausfähige Boden zum Grunde der Bestimmung der Abgaben gelegt würde. Dadurch ist dem Fleiße neue Strafe auferlegt, indem der, welcher mit dem größten Eifer so viel Land, als er nur immer konnte, sorgfältig bebaute, doch nur darum eine reiche Ernte erzielt hat, um die Abgabe für das Grundstück bezahlen zu helfen, das sein Nachbar unangebaut liegen ließ. Eine unausbleibliche Folge dieses Systems ist der gänzliche Verfall aller Moralität und eine Entmuthigung des ganzen Volkes, das zwar schon mehr als einmal das unerträgliche Joch zu zerbrechen bemüht war, aber dadurch nur in härtere Fesseln sich schlug. Rebellionen sind in Aegypten nichts Seltenes. Man läuft zusammen, wirft Sand und Staub in die Höhe, mordet und plündert, vergift aber die nöthigen Waffen und Mundvorräthe zusammen zu bringen und sucht, beim Erscheinen einiger Truppen schnell

entmuthigt, die verlassene Hütte wieder zu gewinnen.

Die Beduinenaraber, theils Hirten, theils Krieger oder vielmehr Räuber, umschwärmten und durchschwärmten seit den frühesten Zeiten Aegypten, und waren mehr als einmal Herren dieses Landes. Die Geschichte lehrt, welchen harten Stand schon die Pharaonen gegen die Hyksos hatten, wie schwer es den Ptolemäern fiel, die Nomaden im Zaume zu halten; seit der Römerherrschaft waren sie vollends die Landplage: Mehemed Ali\*) hat sein größtes Meisterstück gemacht, als er sie sich unterwarf. Diese Hyksos der Pharaonen, diese raubenden Blennimyer (Blennimyes) der Römer, diese Beduinen der Türken, die vor wenigen Jahren die Umgebung selbst Alexandriens unsicher machten, und selbst in den unmanerlichen Städten einbrachen, um Weiber und Gut zu rauben und die Männer zu morden, sind jetzt die Beschützer des Thrones. Mehemed schneidete ihren Vorurtheilen, überhäufte ihre Häuptlinge mit Auszeichnungen; hielt ihnen treu sein gegebenes Wort und stimmte sie so zu seinem Gunsten. Nun streute er unmerklich Zwietracht unter sie aus und vereinzelte sie Stamm für Stamm. Dem einen Stamm übertrug er das Geleit der Karavanen, vermehrte die Vortheile dabei, regelte aber auch ihren Dienst; ein anderer Stamm mußte unter günstigen Bedingungen die Verbindung mit den kleinen Oasen sichern; ein anderer wieder die Verbindung mit Syrien, ein anderer mit Arabien u. s. w., dem einen übertrug er sogar, gegen einen sehr reichen Sold, die Polizei in der Hauptstadt. So wurden die

\*) Unter den Merkwürdigkeiten Aegyptens ist dessen gegenwärtiger Herrscher, Mehemed Ali Pascha, gewiß nicht die geringste. 1767 zu Cavalla in Macedonien als gemeiner Kürst geboren, ist er jetzt 66 Jahre alt. Er ist wohlgebaut, mittlerer Statur, mit ansprechendem Aeußern, jungen, etwas unklaren Augen, die in beständiger Bewegung sind. Obwohl von sehr geringem Verkommen, haben seine Manieren doch nichts Gemeines. Er ist mit einem glücklich heitern Naturell begabt, versteht sich außerordentlich zu beherrschen, hat sehr feine Manieren, ein sehr herablassendes, vertrauliches Betragen, ohne jedoch auch nur einen Augenblick den Fürsten zu verlächeln. Was alle Reisende, und sogar solche, die gewohnt sind, vor Königen zu stehen, in Erstaunen setzt, ist die ungezwungene Würde in seinem ganzen Benehmen. Erst als Pascha lernte er lesen und schreiben. Unsichtbar wuchs er auf, und erst in seinem 32. Jahre ward er Wimbafchi (Oberster) bei der Armee des Großveziers, und kam nachher mit einer noch höhern militärischen Würde betheilt nach Aegypten. Hier zeigte er sich bei seinem ersten Eintritt als einen großen Freund der Truppen und des Volks, zwang den Pascha zur Bezahlung der Truppen und diese zur Schonung des Volks, so daß er, besonders da eine ungemeine Tapferkeit ihn auszeichnete, der Liebling beider wurde. Nachdem sein Anhang beschafft war, belagerte er 1804 den Kurkub-Pascha, einen schwachen Despoten, in der Citadelle von Kairo, eroberte dieselbe und erklärte sich 1805 zum Paşa von Aegypten.

Stämme getrennt und beschäftigt, aber auch genährt und vor Noth geschützt, dadurch vom Raube nach und nach entfernt und zur Subordination gewöhnt. Zwar betrachten sich noch heute die Stammeshäupter als unabhängig; alles heißt Vertrag, als zwischen gleich und gleich; es ist aber doch ein Vertrag wie zwischen Herr und Diener, und die Beduinen, durch das Vertrauen, das der Pascha anscheinend in sie setzt, geschmeichelt, entsprechen demselben im ganzen Umfange. Mehrere, namentlich Hirtenstämme, bewirkte er mit Ländereien und Einkommen, gab jedem Stamm einen bestimmten Aufenthaltsbezirk, damit sie nicht mehr unter einander leben, sondern jeder Stamm in bestimmte Grenzen eingeschlossen sein sollte. Er wies demnach den Hirtenstämmen Weideplätze und allen übrigen die Grenze ihrer Bewegung an. Als er dieses erlangt hatte, gab er das für Sicherung des Eigenthums so heilsame Gesetz: daß für jeden verübten Raub oder Betrug der Stamm, in dessen Bezirk die That vollbracht wird, verantwortlich und zum Ersatz verpflichtet sei. — Es bestehen gegenwärtig in Aegypten 34 Beduinenstämme, von denen mehrere schon an den Boden gefesselt und hier und da mit andern Landesbewohnern vermischt sind. Sie zählen 7000 Reiter und 34,000 bewaffnete Männer zu Fuß. Von diesen besoldet der Pascha ungefähr 6000, mit denen er die übrigen, die ihm im Falle der Noth alle zu Gebote stehen, im Zaume hält. Die Stetigkeit ihrer Wohnsitz wird sie nach und nach zur Erbauung fester Häuser statt beweglicher Zelte vermögen, sie werden den Bezirk ihrer Bewegung lieb gewinnen und sich an den Boden fesseln mit eigener Hand. Eben so werden sie, die sich jetzt noch als frei und unabhängig betrachten und nur durch einen Vertrag, der sich jeden Augenblick auflösen lasse, gebunden halten, die Unterthänigkeit, in der sie der That nach leben, erkennen und auch den Namen nicht mehr scheuen; sie sind wirkliche Unterthanen Aegyptens. Für immer ist jedoch Aegypten nicht befreit; denn reich sind die unermesslichen Wästen Afrikas an solchen Araberstämmen, durch Festsetzung derer, welche in Aegypten leben, werden entferntere Stamm

gewinnen, neue Stämme werden aus der unsiegbaren Völkerquelle der Wüste sich ergießen, und Aegypten wird nur dann sicher vor ihnen sein, wenn es fortfährt, die kluge Politik des Memmed Ali zu befolgen.

Die Sitten der Beduinen sind schon (S. 29. I. Abth.) beschrieben worden.

#### Die Türken,

als die gegenwärtigen Herren Aegyptens, nehmen unter der Bevölkerung den ersten Rang ein, nicht sowohl durch ihre Anzahl, es mögen ihrer unter den 3 Millionen Menschen, die Aegypten bewohnen, nicht über 15,000 sein, aber sie sind gleichsam der Adel des Landes, ausgezeichnet durch Reichthum und Ansehen, befinden sich in ihren Händen fast alle Zweige der öffentlichen Gewalt. Die einflußreichsten Civil- und Militärämter sind ihnen übertragen; kein Araber konnte bisher über den Rang eines Lieutenants aufrücken, und alle höhern Offiziere werden aus dem türkischen Gefolge der Vornehmen, aus ihren Wammelucken, Pfeifenträgern und Schreibern genommen, und wenn diese Klasse erschöpft ist, kommt jeder andre Osmanli oder Albanier an die Reihe, Menschen, die an Ausschweifungen und Raubsucht gewöhnt sind. Hartnäckig in ihren Meinungen, reizbar gegen Widerspruch, sind die Türken Aegyptens zwar nicht ohne Einsicht, aber ihre Trägheit, ihre weibische Lebensweise, macht sie unfähig zu anhaltender geistiger Anstrengung, und wenn sie jetzt auch die wissenschaftliche Ueberlegenheit der Europäer erkannt und eingesehen haben, wie eitel ihre ehemalige Verachtung der Christen war, so ist die wahre Empfindlichkeit und Bildsamkeit für höhere europäische Kultur, die man den heutigen Aegyptern nachrühmt, doch mehr bei den Arabern und dem aufwachsenden, strenger erzogenen, türkischen Geschlechte zu suchen, während Schmeichelei und geschmeicheltes Eingehen in Folge Vorurtheile fast der einzige Weg bleiben, das Erwachsene zu gewinnen. „Sprich auf eine Weise, die mir gefällt,“ sagt der Türke, „und ich werde dir nichts versagen.“ Daher haben sie auch die Franzosen wegen ihrer einschmeichelnden Manieren und ihrer höflichen Sprache lieber, als alle andere Völker.

Ein Franzose, der Oberst Seve, ehemaliger Adjutant des Marschall Ney, nach seinem Uebertritt zum Islam Soliman Bei genannt, ward der Schöpfer der ägyptischen Landmacht; ein anderer, Chonon, legte ein Zeughaus zu Kahira an, richtete Werkstätten zum Gießen und Bohren der Kanonen und Waffenschmieden ein; ein dritter, Elot, errichtete Militärspitäler, und verband damit eine medicinische Schule; Billnik und Letellier ordneten das Seewesen; der Franzose Jumal führte die Baumwolle, die jetzt seinen Namen trägt, in Aegypten ein, und gründete für den Pascha eine Fabrik, wo man dieselbe zu dem feinsten Garn spinnt und Zeuche webt, bleicht, färbt oder druckt.

Die politische Verfassung Aegyptens hat seit einigen Jahrzehnten unter dem gegenwärtigen Pascha die wichtigsten Umwandlungen erlitten, und wenn auch nur ein Zehnthheil der Saat aufgeht und Früchte trägt, die jetzt dort ausgestreuet wird, so werden die Folgen unermesslich sein. Zur Erleichterung der Verwaltung wurde Mittel- und Unterägypten, nach den von dem französischen Ingenieur Coste und seinen ägyptischen Jünglingen seit 1818 gemachten Vorarbeiten in 16 Nazirschaften, die in Bezirke und Unterbezirke zerfielen und in die Gebiete von Kairo und Alexandrien getheilt. Jeder Nazirschaft steht ein Nazir, gewöhnlich Bei genannt, vor; er ist sowohl mit der Polizei, als mit Ausmessung und Vertheilung des Landes, so wie mit der Aufsicht über den Anbau und die Pflege der Felder, wie auch mit Erhebung und Eintreibung der Abgaben und Steuern beauftragt. Er hat für die Reinigung der Canäle, für Errichtung und

Verbesserung der Dämme zu sorgen, und steht unmittelbar unter dem Staatsrath, einer seit 1825 eingerichteten Behörde, die dann an den Pascha Bericht erstattet. Der Staatsrath prüft die Berichte und Vorschläge der Nazire, bemisst die Grundsteuer (Miri), wie auch die Quantität der Produkte des Feldbaues, die der Fellah dem Pascha zu überlassen hat. Nach eingetretener Aernste hat der Nazir dafür zu sorgen, daß alle Produkte nach den Magazinen des Pascha und den bestimmten Niederlagen gebracht werden; er hat desgleichen den von dem Pascha bestimmten Ablösungspreis der Producte, nach Abrechnung des Miri und der an den Staat schuldigen Rückstände, in Baarem oder in Schatzkammeranweisungen zu entrichten. Zur Befehligung der bewaffneten Macht hat jede Nazirschaft einen Kaschef, der dem Nazir wohl zur Disposition steht, aber nicht untergeordnet ist. Dieser Kaschef empfängt von der Regierung jährlich zwei Kleider und Kaschemire, monatlich 5 Beutel (ein Beutel beträgt 250 Zehinen oder etwa 450 Thlr.) für sich und eine bestimmte Summe zur Unterhaltung von 400 Mann Fußvolk und 200 Reitern, die als exekutive und steuereintreibende Gewalt immer marschfertig sein muß. — Eine, in einem türkischen Staate überaus merkwürdige Massregel ergriff der Pascha im Jahre 1829. Er ließ nämlich die Statthalter der Provinzen, die Kaschefs, die ersten Vorsteher der Städte und Dörfer (Schechs) nach Kahira kommen, um sich mit ihnen zu berathen. Die Versammlung bestand aus beinahe 200 Mitgliedern, zu welchen auch die ersten Lehrer und Vorsteher der mohamedanischen Glaubensparteien gehörten \*).

\* Früher bildete das Kollegium der Ulema, (S. 6. Abth. I.) wie in der Türkei, so auch in Aegypten, einen von dem Pascha fast ganz unabhängigen Stamm, da ihre Einkünfte auf liegende Gründe angewiesen waren. Man muß wirklich der feinen Art des Pascha Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sieht, wie er dieses Kollegium sich unterwarf. Mächtig von Ansehen, reich an Mitteln, sich Anhang zu verschaffen, durch den Koran, dessen einzige Ausleger sie sind, mit einer gewissen ehrfurchtgebietenden Glorie umgeben; im Auge des Pöbels für heilig und unantastbar gehalten; wie leicht wäre ein Pascha unter den unsichtbaren Streichen derer gefallen, die schon manchen Sultan stranguliren ließen? Allein der glückliche Mehemed Ali ward ihr Herr. Ganz unbefangenen forderte er sie auf, ihm doch ihr sämmtliches Einkommen von ihren Gütern anzugeben. Die Ulema dachten, was kann der Pascha anders, als uns besteuern wollen? Es ward also noch etwas weniger, als das Minimum angegeben. Man erklärte der Pascha: es sei für so weise und gelehrte Herren, die so viel zu sorgen hätten und denen Muhammed im Koran eine so harte Muß zu knaden gegeben hätte, doch zu beschwerlich, für die Verwaltung ihrer Güter selbst zu sorgen, damit sie höhern Pflichten desto ungestörter obliegen könnten, wolle der Pascha



Die untern Provinzialbeamten kehrten nach dem Schlusse der allgemeinen Berathungen in ihre Bezirke zurück, die übrigen Mitglieder aber setzten die Sitzungen regelmäßig fort. Der Pascha ließ der Versammlung die allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten, besonders alles, was Abgaben, Kanalbau, Anlegung von Dämmen und Fabriken betraf, vorlegen, und jeder durfte frei seine Meinung äußern, selbst Privatpersonen war es erlaubt, ihre Beschwerden, Petitionen u. s. w. vor die Versammlung zu bringen. Es wurde zu gleicher Zeit bestimmt, daß in jeder Provinz ein aus den angestellten Beamten bestehender Verwaltungsrath gebildet werden sollte. Zur Vereinfachung des Rechnungswesens wurde die Einführung der doppelten Buchhaltung verordnet und die Verfügung gegeben, daß die Stellen der Rechnungsbeamten (Mübeschers) nur Eingeborne erhalten sollten, welcher Glaubensparthei sie auch angehören möchten, während seither meistens Fremdlinge, Armenier, Juden, Griechen, dazu berufen wurden. In Kahira ward ein Archiv für die Staatsrechnungen angelegt und eben daselbst eine praktische Verwaltungsschule zur Bildung von Provinzialbeamten gegründet. Der Vorgesichter dieser Anstalt lehrte die Provinzialverwaltung, und ein Dorfschulze, Schach el-Boled, unterrichtet im praktischen Landbau und in der Agriculturstatistik der Provinzen. Für die Rechtspflege wichtig war die Abschaffung der Todesstrafe, die nur bei politischen Verbrechen und bei Diebstählen der Kopfen, die einige der ersten Staatsämter begleiten, statt findet, bei den meisten übrigen Vergehen aber in Zwangsarbeit von verschiedener Dauer verwandelt wird. Strafurtheile auf Zwangsarbeit sind allein dem Staatsrath, vor welchem aber auch jeder Angeklagte seine Verteidigung führen kann, zugewiesen. Die Bastonade ist übrigens die allgemeinste Strafe, welche bei geringeren Vergehen unverweilt und summarisch

ohne viele Verhandlungen erteilt wird. Zwei handfeste Bursche werfen den Delinquenten auf den Bauch, ein dritter hält die Fußsohlen in die Höhe, auf welche ein vierter mit einem Bambusstabe oder knotigem Stricke die Portion, nicht über 500 und nicht unter 100, aufträgt. Einige in den unterirdischen Bauten Aegyptens aufgefundene Abbildungen beweisen, daß die Bastonade ein altes Institut aus der Pharaonenzeit sei, und Champollion hat entziffert, daß für ein Paar Ochsen, die ein Bauer gestohlen, 300 Streiche ganz auf dieselbe Art wie heute zu Tage auf die Fußsohlen erteilt wurden.

Ehe wir zur nähern Schilderung der Sitten und Gebräuche der Aegypter fortgehen, werfen wir hier noch einen Blick auf den Ackerbau, die Fabriken, den Handel und das Militärwesen Aegyptens.

Von der Ueberschwemmung des Nil und von der gerechten und zweckmäßigen Vertheilung der Bewässerung durch das ganze Land hängt der Ackerbau Aegyptens ab; soll er gedeihen, so muß er durchaus nach vom Staate bestimmten und festgesetzten Grundsätzen geleitet werden. Dies erkannte Mehemet Ali und durch ihn sind viele tausend Morgen Landes dem Ackerbau gewonnen, neue Kanäle angelegt, Dämme erbaut, neue Zweige des Ackerbaues und der Industrie eingeführt worden. Aegypten kleidet jetzt schon seine Bewohner in Baumwolle, die es selbst erzeugt, und führt mehrere tausend Ballen aus. Aus Syrien ließ der Pascha Pflanzen kommen, um Indigo zu pflanzen, und jetzt schon giebt das Land über 40,000 Pfund reinen Indigo. Man glaubte, kein Waldbaum gedeihe in Aegypten. Mehemet pflanzte in Oberägypten mehrere Wälder und die Bäume prangen in Kraft; Aegypten führte Del ein, Mehemet ließ trotz allen Widerspruchs Pflanzungen anlegen und Aegypten kauft vom Auslande kein Del mehr. Seide

zu seinen übrigen Sorgen auch noch die Verwaltung ihrer Güter übernehmen, können aber die von ihnen selbst angegebene Summe aus seinem Schatze jährlich auszahlen lassen. Durch diese Maasregel hat sich nun das unabhängige Kollegium der Ulema's, das dem Richtercollegium zu Meroe in Ober Ägypten nicht unähnlich war, zu einem Weltzuge in der Hand des Pascha verwandelt. Die Beamten sollen dadurch unendlich gewonnen haben.

ward eingeführt: da ließ Mehemet 1,050,000 Stämme Maulbeerbäume aus Syrien kommen, pflanzte sie in einem einzigen großen Thale, leitete einen Nilkanal dahin, ließ 1000 Wasserräder für 6000 Ochsen bauen, die Pflanzung bewässern, und die Einfuhr der Seide hat aufgehört. 1826 betrug die Ausfuhr der Baumwolle allein, die ungeheuern Lasten Weizen, Gerste, Reis u. s. w. unzurechnend, gegen 4 Millionen Thaler. Dieses sind Verdienste, die sich nicht verkennen lassen; der Fehler ist nur, daß dieser Ertrag unmittelbar in die Kasse der Regierung, in deren Hand alles Grundeigenthum sich befindet, nicht aber des Volkes fließt.

Nächst dem Ackerbaue sind die Fabriken ein Hauptaugenmerk Mehemet Alis. 1816 ward die erste Spinnfabrik errichtet. Die Maschinen kamen aus Europa, sie wurden so gleich zu Seide und Baumwolle verwendet, auch Webstühle eingerichtet und Seiden- und Baumwollenzeuge gewebt; eben so sind auch Druckereien im Gange. Baumwollenspinnereien mögen sehr passend für Aegypten sein, Webereien und Druckereien aber fordern eine solche Masse von Bildung, wenn sie gedeihen sollen, daß es damit wenigstens jetzt noch zu früh ist. Eben so hat der Pascha Zuckerraffinerien, Stahlgießereien und Salpeterfabriken errichtet. Letztere besonders sind ein höchst gelungenes Unternehmen; ein ägyptischer Centner Salpeter, für welchen der Pascha den Europäern sonst 30 Thaler bezahlte, gewinnt er jetzt auf dem Boden des alten Memphis, wo 48 Salpeterbassins zugeteilt sind, für 9 Thaler. Ein Hauptfehler der Fabriken Mehemets ist aber auch wieder der, daß sie nicht im Interesse des Landes, sondern im Interesse der Regierung unternommen sind und der Pascha selbst Eigenthümer ist.

Wie der einzige Landwirth und Fabrikherr Aegyptens, so will der Pascha auch der einzige Kaufmann des Landes sein. Alle Produkte Aegyptens liegen in seiner Hand, er verkauft sie an Fremde, verarbeitet sie in Fabriken, und verkauft die Manufakturwaaren, die er entweder selbst gemacht, oder aus Europa er-

handelt hat, wieder an seine Unterthanen. — Die Einfuhr beträgt im Durchschnitt 4 Millionen, die Ausfuhr 10 Millionen Spezzethaler. Während von Damiette, dem zweiten Hafen Aegyptens, ungefähr 80 bis 100 Schiffsladungen ausgeführt werden, kommen in Alexandria jährlich bei 1000 Schiffe an, und eben so viele segeln wieder ab. Die Waaren, welche zur Abfuhr bestimmt sind, werden von Bulaq aus nach Alexandria gebracht. Zum Transport auf dem Nil bedient man sich der Barken, die für Ruder und große Segel eingerichtet, bis 120 Tonnen laden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Nile, zur Erhebung der Abgaben auf den Handelsbarken, die nach Umständen 22 bis 75 Thaler betragen, wie auch zur Begleitung der Waarentransporte des Pascha in und aus Afrika, befinden sich 25 bewaffnete Kanonirschaluppen auf dem Nil. — Der Gewinn aus allem Handel fällt nur in eine Kasse, in die des Pascha, dem sein Handelsmonopol jährlich an 18 Millionen Thaler reinen Gewinn abwerfen soll; rechnet man hierzu den Ertrag der Grundsteuer, der Haussteuer, der Waaren- und Hafenzölle, so ist das reine jährliche Einkommen des Pascha mit 33 Millionen Thaler gewiß nicht zu hoch berechnet. In dessen verarmt das Land selbst, da es, wie ein Landgut, unbekümmert für die Zukunft, bloß zum höchstmöglichen Ertrag für den gegenwärtigen Besitzer gebracht wird. Die Einkünfte verwendet der Pascha auf seine auswärtigen Kriege, zu Geschenken und Bestechungen in Konstantinopel; um namhafte Summen haben ihn europäische Abenteurer gebracht, und der Ertrag mehrerer Jahre flog bei Navarin bei Gelegenheit eines Banketts, das lauter gute Freunde einander gaben, in die Luft.

Um uns die Eigenheit und das wahrscheinliche Ergebniß der neuen Gestaltung Aegyptens klar zu machen, ist noch ein Blick auf die Umbildung des Kriegswesens nöthig. In Europa widerstrebt eine Regeneration durch Bajonette dem Zustande der Völker, unter den Türken aber scheint sie vom Feldlager ausgehen zu müssen, und wie der Koran durch das Schwert eingeführt und verbreitet wurde, so

möchte jede mit diesem Reigionsbuch in Einklang stehende Umwandlung etwas von demselben Geiste haben. Nur die Bildung eines regelmässigen, der höchsten Gewalt unterworfenen Heeres kann die Mittel gewähren, der von den Statthaltern und der ganzen Beamtenhierarchie ausgeübten Willkürherrschaft Einhalt zu thun, die Despoten den allgemeinen Landesgesetzen zu unterwerfen, das Leben und das Besitzthum des Unterthanen zu beschützen und in den Gemüthern die ersten Grundsätze allgemeiner Gerechtigkeit und derjenigen Pflichten, die der Mächtige wie der Schwache zu erfüllen hat, zum Bewußtsein zu bringen. Mehemet Ali that diesen wichtigen Schritt zur Civilisation seines Reichs. Die Kriegesunternehmungen der Franzosen und Engländer und die vorübergehende Herrschaft der ersten, 1798 — 1801, in Aegypten mußte dazu beitragen, die Vorzüge des europäischen Kriegswesens jedem Einsichtsvollen klar zu machen. Mehemet legte in jener Zeit den Grund zu seiner Macht und seinem Glücke, indem er sich durch seine Tapferkeit in dem Kampfe gegen die Franzosen, und später gegen die unruhigen Mamelucken, den Kriegsrühm erwarb, der es ihm möglich machte, seine Herrschaft zu befestigen. Als er 5 Jahre nach seiner Ernennung zum Pascha, mehr durch grausame List als durch Gewalt, die Mamelucken aus dem Wege geräumt hatte und sich im ruhigen Besitz des Landes sah, war sein eifrigstes Streben dahin gerichtet, die Erfahrungen zu benutzen, die ihm gezeigt hatten, welche Vortheile Kriegszucht und Kriegeskunst gegen die ungeordneten Schaaren asiatischer Kriegervölker gewähren. 1815 verordnete der Pascha die neue Einrichtung des Heerwesens; die Soldaten aber murrten, nannten ihn den Christenpascha, und da die Offiziere ihren neuen Dienstpflichten nicht minder abhold waren, so erfolgte ein Aufstand, der ihn nöthigte, seine Entwürfe für einige Zeit aufzugeben. 1820 aber ließ er in Oberägypten ein Lager einrichten, in welchem zunächst die zur Führung neugeworbener Kriegervölker bestimmten Offiziere von dem schon oben erwähnten Obersten Seve, der von mehreren andern französischen Offizieren unterstützt wurde, gebildet werden sollten. Dieses Lager, das Schoofind des Pascha

und der Nero seiner Macht, befindet sich jetzt vier Stunden nördlich von Kahira, auf einem festen, sandigen Boden, den die gewöhnliche Nilhöhe bei Ueberschwemmungen nicht erreicht. Jedes Bataillon bildet ein Ganzes für sich, das mit einem Erdwalles umschlossen ist. Die Zelte der Gemeinen sind in zwei Reihen, hinter ihnen die Reihen der Offizierzelte dem Range nach geordnet, so daß die Obersten die sechste Reihe bilden. Eine Eigenheit dieses Militärs ist, daß jeder Soldat Familie und oft mehr als eine Frau hat. Die Familien bilden wieder eine eigene Niederlassung außerhalb des Walles. Das ganze Lager ist mit einer Postenkette von gut berittenen Beduinen umgeben. Alle diese neuen Anstalten und Einrichtungen bildeten allmählig ein freundliches Dorf von europäischem Ansehen, Dschia d Abad genannt, mit Gärten und Maulbeerpflanzungen, die aus dem 4 Stunden entfernten Nil durch hydraulische Maschinen bewässert werden. In diese neue Kriegsschule schickte der Pascha seine eigene Leibwache und die Mamelucken seiner vornehmsten Beamten, und Seve wußte seine schwierige Aufgabe mit großer Einsicht und Beharrlichkeit so gut zu lösen, daß am Ende des Jahres 1823 das neuaegyptische Heer bereits aus 6 Regimentern von 5 Bataillonen, jedes Bataillon zu 800 Mann, bestand. Die Bataillone waren nach dem Muster der französischen eingerichtet. Die Regimenter hatten Nummern und Fahnen von weißer Seide, mit Sprüchen aus dem Koran und dem Namenszeichen des Pascha. Bei der feierlichen Uebergabe derselben stimmte der Imam arabische Gesänge an, und den Muth der Moslem preisend, versicherte er, ein wahrer Gläubiger könne allein 100,000 Christen oder Juden erlegen! Als die Fahnen vertheilt waren, wurden Lämmer geschlachtet, und jeder Fahnenträger tauchte seine Rechte in das Blut und hielt sie dann an die silberne Fahnenspitze. Die Soldaten tragen eine eng anliegende Jacke aus Wollenzug, nach den Regimentern verschieden gefärbt, vorn bis zum Halse zugeknöpft, weite Beinkleider, die von der Mitte der Wade bis zum Knöchel sich verengen und mit Riemen um die Hüften geschnallt sind, und eine Mütze statt des Turbans. Alle sechs

Monate erhält der Soldat neue Montur, und alle drei Monat ein Paar Schuhe. Jeder Offizier empfängt jährlich eine große und eine kleine Uniform, der Stabsoffizier deren drei. Außerdem erhalten sie alle, Offiziere wie Gemeine, den Taim, d. h. Brot, Reis, Gemüse, Zwiebel, Salz, Fleisch, Kaffee, Holz, Oel und Tabak. Jedes Infanterieregiment kostet monatlich 8000 Thlr. Die Keiserrei blieb in dem alten Zustande; sie ist in allen dem Pascha unterworfenen Gebieten vertheilt, und steht unter den Kiaschefs, welche die Mannschaften sammeln. — Mit dem eben erwähnten Bildungslager wurde 1825, unter Leitung des französischen Artillerieoffiziers Planat, unter welchem mehrere Franzosen und Italiener als Lehrer angestellt waren, eine Kriegsschule verbunden. Die Zöglinge waren Obersten, Adjutanten und Hauptleute, die in der Arithmetik und Geometrie, im Zeichnen und Französischen, Infanterietaktik u. s. w. unterrichtet wurden. Es war anfänglich mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, die trägen, unentsamen Türken an eine tägliche Anstrengung von sechs Stunden zu gewöhnen. Ihr Verstand war so wenig geübt, daß sie nicht die einfachsten Erklärungen begriffen. Beim Unterricht im Zeichnen stellten sich auch die religiösen Vorurtheile der Türken entgegen, die man nach und nach durch List zu überwinden suchen mußte. Die Lehrzimmer wurden mit Kupferstichen geziert, welche Landschaften, Bauwerke und Bildnisse vorstellten. Wie aus Versen ließ einst der Vorsteher dieser Anstalt Lavater's Physiognomik auf dem Schultische zurück. Das Buch lief von Hand zu Hand. Die erstaunten Zöglinge thaten Kinderfragen, warum z. B. ein im Profil gezeichneter Kopf nur ein Auge habe. Man ließ den Frager dieselbe Stellung annehmen, und bewies ihm dadurch die Wahrheit der Abbildung. Ein Hauptmann war der erste, der einen Kopf zeichnete; seine Mitschüler fürchteten für ihn, aber natürlich vergebens. Nun entstand ein allgemeiner Wettstreit, und die Wenigen, die noch Bedenklichkeiten zeigten, sahen sich von den andern verhöhnt. Die Zöglinge wurden nach und nach höflich und duldsam, mehrere lernten Französisch, und da die später aufgenommenen Zög-

linge Beispiele vorfanden, warb es ihnen nicht schwer, sich an dieselben Arbeiten zu gewöhnen. Die in dieser Anstalt gebildeten Offiziere werden beim Generalstabe, Geniewesen, in der Artillerie oder auch in der Civil- und Militärverwaltung angestellt.

Auch dem Seewesen widmete Mehemet Ali die größte Sorgfalt. Alles war vor ihm in dem kläglichsten Zustande; aufgehäufte Unreinigkeiten in den Schiffsräumen schädeten der Gesundheit der Mannschaft und machten das Holz faul. Die Kanonen lagen zerstreut unter dem Ballast, und niemand dachte daran, die Führer verantwortlich zu machen. Der Pascha sah, daß er das Uebel bei der Wurzel angreifen müsse, und auch hier zeigte er die kräftige Entschiedenheit, mit welcher er seine Umwandlungen auszuführen gewohnt war. Es war auch hier die Aufgabe, reife Männer zu unterrichten, die bis dahin einer Routine gefolgt waren, deren sich der gemeinste europäische Matrose schämen würde; aber der Pascha wußte, daß sie, zum Lernen gezwungen, wenigstens dasjenige fassen würden, was ihnen durch ihre praktischen Kenntnisse der Schifffahrt verständlich sein könnte; die Hauptsache war jedoch, jungen Seeleuten ein Beispiel zu geben, und einen Wettstreit bei ihnen zu erwecken, der nur bei jungen Leuten wirksam sein konnte. Es ward am Bord einiger alten Corvetten eine Seeschule errichtet, in welcher eine bedeutende Zahl junger Araber aufgenommen wurde, die man unter den Nilchiffiern aushob, und die an Einsicht und Gewandtheit bald mit europäischen Matrosen wetteiferten, wie denn überhaupt die Araber ein schnell fassendes, gewandtes Volk, nicht allein geschickte Seeleute, sondern auch, wie die Franzosen, das Musterbild guter Infanteristen, mittelgroß, schwächig, muskelfark, ausdauernd, flink und mit dem schlechtesten Brode und einigen Bohnen zufrieden sind. Die französischen Einrichtungen wurden auch hier als Muster befolgt. Man entwarf nach französischen Marineverordnungen ein Gehebbuch für die Aegypter, doch mit mancher Veränderung, welche volksthümliche Sitten, religiöse Gewohnheiten, selbst die bestehenden Verwaltungsgesetze nothwendig machten. So nahm

man unter andern eine Sazung nicht auf, die eine entehrende Entlassung der Seeoffiziere verfügte, da das Ehrgefühl bei den Morgenländern nicht so fein wie bei den Europäern ist, und ein solches Strafgesetz denen günstig sein würde, die sich dem Dienst entziehen wollten. Der Pascha ließ zuerst in Marseille und Livorno Schiffe bauen, bald aber ward auch unter der Oberaufsicht der Franzosen auf dem Werft in Alexandria fleißig gearbeitet. Nach Zerstörung seiner Flotte bei Navarin war es Mehemet's angelegentliche Sorge, diesen Verlust zu ersetzen, und nach den neuesten Nachrichten, welche die zu Kahira in türkischer und arabischer Sprache erscheinende Zeitung \*) giebt, besteht gegenwärtig die Flotte des Pascha aus 7 Linien Schiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten, 8 Briggs und vielen Goeletten und Transportschiffen. Ein Linien Schiff von 120 Kanonen wurde eben erst vom Stapel gelassen, und 2 dergleichen liegen noch auf den Werften. —

Die Nahrungsmittel der Aegypter, die, wie alle Morgenländer überhaupt, sehr mäßig leben, sind sehr einfach. Ein schlechtes Brot von Durra, über getrocknetem Mist gebacken, und rohe Zwiebeln sind Jahr aus Jahr ein des Landmanns Kost; glücklich ist, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig und Datteln zu einiger Abwechslung haben kann. Der größte Theil des Volks genießt des Jahres nur zweimal, am Bairam und Kurban-Bairam (s. Abth. I. S. 3 u. 4.) Fleisch. Bei den Reichen ersetzen große und schwer belastete Schüsseln die Mannigfaltigkeit der Gerichte. Das Hauptgericht ist immer Pilau (s. Abth. I. S. 10.) und Ragouts, Karbonaden von Hammelfleisch, Tauben und anderes Geflügel. Melonen und gefüllte Gurken, Obst und Backwerk sind die Nebenspeisen. In den heißesten Monaten, April und Mai, sind Hülsenfrüchte, Kräuter, Fische die gangbarsten Nahrungsmittel. Stühle, Teller, Servietten, Pfeffer, Messer, Gläser u. s. w. kennt man nicht; die Stelle des Lichttuches vertritt bei Vornehmen

ein Teppich, bei Geringern ein großes auf die Erde gebreitetes Leder. Man hockt auf die Fersen nieder, reißt das Fleisch, das jedoch schon in Stücken zerlegt auf den Tisch kommt, mit den Nägeln ab und wischt sich die Finger am Brote ab. Der Birth muß von allem zuerst kosten. — Das gewöhnliche Getränk ist Milchwasser, welches man in großen irdenen Gefäßen bewahrt, durch zerstoßene bittere Mandeln oder durch bloßes Umrühren abklärt, und durch Aufhängen und Umschwenken an der Zugluft kühl und frisch erhält. Kaffee ohne Milch und Zucker ist allgemein unter allen Ständen, und er wird zwar nur in kleinen Tassen, aber doch in Menge getrunken. Der aus Wasser, Zucker und dürrer Obste, als Datteln, Rosinen, Feigen u. s. w., bereitete Scherbet wird von den Vornehmen eben so häufig getrunken, wie im übrigen Morgenlande; auch bedient man sich der Limonade, und verchmährt insgeheim selbst den tröstenden Geist des Dattelweins nicht.

Die Wohnungen der Aegypter sind von eigner Bauart, und haben besonders für das Auge des Europäers etwas Ruinenartiges. Diese Häuser ohne Dach, deren platte Decken, mit Brustwehren umgeben, der Abendaufenthalt wie der Morgenpaziergang der Bevölkerung sind, die vergitterten Fenster, deren nur wenige auf die Gasse gehen, die schwankenden Palmengipfel über den Häusern und die schlanken Minarets, die sie ebenfalls zierlich überragen, alles macht einen besondern Eindruck. Da jedoch die Bauart selbst der bessern Häuser nicht die dauerhafteste ist — man baut in der Regel nur aus gebrannten Ziegeln — so ist das Verfallen selbst großer Paläste nicht selten, und man glaubt sich in einer ägyptischen Stadt unter Trümmerhaufen zu befinden. Eine Eigenheit der Häuser ist noch, daß die Thore nicht nur immer verschlossen sind, sondern sich auch nur mit einem furchtbaren Geschmetter öffnen lassen. Sollte etwa ein Thor sich leise öffnen lassen, wird der Zimmermann

\*) Diese Zeitung: Ereignisse von Kahira betitelt, erscheint seit 1829 wöchentlich zwei Mal, und enthält außer politischen, meist aus französischen Blättern entlehnten, Nachrichten, örtliche Anzeigen, Tagesbefehle der Commandanten der verschiedenen Militärdivisionen und andre amtliche Bekanntmachungen. Ueber jedem Blatte steht als Andeutung des neuen Tages, der dem alten Nillande leuchten soll, eine Pyramide, hinter welcher die Sonne aufsteht.

sogleich herbeigeholt, um diesem Schaden abzu-  
helfen. Die Gemächer sind ohne Ordnung, Plan  
und Symmetrie; hohe Säle neben schmutzigen  
und niedrigen Löchern. Die von den Vornehmen  
und Wohlhabenden bewohnten Zimmer sind in  
der Regel groß, hoch, luftig, und umgeben einen  
Hof, der zugleich zum Aufenthaltsort während  
des Tages dient und in den die meisten Gemä-  
cher ausgehen. Uebrigens sind diese Höfe oft  
mit schönen Gallerien, Springbrunnen, weichen,  
von duftendem Gesträuch überschatteten Ruhe-  
plätzen u. s. w. verziert. Die afrikanische Bau-  
art verläugnet sich auch in den Palästen Alexan-  
driens und Kairo's nicht. Tritt man in das Vor-  
gemach, so findet man hier Wasserbehälter und  
Becken, um sich zu waschen; auch legt man hier,  
ehe man die andern Gemächer betritt, seine Pan-  
toffeln ab. Nach den Vermögensumständen des  
Besizers sind in den innern Gemächern Matten  
oder Teppiche von verschiedener Kostbarkeit aus-  
gebreitet; weiche Matrazen mit Lehnpolstern um-  
geben die Wände, und alles ist möglichst bequem  
eingerichtet. Das Tafelwerk an den Wänden ist  
kostbar verziert, oft auch gemalt und selbst ver-  
goldet. Das Wohnzimmer wird nicht selten durch  
in demselben angebrachte Springbrunnen kühl  
erhalten. — Tische, Sessel u. dergl. sieht man  
nicht; in Ermangelung der ersteren legt man  
beim Schreiben ein Bret auf das linke Knie.  
Als Tisch ist höchstens ein fußhoher Schemel mit  
runder fußferner Platte vorhanden, um welchen  
man mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern  
sitzt (s. Taf. IV.). Die Betten bestehen bloß aus  
einer Matratze von Baumwolle, über welche ein  
leinenes Tuch genäht ist. Einen Theil der Klei-  
der, besonders die Kopfbedeckung, behalten bei-  
de Geschlechter des Nachts über am Leibe. Die  
Matratze wird auf der Erde ausgebreitet, mit  
einem Fliegengarne umgeben, und des Morgens  
wieder zusammengerollt, um in einem Wand-  
schrank verwahrt zu werden. — Die Fenster  
sind durch enge, mitunter sehr zierliche, Gitter  
verschlossen, um viel Luft bei wenig Licht den  
Zutritt zu gewähren. Ohne selbst gesehen zu wer-  
den kann man durch diese Fenster sehr bequem  
beobachten, was auf der Gasse vorgeht. Glas-  
fensteresieht man nur in den vornehmsten Häu-

fern der größern Städte. Die Wohnungen der  
Fellahs und der armen Städter sind nur aus  
mit gehacktem Stroh vermengter Erde aufgerich-  
tet. Nicht nur das Haus mit seinen Treppen,  
sondern häufig auch die Hausgeräthe, bestehen  
aus dieser Masse, und ganze Städte und Dör-  
fer würden in einer Nacht einsinken, wenn es  
in diesen Gegenden so stark und anhaltend reg-  
nete, wie bei uns. Die größte Unreinlichkeit,  
begleitet von entsetzlichen Schaaren von Ungezie-  
fer, die dem Europäer gefährliche Hautentzün-  
dungen verursachen, gegen deren Stiche aber die  
harte Haut der Aegyptier ziemlich unempfindlich  
ist, herrscht in diesen überaus beengten Räumen.

Die ägyptische Tracht ist ganz morgen-  
ländisch. Der Beduine hat ein bis auf die  
Knie reichendes Hemd, ein Stück wollenes oder  
baumwollenes Zeug darüber, und ein Tuch tur-  
bandähnlich um den Kopf gewunden (Taf. III.).  
Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich nur  
durch die Farbe des Zeuges und eine andre Art  
des Kopfpuges. — Ein Hemd von blauer Lein-  
wand und ein grober Mantel ist des Land-  
manns ganze Bekleidung, und die wenigsten  
haben Beinkleider. Den Kopf deckt eine Mütze  
von Filz oder dickem Tuch, mit einem Stück ro-  
then Zeuges umwunden. Der arme Städter  
trägt ein langes, über den Hüften durch einen  
Gürtel zusammengehaltenes Hemd, darunter Bein-  
kleider. Ueber dem Hemd tragen manche noch  
ein weites Gewand von brauner Wolle; barfuß  
aber gehen alle. — Der reiche Kahiraner  
trägt ein feines Hemd, wie unsere Frauenzim-  
mer, und darunter Beinkleider von Leinwand;  
an den Füßen leinene Socken und Pantoffeln  
von dünnem Leder. Hierüber werden noch lange  
und weite Beinkleider, Scharfschürs, gezogen,  
an welche noch ein Paar leichte Socken genä-  
het sind. Statt der Strümpfe, die man nicht  
kennt, umwickelt man auf Reisen die Beine mit  
wollenen Tüchern, und zieht dann Stiefeln dar-  
über. Ueber dem Scharfschür trägt man eine Art  
kurzen, gewöhnlich aus ostindischen Stoffen ge-  
fertigten und mit Leinwand gefütterten Schlaf-  
rockes, Entari, und darüber den noch reichern  
und kostbarern Kaftan, den über den Hüften  
ein Gürtel fest hält, in welchen, nicht einem



langen Messer mit prächtigem Griff, oftmals die Spitze des Kastans gesteckt werden, damit der Gang freier bleibe. Ueber allen diesen Kleidungsstücken trägt man noch, um den Anzug ja recht vollständig zu machen, die Descubo, und über dieser wieder einen Benisch. Die erste ist dem Kastan gleich, nur daß sie überall, besonders an den Armen, kürzer ist, und wird von feinem, im Winter mit Pelz besetztem Tuch gemacht. Der Benisch, ein langer weißer Mantel, ist das Staats- und Ceremonienkleid. Wie überaus unbequem eine solche Fülle von Kleidungsstücken, besonders in Aegyptens heißem Klima, sein mag, läßt sich leicht errathen, und dennoch wird häufig über alle diese Gewänder der Schirwal, ein großes, bis an die Brust hinanreichendes, und besonders auf Reisen übliches Paar Hosen gezogen.

Die verschiedenen Stände Aegyptens unterscheiden sich vorzüglich durch Form, Größe und Umwindung der Kopftracht, von welcher man drei Hauptarten hat. Der Kanuk ist eine hohe Mütze mit wollenem Tuch überzogen, mit Baumwolle gefüttert und mit einem großen Stück feiner Leinwand umwickelt; der Kalpak aber, eine hohe, mit Baumwolle gefüllte und oben mit Tuch, an der Seite aber mit Lämmerfellen überzogene Mütze, der Saksch oder Turban endlich, eine kleinere Mütze, um welche ebenfalls ein langes Stück Leinwand gewunden wird. Auf dem bloßen, bis auf einen einzigen Haarbüschel abgeschornen Kopfe trägt man, unter den drei genannten Arten von Kopfbedeckungen, noch ein kleines rothes Käppchen, Fäs genannt. Hohe und niedere Staatsbeamte, desgleichen die verschiedenen Soldatenkorps, haben ihre besondern Mützen, eben so auch die verschiedenen Nationen. Taf. V. sind mehrere ägyptische Kopftrachten abgebildet. Die erste Figur linker Hand zeigt einen Saksch oder Turban mit einem großen Tuch umwunden, das ein jeder nach Belieben knüpft; er wird sowohl von Europäern als Türken zu Hause getragen; die zweite einen Kalpak, in welchem die Europäer gewöhnlich ausgehen; die dritte, Schif genannt, eine Kopfbedeckung, die in der Regel nur von ältern Leuten getragen wird; die vierte oder

erste linker Hand in der zweiten Reihe, einen Hut, dessen sich die höhern Civilstaatsdiener bedienen; die fünfte einen Kouf der niedern Offiziere, und die sechste endlich den Kouf eines vornehmen Türken, dessen oberer Theil mit gelbem Tuch bezogen, dessen unterer Theil aber in der Regel mit feiner weißer Leinwand umwickelt ist. — Der Bart wird auch hier mannigfaltig gemodelt, parfümirt und nebst den Augenbrauen schwarz gefärbt. — Selten hat der Europäer Gelegenheit, eine Aegypterin von Stande kennen zu lernen. Man weiß jedoch, daß die weibliche Kleidung auch hier der männlichen gleich, nur noch reicher und feiner ist. Das lange, schwarze, mit Essenzen parfümirte Haar, welches mit kostbaren Perlen Schnüren umwunden ist, flattert in natürlichen Locken, oder in kleine Zöpfe geflochten (s. Taf. II. u. V.). Wenn sie Besuche giebt, zeigt die vornehme Aegypterin die größte Pracht und läßt sich durch ihre Sklavinnen eine ganze Garderobe nachtragen, damit sie sich bei der Freundin wohl sechs bis acht mal umkleiden könne. Die Finger sind mit kostbaren Ringen geschmückt; die Augenlider, Augenbrauen und Augenwimpern sind schwarz, Hände und Füße aber entweder ganz oder doch an den Nägeln anroragelb gefärbt. Die Frauen der niedern Klassen tragen ein Kopftuch (s. Taf. II. u. III.), ein langes, blaues Hemd, und in der Regel auch weite Beinkleider; in den Haaren und Ohren sind kleine Schellen, in der Nase bleierne Ringe befestigt. Beim Ausgehen ist auch die gemeinste Aegypterin in die Falten ihres langen, vom Kopf bis auf die Füße herabgehenden Schleiers (Melan) gehüllt, der an der Stelle der Augen zwei Oeffnungen hat (Taf. II.). Die arabischen, koptischen, wie auch die nubischen Weiber tätouiren sich, und es ist fast kein Theil des Angesichts oder übrigen Körpers ohne diesen widrigen Schmuck. Die Kunst der Tätouirung wird durch Weiber ausgeübt, die durch die Straße ziehend rufen: „Wer will sich tätouiren lassen?“ Auch die Sitte, die Nasenknorpel zu durchstechen, um Ringe einzuziehen, findet man hier und da bei den Aegyptertinnen.

Jeder Moslem kann, wie wir schon früher sahen, vier rechtmäßige Frauen heirathen.

then und nebenbei sich noch so viel Sklavinnen halten, als ihm beliebt. Die erstern nehmen die Türken Aegyptens nur aus ihrer Mitte, oder verbinden sich auch mit den Familien der noch vorhandenen Mamelucken; die letztern liehen mit der Sklavenmarkt zu Kairo, wo eine kleine zehnjährige Negerin 6 bis 800 Piaster, eine Georgierin von 10 bis 15 Jahren aber 6000 und noch mehr Piaster kostet. Im Serail selbst hängt das Loos des Weibes allezeit von der Eigenschaft ab, unter welcher sie dasselbe betritt. Die rechtmäßigen Weiber sind zu keiner Arbeit verbunden, sie sind da, um zu befehlen und sich bedienen zu lassen; jede hat ihre eigene Einrichtung, ihre Sklavinnen und ihre besondere Wohnung, aus einem kleinen Saal, einer Küche u. s. w. bestehend. Die Nebenweiber sind zwar zu verschiedenen Geschäften verpflichtet, die sich jedoch alle ausschließlich auf das Vergnügen des Herrn beziehen. Manche sind musikalisch, andere Tänzerinnen, wieder andere bereiten Scherbet oder Kaffee. Auch die Besorgung der Pfeifen wird ihnen anvertraut, so wie die Besorgung der Wäsche und der Garbe obo. Schwere und ermüdende Arbeiten aber werden in dem Innern des Harems von schwarzen Sklavinnen verrichtet, die auch die Ummendienste versehen müssen. — Bis zum 7. Jahre bleiben die Knaben im Harem, nachher werden sie einem Musti anvertraut, der sie im Lesen und in der Religion unterrichtet. Der jetzige Pascha hat jedoch auch mehrere Schulen verschiedener Art errichtet, und bezahlt, vielleicht das einzige Beispiel auf Erden, nicht bloß die angestellten Lehrer, sondern auch die Zöglinge dieser Anstalten, dafür, daß sie dieselben besuchen. So erhält namentlich jeder der zwischen 7 bis 30 Jahr stehenden Zöglinge der mit 31 vom Pascha bezahlten Lehrern besetzten Militärschule, in welcher Türkisch, Französisch und Italienisch gelehrt und Mathematik, Physik, Psychologie, Anatomie und der Dienst der Infanterie gelehrt wird, ein Samanthier nebst Futter, um bequemer in die Schule zu reiten, und die 60 ägyptischen Jünglinge, welche in Paris unterrichtet werden, haben bei einem Banquier einen offenen Credit von jährlich 125,000 Thln.

Obwohl eingeschlossen, beschränkt und in völliger Sklaverei stehen doch auch die ägyptischen Damen die Kunst, die Zügel des Hausregiments zu führen, in hohem Grade, und wenn sich auch die Weiber des Harems oft gegenseitig intriguiren, so wissen sie sich doch eine Gewalt über den Mann zu verschaffen, die der gewandtsten Europäerin sehr nahe kommt, so daß es in der That ein großer Irrthum ist, wenn man sich unter dem Orientalen einen Hausherrn denkt, der es mehr ist als wir. — Die Eifersucht der Aegypter geht bis zur Ausschweifung. Man erkundige sich ja nicht nach seinen Weibern und wage es noch weniger, ein Weib, das man zufällig sieht, wegen ihrer Wohlgestalt im Angesicht ihres Mannes zu loben; die innigste Freundschaft würde sich in Kälte, wohl gar in blutigen Haß, verwandeln. Auch mag der Aegypter, namentlich in Bezug auf Europäer, Ursache zu solcher Eifersucht haben, da in den Augen seiner Weiber die Schönheit der europäischen Nation einen unverständlichen Reiz haben und sie, besonders wenn der Europäer, der Landessitte sich fügend, einen Part sich wachsen ließ, für jede Gefahr blind machen soll. Freilich hat man hier weder Bälle noch Theater, weder Spaziergänge, noch öffentliche Gärten, um den Hang zu solchen Abenteuern zu befriedigen, dafür hat man aber, sonderbar genug — Begräbnißplätze. Diese mit der größten Sorgfalt unterhaltenen, mit Tempeln und Grabmälern, die unsern Gartenhäusern nicht unähnlich sind, ausgeschmückten und schattigen Promenaden darbietenden Plätze dürfen von den Frauen ungehindert benutzt werden, und es bringen dieselben namentlich zur Zeit des Bairamfestes 3 Tage und 3 Nächte innerhalb der für diesen Zweck daselbst aufgeschlagenen Zelte ohne männliche Beaufsichtigung zu; ja der Aegypter würde eine Religionspflicht zu verletzen fürchten, wollte er seiner Gattin die Theilnahme an solcher Festfeier verweigern oder überhaupt den Besuch der Begräbnißplätze verbieten. Außer dieser Gelegenheit mit der Außenwelt in nähere Berührung zu kommen, bieten sich den Aegypterinnen nur die Wallfahrten dar, an denen ihnen kein

Mann hinderlich sein darf und die sie, ohne von argwöhnlicher Eifersucht bewacht zu werden, gewöhnlich in Gesellschaft ihrer Väter, Mütter oder einiger Nachbarinnen, die gleiches Gelübde bindet und in Begleitung weniger vertrauter Dienerinnen antreten \*).

Die Bäder, die in allen Geenden des Orients zu den vorzüglichsten Gegenständen des öffentlichen Lebens gehören und dem Sultan wie dem Bettler ein unentbehrliches Bedürfnis sind, bilden auch in Aegypten einen nicht geringen Theil des Lebensbedürfnisses. Die Art zu baden ist genau dieselbe, wie wir sie (Abth. I. S. 13) schon beschrieben haben. Jede Stadt hat mehrere öffentliche Bäder, jedes Haus sein Privatbad. — Nächst den Bädern werden die Kaffeehäuser am häufigsten besucht. Eine Art Divan oder Sofa's ringum an den Wänden eines nackten Saales, einige Palmenmatten oder grobe Teppiche mit einem Tische von ge-

meinem Holze ist das ganze Auenblement eines solchen Etablissements. In sehr kleinen irdenen Schalen, die aus Favence, selten aus Porzellan, gefertigt sind, wird den auf den Matten hockenden Gästen der Kaffee gereicht, den man nicht trinkt, sondern nach morgenländischer Sitte auf eine ganz eigenthümliche Weise schlürft. Eine Quantität Tabackspfeifen stehen immer in Bereitschaft, um diejenigen damit zu bedienen, welche sie fordern. Die Mundstücke sind aus Horn, Marmor oder Mablaster; Taback aber muß jeder selbst bei sich haben. Uebrigens sorgt jeder Wirth für einen Erzähler, dessen Märchen man die gespannteste Aufmerksamkeit schenkt. In den vornehmsten Kaffeehäusern zu Kairo hört man zuweilen auch Musik; aber die Gesänge sind einförmig und düster, und lassen Harmonie und regelmäßige Uebung gar sehr vermissen. Die Zahl der Blasinstrumente ist gering. Wir geben

- \*) Einer der berühmtesten Wallfahrtsorte ist Lantah in Unterägypten, früher ein kleines Dörfchen, welches nichts als das unbedeutende Grab des frommen Said aufzuweisen hatte. Da träumt einem Nemesludenbei, ein Mensch komme zu ihm, sprechend: „ich bin Said, der Beduine; gehe in einer bestimmten Richtung an den und den Platz, laß nachgraben und du wirst einen ansehnlichen Schatz finden. Erbaue damit zu Lantah eine prächtige Moskee und laß meine Gebeine in ihr zur Ruhe bringen!“ Der Wei gehorcht, geht voll Glaubens an den bezeichneten Platz, laß nachgraben, und der Schatz kommt zum Vorschein. Die Moskee, eine der prächtigsten in Aegypten, mehr in gottischem als maurischem Style erbaut, ist in zwei Zahren vollendet, das Grabmal des Sants (s. Abth. I. S. 4.) mit einer prachtvollen gitterförmigen Balustrade eingefast, überdeckt mit einem Teppich aus rother Seide und über diesem mit einem etwas kleinern grünen Teppich — diese Teppiche, Dainsane genannt, werden jährlich im Monat April erneuert — im südöstlichen Theile des Heiligthums angebracht, und der Tag des Beduinen Said zum Tage der Einweihung festgesetzt. Man kommt es nur noch darauf an, durch ein recht auffallendes Wunder den großen Heiligen in Kredit zu bringen. Die Schreie, welche den Kirchendienst versehen, sind darum nicht verlegen. Zwei Männer, an Händen und Füßen gebunden, werden auf die zwei hohen achtseitigen Minarets, zwischen welchen sich der außen mit Blei gedeckte und mit einem auf mehreren metallnen Kugeln ruhenden Halbmond gekrönte Dom der Moskee befindet, gebracht, und ihnen angedeutet, sich hier in einem der vielen Gemächer zu verstecken und erst auf ein gewisses Zeichen auf der Gallerie zu erscheinen. Am Tage der Einweihung ist der Hof der Moskee mit einer Menge Volks erfüllt. Ein Schreik hält eine erbauliche Predigt über das Leben und die Thaten des großen Said. Gegen das Ende seiner Rede kündigt er an: Said sei für den Augenblick nicht zugegen, sondern habe einen Abseher nach Malta gemacht, um zwei daselbst gefangen gehaltene Mosleme zu befreien; er werde jedoch bald heimkehren und die Befreiten unschlar auf die Höhe der Minarets niedersezen. Das Volk überdriß sich nun sogleich inbrünstigen Gebeten, die plötzlich durch ein Krebengeschrei von der Höhe der Minarets herab, unterbrochen werden. Die Befangenen jubeln und das gläubige Volk schreit: sie sind da, sie sind da! Man holt sie im Triumph herab, befreit sie von ihren Ketten, kleidet sie neu und balgt sich um die Füße ihres Gewandes als um die köstlichsten Reliquien. Seitdem ist Lantah ein von vielen Tausenden besuchter Wallfahrtsort. Der Zufluß der Menschen, besonders zur Zeit der drei jährlichen Märkte, auf denen man die Erzeugnisse Indiens, Europa's und Afrika's vereinigt findet und die in der Ebene errichteten Buden eine mehrere Stunden lange Reihe bilden, ist ungeheuer, die Gaukeleien werden von Zeit zu Zeit wiederholt, und niemand befindet sich dabei besser als die Moskee, welcher die bedeutendsten Geschenke zufließen; die Diebe; welche eine ungemeine Fingerfertigkeit an den Tag legen, und die Weiber, welche hier der morgenländischen Sitte trogend, der größten Ungebundenheit sich erfreuen, und gestärkt durch das in der Nähe der Moskee befindliche wunderthätige Bad, dem die Kraft der Umher-Wellquelle beizuwohnen scheint, gewöhnlich mit mütterlichen Hoffnungen gesegnet, zur Welt hren. — Man sieht: auch der Islam bietet die Hand zu chlosem Betruge und weiß die fromme Einfalt seiner Bekehrer für habgierige Pläne listig zu benutzen! --

ken hier zugleich der ägyptischen Improvisatoren, die zur Unterhaltung der Gäste über gegebene Gegenstände, ohne Mühe regelmäßige und zahlreiche Strophen aus dem Stearais dichten. Eine eigne Klasse von Dichtern zu Kairo hat die Gewohnheit, des Jahres 12 Lieder, eins für jeden Monat, bald satyrischen, bald beschreibenden, bald erotischen Inhalts, zu fertigen; diese werden dann von den Chasies und Almes, den Bajadern Aegyptens, erlernt, und anfangs nur bei den Festen der Vornehmen gesungen, bis sie endlich in den Mund des Volkes kommend zu Gassenhauern werden.

Der Feste und Feierlichkeiten giebt es in Aegypten wenige. Der Gang des Lebens ist ruhig und einförmig. Man steht früh auf, geht in die Moske, dann in die Kaffeehäuser, und spät erst an seine Geschäfte, die man bald möglichst endet, um in träger Ruhe unter dem erstickenden Dampf der Tabackswolken den Tag in einem Kaffeehause, wo der beste Märchenerzähler zu hören und die geschicktesten Tänzerinnen zu sehen sind, würdig zu beschließen. Muhameds Geburtstag ist das religiöse Hauptfest. Man illuminirt die Stadt, fromme Gesänge erschallen ringsum, und die Straßen werden der Schauplatz öffentlicher Vergnügungen. Nach Carnes Reisen im Oriente ist die Nacht vor dem Durchstich des Nils bei Kairo das einzige wahre Volksfest, wo die Türken und selbst die bedrückten Araber ihr ernstes Aeußere ablegen. Kanonenschüsse bezeichnen den Augenblick, in welchem, in Gegenwart des Kiaya-Bei, ersten Ministers des Pascha, der mit seinen Wachen an einer gegenüberliegenden Stelle sich befindet, durch eine Menge Araber der Damm an der von der Regierung bezeichneten Stelle durchbrochen wird. Wie ein Wasserfall strömt die Fluth hervor und der Minister wirft nach altem Brauch eine beträchtliche Summe Geldes in das Bette des Kanals, durch den der Nil abfließt. Des steigenden Wassers ungeachtet fischt das Volk so lange als möglich nach den Geldstücken, wobei jährlich einige Personen ums Leben kommen. Alles bereifert sich, von dem er-

sten ausströmenden Wasser zu trinken und sich damit zu waschen. —

Die Vergleichung der Sitten der alten Aegypter mit denen der neuern ist um so interessanter, je sicherer sie angestellt werden kann. Das alte Aegypten hat uns seine Gebräuche, Sitten, Lebensweise und Art zu sein bis auf die kleinsten Einzelheiten auf seinen Monumenten, besonders in seinen Hypogeen, unterirdischen Bauwerken, erhalten. Je mehr man diese Scenen aus dem Leben der alten Aegypter betrachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß das Klima und die natürlichen Umgebungen den größten Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Bewohner ausgeübt haben! Die Stetigkeit des Klima's, die regelmäßige Wiederkehr der periodischen Naturerscheinungen, die Beständigkeit in allem, womit die Natur dieses Volk umgeben hatte, drückte natürlich ihm selbst einen Charakter der Beständigkeit in den einmal ausgeprägten Sitten auf. Hieraus erklärt sich die Erscheinung, daß die Bewohner des Landes, trotz der mannigfaltigsten und gewaltsamsten Revolutionen, die sich folgten, trotz des Wechsels der Religionen, dennoch so Vieles von ihrem alten Glauben, ihren Sitten und Gebräuchen beibehalten haben. Der Religion nach sind zwar die Türken und Araber Moslems, die Kopten Christen, in der Masse des Volks aber ist noch immer ein Anstrich jener alten Fetischreligion vorhanden, die hier einst ihre größte Blüthe und Ausbildung erhalten hat. Die Religion und Mythologie der alten Aegypter war zunächst auf die Verehrung der Gestirne oder vielmehr auf physikalische und mathematische Astronomie gegründet, und ihre vielen Göttergeschichten, und alle unmittelbare Gegenstände ihrer religiösen Verehrung, alle Gebräuche ihres Kultus, lassen sich auf den Lauf der Gestirne und die wechselnden Konstellationen, und auf deren Verhältniß zu den Geschäften des Ackerbaues zurückführen. Osiris, die Sonne, die betrachtende, wirkende, Istis, der Mond, die leidende, hervorbringende Naturkraft — der Mond, der die in den warmen Ländern des Thaues und der Nacht halber so angenehme Nacht regiert, ward

von den ältesten Völkern als die Ursache der Fruchtbarkeit und des Wachstums betrachtet — waren die Hauptgottheiten, und der Nil wurde mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Nils regelmäßigen Ueberschwemmungen zur Sommer Sonnenwende, ward daher das Religionsjahr, in welchem jeder Monat und jeder Wochentag seine besondere Gottheit hatte. Der später entdeckte Mangel von 5 Tagen und 6 Stunden gab noch 7 Göttern, als Symbolen dieser astronomischen Zeitrechnung, das Dasein. Zugleich aber dachten sie sich diese symbolischen Wesen als wirklich existirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkürlich handelnde Wesen, voll unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein besonderes Priestercollegium zugeordnet, an dem die Weiber Antheil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel; die letztern benutzte man zur

Reinigung von begangenen Sünden, indem nämlich der Opfernde seine Hand auf des Opfertieres Kopf legte, überhäufte er es mit Beryllwünsungen, und mit dem letzten Athemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Der Kultus war überhaupt feierlich (s. Taf. IV.), die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich und glänzend. Bei einem dieser Feste, das alljährlich zu Bubastis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Die Priester der Isis waren, wie die Göttin selbst, die auf verschiedene Weise, bald mit kleinen Ochsenhörnern am Kopfe, bald mit einer Krone von Geierfedern, bald mit einer Lotusblume auf dem Haupte (s. Taf. IV.) abgebildet wird, in lange weite Leinwandkleider gehüllt. Neben dem Sterndienste bestand in Aegypten auch ein Thierdienst, in dem gewisse Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, sondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, z. B. das Krokotil, das Ichnemnon, der Ibis und die Rabe, am höchsten aber der Apis \*). Außer

\*) Die Flöße wurden in den ältesten Zeiten wegen ihrer Gewalt unter dem Bilde eines Ochsen dargestellt; so soll auch nach einigen Apis das lebendige Bild des Nils sein und seinen Namen von Api, das ist Maas, in Bezug auf die Ausmessungen des Nils, erhalten haben; während Andere in dem Apis das Sternbild, worin die Sonne zu der Zeit erschein, da man den Pflug bespannen mußte, den Stier angedeutet sehen. Der Sitz der Verehrung des Apis war Memphis, an andern ägyptischen Orten verehrte man den Nil unter dem Namen Anenvis oder Dnyphis, gleichfalls in einem dem Osiris und der Isis geweihten Stier. — Ein Strahl vom Himmel oder der Blitz, gaben die Priester vor, befruchte die Kuh, die den Apis gebäre. 29 Merkmale, unter denen die hauptsächlichsten waren, daß er schwarz und weiß gezeichnet sei, auf der rechten Seite einen weißen Flecken in der Gestalt des Mondes an sich tragen, auch einen weißen Flecken zwischen der Stirne, auf dem Rücken das Bild eines Adlers und im Schwänze zweiweiße Haare haben mußte, zeichneten den Apis vor allen andern Thieren seiner Gattung aus. Besondere Rücksichten ließen nur bisweilen die Priester bei seiner Auffindung zögern, da er zu anderer Zeit sehr bald wieder ersetzt wurde. Hatte man nun den neuen Apis gefunden, so begaben sich die Hieromanten (Ausleger der heiligen Schriften) zu ihm, untersuchten die Merkmale, und fanden sie dieselben, so erklärten sie das Kalb für den Apis. Ein allgemeines Freudenfest begleitete diese Erfindung. Der Apis wurde nun in eine besonders dazu erbaute Hütte gebracht, um daselbst von seiner Mutter 4 Wochen lang gezeugt zu werden, nachher aber wurde er auf den Nil, in einem in Gestalt eines Ruhebettes gebauerten Fahrzeuge, nach Memphis gebracht, wo er seinen Sitz in einem prachtvollen Gebäude neben dem Tempel des Pthia, Vulkan, hatte. Zwei Kammern, in welchen er auf den kostbarsten Teppichen liegend aufs Beste gefüttert, gewaschen und gesalbt wurde, dienten ihm zu seinem Aufenthalt, in dem jedermann ihm beobachten konnte. Seine Mutter wurde in dem nämlichen Gebäude verpflegt. Er hatte einen eignen Brunnen, aus welchem er trank, und in dem neben seiner Wohnung gelagerten Hofraum wurden die schönsten Kühe ihm zugeführt, um sich mit ihnen zu vergnügen. So brachte er eine gewisse Zahl von Jahren, man rechnete 25, zu. Länger durfte er nicht leben, sondern wurde alsdann in einem eigends dazu bestimmten Brunnen erdauft, und nachher in aller Stille beigesetzt. Starb indeß der Apis vor der gesetzten Zeit und eines natürlichen Todes, so ward er mit ungeheuern Kosten, in dem Tempel des Serapis — auch ein Symbol des Nils und seiner Fruchtbarkeit, eigentlich Nil in esse, von Seris, und Apis, das ist Maas — beigesetzt und durch ganz Aegypten erhob sich allgemeine Trauer, die so lange währte, bis ein neuer Apis, und das verzog sich oft Jahre lang, gefunden war. Die Opfer, dem Apis dargebracht, durften in keinem andern Thiere als einem durchaus rothen Ochsen, der auch kein anderes Haar an sich tragen durfte, bestehen. Der nach sorgfältiger Untersuchung für das Opfer tüchtig befundene Ochse ward mit einem Ei gel an den Hörnern bezeichnet, und bei Lebensstrafe durfte kein ungezeichneter dem Apis geopfert werden. Auch wurden dem Apis gewisse Feste, die den Namen Theophania, Gotteserscheinungen, fä-

den lebendigen waren auch todtte Embleme der Gottheit, Bilder und Statuen vorhanden, namentlich Sphinx, die hochberühmte Memnonsäule und dergleichen mehr, von welchen weiter unten. Wenn der Thierdienst der alten Aegypter zunächst vielleicht eine Folge ihres Sternendienstes war, indem man die göttlich verehrten, mit dem Namen des Stieres, des Hundes, der Schlange u. s. w. bezeichneten Gestirne des Himmels nun auch in den ihnen entsprechenden Thiergestalten der Erde anbetete, die an den Himmel versetzten Thiere von daher zurückholte, um sie auf Erden zu verehren; so ist ihre Lehre von der Seelenwanderung gewiß auch eine unmittelbare Ausgeburt ihres Sternendienstes. Sie ließen nämlich die unsterbliche Seele des Menschen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reise durch den ganzen Umfang des Thierkreises, des Zodiacus, nicht der Thierwelt, machen, bis sie wieder in einen menschlichen Körper übergehe. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele und Belohnung und Strafe nach dem Tode findet sich unleugbar bei den alten Aegyptern, doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten und daß eine Folge dieser Vorstellung ihre Einbalsamirungen, Mumien, und festen Gräber, Katakomben, waren. Man hatte drei, mehr oder weniger kostspielige Arten, die Todten in Mumien zu verwandeln. Eigens dazu bestimmte und in dieser Kunst sorgfältig unterrichtete Menschen erledigten zunächst den todtten Körper seiner Eingeweide, zogen mit einem eisernen Haken das

Gehirn durch die Nasenlöcher und gossen balsamische Flüssigkeit in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, gegen die Sonne gehalten und an diese im Namen des Verstorbenen das Gebet gerichtet: habe der Verstorbene in seinem Leben irrend ein Verbrechen begangen, oder durch Essen und Trinken gesiehet, so möge dieses den Eingeweiden beigegeben werden, in den Nil geworfen, und hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren, die Mumification; der Unterleib wurde mit Balsamen, namentlich mit jenem kostbaren, noch heute mit Gold aufgewogenen Muminahi, oder mineralischer Mumie, daher auch der Name der einbalsamirten Leichname Mumien, (s. Abthlg. I. S. 38. Anmerk.), einem zähen, doch festen, wohlriechenden Bergbalsam, der sparsam in Rhorassans Bergklüften und in der Nähe von Schiras quillt, verrieben und der ganze Körper mit Binden, welche mit Zedernharz und wohlriechenden Ölen getränkt waren, umwunden, und hierauf in einen ausgehöhlten mit mancherlei Malerei verzierten Sarg gethan, dessen Deckel in der Regel mit einer Mumienfigur bemalt war (s. Taf. VI.). Die Mumie selbst wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die aus vielfach zusammen gepapptem Byssus oder einer Art von Rattun bestand, sehr künstlich gearbeitet, ebenfalls mit Malerei versehen, und oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war. Die Farbe dieser Mumien ist braun, der Körper so trocken und hart wie Holz und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Gewöhnlich ist des Gesichts

ten, gefeiert. Ein solches Fest beging man theils bei der Auffindung eines neuen Apis, theils alljährlich um die Zeit, in welcher der Nil zu schwellen anfangt. Es dauerte 7 Tage mit allerhand Aufzügen, Opfern und Tänzen. Insonderheit war es gewöhnlich, an diesem Tage an einem besondern Orte, unter großen Feierlichkeiten, goldne und silberne Trinkschalen in den Nil zu werfen. Auch der Apis selbst wurde dabei öffentlich und mit einer großen Begleitung aufgeführt, daher der Name des Festes: Ekephania. Auch Orakel ertheilte der Apis. Um seinen Tempel her war ein Spielplatz für Kinder; wer den Apis fragen wollte, ging in den Tempel, betete, hielt sich dann die Ohren zu und begab sich auf den Spielplatz der Kinder; das erste, was er hier hörte, war der Ausspruch des Orakels. Andere Orakel gab der Apis durch gewisse Geberden, wenn er z. B. jemanden leckte, einem andern nicht aus der Hand fressen wollte u. s. w. — Die Perser schon, die seit 525 vor Chr. ganz Aegypten unterjochten, spotteten über diesen Apisdienst, der persische König Cambyses verwundete ihn, und später hieb der König Darius dem Apis sogar den Kopf ab, verzehrte den wohlgenährten Stier mit seinen Hofleuten und entflammte dadurch des Volkes heilige Wuth. Noch zu Ende des vierten christlichen Jahrhunderts stand der Apisdienst der Aegypter in voller Blüthe.

frei gelassen und bisweilen so gut erhalten, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben, auch die Haare an den Augenlidern und Augenbraunen fest, der Todte selbst aber so unverändert bleibt, daß man die ganze Bildung seines Gesichts erkennen kann. Die Binden sind so fest umwickelt, durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen und eben so braun wie die Mumien gefärbt, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Die Kosten der auf die eben beschriebene Art bewirkten Mumification betragen gegen und wohl über 4000 Rthlr., so daß auf diese Weise nur die Leichname der Vornehmsten und Reichsten einbalsamirt werden konnten. Auf eine wohlfeilere Art bereitete man Mumien, indem man die Eingeweide nicht aus dem Körper nahm, sondern denselben bloß mit Zedernharz ausspriete, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum legte und hierauf mit Binden, die mit einer Art Gummi überstrichen waren, umwickelte. Noch einfacher war eine dritte Art, da man bloß die Körper 70 Tage lang in Salpeter und hierauf in den Sarg legte \*). Nach dem Tode eines Familiengliedes ging der nächste Verwandte zu den Personen, welchen das Geschäft der Mumification gesetzlich aufgetragen war; diese zeigten ihm hölzerne Todtenbilder, die durch Bemalung der Natur sehr nahe kamen, vor und fragten, nach welchem Modell er den Todten zubereiten lassen wollte. — Die Einhüllung der Mumien war unendlich mannigfaltig und hing nicht von der Art der Mumification ab. Man findet kostbare Mumien, die in mehr als hundert Ellen des feins-

ten Byssus — die östliche Leinwand, deren die Bibel mehrmals erwähnt — gewickelt sind. Einige sind mit Halschmuck, Armbändern, Fußringen u. s. w. aus Gold von feiner Arbeit und mit edlen Steinen geschmückt; oft bedeckt sogar ein dünnes Goldblech die Brust; bei andern ist das Gesicht, desgleichen die Nägel, auch oft Füße, Hände und Schamtheile vergoldet. Ueber die Binden, in die sie kunstvoll gewickelt sind, und zwar so, daß die einzelnen Glieder wie der Körper ganz den Umfang und selbst die Elastizität, wie im Leben haben, befindet sich zuweilen noch ein Netz aus Schmelzkorallen mit vergoldeten oder goldenen Knöpfchen gezogen. Die Enden der Binden laufen gegen den Kopf zu und sind mit einem Siegel aus Mischslamm versehen. Man hat auch Mumien mit goldenen oder vergoldeten Kränzen entdeckt, vielleicht Jungfrauen, die im Sarge zu bekränzen in dem höchsten Alterthum schon gebräuchlich war. — Bei den Einbalsamirungen hatte man zweierlei Absichten: ein Mal, alles dem Leichnam zu entziehen, was Ursache seiner Auflösung werden könnte; und dann alles von demselben entfernt zu halten, was Ursache zu seiner Zerstörung werden mußte. Daher entfernte man alle flüssige und der Fäulniß vorzüglich unterworfenen Theile aus den Körpern, und setzte sie, so lange es nöthig war, der Einwirkung solcher Substanzen aus, die dörrend einwirken. Mit Naphtha und wohlriechenden Harzen füllte man die Körper, nicht bloß um sie vor Fäulniß zu bewahren, sondern auch um Wärmer und Leichenkäfer, welche die Leichname zerfressen, entfernt zu

\*) Neuere Versuche, es den alten Aegyptern in der Kunst der Mumification gleich zu thun, scheiterten in der Hauptsache, und nur in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien befindet sich eine Todtenhalle, in welcher die Mönche dieses Klosters, durch besondere, wegen ihres Vortheils geheim gehaltenen Mittel, die Leichname vor der Verwesung zu verwahren wissen. An den Wänden des in viele breite und hohe Gänge eingetheilten Todtengewölbes sind nach der Reihe hohe, schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere Hundert menschliche Körper, deren Zahl sich noch alljährlich vermehrt, wohl erhalten und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet, aufgestellt sind. — Außer den künstlich bereiteten Mumien giebt es auch an verschiedenen Orten, namentlich in dem Bleikeller zu Bremen, einem Gewölbe der Domkirche daselbst, in welchem man vordem das Blei zu den Orgelpfeifen und Dachrinnen schmelzte, in den herrschaftlichen Gräbern der Rittergüter Riesa an der Elbe und Ebersdorf bei Chemnitz im Königreiche Sachsen, so wie in dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhardsberge, natürliche Mumien, die es durch Austrocknung der Luft geworden sind. In dem St. Bernhardskloster werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgetommen sind, in einer Kapelle, welche mit Gittern versehene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in stehender Stellung, einer an des andern Brust lehrend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper und läßt sie nur langsam eintrocknen.

halten; eben darum umwickelte man sie auch nachher mit mehreren Lagen von Binden und mit mit Harz getränkter Leinwand, um dadurch die Einwirkung des Lichts und der Feuchtigkeit abzuhalten, da diese Hauptursache der Gährung und Verwesung werden könnte. Durch Kalk, Natrum und Gewürze, die als Saugmittel dem Körper alle flüssige Theile entzogen, ohne jedoch die Haut zu zerstören, trocknete man die Leichname aus und brachte sie zuletzt in den Dörrofen, wo ein angemessener Wärmegrad ihnen vollends alle Feuchtigkeit entzog und die balsamischen Substanzen auf das Innigste mit ihnen vereinte. — Durch alle diese Mittel gelangten sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu jenem Grade der Austrocknung, in welchem wir sie noch heute so wohl erhalten vorfinden, daß man meistens auf den ersten Blick unterscheiden kann, ob die Mumie dem männlichen oder weiblichen Geschlechte, dem jugendlichen oder vorgerückten Alter angehöre. Daß zu dieser Erhaltung auch das trockne Klima Egyptens und die sehr trockne Lufttemperatur der Katakomben beitrug, läßt sich wohl denken. Dafür, daß die alten Egypter ein gesundes, langlebendes Volk waren, durfte vielleicht die auffallend geringe Zahl der Kindermumien zeugen. Außer menschlichen Leichnamen mumifizierte man auch heilige Thiere, namentlich den Apis, wenn er eines natürlichen Todes gestorben war; bei Memphis fand sich ein Behältniß mit prächtigen Särgen einbalsamirter Stiere, zu denen man durch einen Brunnen hinabsteigen muß, am häufigsten aber den zu dem Storchgeschlechte gehörenden, mit dem Austritt des Nils, von Abyssinien, seinem Vaterlande, einwandernden und von den Kröten und Fröschen, die der Nilschlamm zudrückt, lebenden Vogel Ibis (s. Taf. VI u. Taf. IV.) Die Ibis mumien befinden sich in großer Anzahl in kleinen, neben den menschlichen Begräbnißstätten angebrachten Gewölben. Die Urnen, in denen man sie aufbewahrte, sind 12 — 18 Zoll lang, 5 — 7 Zoll im Durchmesser, aus röthlicher und sehr grober Erde gebrannt, und haben einen rund erhaltenen Deckel von der nämlichen gebrannten Erde. Die Mumie selbst ist in kleine Binden

von leinenem oder baumwollenem, ziemlich feinem Stoffe eingewickelt und mit einem kleinen Garnnetz überzogen. Nimmt man die Binden weg, so findet man den Schnabel, den Kopf und einen Theil des Halses unter dem Flügel versteckt, die Füße gebogen und an den Bauch angeleimt (s. Taf. VI.); die Farben der Federn sind an den meisten Ibis mumien so gut erhalten, daß man noch sehen kann, ob es ein weißer oder schwarzer Ibis war; doch findet man nach Wegnahme der Binden zuweilen auch nichts als schwarzen Staub und einige Ueberreste von Knochen, ein Beweis von der Auflösung der Mumie. — Aus dem Glauben einer fortwährenden Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers ging auch die hohe Achtung und Verehrung der alten Egypter gegen ihre Todten hervor. Bei Gastmählern stellten sie die Mumien ihrer Verstorbenen auf; ein Sohn konnte auf ein zu leihendes Kapital kein sichereres Unterpfand anbieten als die Leiche seines Vaters, und der größte Schimpf war, nicht feierlich begraben zu werden. Damit aber nicht auch der Bösewicht eines so feierlichen Begräbnißes gedenke, war ein besonderes Gericht, das Todtengericht, eingeführt, das, aus 40 Richtern bestehend, alle Klagen gegen den Verstorbenen anhörte und darauf entschied, ob er die Ehre eines Begräbnißes und der Mumification verdient habe oder nicht. Selbst die Leichname der Könige waren diesem Gericht unterworfen, und es ist in der Geschichte nicht ohne Beispiel, daß sie unbegraben liegen blieben. — Freunde und Verwandte standen bei solchem Gericht nebst den Richtern in einem Halbkreis um den Verstorbenen, den jeder anzuklagen das Recht hatte, versammelt. Die Schuldigbefundenen irren zur nächtlichen Zeit am Ufer des heiligen Flusses, verbergen sich in Schakale oder heulende Wölfe, wehklagend über ihr Loos, bis alles, was sie im Leben gesündigt, gesühnt ist. Ungerichte Anklage gegen den Todten wurde daher auch auf das Strengste bestraft. — Der Lohn des Guten, die Strafe des Bösen gleich nach dem Tode wurde auf diese Weise dem Volke überaus anschaulich gemacht, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Todtengerichte auf die Sitt-



lichkeit der alten Aegypter den segensreichsten Einfluß hatten. Gern verzichtete er auf sündliche Lebensfreuden, legte den unruhigen, verlockenden Begierden und Leidenschaften seines Herzens Saum und Gebiß an, um nur nicht im Tode zu Schanden zu werden vor dem ganzen Volke, sich ein ehrliches Begräbniß versagt und ausgeschlossen zu sehen von jener prachtvollen Wohnung der Todten, die mit dem Lehmhütten der Lebenden so sehr kontrastirte. Merkwürdig ist, daß diese Sorgfalt für die Gräber der Verstorbenen und der Geschmack, ihre Grabstätten mit mehr Pracht und Reichtum als die Wohnungen der Lebenden zu schmücken, sich bis heute erhalten hat. Um jede Stadt der Lebenden befindet sich eine Todtenstadt, die an romantischer malerischer Ansicht die erstere gar sehr übertrifft. Jede Familie hat hier ihre Umwallung, in welcher sie einen eigenthümlichen Begräbnißplatz besitzt, jedes Grab aber ist mit mehr oder weniger Pracht und zahlreichen Inschriften geschmückt. Schöne Mosaiken, prächtige Kuppeln, zierliche Säulengänge erheben sich über den Sarkophagen, und erzeugen in der That ein mit dem Tode versöhnendes Gefühl (s. Taf. XIII.). Wie vormalis werden auch heute noch für die Friedhöfe hochgelegene, trockne Stellen gewählt, welche die Ueberschwemmung nicht erreicht, nach der von den alten Schriftstellern aufbewahrten Idee: „Die bewässerten Theile des Bodens gehören den Lebenden, die dürren den Todten an.“ Auch würde der Nilus ihre Ruhe stören, die Gewässer ihre Asche zerstreuen.

Die Leichname in unterirdischen trocknen Felsentlüften aufzubewahren, mußte sich überhaupt schon den Bewohnern eines Landes, das häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, und in welchem in Fäulniß übergehende Leichname sehr schnell die gefährlichsten Miasmen entwickelt haben würden, gar sehr empfehlen; zu dem bot der trockne Fels seinen Schooß gleichsam von selbst dar, um die Kinder seines Landes zu beherbergen. In ganz Mittel- und Unterägypten finden sich daher eine Menge unterirdischer labyrinthischer Berghöhlen, Hypogeen, Katakomben, die sich von Thebais bis ans Mittel-

meer herab ziehen. Die ganze lybische Bergkette bietet, auf der Oberfläche in allen Richtungen durchlöchert, den Anblick eines Siebes dar, während im Innern die Felsen mit Regelmäßigkeit und Sorgfalt durchgearbeitet und die Kammern mit der größten Umsicht vertheilt sind. Diese Katakomben (s. Taf. XI.) bestehen gewöhnlich aus einer mit Hieroglyphen verzierten Vorhalle, aus welcher man, auf einem breiten, mit einer prachtvollen Arkade geschmückten Gange, in mehrere 15 — 20 Fuß hohe und mit aus den Felsen selbst gehauenen Pfeilern unterstützte Säle gelangt. An beiden Seiten dieser Säle finden sich tiefe Blenden und Nischen, die als Niederlagen der Mumien benutzt sind, und Pforten, die in tiefe Seitengänge führen. In diesen Seitengängen sind die Mumienbrunnen, viereckige Vertiefungen, die 6 — 9 Fuß im Durchmesser halten und 24 — 50 Fuß tief sind, angebracht. Diese Brunnen sind senkrecht eingehauen, ihre Wände mit Malerei und Sculptur verziert, und nehmen, unvermuthet vor dem Besucher sich öffnend, fast die ganze Breite des Ganges ein. Am Ende des letzten Saales findet man oft Eingänge in Seitengänge, welche perpendicular auf die Axe der Katakombe einfallen, mit breiten Treppen versehen und durch Halbpfeiler getheilt sind. Man gelangt durch sie in neue Gänge, Säle und Bauten. Die Tiefe dieser Ruhestätten ist sehr verschieden und wechselt von 300 bis 1500 Fuß; alle Pforten sind mit Oberschwellen, Bildersfeldern und Vertiefungen verziert, als ob sie, was jedoch jetzt wenigstens nicht mehr der Fall ist, mit Thüren verschlossen gewesen wären. — Eine zweite an Pracht und Größe geringere Art von Hypogeen nähert sich zwar der eben beschriebenen, doch übersteigt die Höhe ihrer Säle und Gallerien selten 6 — 9 Fuß, die Brunnen sind enger und haben eingehauene Löcher, so daß man leicht in sie hinabsteigen kann, indem man bald rechts, bald links die Füße in die Brunnenwand einsetzt. Auf dem Boden dieser Brunnen liegen die Mumien. — Eine dritte Art von Katakomben könnte man die regellosen nennen. Sie scheinen ohne Ordnung angelegt,

Allen viele gebrochne Gänge, Säle und Nischen, steigen oft Schlangenförmig abwärts und kehren wieder in sich selbst zurück, haben auch doppelte Eingänge über und neben einander. Das Durchwandern dieser Hypogeen ist mit vielen Beschwerden, ja sogar Gefahren, verbunden. Oft wandelt man in einem Gange getrost vorwärts und steht plötzlich erschreckt vor einem Abgrunde. Die Luft ist erstickend heiß und mit feinem schwarzen Staube geschwängert, welcher das Athemholen beschwerlich macht und die Luftröhren mit Atomen alter Aegypter anfällt. In den meisten Katakomben sind die Mumien, die einen eigenen Geruch, der zwar nicht widerlich, aber doch sehr scharf und penetrant ist, von sich geben, außerordentlich angehäuft und so zerbrechlich, daß man alle Augenblicke einen Zeitgenossen der Pharaonen zerquetscht und dafür in eine dicke Staubwolke gehüllt wird. Oft macht ein unvorsichtiger Tritt oder Griff eine ganze Todtenlegion aufrührerisch und man sieht und fühlt sie dann über sich einbrechen. Vor Hitze beinahe in Schweiß zerfließend, vom Staube fast erstickt, ist man stets in Gefahr, rettungslos in einem Abgrunde zu versinken. Zu allen diesen Unannehmlichkeiten und Gefahren kommen noch solche, die nicht immer zu vermeiden und von ernstlicher Natur sind. Einmal nämlich sind die Gegenstände, von denen man umgeben ist, überaus entzündbar; ein einziger Funke, eine unachtsame Näherung mit der Fackel kann, bei der über alle Beschreibung trockenen Luft der Katakomben, schnell zünden, mit Blitzesschnelle greift dann die Flamme um sich, kein Mittel giebt es sie zu löschen und nur die eiligste Flucht kann vom Tode retten. Nicht geringer ist die Gefahr, wenn die Fackeln erlöschen; ägyptische Finsterniß umgiebt dann den Wanderer, und ist er ohne Führer, so kann er aus dem Labyrinth von Gängen und Abgründen nur durch ein Wunder den Rückweg finden. — Die Masse, in welche die Katakomben gehauen sind, besteht aus Kalkstein, der von sehr feinem Korn, gleichförmig, mittelmäßig fest, ja sogar weich und tuffartig, zur Ausführung der feinsten und zarresten Sculpturen, mit denen man die Wände bedeckte, besonders geeignet war. Die Scenen,

welche auf den Wänden der Hypogeen dargestellt werden, sind überaus merkwürdig, sie stellen nämlich die alten Aegypter in ihrer Lebensweise und allen ihren häuslichen, bürgerlichen und religiösen Verhältnissen dar; man sieht sie hier wachen, schlafen, arbeiten, ruhen, essen, trinken u. s. w. Die Art und Zahl ihrer Beschäftigungen sind mit der größten Lebendigkeit dargestellt. Die Trachten der verschiedenen Kasten, Nahrungsmittel, Hausgeräthe, musikalische Instrumente und ihre Anwendung, gymnastische Spiele der Männer und Weiber, alles findet hier seinen Platz. Interessant sind alle Scenen, so auch die Todtenscenen, von der Geburt bis zur Entscheidung des ewigen Schicksals ist alles treu dargestellt. Man sieht hier, woher die Griechen, zum großen Theil wenigstens, ihre Religion hatten. Hier ist das Vaterland des Minos, Cerberus, des Todtengerichtes, der Seelenwanderung. Eine Scene, wo eine Seele ihrer Verbrechen wegen verurtheilt wird in ein Schwein zu fahren, welches auch sogleich von Affen auf die Oberwelt getrieben wird, ist auf einem sehr vornehmen Grabe dargestellt, und zeigt, daß, wie schon erwähnt wurde, auch die Reichen und Mächtigen den Spruch der Todtenrichter zu fürchten hatten. — Diese Hypogeen sind also eine reiche Schule für die, welche die Geschichte des Lebens und der Kultur der alten Aegypter studiren wollen, die, wie kein anderes Volk der Erde, auf das Umsichtigste dafür besorgt waren, sich mit ihrer ganzen Art zu sein und zu leben, für die späteste Nachwelt zu bewahren. Um ein anschauliches Bild von den unterirdischen Grabgewölben der alten Aegypter zu geben, lassen wir hier eine Beschreibung der unter dem Namen: „die Gräber der Könige,“ in der Nähe von Theben gelegenen Felsengrotten folgen. „Das Thal Biban el Moluk bildet ein isolirtes Bassin, in dessen Felsenmauern die Gräber einiger Könige, wahrscheinlich aus der Familie der Nemessiden, gehauen sind. Keine Spur von Vegetation läßt sich in diesem Todtenthale blicken; es ist die ödste Oede auf Erden, die Wohnung des Todes selbst. Gegen die Mitte des Tages, wenn die Sonne ihre Strahlen senk-

recht in dasselbe wüßt und es von allen Seiten erleuchtet, ist die Hitze außerordentlich. Kein Lüftchen hat in dieser Schlucht Zutritt, man befindet sich in einem glühenden Ofen, alle Kräfte lassen nach, man fühlt sich tödtlich ermattet. Dieses ist so arg, daß kein Mensch im Stande ist, hier 24 Stunden auszudauern, wenn er sich nicht in die Todtengrube flüchtet. Aus dem Gefolge des Generals Desaix, der am 2. Sept. 1799 diese Gräber besuchte, starben zwei an Erstickung. Uebrigens muß bemerkt werden, daß manche Särge in den Katakomben breiter sind, als der Eingang in das Thal selbst, und daß es daher schwer zu begreifen ist, wie man die Leichen bestattete, wenn sie nicht etwa von oben hinabgelassen wurden. Zu Strabo's Zeit gab man die Zahl dieser Gräber in runder Zahl auf 40 an, jetzt sind 13 dieser Königsgräber entdeckt; eins entdeckten die Franzosen, das schönste unter allen aber Belzoni. Sie sind sich alle in der Anlage ähnlich, aber nicht gleich; einige ganz mit Verzierungen bedeckt, andere noch unvollendet. Jede dieser Grotten bildet aber eine Reihe Gallerien, Kammern und Säle, von denen gewöhnlich einer der Hauptsaal ist und auch die Sarkophage enthält. Von 12 Grotten sieht man noch in 6 den Sarkophag, der zu gewaltig war, um fortgeschleppt oder zertrümmert zu werden. Die größte der Grotten wurde, zweier darin abgebildeten Harfenspieler wegen, die Harfengrotte genannt. Der Sarkophag hat hier 12 Fuß Länge, ist von rothem Granit, und giebt, wenn man mit einem Hammer daran schlägt, einen glockenartigen Ton von sich. Den gewölbten Hauptsaal, in welchem der Sarg steht, tragen 19 Pfeiler und man muß durch eine Menge Thore und Gänge dringen, bis man zu ihm gelangt. Wie gut aber auch der König seine Gebeine verwahrt zu haben glaubte, der Raublust der Menschen haben sie nicht entgehen können. Man findet in diesen Grotten die Mumie des Königs nie, denn wahrscheinlich haben die reich geschmückten Leichname schon zur Zeit der Perser die Raublust gereizt, aber viele Mumien finden sich in den Seitenkammern. Alle Wände sind voll von Bildwerken. Die Wände sind mit einem eigenen Mör-

tel überzogen, der dem Sandstein ähnelt und auf diesem sind die Sculpturen und Malereien angeführt. Die Verzierungen sind theils religiösen Inhalts, Opfer und Feste darstellend, in denen Menschenopfer selbst durchaus nicht zu verkennen sind. Scenen von Schlachten Siegesaufzügen, Triumphen, Gefangenen u. s. w. wechseln mit den ersten ab; Sklaven knien gebunden da, den Todesschreck erwartend, oder der Kopf liegt ihnen schon zu Füßen. Es sind nicht bloß Neger, die geopfert, oder dem Könige vielleicht zur Begleitung geschlachtet werden, sondern auch Aegyptern widerfährt dieses Loos. Außerdem sind kostbare Gefäße, Waffen, musikalische Instrumente, Möbeln, kurz Alles, was Luxus und Reichthum hier aufbringen konnte, dargestellt. Merkwürdig ist, daß diese Grotte eine gebrochne Ure hat, weil wahrscheinlich die Arbeiter, nachdem sie eine Weile in den Felsen gearbeitet, plötzlich abbrechen und zurückkehren mußten, um eine andere Richtung einzuschlagen, weil sie entweder auf unvorhergesehene Hindernisse in dem Steine stießen, oder vielleicht Gefahr liefen, in einen andern Bau einzuschlagen. — Daß es noch mehrere solcher Grotten gebe, die bis jetzt gar nicht geöffnet, oder unter dem Schutte und den herabgestürzten Felsmassen verschüttet und einer bessern Zeit aufbewahrt sind, ist wahrscheinlich. Belzoni war so glücklich, ein solches Königsgrab zu entdecken; es ist von allen das schönste. Prokesch, Ritter von Osten, der es 1826 besuchte, giebt in seinen Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien nachstehende Beschreibung: „Bei weitem das schönste und am besten erhaltene ist das Grab, wozu Belzoni hat den Gang ausräumen lassen. Wer es genau schildern wollte, müßte Bände darüber schreiben, und würde, wie getreu er der Wahrheit bliebe, dem Leser ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief, und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unverletztheit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, geht weit über den Maasstab des heut zu Tage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des

Kleinsten, wie des Größten, des Gesehenen, wie des Ungesehenen, ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen.“ Neun und zwanzig Stufen führen eine Felsenhalle hinab, zu einem Thor, raume. Ueber demselben sind die allen Hypo-geen gemeinsamen Zeichen, der Scarabäus (ein Käfer) von Iheben, wie er nach dem Fallen der Gewässer hervortriecht und beim ersten Sonnenstrahl mit neugewachsenem Fittig fliegt, die beschwingte Kugel mit der Schlange, Strahlen, die sich von oben gleich einer Glorie niederensenken, und der Anubis (das Bild der auf- und niedergehenden Sonne, oder insonderheit das Bild der Sonne in der höchsten Jahreszeit oder gegen den Aufgang des Sirius, der den Aegyptern die Annäherung der Nilüberschwemmung andeutete, daher als Mensch mit einem Hundekopf abgebildet) alles Zeichen, unter denen die mystische Weisheit der Aegypter die Geschichte der Seelen zu verhallen pflegte, abgebildet. Man tritt in einen Gang, 36 Fuß lang und 8 Fuß breit, der sich unter einem Winkel von 18° neigt. Die Wände sind mit den aufs Feinste geschnittenen Skulpturen verziert. Nun hat man eine zweite, 26 Stufen tiefe Treppe vor sich, die zu einem 37 Fuß langen gefenkten Gange führt, der in einem 14 Fuß breiten und 12 Fuß langen Raume endigt, welchen eine mit Hieroglyphen verzierte Mauer schloß. Belzoni ließ dieselbe niederschlagen und nun tritt man in einen von vier Pfeilern getragenen Saal, an dessen Mauern man die ganze Pracht ägyptischer Farbenkunst bewundern muß; sie scheinen mit Glanzfirniß überzogen und über-treffen bei Weitem Alles, was man in dieser Art sehen kann. Rings um den Saal läuft eine Schlange, die Mumien auf dem Rücken trägt. Auf jedem Pfeiler ist Osiris und Isis, die Hände verschlungen und auf den Wänden Barken dargestellt (vgl. Taf. XI.), auf denen der Seelenführer schiff. Vier Stufen abwärts führen in einen neuen Saal, 27 Fuß lang und 24 Fuß breit, in welchem die Hieroglyphen noch nicht bemalt, sondern nur erst angezeichnet sind. Aus dem Saale mit den vier Pfeilern

führt außerdem noch eine Treppe von 18 Stufen in einen weiten gefenkten, 76 Fuß langen und 6 Fuß breiten, prachtvoll gemalten Gang, welcher zu einem Thore leitet, auf dessen Pfeilern der König im Waffentleide, auf einem mit Gold verzierten Throne sitzend, dargestellt ist. In der Hand trägt er den Scepter, ein Halsband mit Amulet auf der Brust, die in weiten Falten von einer reichen Halskrause bedeckt wird. Gürtel und Fußbekleidung sind vor Allem herrlich. Ein Adler, in seinen Klauen den königlichen Siegelring tragend, schwebt über ihm. Dieses Thor führt weiter abwärts in einen Gang, aus welchem man in einen Vorfaal mit zwei Seitengewächern, in deren einem man die Verehrung des Upiä, in dem andern die Seelenfahrt und Opfergaben abgebildet sieht, tritt. Endlich gelangt man in eine hohe, gewölbte, von Säulen getragene Halle, in dieser stand ein Sarg aus orientalischem Alabaster, 9 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Zoll dick und ganz durchsichtig und mit vielen hundert Figuren bedeckt. Der Deckel fehlte, und eben so die Mumie; ersteren fand man endlich zertrümmert außerhalb des Gewölbes. Der prächtige Sarkophag, gewiß das kostbarste Stück des ägyptischen Alterthums, ist jetzt im britischen Museo. Die Decke dieser Halle ist mit kostbaren Bildern geschmückt. Völker dreier verschiedenen Menschenarten fallen hier vor allen auf; wir sehen hier an den Wänden Bilder von weißen, braunen und schwarzen Menschen, nicht bloß durch die Farbe, sondern selbst durch die Physiognomie auf das Bestimmteste unterschieden. Es wird hier Ramses II. als Herrscher über die Völker Asiens und Afrika's dargestellt, deren Gesandte Huldigung und Tribut bringen. Der König sitzt auf seinem prachtvollen Throne in königlichem Ornate, den Scepter in der Hand, eine goldene Kette mit einer Bötivtasel um den Hals. Die Gesandtschaften bestehen jede einzeln aus vier Männern, voran die Braunen, geführt von einem Priester mit einer Sperbermaske; es sind offenbar Nubier, denn sie sind in derselben Tracht, wie wir die Nubier heute noch sehen; beinahe nackt, eine weiße Schürze um die Lenden, und in der nubischen Haartracht, welche sich von der der Aegypter we-

stetlich unterscheidet. Weiterhin erscheinen Männer von weißer Farbe, unverkennbar Israeliten; ein Blick nur auf ihre Gesichtsbildung reicht hin, um darüber gewiß zu sein, ja ihre Physiognomie ist mit so komischer Laune aufgefaßt, daß jeder Künstler auch heut zu Tage nichts Vollkommeneres zu liefern im Stande wäre. Vier Babylonier in buntem Zeug gekleidet, mit Federn auf dem Kopfe und den herabhängenden Haarlocken; vier Neger endlich, an ihrer Farbe und ihrem Profil kennbar, lassen gar nichts zu wünschen übrig. Es ist daher gewiß, daß der hier ruhende Pharaon auch asiatische Völker beherrschte. — Hinter dieser Halle mit dem Königsarge folgt eine andere, die nicht vollendet wurde; in dieser fand Belzoni eine Stiermumie und eine große Menge Idole. Aus dieser Halle senkt sich ein Gang noch weiter in's Gebirge hinab; 300 Fuß tief verfolgte ihn Belzoni, fand ihn aber verschüttet; wohin er fährt, weiß man nicht, ob unter Theben hinab? Beinahe sollte man nach diesem Wunder versucht werden, selbst das Unglaubliche zu glauben! Plinius wenigstens berichtet, Theben sei eine hangende Stadt gewesen, durch welche die Armeen unter der Oberfläche durchmarschirten, so daß die Einwohner nichts davon wahrnahmen. Er findet dabei nichts Wunderbar, als daß der Fluß die Stadt in zwei Theile sondere und durch sie hinfließe. Da wären denn freilich die Engländer, welche nicht einmal ihren Tunnel zu Stande bringen, wahre Pfuscher. Ueber die noch heute stattfindenden Plünderungen der Hypogeen spricht sich Prolesch ernst tadelnd aus. Er schreibt: ich kann von dem Boden der heiligen Theba nicht scheiden, ohne noch einige Worte über den schändlichen Handel zu sagen, der natürlich unter Leitung von Europäern dort getrieben wird und welcher dem Versäumnisse der Zeit, als Zerstorin, in ihrem Amte mit großem Erfolge nachhilft. Ich spreche hier nicht von den Nachgrabungen, die zum wissenschaftlichen Zwecke unternommen werden, sondern von den Berwüstungen, die unter dem Schilde der Liebe zur Wissenschaft von der schmachlichsten Geldsucht täglich verübt wurden und noch verübt werden. Die ganze Todtenstadt ist ein Bergwerk und

für die Mumienfucher und gleich einem Schlachtfelde, denn er ist mit Gebelinen und Stücken von Leichentüchern übersät. Die herrlichsten Särge wurden in Trümmer zer schlagen, die Mumien mit der Art gespalten und in Trümmer gehauen, zerrissen, durchwühlt, weggeworfen, warum? — um ein Halsband, eine vergoldete Scarabäe oder ein Blättchen Goldes zu finden, womit die Nägel manchmal überdeckt sind. Ich wohnte der Oeffnung mehrerer Mumien bei und denke mit Ekel an das gottlose Verfahren dabei. Eine der reichsten war eine weibliche, die, sonderbar genug, in einem männlichen Sarge lag. Auf der Brust befand sich eine schöne, große, in Gold gefaßte Scarabäe, an der Seite eine Menge Idole. An den Fingern trug sie goldene Ringe, weiter Armbänder und Halschmuck. Nach der ersten Umwicklung mit Linnenzeug, die unmittelbar auf dem Körper ruhte, hatte sie auf dem Kopfe eine Perrücke aus künstlichen und natürlichen Haaren, diese in Locken über die Stirne, jene in nubische Zöpfchen geflochten über Achsel und Rücken hangend. Nachdem sie durchwühlt, beraubt, ich möchte sagen geschändet, war, warf man die Stücke zu einem Haufen anderer, die schon durch diesen Prozeß gegangen waren.“ Den unterirdischen Riesenbauen der alten Aegypter entsprechen ihre über der Erde errichteten kolossalen Monumente. Wir gedenken hier zunächst der Pyramiden. S. Taf. VIII. u. XII. Herodot, der Vater der Geschichte, besuchte die Pyramiden vor dritthalb tausend Jahren als Reisender, wie wir sie heute besuchen, und nach seiner Angabe betrachten die Aegypter die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Die breite Basis bedeutete den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers irdischen Daseins. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von dem griechischen Worte *Pyros*, d. h. Weizen, Getreide, ab, und wollen unter Pyramiden Kornmagazine verstanden wissen; andere wieder denken an das griechische Wort *Pyr*, d. h. Feuer, weil die Gestalt der Pyramiden einer aufsteigenden Flamme gleiche; wahrscheinlich aber stammt der Name von dem koptischen *Piramonr*, d. i. Sonnenstrahl oder *Pira-*

ma, d. i. Höhe, hohes Denkmal, ab, daher man vielleicht auch richtiger Pyramide schreiben sollte. Die ägyptischen Pyramiden, denn auch bei den Babyloniern, Indiern und in der neuen Welt, namentlich in Mexiko, wo die Pyramide von Cholula berühmt ist, finden sich ähnliche Gebäude, sind vergrößerte Obeliskten, große viereckige, inwendig aus mehreren Gängen und Kammern bestehende Gebäude, deren vier Seiten, von denen zwei gewöhnlich kleiner als die andern sind, genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Von einer breiten Basis gehen sie nach oben spitziger zu und endigen sich theils in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck; sie sind aus Kalksteinen, eine auch aus Ziegelfsteinen, erbaut, die, über einander gelegt, bloß durch ihre Schwere zusammenhalten. Nach Herodots Angabe waren sie mit Granit oder Marmor belegt, welchen glaublicher Weise die Uraiker abgetragen haben, wodurch die Stufen wieder sichtbar geworden sind, von denen die Alten nichts wissen. — Verschieden sind die Meinungen über den Zweck und die Bestimmung der Pyramiden. Nach einigen waren sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweiht, nach andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen als eine Art Gnomons, d. i. Werkzeug zum Messen der Sonnen- oder Sternhöhe, nach andern zur Feier von Myserien, zu geheimen Zusammenkünften, zu Kornmagazinen, oder — und dies ist die gewöhnlichste und wahrscheinlich auch richtigste Meinung der Alten — zu Begräbnissen. In allen Theilen der Welt, selbst in Oeiseiti, werden Pyramiden auf den Gräbern errichtet; ein Zeichen, nicht sowohl der Seelenunsterblichkeit, als eines dauernden Andenkens nach dem Tode. Offenbar entstanden sie auf den Gräbern aus jenen Steinhäufen, die man von uralten Zeiten her, zum Denkmal einer Sache, bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhaufer formt sich selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmal so nahe lag, als das Begräbnis eines verehrten Todten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat, so verwandelte sich der Steinhaufer, der Anfangs vielleicht den

begrabenen Leichnam auch vor dem Aufscharren wider Thiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet. Daß nun die Ägypter andere Völker in diesem Bau übertrafen, hatte mit dem dauerhaften Bau ihrer Tempel und Statuenkamben einerlei Ursache. Sie besaßen nämlich Steine genug zu diesen Denkmälern, da das meiste Ägypten eigentlich ein Fels ist; sie hatten auch Hände genug zum Bau derselben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für sie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenig Mühe kostete. Ueberdies lebten die alten Ägypter sehr mäßig: Tausende von Menschen, die an diesen Denkmälern Jahrhunderte lang wie Sklaven arbeiteten, waren so leicht zu erhalten, (Plinius erzählt, daß die Pyramidenbauer nichts als Zwiebeln und Linsen gegessen hätten,) daß es nur auf den Willen eines Königs ankam, gedankenlose Massen dieser Art zu errichten. Das Leben einzelner Menschen ward in jenen Zeiten anders als jetzt geschätzt, da ihre Namen nur in Zünften gerechnet wurden. Leichter opferte man damals die nutzlose Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich selbst Unsterblichkeit erwerben und dem Wahne seiner Religion nach den einbalsamirten Leichnam für die einstige Rückkehr der abgeschiedenen Seele erhalten wollte. Ein König ahmte dem andern nach, oder suchte ihn zu übertreffen; indeß das gutmüthige Volk seine Lebenstage am Bau dieser Monumente verzehren mußte. So entstanden wahrscheinlich die Pyramiden Ägyptens; nur in den ältesten Zeiten wurden sie gebaut. — Cheops, Chephren, sein Bruder, und Mycerinus, sein Sohn, sollen von 1146 bis gegen 1000 v. Chr. wetteifernd die drei großen Pyramiden bei Memphis errichtet haben — denn die spätere Zeit und jede Nation, die ein nützlicheres Gewerbe treiben lernte, baute keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt also, daß die Pyramiden ein Kennzeichen von der Glückseligkeit und wahren Aufklärung des alten Ägyptens sein sollten, sind sie vielmehr ein un widersprechliches Denkmal von dem Aberglauben und der Gedankenlosigkeit, sowohl der Armen, die da

baueten, als der Ehrgeizigen, die den Bau besahen. Vergebens sucht ihr Geheimnisse unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelisken: denn wenn die Hieroglyphen der letztern auch entziffert würden, was könnte man an ihnen anders, als etwa eine Chronik unwichtiger Begebenheiten oder eine vergötternde Lobsschrift ihrer Erbauer lesen? Mit der Arbeit und den Unkosten, welche die kleinste Pyramide erheischte, hätte ein Kanal von dem arabischen Meere in einen Nilarm geführt und dadurch dritthalb tausend Jahre früher, als es durch Vasco de Gama geschah und auf einem kürzern Wege die Verbindung des reichen Indiens mit dem Abendlande hergestellt und der eigentliche Welthandel zu ganz unberechenbarem Vortheil der Menschheit gegründet werden können! — Man findet jetzt dieser Pyramiden noch an 40, sämmtlich in Mittellagyprien, in der Nähe des alten Memphis und von verschiedener Größe, und theilt sie in 5 Gruppen. Die Pyramidengruppe von Ghizze ist die berühmteste. Hier steht die größte, angeblich von Cheops erbaute, Pyramide, welche nach Herodot eine Höhe von 80, nach Neuern eine Höhe von 500 Fuß hat — vielleicht hat der in diesen Gegenden häufige Flugsand, von dem ganze Dörfer vergraben wurden, sie so weit umschüttet; — ihre Basis beträgt über 72,000 Quadratuß. Sie steht auf einer Anhöhe, 80 bis 100 Fuß über dem Nil, zu der ein aufgeworfener, 60 Fuß breiter, Damm führt. Wenn nun gleich die bei Herodot angegebenen 1600 Talente — ein Talent ist eine Geldsumme, nicht eine Münze, von ansehnlicher und bestimmter Stärke, wie bei den Türken ein Beutel, und mag ein Talent ungefähr 1000 Rthlr. zu rechnen sein — für Zwiebeln und Knoblauch zur Beköstigung der Arbeiter, in dem wohlfeilen Aegypten übertrieben sein mögen; so sind doch wohl die Anzahl von 100,000 Menschen und die Zeit von 30 bis 40 Jahren nicht übertrieben, die man zum Aushauen der Steine in den östlichen Grenzgebirgen, zum Flößen derselben auf dem Nil, zur Erbauung des Damms, auf welchem sie zu dem Ort ihrer Bestimmung transportirt, zur Zubereitung des Felsensfundaments und der unterirdischen Ge-

II.

näcker, zur Einleitung des Nils durch einen Kanal und endlich zum Bau der Pyramide selbst wohl gebraucht haben mag. Der französische Reisende Nilas von Savary, der um 1776 Aegypten besuchte, brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung, zum Schutze gegen die Araber, begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von dem 3 Stunden von den Pyramiden entfernten Ghizze auf und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden, deren Gipfel der Mond beschien, erfreut. Sie hatten das Ansehen ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb 4 Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide, die einzige, zu welcher man bisher den Eingang geöffnet hatte (s. Taf. XII.), hinaufzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemaches sah man einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stücke, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreut. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen, und von kleinerem Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf demselben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen 200 steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von 2 bis 4 Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft (s. Taf. XII. Spitze der großen Pyramide). Denon, der

6

Die französische Expedition unter Buonaparte nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden folgende Details. Buonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Ghizze zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten, vermittelst der unter Wasser gesetzten Kanäle des Nils, der Grenze der Wüste in einer Entfernung einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bekrieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs und über diesen befinden sich andere von ungeheurer Größe so geleast, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. Am Ende dieses Ganges findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, dies Hinderniß zu überwinden, fruchtlos blieben, so ging man wieder etwas zurück, schritt um zwei andere Steinblöcke herum und entdeckte, über sie hinwegklimmend, einen zweiten so steilen Gang, daß man, um hinaufzusteigen, Stufen einhauen mußte. Dieser Gang führt in einen Raum, der eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen „Gemach der Königin“ bekanntes Zimmer, ohne alle Zierrathen und Inschriften, führt. Von dem oben genannten Raume fährt eine Oeffnung in perpendicularer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß mit größerer architektonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebaut, befindet. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. — Die feine Nase Bel-

zoni's, er starb 1823 zu Gata in Afrika, hat den Eingang auch zur zweiten Pyramide, die, wovon die Spitze noch Reste zeigt, früher mit Marmor überkleidet war, erspäht und geöffnet. Er brachte nämlich heraus, daß die alten Aegyptier nicht da, wo sich Spuren zeigen, nämlich in der Mitte, sondern 30 Fuß östlicher, den Eingang angebracht hatten. Hier brach er also ein. Ein Gang von 4 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 104 Fuß Tiefe öffnete sich und führte schräg hinab in den Bauch der Pyramide. Hier theilte er sich in zwei andre, aus deren einem sich ein 15 Fuß tiefer Schacht abteufte. Hier fand sich wieder ein Gang, gegen den Mittelpunkt der Pyramide leitend, und am Ende desselben ein Saal von 23 Fuß Höhe, 46 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Die Wände waren aus großen Blöcken gebildet, welche gegen die Decke immer weiter vorspringen und in der Mitte sich vereinigen, so daß sie die Pyramide selbst nachbilden. Die Decke ist bemalt, an der Ostseite des Saales steht der Sarkophag aus Granit, der Deckel ist halb zerbrochen und im Sarkophage selbst finden sich Steine und Stierknochen. Vor Belzoni waren, wie eine arabische Inschrift bezeugt, schon früher Araber hier, die jedoch den Eingang wieder verschlossen. —

Wenn die Pyramiden aus mehreren Felsblöcken gethärtet wurden, so bestehen dagegen die Obeliskten, Spisssäulen, aus einem einzigen Steine von der härtesten Granitart, die in den östlichen Gebirgen ausgehauen, wahrscheinlich mit Sandstein geglättet, auf Felsen durch die Kanäle des Nils fortgeschafft und entweder am Nil oder vor den Tempeln aufgestellt wurden. Wie sie wahrscheinlich, gleich den Pyramiden, in der kunstmäßigen Erhöhung der auf Gräber geworfenen Steinhäufen ihren Ursprung haben; so dienten sie Anfangs auch nur als Denkmäler von Begebenheiten und Menschen; dann als Zierden freier Plätze und Tempel und später erst als Gnomons. Um sie für den letztern Zweck brauchbar zu machen, wurden auf die Spitze einiger Obeliskten Kugeln gestellt, wie z. B. auf den, welchen Augustus auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger



hatte einrichten lassen. Schon Sesostris, der Alexander Egyptens, der Asien bis an den Indus bezwungen haben soll, 1200 v. Chr., baute Obeliske. Seine Nachfolger trieben diesen Bau um die Zeit des trojanischen Krieges mit erhöhtem Eifer, einer suchte den andern an Größe in der Ausführung zu übertreffen, und der reiche Ramises oder Rhampsinitus errichtete den höchsten. Nach der Eroberung Egyptens durch die Perser, 500 v. Chr., wurden keine Obeliske mehr gebaut und das später erbaute Alexandrien ist nur mit den Obeliske der ältern Könige ausgeschmückt. Die Obeliske sind viereckige, aus einer Basis von 5 bis 25 Fuß, 50 bis 180 Fuß hoch, oben spitzig zulaufende und in einer kleinen Pyramide endigende, aus einem einzigen Steine gehauene Säulen. Einige sind bald auf allen vier Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft zwei Zoll tief) ausgearbeitet, meistens selber- oder etagenweise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind (s. Taf. X.). Einige Obeliske sieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß derselben steht auf einem einfachen viereckigen Postamente, das in der Regel 2 bis 3 Fuß breiter ist, als der Obelisk selbst und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Man hat es für unmöglich finden wollen, solche ungeheueren Steine aus den Felsen zu brechen und manche andere Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man, vorzüglich noch in Ober-Egypten, die alten Steinbrüche und in einigen derselben schon angehauene Obeliske. Die römischen Kaiser ließen mehrere Obeliske nach Rom schaffen, wo sie zum Theil noch stehen, zum Theil aber auch bei der Zerstörung Roms durch die Barbaren umgestürzt und zerbrochen wurden. Den größten Obelisk, den von Ramises erbauten, ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus zu Rom aufstellen; doch auch er wurde im 5. Jahrh. n. Chr. von den Barbaren umgeworfen und lag seit der Zeit in 3 Stücke zerbrochen, unter dem Schutt vergraben bis ihn, nebst 3 andern, Domenico Fontana, unter dem Papst Sixtus V. um 1588, auf dem Plage vor der Johanniskirche vom La-

teran, daher der lateranische genannt, wieder aufrichtete. Sein Gewicht beträgt, ohne das Fußgestell, über 13,000 Centner. Außerdem befinden sich noch viele Obeliske in Egypten zerstreut, namentlich zwei zu Alexandrien, unter dem Namen: die Nadeln der Kleopatra (s. Taf. X.) bekannt, aus rothem Granit; einer davon steht noch aufrecht, und gehört dem Könige von Frankreich, dem er von dem Paschageschenkt wurde. Der andere ist umgestürzt und wurde dem Könige von England geschenkt. Indessen hat man diese kostbaren Geschenke wegzuführen bis jetzt noch kein Mittel gefunden. Diese Obeliske haben auf jeder Seite drei Hieroglyphensäulen. Es war ursprünglich nur die mittlere Säule eingehauen, zu deren beiden Seiten spätere Herrscher die andern beifügten.

In der Nähe der Pyramidengruppe von Ghizze befindet sich jene ungeheueren, aus einem einzigen Felsstück gehauene Sphinx (s. Taf. X.), die 143 Fuß lang und vorn 62 Fuß hoch, jetzt nur noch 27 Fuß hoch aus dem Sande hervorragt. Dieser Koloss, der wohl mehr als vierzig Jahrhunderte an sich vorüberziehen sah und auch darum merkwürdig ist, weil man in dem Gesichte desselben die ächte Negerphysiognomie entdeckt, war früher bemalt; man sieht noch deutliche Spuren der rothen Farbe, die ihn einst bedeckte. Ueberaus malerisch soll die Aussicht von dem Kopfe dieser Sphinx sein. Mit freiem Auge zählt man 73 Ortschaften, Kairo prangt im Zaubergranze ausgebreitet, und der ungeheueren Friedhof von Memphis mit den großen Pyramiden, zeigt sich in seiner ganzen Pracht. Minutoli, ein geborner Genfer, der seit 1820 das nordöstliche Afrika bereiste, vermuthet aus den zwischen diesem Kolosse und der mittleren Pyramide entdeckten Gängen und Brunnen — dieser Brunnen, deren wir schon öfter gedacht, bedienten sich allerdings die alten ägyptischen Priester nur aus einem unterirdischen Bauwerke in das andere zu gelangen, als Durchgänge, — daß vielleicht über oder unter der Sphinx und durch dieselbe der Eingang zu den Pyramiden gewesen sei. Was nun überhaupt die Sphinx, jene alten Symbole Egyptens, anlangt, so kennt man die eigentliche Bedeutung dieser wanderba-

ren Gestalten bis heute noch nicht genau. Die Mythologie der Griechen redet von einer Sphinx als von einem grausamen Ungeheuer, welches den Thebanern allerhand von den Mäusen erlernte Räthsel, insbesondere auch dieses: „welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei und am Abend auf drei Füßen?“ vorgelegt habe. Wer das Räthsel nicht löste, wurde zerrissen. Oedipus löste es endlich und Sphinx stürzte sich verzweifelt vom Felsen herab. Die ägyptische Sphinx unterschied sich in der Vorstellung dadurch, daß die Grausamkeit und die Kunst, spitzfindige Räthsel aufzugeben, nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört zu haben scheinen. Man findet die ägyptische Sphinx in mancherlei Abbildungen, gewöhnlich wie ein Löwe gelagert mit vorgestreckten Vorderfüßen und einem Mädchenkopfe, auf dem ein in Falten gelegtes Kopftuch befestigt ist. Doch werden sie auch anders abgebildet. Solche Gestalten nun wurden in den Vorhöfen der Tempel aufgestellt; aber was sie eigentlich bedeuten, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, und nur Vermuthung ist's, wenn man annimmt, es habe durch dieselben die Zeit des Nilaustritts, oder überhaupt die Fruchtbarkeit des Nils, sinnbildlich dargestellt werden sollen. Man setzte das Zeichen eines Löwen und einer Jungfrau zusammen, um damit anzudeuten, daß der Nil sich ergieße, wenn die Sonne in den Monaten Julius und August in diese Zeichen eintrete.

Wer hat nicht von der Memnonsäule zu Theben gehört? Von jenem wunderbaren Standbilde, dessen zitternde, den Klängen der Aeolsharfe verwandte Stimme Jahrtausende durchbebt hat? Dem der erste Strahl der aufgehenden Sonne fröhliche, der letzte der sinkenden wehmüthige Töne entlockt? Memnon, erzählt die Sage, war ein Sohn des Lithon und der Aurora, und König der Aethiopier. Priamus, König von Troja, bewog ihn, durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen. Vor Troja verrichtete er mehrere tapfere Thaten, verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren,

ließ Jupiter aus seiner Urne eine Menge Vögel, Memnons Vögel, die als schwarze Hasenbichte, welche sich in der Gegend von Troja zur Herbstzeit blicken ließen, beschrieben werden, entstehen. Diese Vögel kehrten alljährlich zu Memnons Grabe zurück, kämpften hier mit einander und feierten so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken. Die Stimme des geliebten Sohnes kannte die zärtliche Mutter in jenen Tönen, der noch heute als die Memnonsäule berühmte ist. Diese Bildsäule besingt schon Homer, und keiner hat seitdem über Aegypten geschrieben, ohne ihrer zu erwähnen. Ein glücklicher Zufall hat uns diese Statue bis heute erhalten. Es sitzen nämlich in der Ebene von Theben auf massiven Thronen zwei Kolosse, aus dem umgebenden Mimosengebüsch gleich Thürmen hervorragend. Diese zwei Kolosse (s. Taf. IX) schauen nach O. S. O. gegen den Nil hin, und sind im Lande unter dem Namen Thama und Ramabekannt; dieser ist der südliche, jener der nördliche. Der erstere hat in seinem Angesichte so gräßliche Verwundungen erfahren, daß man keinen Zug darin erkennen kann, nur der Kopfschmuck hat sich erhalten. Eben so haben Brust, Arme, und ein Theil des Leibes ihre Schuld der Zeit bezahlt; auch hat die Länge der Zeit, verbunden mit den Strahlen der Sonne, beide schwarz gefärbt; und die einst ganz glatte polirte Oberfläche ist durch Ausfall einiger Theile rauh geworden. Beide Kolosse sind auf viereckige, rechtwinkelige Fußgestelle gestellt, welche jedoch, bis auf einen kleinen Theil, unter der Oberfläche liegen, was von den Verwundungen, als Ablagerung des Nilschlammes, herrührt. Oben läuft um jedes Piedestal ein Band von Hieroglyphen herum, die in diesem harten Stein um so mehr Bewunderung erregen, als sie bis zu den einzelnen Federn der Vögel mit einer Genauigkeit ausgeführt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der südliche Koloss sitzt auf einem Throne, der 14 Fuß hoch, und fast eben so breit ist; die zwei Seiten sind mit trefflichen Hieroglyphen, dem Namensbilde Amenophs II., verziert. — Amenoph oder Phamenoph, d. i. die aufgehende Sonne, war bei den alten Aegyptern so viel als Memnon bei den Griechen. — Der Namensbild, mit seinen ihm um-

gebenden Hieroglyphen ruht auf einem Fische, der einen Fuß hat, um welchen zwei weibliche Gestalten Lotos binden. Hinten erhebt sich die Lehnwand über die Ellbogen der Kolosse. Die Beine, vom Knöchel bis zum obern Theil der Kniee, haben 18 Fuß, sind aber verstümmelt und die Füße gänzlich zerstört. Zu jeder Seite der Füße und in der Mitte zwischen beiden Wänden sind drei aufrecht stehende Figuren aus ganz erhabener Arbeit angebracht, aber sehr verstümmelt; sie haben 15 Fuß, sind weiblichen Geschlechts, in lange Gewänder geschüllt, mit herabhängenden Händen, in deren einer sie ein Kreuz — nicht nur der Gebrauch, die Stierne mit dem Kreuze zu bezeichnen, sondern auch die Taufe und die Weihe des Brotes findet sich in den mysteriösen Ceremonien der alten Ägypter, denen das Zeichen des Kreuzes das Symbol des künftigen Lebens war — halten. Den Kopf ist mit einer Geierhaube bedeckt und auf dieser trägt jede ein mystisch verziertes Gefäß. An den Schenkeln der Kolosse bemerkt man noch Reste von Beinkleidern aus gestreiftem Zeug; die ganze Höhe derselben aber beträgt, mit Einschluß des Fußgestelles, 60 Fuß; die Breite von der rechten zur linken Achsel 19, die Länge des Mittelfingers 4 Fuß. Der nördliche Kolos zeigt dieselben Dimensionen; auch sind die Verzierungen dieselben, und nur die Hieroglyphen zeigen einigen Unterschied. Was jedoch diesen Kolos vor dem andern merkwürdig macht, ist, daß er allgemein für die Statue des Memnon gehalten wird, die jenen wunderbaren durchdringenden Ton bei dem ersten und letzten Gruß der Sonnenstrahlen von sich giebt. Schon in den ältesten Zeiten war diese wunderbare Stimme bekannt. Der Fuß des Gestelles, so wie die Füße des Kolosses selbst, sind mit Inschriften bedeckt, welche alle bezeugen, daß die wunderbare Stimme von den Besuchenden gehört worden sei. Strabo, der so berühmte, um Christi Zeit lebende Geograph, berichtet hierüber: „Die Stadt Theben enthält viele Tempel, größtentheils durch Cambyses zerstört. Man sieht jetzt nichts mehr, als einige Dörfer da, deren ein Theil auf der arabischen Seite liegt, wo noch eine Stadt steht.

Auf dem andern Ufer in dem gegenüber liegenden Theile findet sich das Memnonium. Es giebt hier zwei nicht weit von einander entfernte Kolosse; einer ist noch ganz, der andere dem obern Theile nach, man sagt, von einem Erdbeben, umgestürzt — vielmehr hatte ihn Kambyses, der wüthende Zerstörer Thebens, um seine Stimme zu vernichten, abtragen lassen, Septimius Severus, um 200 n. Chr. römischer Kaiser, ließ ihn wieder herstellen. — Es ist die allgemeine Meinung, daß alle Tage ein Ton wie der eines gelinden Schlags aus dem Theile des Sitzes der Statue vorkomme. Ich selbst als ich mit Aetius, Gallus und einer Menge meiner Freunde da war, hörte ungefähr um die erste Morgenstunde den Ton, ob er jedoch von der Basis oder dem Kolosse ausging, oder einer der Umstehenden ihn hervorbrachte, will ich nicht entscheiden.“ In den neuern Zeiten schrieb ein englischer Reisender, Arthur Schmitt, dem Belzoni schon bei seinen Streifereien in Aegypten begegnete, dem russischen Gesandten in Rom, aus Theben, daß er nun auch die berühmte Memnonsäule besucht habe. Er behauptet, früh um 6 Uhr den Ton, von welchem die Alten so vieles gesagt, deutlich vernommen zu haben. Seiner Ueberzeugung nach kommt derselbe nicht aus der Bildsäule, sondern aus dem Fußgestell; er sieht ihn als eine Wirkung des Luftzuges auf die Steine des Fußgestelles an, welche absichtlich zur Hervorbringung dieses Tones geordnet waren. Was der neueste englische Reisende, Wilkinson, über die Memnonsäule berichtet, ist offenbar irrig. Er will nämlich ermittelt haben, daß die wunderbare Harmonie, wodurch dieselbe so berühmt geworden durch einen klingenden Stein in ihren ungeheuern Seiten hervorgebracht werde. Ein Mann, in einer innern Nische verborgen, schlage mit einem eisernen Stabe zu gewissen Stunden des Tages an diesen Stein, und bringe dadurch die geheimnißvollen Klänge hervor, die das Staunen eines abergläubigen unwissenden Volkes erregten. Nein, vom Orinoko her kommt die Erklärung der ganzen Sache. Allgemein nämlich ist in Amerika unter den Anwohnern des Naus-

dales von Wappures und Upures bekannt, daß manche Klippen der Katarakten bei aufstehender Sonne einen Ton, wie von einer im Schwunge gerissenen Saite, von sich geben, und Humboldt, der scharfsinnige Beobachter, erklärt es genügend aus gewissen Rissen und Spalten des Felsens, in denen der Ton, durch das Bestreben der eingeschlossenen Luft, bei der schnell aufgehenden Sonne sich in's Gleichgewicht mit der äußern Atmosphäre zu setzen, erzeugt wird. Wohl möglich, ja selbst höchst wahrscheinlich, daß dies auch hier der Fall ist. Die Ruinen der Tempel zu Omboz (s. Taf. X.) und zu Tentyris (s. Taf. VIII.) beweisen, daß auch ideale Schönheit und architektonische Vollendung den ägyptischen Bauten nicht fremd war. Freilich muß man eingestehen, daß gerade die schönsten Monumente zu Philä, Omboz, Apollinopolis, Tentyris u. s. w., in denen die beweglichen weichen Formen der griechischen Kunst mit jener den uralten ägyptischen und indischen Bauwerken eigenthümlichen hohen Kraft sich vermählte, einer spätern Zeit, der Zeit der Nachblüthe Aegyptens unter den Ptolemäern, seit 307 v. Chr. angehören. Was Baukunst, Bildschnitzerei und Farbengebung vereint vermögen, ist hier bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgeführt. Um zu beweisen, daß hiermit nicht zu viel behauptet wird, theilen wir im Nachstehenden aus einem der neuesten und besten Werke über Aegypten eine lebendige Beschreibung des großen und berühmten Tempels der Aphrodite in Tentyris mit. „Es ist unmöglich, dieses erhabene Gebäude zu sehen, ohne von dem Adel seiner kolossalen Formen, der Reinheit des Stils, der Schönheit der Vollendung tief ergriffen zu werden. Welch ein Gemälde bietet nicht an und für sich schon die Fagade (die Stirnwand oder Vorderseite eines Gebäudes, doch nicht sowohl die Wand selbst, als ihr Aussehen) dar. Sechs kolossale Säulen; im untern Theile durch die mit den schönsten Kornischen (Gesims-Kränzen) verzierten Zwischensäulenmauern verbunden; in der Mitte die zwei eleganten Thürstöcke, welche als Eingang dienen. Ein prachtvoller Architrav, (der unterste Theil eines über der Säule befindlichen Gesims-

ses) überragt von einer wahrhaft anmuthigen Kornische und zuletzt die ägyptische Nische, welche die ganze Fagade unterhalb der Kornische einfaßt, dieses Ganze aber, verziert im schönsten ägyptischen Stile, das bildet die schöne Fagade dieses prächtigen Nestes aus dem Alterthume, worvor Alles in den Schatten treten muß, was man sonst der Art, selbst den Minervatempel auf der Akropolis zu Athen nicht ausgenommen? Das freudige Staunen, von welchem man ergriffen wird, nimmt in dem Maße zu, als man sich dieser Fagade nähert, die Kunstwelt, welche hier sich öffnet, deutlicher und deutlicher die Tausende der schönsten und lieblichsten Gestalten unterscheiden läßt, welche der reinste Meißel, dessen je die Kunst sich rühmen konnte, hervorgebracht hat. . . . . Die Außenwände des Gebäudes sind alle genau behauen, gegen den Boden zu, nach auswärts gebösch, was dem Gebäude selbst sowohl eine Ansicht von Solidität, als Großartigkeit gewährt. Alle diese Wände sind mit Bildhauereien von so kostbarer Arbeit überdeckt, daß man gestehen muß, hier habe die Kunst sich selbst übertroffen. Aus jeder Seitenwand schauen Löwenfiguren von vollendeter Schönheit mit halbem Leibe hervor; sie ruhen auf einem verzierten Sockel (Fußgestell) und bedecken mit ihren ausgestreckten Tagen Nöhren, welche zum Abzug des Regen- oder Reinigungswassers von der Terrasse gebient zu haben scheinen. Zwei ähnliche Löwentöpfe zieren auch den Hintertheil des Gebäudes, und zwischen ihnen ist ein kolossales Friesbild angebracht, d. h. nur Kopf und Hals, welches den frommen Wanderer mit überirdischer Schönheit anlächelt. — Die dargestellten Scenen auf den Außenwänden sind sehr mannigfaltig. Der Sockel ist mit einer Menge viereckiger Abtheilungen, in deren jeder eine gehende, bald männliche, bald weibliche, Figur dargestellt ist, welche eine unendliche Mannigfaltigkeit an Gaben tragen. Mehrere darunter haben Thiermasken, und vor den meisten geht ein Thier, entweder ein Widder, ein Stier, oder auch ein Ibis. Alle diese Gaben scheinen einem Königspaare dargebracht zu werden, welches man in dem Mittelpunkt dargestellt sieht, wo an der äußern Hinterwand des Tempels sich

die Geschenke tragenden Figuren begegnen. Ueber diesem Sockel erblickt man ein breites Band trefflich gearbeiteter Hieroglyphen, und über demselben zieht sich um den ganzen Tempel eine Reihe kolossaler Figuren, Weiber, Männer, Götter und Göttinnen, Priester und Priesterinnen, Könige und Königinnen. Auch hier werden Gaben und Opfer dargebracht. Das Prächtigste jedoch bietet die Hinterwand, aus deren Mitte der schon erwähnte Isiskopf anmuthig herausschaut. Die hat eine Phantasie schöner gebildet, nie ein Gemüth Herrlicheres gedacht, als diesen Kopf! Von diesem Isisbild haben sich nach beiden Seiten eine Reihe von 6 Gestalten gewendet und sind im Begriff, einem Königs-paare entgegen zu gehen, welches ihnen, wie es scheint, opfernd entgegenkommt. Unendlich reich und anmuthig sind die Stellungen und Gewänder dieser 12 Gestalten; den Gipfel der Kunst haben jedoch die Bildner der zwei, sich auf's Genaueste ähnlichen Königs-paare erreicht, welche die beiden Winkel der Wand zieren. Vorn steht der König, jung, schön, in voller Blüthe männlicher Kraft. Es ist unmöglich, den angebornen Adel, die Hoheit und Würde zu beschreiben, welche in diesen Rörpern ausgedrückt ist. Eine weite, schönfaltige Tunika bekleidet ihn, worüber ein Waffenrock, welcher wenigstens so viel beweist, daß auch zu jener Zeit die Menschen zu flicken, zu weben und kostbare Stoffe zu bereiten verstanden. Diesem Waffenrocke ist jenes mystische Bild eingewebt, welches wir so häufig auf den Pylonen bemerken, nämlich die kolossale Figur, welche eine Gruppe kleiner Figuren schägt. Ueber dieser Figur schwebt der königliche Geier mit dem Schwerte. Hieroglyphenreihen umgeben das Ganze. In der Hand hält er einmal ein sehr einfaches, das andere Mal ein sehr prachtvoll verziertes Rauchsfaß, in welches er Weihrauchkörner wirft. Hinter ihm steht eine Gestalt im Kostüme der Isis, wahrscheinlich die Königin. . . . . Ueber dieser Reihe Kolossalfiguren folgt ein Sternengürtel durch die ganze Wand; darüber in der Hinterwand eine, und an dem Portikus drei Reihen von Gemälden oder viereckigen Tafeln, auf welchen Opferscenen, die von den verschiedensten Göttern und

Göttinnen verehrt werden, dargestellt sind. Ein Sternenband folgt wieder auf diese reich mit Hieroglyphen versehenen Gemälde, darüber das Fries. Es besteht aus einem Isisbilde, ähnlich dem großen, welches den Mittelpunkt der Verzierungen der Hinterwand bildet; zu beiden Seiten sitzt eine hockende Gestalt mit der Sperrmaske und dem Nil Schlüssel (wie man dies mystische Zeichen, das Niemand kennt, gewöhnlich heißt) auf dem Knie; nun folgen zu beiden Seiten Königsschilde, darunter ein Geier, der seine Flügel schützend um das Ganze schlingt; hinter dem Geier sind drei Scepter ähnliche Säulen und hinter diesen eine Hieroglyphensäule. Ueber dem Fries sieht man jene Rolle, welche alle Wände ägyptischer Bauten einfaßt, darüber die prachtvolle Kornische mit einem stets sich wiederholenden Gemälde verziert; dieses besteht aus einer Scheibe oder Kugel, in welcher eine hockende Gestalt zu sehen. . . . . Diese Millionen schöner Figuren mit ihren schönen weichen Umrissen, mit ihren Leben athmenden Gliedern sind alle mit lebhaft glänzenden Farben bemalt. . . . Diese Gestalten haben nicht ihres Gleichen auf Erden, und wahrlich der war zu beneiden, der sie gedacht hat! . . . . Wir eilen nun in das Innere. Die Säulen des Porticus sind von eigener Structur, sie haben einen auf rundem, niederm Sockel stehenden, runden, sich unmerklich verjüngenden Schaft; darüber statt des Kapitals jene viergesichtige Isisköpfe, deren Gesichter wunderschön sind, obwohl eine frevelnde Hand allen die Nasen abgeschlagen hat. Ueber diesem Isis-Kapital steht ein kleiner Tempel, auf welchem die säugende Isis, der Opfer dargebracht werden, zu sehen. Ueber dem Tempel liegt ein niederer, mit Hieroglyphen verzierter Würfel und darauf der Architrav, auf diesem aber die ungeheuern Werkstücke der Decke. Die Halle wird von 24 Säulen getragen und bietet einen über allen Ausdruck erhabenen Anblick. Die Architrave ruhen, gegen die Tiefe des Porticus gerichtet, auf den Säulen; dadurch entstehen die Deckfelder zwischen den Architraven, welche den prächtigen Plafond (Deckengemälde) bilden. Das Mittelfeld des Plafonds ist doppelt so breit, als die andern drei Felder zu jeder Seite. Elf Ad-

ter mit gespreizten Flügeln, Schwert und Siegelring in den Krallen haltend, bilden, in den blauen Grund gehauen und gemalt, das prachtvolle Mittelfeld. Zwischen jedem Adlerpaar ist der geflügelte Diskus (Scheibe), das Emblem der Gottheit, angebracht. Zu beiden Seiten laufen Hieroglyphenbänder hin, neben diesen ein breites blaues Band mit goldenen Sternen besetzt. Zu jeder Seite des breiten Mittelfeldes folgen nun zwei andere Felder, die mittelst Hieroglyphenlinien in zwei, wohl auch drei, Felder getheilt sind. Zwischen jedem der Hauptfelder ist noch eine Reihe von vier Säulen befindlich, die alle mit den mannigfaltigsten, festlichen Aufzügen bedeckt sind, die sich alle auf himmlische Erscheinungen, Voll- und Neumonde, Solstitien, Sternenerhebungen u. s. w. beziehen. Die merkwürdigsten Felder sind die zwei äußersten Deckenfelder, da sie den ägyptischen Thierkreis enthalten. Jedes dieser Felder ist durch ein Hieroglyphenband in zwei Theile getheilt, das vordere Halbfeld enthält 6 Zeichen des Thierkreises, das hintere Halbfeld eine Reihe von Barken mit astronomischen Zeichen, wahrscheinlich Sternbildern. Der Thierkreis fängt mit dem Löwen an und schließt sich mit dem Krebs, der als das Zeichen des damaligen Solstitiums aus der Reihe geworfen ist. .... Dieser Plafond ist beinahe ganz unbeschädigt. — Aus dem Porticus tritt man in einen Saal mit 6 kleinen Säulen und von diesem in das Sanctuarium, mit einem Ostisgrab. Ein und zwanzig Gemäler bilden eine Gallerie um den Tempel und münden alle in denselben. Die köstlichen Sculpturen und Malereien, von denen manche aber erst vollendet scheinen, sind unermesslich an Zahl, unbeschreiblich an Schönheit. Aus einem Mittelsaale zwischen dem Porticus und dem Heiligthum, tritt man rechts in einen Gang, und aus demselben, mittelst einer Treppe, welche nur Aegypten so bequem zu bauen verstanden, auf das Dach des Tempels. Dieses ist seltsam gebaut, wie man es nicht wieder findet. Die Terrasse ist nämlich sehr tief und die Brustmauern durch Fries und Kornische gebildet, sehr hoch. Die Terrasse war mit Gemächern und kleinen Säulenhallen besetzt, deren Bestimmung nicht sicher

ermittelt werden kann. In einem jener Gemäler fand man den schönen Planiglob, jenen Thierkreis, den vor einigen Jahren die Franzosen herausgesägt und nach Paris geschleppt haben! — Alle Bauwerke des früheren und späteren Aegyptens, mit alleiniger Ausnahme der Pyramiden, sind mit Hieroglyphen, (s. Taf. VI.) d. i. allegorischer Bilderschrift oder dem Wortsinne nach eingegrabenen Zeichen von heiliger Bedeutung, versehen; denn auch als im gemeinen Leben die Buchstabenschrift längst im Gebrauch war, fuhr man fort, bei öffentlichen und heiligen Denkmälern, bei Mumienbinden und auch in Priesterschriften der Hieroglyphen sich zu bedienen. — Der Mensch, welcher so gern sich und andern Denkmale baut, welchem so manche Erinnerung fest zu halten, Genuß und Bedürfnis ist, konnte wohl zunächst kein einfacheres und leichteres Mittel, zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse finden, als das Zeichnen oder Malen der That der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon die Erinnerung bleiben sollte. So verstanden auch jene Mexikaner die ihnen unerhörteste Sache, sogar die Ankunft der Spanier, durch solche Bilderschrift oder richtiger Schriftmalerei zu melden; denn als die Spanier unter Cortez gelandet waren, zeichneten Eingeborne die großen Schiffe, die weißen Menschen und ihre Bewaffnung auf eine Art weißes Zeug, und sendeten dieses Gemälde durch Eilboten ihrem Herrn zu. Diese Schriftmalerei aber, welche für das Kindesalter der Menschheit, zur Andeutung der wenigen Begriffe, welche sie besaß, wohl hinreichen mochte, hatte zwei wesentliche Gebrechen; sie war mühsam und langwierig und konnte unmittelbar bloß zur Darstellung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte man sie ab, indem man statt der ganzen Sache etwa nur einen Theil derselben, z. B. zwei Hörner anstatt des ganzen Stieres, malte, und stellte die Gegenstände, die nicht in's Auge fallen, durch entsprechende Bilder vor, z. B. die Belagerung einer Stadt durch eine Sturmleiter, die Vorsicht durch ein Auge, die Vergänglichkeit der Schönheit durch einen Pfauenschwanz, die Ewigkeit durch eine sich in den Schwanz bei-

sende Schlange u. s. w.; so entstanden die Hieroglyphen; deren Wesen in der Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern besteht, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des ersteren hervorzurufen. Unermeßlich war das Feld, welches durch diesen Schritt der menschliche Verstand sich öffnete. Denn Ähnlichkeiten der Dinge findet er ohne Maas und Zahl, und die leiseste Beziehung ist hinreichend, die sonst verschiedensten Ideen in der Einbildung zu verknüpfen. Daher konnten jetzt nicht nur alle sinnliche Gegenstände, sondern auch abstrakte Begriffe, und die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge, durch Bilder dem Auge bezeichnet werden. Von der Geschichte, welcher sie ursprünglich so wie der Schriftmalerei angehörte, wurde die Hieroglyphe nun auch in die Religion eingeführt, fand hier einen fruchtbaren Boden, und erhielt durch die Ideen, die sie vermittelte, ihren Namen Hieroglyphe, d. i. eingegrabenes Zeichen von heiliger Bedeutung. Ungeachtet nun der vielfachen Anwendbarkeit der Hieroglyphe, ungeachtet ihres mächtigen Vorzuges vor der Schriftmalerei, ist es doch einleuchtend, daß Hieroglyphen schon ursprünglich eine mangelhafte und unvollkommene Bezeichnung der Thatfachen und Ideen seien und manche Verwechselung des Symbols mit dem eigentlichen Gegenstande, des allegorischen Zeichens mit dem Bezeichneten, veranlassen mußten. Da nun vollends im Laufe der Jahrhunderte ihre Gestalt und Bedeutung nicht unverändert sich erhalten konnte, ja sogar die nämliche Hieroglyphe, je nachdem man sie da oder dort, z. B. in der Astronomie, Religion oder Geschichte, gebraucht, eine ganz verschiedene Bedeutung erhielt, so war es unvermeidlich, daß unzählige Mißverständnisse sich einschleichen mußten und die Deutung dessen, was vielleicht schon den spätern ägyptischen Priestern nicht immer völlig klar war, noch weniger einem Zoöga,

den Gebrüdern Champollion, einem Epohn und dessen würdigem Schüler Seyffarth gelingen konnte. Auch nachdem die Ägypter von Phönizien her, wo sie schon um 2000 v. Chr. wohl bekannt war, die Buchstabenschrift erhalten hatten, behielten sie doch, sei es nun, daß die Priester, dem Alten und Einheimischen anhängend, und etwa wie die Chinesen der Bessern, aber fremden Kenntniß widerstrebend, den Gebrauch der Buchstaben verachteten, oder daß die geheimnißvolle Hieroglyphe, die sie allein den Schlüssel bewahrten, ihren angemessenen Aneignungs der Kenntnisse zuträglich fanden, die Hieroglyphen bei, und erst um die Zeiten Psammetichs, 700 v. Chr., wurde die Buchstabenschrift unter ihnen allgemeiner. — Die Buchstabenschrift der Mummien oder die Papyrus'schrift (s. Taf. VI.) ist nichts als die alte phönizische Schriftart, vermisch mit hieroglyphischen Zeichen, die man aller Wahrscheinlichkeit nach von handelnden Phöniziern lernte. Diese Papyrus'schrift findet man häufig in der Katakombe. Viele Mummien nämlich haben unter den Armen, auf der Brust, oder zwischen den Füßen mit Mißschlamm besiegelte Rollen von Papyrus\*), die theils mit der sogenannten Currenschrift der Hieroglyphe (s. Taf. VI. zwischen den Hieroglyphen- und der Papyrus'schrift) eine zur Erleichterung der Schreibenden erfundene Abkürzung der Hieroglyphe, die meist nur den äußern Umriss derselben hindeutete, theils mit der gedachten phönizischen Schriftart beschrieben sind, und außerdem noch reiche Federzeichnungen enthalten. — Man hat viel darüber geredet, ob die Hieroglyphen Priestergeheimnisse enthalten haben? Ob, wenn sie entziffert würden, für die Wissenschaft viel gewonnen wäre? Ich glaube nicht! Denn eben, daß die Ägypter so lange bei dieser unvollkommenen Schrift blieben, und sie Jahrhunderte hindurch auf Felsen und Wänden malten, welche Armuth von Ideen, welche ei-

\*) Die ägyptische Papierstaube, *Cyperus Papyrus*, gehört zu den Gräsern. Ihr Stalk ist in seiner Basis von Scheideblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthenbolle. Den auf uns gekommenen Nachrichten zufolge löste man vom Stalk des Papierschilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Mißwasser besetzten Tafel aus und überstrich sie mit heißem, klebrigem Mißwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Bahn geglättet. Das Alter dieser Erfindung ist ungewiß.

nen Stillstand des Verstandes zeigt dies? Wie eng mußte der Kreis von Kenntnissen einer Nation und ihres weitläufigen gelehrten Ordens sein, der sich Jahrtausende hindurch an diesen Strichen begnügte? Für die Geschichte des Landes und Volkes allein dürfte durch die bestimmte Deutung der Hieroglyphen viel gewonnen werden. Und doch, wenn zuletzt auch die Hieroglyphen der Obeliskten, Katakomben und Tempel entziffert würden, was würde, was könnte man an ihnen anders lesen, als etwa eine Chronik für uns unwichtiger Begebenheiten, oder eine vergötternde Lobsschrift ihrer Erbauer? — Wenn übrigens neulichst der Professor Drumann in Königsberg behauptete, die ägyptischen Hieroglyphen seien nur Schandkel und Verzerrungen, so möchte ich dem doch nicht beistimmen.

Wenn die bis jetzt beschriebenen ungeheuern Bauwerke der alten Ägypter mehr dem Ehrgeiz seiner Herrscher, von denen einer den andern in Aufstürmung ungeheurer Massen überbieten wollte, ihre Entstehung verdankten, so ist dagegen der große See Mdris in Mittelägypten (s. Taf. VIII.), welchen die Kunst gegraben und durch kostbare Wasserbauten mit dem Nil in Verbindung gesetzt hatte, ein unvergängliches Denkmal der Weisheit eines der frühesten Pharaone. Die Nachrichten, welche die Alten uns von diesem See hinterlassen haben, sind so außerordentlich, daß wir sie mit den Begriffen, welche uns von dem, was Menschenhände vermögen, eigen sind, kaum zu reimen wissen. — Die außerordentliche Fruchtbarkeit Fayums ward schon von den Alten hoch belobt, und neuere Reisende bestätigen einmüthig die Schönheit dieser Provinz; ohne den Josephskanal, der den Kessel von Fayum bewässert und in einen Garten verwandelt, und den See Mdris, oder, wie er jetzt heißt, Birket el Kerum, wäre an Fruchtbarkeit nicht zu denken. Die

alten Arme des Josephskanals sind heutzutage tiefe Schluchten und beinahe trocken, derjenige jedoch, welcher über El Magleh geht, hat ungefähr 50 Toisen — eine Toise = 6 Fuß — Breite und 20 bis 30 Fuß Tiefe. Seine Ufer sind lothrecht und zeigen an manchen Stellen bis 21 Fuß Dammerde über der Kalkbank, welche eigentlich die ganze Grundfestigkeit Aegyptens, von da an, wo der Granit aufhört, bildet. Selbst zur Zeit der niedrigsten Wasser rollt im Grunde dieser Schlucht ein Kanal von 15 Fuß Breite, der sich in den See ergießt. Wo die Schlucht in den See mündet, ist sie nicht mehr als 19 Fuß breit und mit Rohr eingefaßt. Der Boden umher ist unangebaut und mit Aschensalz, Soda, bedeckt. Die Ufer sind mit einer 50 Toisen breiten Salzrinde eingefaßt. Der Boden zittert hier unter den Füßen; dringt man tiefer ein, so bricht die Salzkruste. Es ist kein Zweifel, daß hier der ganze Boden eine Decke des Sees sei, die trügerisch sich über sein Wasser breitet. Nur ein Rest des einstigen großen Sees Mdris, dessen Länge sich auf 22,000 Toisen, die Breite 5000 Toisen erstreckte, scheint der jetzige See Kerum zu sein. Eine steile Felswand, in der sich jetzt nirgends eine Oeffnung findet, durch welche der See in die lybische Wüste hätte abfließen und mit dem Mittelmeere zusammenhängen können, bildet sein nordwestliches Ufer, und doch behaupten die Alten ausdrücklich, daß derselbe oberhalb Memphis durch einen unterirdischen Kanal ins Mittelmeer abfließe. Herodot, 484 v. Chr., berichtet über diesen See Folgendes: „So prächtig das Labyrinth \*) ist, so verdient doch der See Mdris, unweit dessen dasselbe erbaut ist, noch mehr Bewunderung.“ Er hat 3600 Stadien, (eine Stadia ist = 125 Doppelschritten) das ist 60 ägyptische Meilen, im Umfange, so viel als die Breite

\*) Das Labyrinth, d. i. Irrgang, soll vom König Psammetichus 650 v. Chr. und seinen 12 Mitkönigen erbaut worden sein. Es bestand aus 12 Palästen, mit 3000 Gemächern, wovon 1500 aber und eben so viel unter der Erde waren; in den andern, erzählten die Priester, standen die Gärge der 12 Erbauer und der heiligen Krokodile. Hieraus scheint zugleich der Zweck dieses ungeheuern Gebäudes deutlich zu werden; wenigstens möchte Satterers Deutung, als sei es eine durch die Baukunst bildlich dargestellte Nachahmung des Thierkreises und Sonnenlaufes gewesen, wohl zu spitzfindig sein. — Die Zwölfsherren wollten sich ein Grabmal erbauen, das an Größe die Grabmäler ihrer Vorfahren, die Pyramiden, übertreffen sollte; das Maßsame aber war den Ägyptern groß. Daher jener ungeheure Palast, den Herodot als den wunderpöulischen Bau, den je die Sonne beschienen hat, beschreibt,



Aegyptens am Meere beträgt. Seine Länge geht von Witternacht gegen Mittag und die größte Tiefe beträgt 50 Klafter. Daß er aber von Menschenhänden gegraben ist, das ist sicher; denn in der Mitte desselben stehen zwei Pyramiden, wovon jede 50 Klafter über und eben so viel unter der Wassersfläche steht. Auf beiden befindet sich ein auf einem Throne sitzender Kolos. — Das Wasser des Sees quillt nicht darin, weil dort die ganze Gegend an Wasser Mangel leidet, sondern es fließt aus dem Nil durch Kanäle dahin und zwar 6 Monate lang, und dann wieder 6 Monate zurück in den Nil. Beim Ausfluß des Wassers aus dem See trägt es der königlichen Schatzkammer 6 Monate lang täglich ein Talent Silber (1000 Rthlr.) als Pacht für die Fischerei ein, hingegen bei dem Einfluß in denselben täglich nur 6 Minen (135 Rthlr.). Die dortigen Einwohner sagten auch, daß der See bei dem Gebirge oberhalb Memphis durch einen unterirdischen Kanal ins Mittelmeer abfließe. Da ich nun, aller meiner Mühe ungeachtet, die ausgegrabene Erde nirgends sah, so fragte ich bei den Nachbarn des Sees nach, wo sich dieselbe befinde. Sie gaben mir die leichte Erklärung, daß sie in den Nil geworfen worden sei, was ich leicht glaubte, weil mir ein ähnliches Beispiel bei Tigris — Semiramis ließ zu gleichem Zwecke bei Babylon einen ähnlichen See graben — vorgekommen war. Der Nil trug den Schutt fort." So weit Herodot. Diodor von Sicilien, Verfasser einer allgemeinen Geschichte, die beinahe bis zu Christi Geburt reicht, berichtet über den Mōris also: „Oberhalb der Stadt Memphis ließ Mōris einen See graben, dessen außerordentliche Möglichkeit eben so unglaublich ist als die Größe des Werkes selbst. Der Umfang desselben soll 3600 Stadien sein, die Tiefe aber an mehreren Orten 50 Klafter, so daß, wenn man die Größe des Werkes überrechnet, man mit Recht fragen könnte, wie viele Tausende und in wie viel Jahren sie dieses vollendet hätten? Den Vortheil jedoch für alle Einwohner

Aegyptens, so wie die Erfindungskraft des Königs, kann niemand genug loben. Da der Nil nicht immer in gleicher Höhe das Land überschwemmte, dennoch aber die Fruchtbarkeit desselben von der gehörigen Proportion der Ueberschwemmung des Flusses abhing, so ließ er den See anlegen, um den Ueberschuß des Wassers aufzunehmen, damit er, wenn der Strom zu voll wäre, das Land nicht im Ueberschuß überschwemme und Sümpfe und stehende Wässer entstanden, noch auch durch zu geringes Austreten den Früchten durch Wassermangel schaden möchte. Vom Nil bis zum See legte er daher einen Kanal von 80 Stadien in der Länge und 3 Morgen in der Breite an; mittelst desselben konnte der See bald das Wasser aufnehmen, bald zurückhalten; und so erhielten die Ackerbauer das gehörige Maas Wasser, indem die Schleußen mit großen Kosten bald geschlossen, bald geöffnet wurden. Es wurden nicht weniger als 50 Talente erfordert, um das Werk zu öffnen oder zu schließen. Dieser See ist noch heute vorhanden, gewährt den Einwohnern immer noch denselben Nutzen, hat auch den Namen von dem, der ihn anlegte, erhalten, indem er noch jetzt Mōris heißt. Eben dieser König, der ihn graben ließ, ließ in der Mitte einen Platz, auf welchem er sich ein Grab erbauete, und zwei Pyramiden, eine für sich und die andre für seine Gemahlin, jede eine Stadie hoch. Auch ließ er steinerne Bildsäulen, auf Thronen sitzend, auf diese Pyramiden setzen, denn er glaubte mit Recht durch dieses Werk ein unvergängliches gutes Werk zu hinterlassen. Die Einkünfte des Sees schenkte er seiner Gemahlin zu Spezerien und dem übrigen Puße. In dem See sollen 22 Fischarten sein, und so viele gefangen werden, daß die große Menge der mit dem Einsalzen dieser Fische Beschäftigten doch kaum mit der Arbeit habe fertig werden können.“ — Daß der See einst viel größer war, als er jetzt ist, wo durch kleine Klauen die Wasser in ihm zurück gehalten werden, leidet keinen Zweifel, denn der Augenschein lehrt es; daß Menschenhände bei dessen Anle-

dessen Gänge so verwickelt angelegt waren, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder heraus finden konnte, und dessen Trümmer, aus Kalksteinen bestehend, noch heute einen 900 Fuß langen Hügel bilden.

gung thätig waren, zeigt der Fels, welcher diesen See einfaßt und der nach dem Zeugniß solcher Männer, die mit eigenen Augen gesehen haben, von Menschenhänden behauen ist. Ein natürlicher See auf diesem Plage, wo weder Quellen vorhanden sind, ihn zu unterhalten, noch Flüsse, sich in ihn zu ergießen, würde bei weitem wunderbarer erscheinen als dessen von Einigen bezweifelte Ausgrabung durch Menschenhand. Für uns mag freilich das Durchbrechen einer Bergkette, das Ausheben eines Sees, der noch heute 25 Meilen im Umfange hält, als ein zu kühner Gedanke erscheinen, aber wo man Berge zu Grabmählern aushöhlte, Pyramiden und Obelisken thürmte, war es anders, und ein solches Werk ganz im Geschmack einer Zeit, welche an solchen Riesenunternehmungen Gefallen fand, und allenfalls sagte: Laßt uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht! Der See selbst ist noch vorhanden, aber jene kostbaren und segnenden Schleusen, welche die Gewässer des Nil bald aufhielten, bald ausströmen ließen, sind nicht mehr da; — lieberliche Erben haben die Schätze der Vorwelt verschleudert — doch unzählige Kanäle, Spuren ungeheurer Bauten, sind noch heute redende Zeugen, daß sie einst da waren. —

Der Nil ist für Aegypten, was die Arterien und Venen für den menschlichen Körper, was Ackerbau, Industrie und Handel für den Staat sind. Um mit einem Wort Aegypten zu malen, muß man sich von der Ostseite ein schmales Meer und kahle Felsen, von der andern aber unermessliche Sandwüsten vorstellen, inmitten dieser beiden einen Fluß, seine Fluthen durch ein 100 Meilen langes Thal wälzend, welches überall nur 3 bis 7 Meilen breit ist. Der Nil ist der einzige Fluß Aegyptens; außer ihm ist auch nicht ein Bach vorhanden. Nachdem sich dieser wohlthätige Strom durch die Katarakte bei Syene durchgearbeitet hat, fließt er ruhig seiner Einmündung durch das ganze lange Aegypten entgegen. Ohne Störung durchzieht er Ober- und Mittelägypten, außer daß er sein Wasser vielfachen Kanälen abgeben muß, welche früher noch bei weitem zahlreicher waren und alle durch Menschenhände gegraben sind. Beim Eintritt in Unterägypten

theilt er sich endlich in zwei Hauptarme, um jenes berühmte Delta zu bilden, dessen unermessliche Fruchtbarkeit von keinem Flecke auf Erden übertroffen wird. Diese zwei Nilarme verästeln und verzweigen sich durch das ganze Dreieck Unterägyptens, theils durch natürliche, theils durch künstliche Kanäle auf so mannigfaltige und wirklich unzählige Weise, daß dadurch ein Flußnetz entsteht, welches die köstliche Gabe des Nils die befruchteten und befruchtenden Wasser, allen Theilen des Unterlandes reichlich zuführt. — Beinahe alle Flüsse der Erde sind plötzlichen und unerwarteten Anschwellungen unterworfen; beträchtliche Ergießungen, häufige Veränderungen ihrer Wassermenge sind ihnen eigen und der Nil ist vielleicht der einzige, dessen Wachsthum und Abnahme nur allmählig und in bestimmten Zeitpunkten statt findet; der einzige, dessen Ueberschwemmungen nie großen Schaden verursacht haben. Auch kann man behaupten, daß kein Fluß in der Welt für das Land, das er bewässert, nützlicher sei als dieser; keiner verdient so sehr als er ein Wohlthäter des von ihm durchströmten Landes, ein Pfleger seiner Anwohner, genannt zu werden. — Es ist nicht zu läugnen, daß die periodischen Ausströmungen des Nils zu einer bestimmten Zeit, sein zunehmendes und beständiges Wachsthum, seine unveränderliche und regelmäßige Abnahme, demjenigen unerklärbar vorkommen muß, der mit den allgemeinen Naturgesetzen wenig vertraut ist. In frühern Zeiten schrieb man das Steigen des Nils theils dem Schmelzen des Schnees in abessinischen Hochgebirgen, theils den im Sommer an der Küste Aegyptens wehenden etesischen, d. i. jährlich sich gleichbleibendem oder Passatwinde zu; allein genauere Untersuchungen haben das Dasein der Gletscher der abessinischen Hochlande, wie auch die großen Schneemasassen, die sich dort befinden sollen, als nichtig erkennen lassen, jene Passatwinde aber, die übrigens nur bei Tage wehen, haben nicht die Kraft, die Gewässer 15 bis 20 Ellen zurückzutreiben und dadurch so hoch zu heben, daß eine Ueberschwemmung bewirkt würde. Vielmehr hat die erweiterte Erdkunde gelehrt, daß das Steigen des Nils eine Erscheinung sei, die allen Strömen der Tropenländer gleichförmig

gekommmt. Es zeigt sich sogar, daß auch die Zeit, zu welcher die Ströme der heißen Zone ihren hohen Wasserstand erlangen, ziemlich dieselbe sei, und der Orinoko in Amerika, der Ganges in Indien, ziemlich zu derselben Zeit als der Nil anschwellen. Diese Gleichförmigkeit der Erscheinung läßt auf Gleichförmigkeit der Ursache schließen; und da nun der Schnee und die Passatwinde durchaus als unzulänglich erscheinen, müssen wir zu einer andern, allein richtigen, Ursache unsere Zuflucht nehmen; nämlich zu den periodischen Regen. Mit dem Eintritt des periodischen Regens, welcher in den Tropenländern auf das Regelmäßigste erfolgt, fangen auch die Flüsse zu wachsen an. Der Nil bleibt zwar in Unterägypten um 2 Monate zurück, denn indem die andern Tropenströme bereits im April steigen, fängt der Nil bei Kairo erst im Juni<sup>\*)</sup>, gewöhnlich um den 17. dieses Monats, zu steigen an. In Abyssinien steigt er jedoch auch schon im April und nur wegen seines langsamen Laufes gelangt er im Juni zu dem tief im Norden liegenden Kairo. Der schnelle Wachsthum der Ströme in andern Welttheilen geschieht auch daher, daß diese Ströme, meist parallel mit dem Aequator strömend, auf ihrem ganzen Laufe durch Regengüsse vermehrt werden; der Nil empfängt aber nach seinem Zusammenflusse im Oberlande keinen Tropfen weder durch Zufluß, noch durch Regen mehr. Anfangs ist der Wachsthum des Nils nur langsam und allmählig; bald aber kennt er weder Maas noch Ziel; entweder er gleißt auf einmal seinen ganzen Vorrath aus, oder nur so schwach, daß man keine beträchtliche Veränderung bemerkt. In einem der letztern Jahre stieg er vom Anfange Juni's jeden Tag nur 1, 2, 3 bis 4 Zoll, plötzlich aber wuchs er täglich 8 bis 10 Zoll. Als er diesen Grad des Wachsthums

erreicht hatte, hörte er auf zu wachsen und blieb still stehen. Sein Stillstand dauerte ungefähr 48 Stunden, wo er dann von neuem, schneller als im Anfange, stieg. Bei dieser zweiten Anstrengung stieg er in Zeit von 24 Stunden 11½ Zoll; dann stieg er weniger, um kurz darauf wieder zu steigen und zu fallen. Auf diesen nur kurzen Stillstand folgte eine neue Anstrengung, wo er innerhalb 24 Stunden eine Höhe von 14 Zoll erreichte. Vom 19. August an bis zu Anfange des Octobers, stieg und fiel er wechselweise, nur mit dem Unterschiede, daß das Steigen das Fallen bis zum 11. September übertraf; von dieser Zeit an aber, wo seine wirkliche Abnahme geschah, war das Fallen beträchtlicher als das Steigen, und bis Ende März sinkt er dann auf den niedrigsten Wasserstand, auf welchem er bis zum Juni bleibt. Die Höhe, welche er erreicht, ist zwar nicht jedes Jahr dieselbe, sondern wechselt nach der größern oder geringern Quantität des tropischen Regens in den Alpenländern. Gewöhnlich sind Regenschauer, wenn einer oder zwei derselben in der Thebaide, d. i. der Gegend um Theben, fallen, Vorboten niedriger Ueberschwemmung, dagegen durchgängige Jahresdürre hohes Wasser erwarten läßt. — Das allgemeine Steigen des Nils wird an einem besondern Maasstabe, dem Nilmesser (s. Taf. IX.), welcher bei der Nilsinsel Rhodda, Miskairo gegenüber, angebracht ist, beobachtet. Schon in den ältesten Zeiten ist dieser Nilmesser, Metias, eingerichtet worden. Das Gebäude, in welchem er sich befindet, hat nichts Merkwürdiges; der Metias selbst aber ist eine 24 Ellen hohe achteckige Säule aus weißem Marmor, in der Mitte eines viereckigen, mit dem Nil in Verbindung stehenden Beckens oder Brunnens. Die Säule, die man an der Ostseite des Metias findet, sind verfallen und wahr-

<sup>\*)</sup> Ein älterer Reisender, der vor ungefähr 40 Jahren einige Beobachtungen über Aegypten mitgetheilt hat, bemerkt, daß nach der koptischen Zeitrechnung der 17. Juni der Tag des Erzengels Michael sei, von dem folgende Fabel nicht minder von den Türken, als auch von den Kopten und andern Christen des Landes geglaubt wird, nämlich, daß der Erzengel Michael an diesem Tage einen Tropfen Wasser von so wunderbarer Beschaffenheit in den Fluß fallen lasse, daß dadurch die Ueberschwemmung über das ganze Land erfolge. Deshalb wird auch der 17. Juni von allen Einwohnern Aegyptens *Stocta*, d. i. Tropfen, genannt; und wer jener Meinung widersprechen wollte, würde sich bei ihnen der größten Unwissenheit verdächtig machen, eben sowohl als wenn er die prophetischen Kräfte des Brunnens zu El *Armes* in Mittelägypten läugnen wollte, welcher im ersten Monat des Jahres durch das Steigen seines Wassers die Höhe der nächsten Ueberschwemmung anzeigt.

scheinlich Ueberreste des einst hier befindlichen Serapistempels. Ein eigener Scheif ist angestellt, um zur Zeit des wachsenden Nils diesen Metas zu beobachten und den Augenblick anzugeben, in welchem der Damm des Kanals, der durch Kairo geht, durchstochen werden soll. Dieser Kanalsöffnung gehen immer große Ceremonien voraus, der Tag wird festlich gefeiert und unter den Einwohnern herrscht allgemeine Freude; s. S. 26. Von dem hohen oder niedern Wasserstande des Nils hängt die gute oder schlechte Aernte ab. In den ältesten Zeiten war ein Steigen von 16 Fuß hinreichend, um die erwartete Fruchtbarkeit zu erhalten, bei 13 und 14 Fuß Höhe aber trat Mangel und Hunger ein; jetzt aber ist eine ungleich größere Höhe; man giebt, aber gewiß zu hoch, 40 Fuß an, dazu erforderlich, denn der ganze Boden des Landes ist durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Schlamm bedeutend erhöht worden. Aus dem Hochlande Abyssiniens nämlich und dem tiefen Marschlande Sudanns (Marschland ist, im Gegensatz gegen die Gegend hochgelegenes, wenig fruchtbares, Heide- und niedriges, sumpfiges Land, das zwar gewöhnlich fett, aber doch mehr zum Grasland als zum Ackerpaß) führt das Nilwasser eine unendliche Menge jenes Staubes mit sich, der aus der Auflösung jener üppigen Tropenvegetation entsteht. Geschwängert mit jenen Theilen einer höchst fruchtbaren Erde setzt der Nil durch seine Ueberschwemmung, und so weit diese reicht, diese Theile als einen grauen Schlamm ab. Da dieser Schlamm aus zersehten oder eingedörrten Pflanzentheilen besteht, so ist er, überdies noch vermischt mit den Staubtheilen, die aus Zersehung der Steinarten entstehen, ganz geeignet, die größte Fruchtbarkeit zu veranlassen. Je höher nun die Wasser des Nils steigen, desto weiter verbreiten sie sich, desto mehr Erdbreich wird anbaufähig und desto dicker die Schlamm- und Staubschicht. — Die obgedachten Eigenschaften des Nils bewirken, daß Aegypten im Laufe eines Jahres ein dreifaches Bild darbietet. Vom März bis Juni ist es eine dürre Wüste, voll Staub, der glühende Boden zerklüftet sich, die Bäume stehen entlaubt und selbst der Bewein flüchtet sich alsdann mit seiner Heerde

in schattige Thäler, um Weide für sein lechzendes Vieh zu gewinnen. Anders ist der Anblick vom Juni bis October; jetzt ist die Wüste verschwunden und ein Meer breitet sich über das Land; wie Inseln ragen die mit Ortschaften gekrönten zahlreichen Hügel aus der Fluth hervor und mittelst kleiner Stähne nur wird die Verbindung der Bewohner unterhalten. Das Wasser hat aber keine bleibende Stätte; sobald die Zuflüsse aus dem Nil aufhören, geht die Verdunstung desselben unter dem ewig klaren Himmel Aegyptens schnell vor sich. Der ausgestreute Samen, den man, will man nicht pflügen, durch Viehherden in den weichen Schlamm eintreten läßt, grünt nach wenigen Tagen üppig der Aernte entgegen, die kaum eingebracht ist, als auch schon die zweite, der oft noch eine dritte folgt, vorbereitet wird. — Eine besonders bemerkenswerthe Eigenschaft des Nilwassers besteht noch darin, daß es nicht faulig wird, selbst wenn es bei seiner Abnahme endlich in kleinen Gefäßen in den Häusern oder in großen Eiskernen gesammelt zurückbleibt. Den besten Beweis für diese kostbare Eigenschaft liefert die Bemerkung eines Reisenden, daß, während in andern Gegenden, wo Reis gebaut und die Felder unter Wasser gesetzt werden, das Klima ungesund ist und Fieber entstehen, selbst in Unterägypten, wo man unzählige Reiskfelder antrifft, weder die Eingebornen noch die Fremden oft von Fiebern ergriffen werden. Diese Bemerkungen widerlegen die Meinung, daß die Pest, welche einzelne Theile Aegyptens so oft verheert, eine Folge des stagnirenden Wassers sei, welches der Nil nach einer Ueberschwemmung auf den Feldern zurücklasse. Auch als Trinkwasser war das Wasser des Nils im Alterthume als äußerst wohlthätig, gesund und lieblich berühmt, und alle Neuern bestätigen, daß im Monat Januar an Wohlgeschmack und stärkender Eigenschaft kein anderes ihm gleich komme; sobald jedoch der Nil zu steigen anfängt, wird sein Wasser außerordentlich schlammig und kann nur abgeseiht getrunken werden; zur Zeit des niedrigsten Nilstands aber wird es so sumpfig und heiß, daß es nur erst dann trinkbar ist, wenn man es, in porösen Gefäßen der Zugluft ausgesetzt, sorgfältig gereinigt und abgekühlt hat. (s. Taf. XVI.)

## 2. Die Bewohner der Berberei und Raubstaaten.

Welchen Stoff zu großen Erinnerungen bietet dieses Land dar! der Bewohner der Berberei wird von den erhabenen Geistern der Vorsehung umschwebt, überall trifft sein Blick auf Spuren vormaliger Größe. Auf demselben Boden standen einst: Scipio, Hannibal, Massinissa und Syphax, Jugurtha, Sylla, Marius, Cato; denn hier galten einst Roms Gesetze und von hier holte sich Rom Kaiser. Hier erhob sich das heilige Kreuz, dessen Anblick einen Augustin, Athanasius und Cyprianus begeisterte. Nach der Eroberung dieses Landes durch die Araber um 647, entstanden verschiedene Staaten, welche, seitdem die Spanier sich gegen ihre arabischen Gebieter erhoben, mit ersteren in unaufhörlichem Kriege waren, und kaperten spanische Schiffe; seit dem sechzehnten Jahrhunderte wurde der Seeraub auf alle christliche Schiffe ausgedehnt. In dieser Zeit faßte der kühne türkische Seeräuber Horuz (Barbarossa) in Algier festen Fuß und unterwarf sich verschiedene Provinzen. Nach seinem Tode (1519) erkannte sein Bruder Schemeddin die Hoheit des türkischen Sultans an und erhielt den Titel eines Pascha mit einem Heer Janitscharen. Zwar mußte sich später auch Tunis und Tripolis vor dem Sultan beugen, jedoch herrschten seit 1710 die von den Soldaten gewählten Deis nebst ihrem Divan unumschränkt und jetzt kann man diese Staaten als unabhängige betrachten, wie dies mit Marokko stets der Fall war. Durch die englische Expedition 1816 wurde das Raubsystem dieser Staaten sehr beschränkt und durch die Eroberung Algier's und die zwischen Frankreich und den Regierungen von Tripolis und Tunis 1830 geschlossenen Verträge sind sie dem Handel völlig unschädlich geworden. Großmüthig wird sich Europa an den Zerstörern der Civilisation durch Civilisation rächen. Die gegenwärtige Bevölkerung bedarf zu einem neuen Aufschwunge nur der Moralität, welche ihm der tausendjährige Despotismus und das Räubergewerbe geraubt hat, um seine Cultur zu entwickeln.

Die Berberei, Barbarei, Barbare,

Babaresken, sogenannten von den Berbern, welche die erste Bevölkerung zu bilden scheinen, das große schöne Nordland von Afrika, erstreckt sich eigentlich vom Vorgebirge und Flusse Nun an der Westküste bis zu Kap Bon und dem Busen von Gabes an der Nordküste; gewöhnlich versteht man aber unter jenem Namen die ganze Nordküste Afrika's bis nach Egypten hin. Da es feste Grenzen gegen die Wüste nicht giebt, so kann der Flächeninhalt nicht genau angegeben werden. Die eigentliche Berberei bildet ein Gebirgsland. Das Gebirge des Landes, welches unter dem Namen Atlas schon im Alterthume bekannt ist, nimmt einen Raum von 34,945 geogr. □ Meilen ein. Man unterscheidet den großen Atlas, die Grenzberge gegen die Sahara, den mittlern und den hohen Atlas, Dyris der Alten, Daran der Neuern. Noch hat kein Fuß eines Naturforschers die Berge des Landes betreten. Alexander von Humboldt war kurz vor seiner Reise nach Amerika im Begriff hieher zu kommen, den Atlas zu durchforschen und seine Herrlichkeit vor der Welt auszubreiten; allein die Thorheit der Regierung von Tunis vereitelte den Plan des großen Mannes. Mit Gewißheit kann man jedoch behaupten, daß fleißige Bewohner einst Kupfer, Eisen, Blei, Spiegelglas, Zinn, Gold und Silber finden werden; Soda ist in Menge vorhanden; treffliches Baumaterial in Ueberfluß und eine Fülle mineralischer Quellen, unter denen mehrere die hohe Temperatur der Siebhitze besitzen.

Das Land selbst, so sehr es von zwei Seiten vom Meere und von den andern zwei Seiten von Wüsten umgeben ist, ist dessen ungeachtet eins der schönsten der Erde. Nahe dem nördlichen Wendekreise liegt es doch wieder weit genug von demselben entfernt, und ist hoch genug, um mit nichts weniger als mit unerträglicher Hitze geplagt zu werden. Die Berge, auf welchen es liegt, geben kalte, theureiche Nächte, wozu die Kürze der Tage kommt; denn der längste Tag hat 13 Stunden. Eben so erfrischt die kühlende Brise, von der See her und bewahrt die Gefilde vor den Gluthströmen der Sahara. An der Nordküste sind vom Mai bis September Ostwinde, während des Restes des Jahres Westwinde herrschend. Der bisweilen statt findende

hohe Temperaturgrad scheint mehr durch den heißen Sand, der die Luft erfüllt und kaum athmen läßt, als durch die Beschaffenheit der Atmosphäre erhöht zu sein. Oft überfällt das Land auch der Samum von der Wüste her, der als Sirocco nach Spanien und Italien und unter dem Namen Föhnwind sogar bis in die Schweiz und Tyrol streift. Beim Eintritt dieses dörrenden Gastes verschließen sich die Einwohner des Atlas in ihre Häuser, die Geschäfte werden unterbrochen; zum Glück dauert er nie über 5 bis 6 Tage.

An der Westküste tritt der Winter im September, in den östlichen Staaten aber erst im October ein, und dauert bis April. Nun bedeckt sich der Himmel mit Wolken, gewaltige Ungewitter umstürmen die Küsten und haben schon manche gegen die Barbaren abgeschickte Flotte vernichtet. Die häufigsten Regen fallen im December und Januar; selten dauern sie über drei Tage nach einander, und haben mehrere Wochen lang schönes Wetter im Gefolge\*). Gegen Osten sind die Regen häufiger und stärker. Es fällt manchmal auch auf kurze Zeit Schnee, der jedoch auf dem Hochgebirge tief und dauernd wird, was natürlich ist. An der Küste erreicht indeß die Kälte nie einen hohen Grad. Zu dieser Regenzeit steht aber das Land in seiner größten Pracht, und besonders zu Ende Januars hat sich der Frühling Südeuropas bereits in seiner ganzen Herrlichkeit und Schönheit entfaltet.

Das Klima ist freilich, der Nähe der heißen Zone wegen, sehr warm, doch im Ganzen nicht unerträglich, sehr gesund, aber dennoch zur Beförderung gewisser Krankheiten geeignet. Diese sind der Ausfall. Wer damit behaftet wird, sieht, wie Hiob, vor dem Orte auf einem Aschenhaufen, wo ihm mitleidige Seelen Almosen von weitem zuwerfen. Bei der starken Neigung zu Ausschweifungen in der Liebe sind syphilitische Uebel häufig und furchtbar. Augementzungen herrschen in ganz Nordafrika, sind aber

bei den Städtebewohnern häufiger, als bei den Beduinen, die sie trotz ihrer Lebensweise nicht kennen. Hautausschläge, weiße Geschwülste, Wechsel- und Gallenfieber, Magenbeschwerde, Rheumatismen kommen auch vor; endlich verursacht aber die Pest oft große Verheerungen längs der Küste.

Der Boden ist, im Ganzen genommen, von überaus großer Fruchtbarkeit und lohnt selbst die trägen Dienste, welche ihm seine Bewohner leisten, mit Bucher. Er besteht meist aus sandigem Thon und enthält so viel Salz, als zuträglich ist, um seine Kraft zu erhalten. Er ist von schwarzer und brauner Farbe; im Sommer wird seine Pflanzendecke oft durch den Glühwind und die große Dürre zerstört; die ersten Regenschauer rufen sie aber in neuer, unbeschreiblicher Pracht hervor. Am fruchtbarsten ist der Boden wohl in Algier, welches aber auch am besten bebaut ist, und die meisten Flüßchen und Bäche hat. Alle Ebenen zwischen dem Ozean und Atlas sind an Getreide und Vieh sehr reich, und noch reicher sind die von der Küste nach dem Atlas hin sich erstreckenden Ebenen, welche von der Straße Gibraltar bis nach Tripolis sich hinziehen, und oft 30 Meilen breit sind. — Die Ernte wird manchmal durch die Landplage Afrika's, die Heuschrecken, vernichtet, welche sich in ungeheuren Schwärmen über das Land herfürzen. In solchem Fall entsteht dann wohl Hungersnoth, die oft schrecklich wüthet. Etwas Fleiß würde jedoch solchen Uebeln leicht vorbeugen.

Die Verberet wird in mehrere Staaten eingetheilt, von denen jetzt besonders folgende vier Reiche bestehen: Algier, Tunis, Tripolis mit Barka, Marokko mit Fes.

Ein Gemisch verschiedener Menschenarten bewohnt den gesegneten Boden dieser Reiche und zeigt ein buntes, lebendiges Bild der Menschheit, das dem Menschenbeobachter wichtig ist. Der jetzige Zustand ist zwar nichts weniger als erfreulich; allein diese Völker sind frucht-

\*) Bleibt der Winter zu lange aus, so werden Prozessionen veranstaltet; hilft dieses Mittel nicht, so müssen wohl auch die Juden solche Umgänge halten. Dies geschah auch 1789 auf allerhöchsten Befehl, und siehe da, es regnete. Dieses segte die Mauren denn doch in Erstaunen (und sie trösteten sich nun damit, daß sie sagten: Gott habe Regen gegeben, um das müßige Geschrei der Juden los zu werden; denn daß Gott auch die Kinder Israel lieben könnte, kommt in keines Mauren Sinn.

barem Boden gleich, die Keime des Lebens und der Größe ruhen in der Brache der Zeit, ihre Zukunft aber in der Hand der Vorsehung! Der Gährungsproceß hat bereits begonnen, und es ist uns vergönnt, zu den Bewohnern der Berberei eine edle Menschenklasse zu zählen, mit welcher Künste und Wissenschaften und der dem Mutterlande eigne Geist der Humanität einwandern wird. Algier ist nun wieder ein christlicher Staat, die übrigen dürfen es werden, oder doch zu einem Erwachen kommen.

Die Bewohner der Berberei (s. Taf. XXI). gehören alle den Kaukasiern an und sind Ureinwohner und Eingewanderte. Jene sind bekannt unter den Namen: Berbern und Kabplen (im S. W. Schelluhs genannt), unter letztern begreift man die Mauren.

### 1. Die Berbern,

Die ältesten Einwanderer, sind jener weit ausgedehnte Völkerstamm, der von Vorderindien bis an das atlantische Meer gleichsam einen diagonalen Völkerstrich bildet. Sie heißen: Berbern, Barabra, Drebern, Barbaren, und das Land hat von ihnen den Namen der Berberei, Barbarei erhalten. Sie selbst nennen sich Amaziri. Ihre Heimath sind die innern Gebirgsgegenden; von den fremden Eroberern gedrängt, suchten sie nämlich in dem Alpenlande und dem Innern des Atlas ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten, was ihnen auch zum Theil gelungen ist. Sie bewahren in ihren fruchtbaren Thälern, auf ihrem lustigen Höhen noch immer einen glühenden Haß gegen ihre Verdränger, und haben es nicht vergessen, daß diese auf ihr Land kein anderes Recht, als das der Stärkern besitzen. Sie vermischen sich weder durch Heirath noch durch andere Bande, sprechen ihre eigene Sprache und zwar überall, wo sie leben, was sie als ein Originalvolk charakterisirt. Sie sind ein großer, nerviger, dunkelgefarbter und hagerer Menschenstamm, der Hunger, Durst, Hitze und Kälte mit gleicher Leichtigkeit erträgt. Ihre Kost ist Brod und Oliven, ihr Getränk Wasser, ihr

Bett der Erdboden. Sie tragen weder Hemd, noch Hose, noch einen Kasten, und ein lumpiger Hail ist oft ihre einzige Bedeckung, welche sie um ihre Glieder werfen. Knaben und Mädchen gehen nackt. Den Vorderkopf scheeren sie und lassen vom Hinterkopfe die Haare hinabhängen. Ihre Häuser sind große Vierecke, von denen jeder Flügel von einer eigenen Familie bewohnt wird. Manche dieser Häuser sind mit Thürmen versehen, von welchen sie im Fall eines Angriffs den Nachbarn Zeichen geben. In den Wänden derselben sind Schießcharten, um auf den Feind zu feuern. Ihr Pulver versfertigen sie sich selbst, wiewohl von geringerer Eigenschaft als unseres, eben so ihre Gewehre, die sie mit Lunten losbrennen und als kostbarsten Hausrath ansehen. Sie sind mit Gold und Elfenbein verziert, und kosten oft 80 Dukaten. In Ermangelung des Bleies schließen sie mit Dattelkernen, die schwer zu heilende Wunden verursachen. — Sie sind sehr eifrige Musamedaner, ohne etwas vom Koran zu wissen, essen Schweinefleisch und trinken Wein, werden aber von Christen und Juden, die durch ihr Gebiet nur mit Bittern reisen, gesächtet. An den Gräbern der Heiligen, deren jeder Stamm aufzuweisen hat, wohnen Marabuts oder Priester, welche im Namen der Stämme Frieden schließen, Abgesandte senden, das Volk zur Andacht versammeln, und überhaupt großen Einfluß haben. Bei diesen Gräbern stecken sie ihre Flagge aus, die als Zeichen zum Gebet, aber auch als Zeichen von Annäherung wilder Thiere und Feinde dient. Diese Priester sind indeß von besserer Art, als die, welche unter den Mauren aufstreten; so wie auch die Berbern selbst zwar wilder, aber nicht so moralisch verderbt sind, als die Mauren. — Ein großer Theil der Männer beschäftigt sich mit der Jagd. Es ist der Löwe und der Leopard, den sie muthig durch Wildnisse verfolgen, mit deren Fell sie sich bekleiden und Handel treiben; die wilde Hyäne, der scharsaugige Fuchs, der heulende Schakal zittert vor dem gewandten Bergbewohner. Die Weiber liegen dem Ackerbau und der Weberei ob. — Ein Hauptzug ihres Charakters ist unbezähmbare Liebe zur

Freiheit, die sie mit Muth vertheidigen, und die algerischen Türken haben mehr als einmal auf Dornen tanzen müssen, während Europa vor ihnen zitterte. Werden sie in ihren Gebirgspässen besiegt, so zerstreuen sie sich schnell und überlassen nur leere Hütten den getäuschten Siegern. So wie wir nur wenig von ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen wissen, so ist uns auch nur wenig von ihrer Regierungsform bekannt. Sie sind in mehrere Stämme getheilt; an der Spitze eines jeden steht ein Scheik mit sehr eingeschränkter Gewalt. Gegen Marokko zu giebt es Stämme, wo das Ansehen der Oberhäupter, die sie *Amegren* nennen, größer ist; denn sie können Diebe und Mörder am Leben strafen, dagegen sind östlichere Stämme reine Volksherrschaften. Nur zum Theil erkennen sie die Oberherrschaft des Kaisers von Marokko, wo sie am zahlreichsten sich finden, an, dem es nichts hilft, daß er Armeen zur Erhebung der Steuern gegen sie ausschickt, da sie weiter ziehen, wenn sie sich nicht mehr vertheidigen können. Die das Alpenland *Eusa* bewohnenden Berbern, welche hier *Schelluh*s heißen, führen ein unabhängiges Leben, denn ihre Abhängigkeit vom Kaiser ist noch nicht erwiesen. Sie zahlen keinen Tribut und regieren sich selbst, so gut sie können. Die Beschaffenheit des Landes macht Einfälle marokkanischer Krieger, wo nicht unmöglich, doch unnütz. Der große Atlas bildet hier eine Reihe Berge, Ausläufer und mit hohen Bergebenen versehene Terrassen. Das ganze Land ist mit kleinen Städten, Flecken und Kastellen bedeckt, die alle mit Ringmauern umgeben sind, um gegen Angriffe sicher zu sein. Jeder Ort hat seine Vorsteher, und die kleinen Republiken sind oft in Fehden mit einander begriffen. Die Bewohner *Eusa's* werden, weiße und schwarze Sklaven mitgerechnet, auf eine Million ange-

schlagen, die, wohlgemerkt! alle lesen und schreiben können, strenge Muhamedaner sind, übergens aber nur wenig Moscheen haben. Ob sie gleich an die See grenzen, so haben sie doch mit der Wüste weit mehr Verkehr. Statt Seeräuber sind sie daher Wüstenräuber und treiben dieses Handwerk zum Nachtheile der Karavannen beständig. Sonderbar genug hält Kitter sie für Araber und schreibt ihnen Patriarchenleben und Sitten zu; waren doch die Patriarchen weder schwarz noch Räuber!

## 2. Die Kabylen

sind dasselbe Volk, mit verändertem Namen und einigen Modifikationen ihrer Lebensart; im Bau und in Bildung wenigstens mögen sie den Berbern am meisten ähnlich sein. Es sind wilde, rauhe Menschen; Schmutz und Lumpen vermehren ihr fürchterliches Ansehen, so wie der in der Mitte des kahl geschornen Kopfes ringsum abfallende Schopf. Sie treiben mehr Ackerbau, als Viehzucht, dienen als Tagelöhner und Winzer, und bringen Korn, Oliven &c. auf die Märkte. Sehr eifrig in ihrem Muhamedanismus machen sie sich ein Verdienst daraus, einen Juden oder Christen zu tödten. Ihre Sprache unterscheidet sich nur wenig von der berberischen. — Das Reich Algier kann man als ihren Hauptsitz betrachten. Sie leben da auf den Bergen in kleinen Dörfern, deren Gebäude Lehmhütten sind. Die auf den Bergen der Provinz *Titteri* wohnenden Kabylen erkennen die Oberherrschaft Algier's nicht an, und eben so unabhängig haben sich diejenigen erhalten, von welchen die unwegsamen Gebirge und engen Pässe \*) besetzt sind, durch welche der Weg von Algier nach Konstantine führt. Von den in der Nähe der sogenannten bezauberten Bäder \*\*) *Haman Sefut* (östlich von Konstantine) hausenden Kabylen ist es unentschie-

\*) Einer dieser Pässe wird das eiserne Thor genannt, und ist durch Menschenhand in einen Felsen gehauen, und von einem Kastell gedeckt. Auch enthält diese Gegend viele Ruinen und Alterthümer, unter andern einem prächtigen Triumphbogen, römische Städtterruinen, Straßen, die Grabmäler des *Syphar*, des Gemahls der *Sophonisbe*; und bei *Herba*, jenseits des Gebirges *Kureß*, umfassen die Ruinen fast drei Meilen. Aus ihnen ragen die Reste eines Amphitheaters, das Frontispiz eines ionischen Tempels und ein Mausoleum wohl erhalten hervor.

\*\*) Auf einem 1200 Fuß langen und eben so breiten Raum von Bergen umgeben, sprudeln heiße Quellen aus der Erde hervor. Das aufsprudelnde Wasser setzt viele Kalktheile ab. Das Thermometer steigt in den



den, ob sie oder die vielen Raubthiere dieser Gegend, Regenten sind. Ihnen verwandt scheinen die Biskaris zu sein, die das Hunde- fleisch sehr lieben sollen.

Die Berge der Raubstaaten wimmeln überhaupt von kräftigen Naturvölkern, die unter allen Wechseln der Zeit ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Sie bauen ihr Land auf den freien Bergen, weiden ihre Heerden und jagen die reißenden Thiere. Wir kennen sie nur nach der Aussage einiger Reisenden, die uns bald von dunkeln, bald von hellen Stämmen mit blauen Augen erzählen. So viel ist gewiß, daß diese Bergvölker seit den ältesten Zeiten ihre Wohnsitze behaupten; und wenn sie auch die in den Ebenen und an den Küsten geschlagenen Völkerreste unter sich aufnahmen, sie selbst doch nie ihren Nacken unter das Joch beugten. Nicht immer aber befehden sie sich in ihren Bergen selbst, wie sie jetzt thun; sondern sie vermieteten sich häufig an die Küstenbeherrscher als Hülfsvölker, und bildeten als solche den Kern ihrer Armeen. So bildeten schon die Karthager aus ihnen ihre Heere. Bei einem Heere von 50,000 bis 70,000 Mann befanden sich nur zwei bis dritthalbtausend Karthager. Sie dienten zu Fuß und zu Roß und waren stark genug, um selbst römische Legionen zu vernichten. Bei diesem Gewerbe kam ihnen ihre berühmte Pferdezuucht sehr zu Statten. Die numidischen Reiter machten den Kern des karthagischen Heeres aus, und selbst den Römern gelang es nur mittelst dieser Reiter, welche Masinissa zu Hülfe führte, den Sieg zu erkämpfen. Noch im Falle Karthago's bestand in diesen Hülfsvölkern die einzige Hoffnung der Republik. 30,000 dieser Edkrieger ließen sich in die belagerte Stadt einschließen und legten ihr Blut in die Waagschale des Geschicks. Daraus erklärt sich aber

auch, wie sich von jeder Fremdlinge so leicht dieser Länder bemächtigen konnten. Dieses Land hat nur so lange Vertheidiger, als die Küsteninhaber sie bezahlen. Gewiß ist immer der Herr des Landes, der die Kabylen bezahlt. Noch mehr aber würde dies der Fall sein, wenn es gelänge, diese Völker zu civilisiren und ihnen Liebe zum Vaterlande einzusößen. Werden sie nicht als Hülfstruppen gemietet, so sind sie gefährliche Räuber, welche mit den Herren der Küste in beständiger Fehde leben. Sie leben unter selbstgewählten Scheichs, welche im Falle der Noth sich verbinden und einen Oberstreich wählen. Leicht ist daher ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht, aber schwer gegen die geübte europäische Feldtruppe etwas damit auszurichten.

### 3. Die Mauren \*) in den Städten (f. Taf. XX).

machen die Mehrzahl der Einwohner aus. Ihr Ureinwohner dürfte man sie doch wohl nicht halten, ihres Namens ungeachtet, denn die Reste der Ureinwohner sind nur an den unwirthbarsten und am leichtesten zu vertheidigenden Partien des Landes zu finden. Im Grunde mögen sie doch wohl Araberblut als Basis führen. Sie werden gewöhnlich Mo-haren genannt, sind jedoch nichts weniger, als schwarz, und nur, je nachdem sie südlicher oder nördlicher wohnen, heller und dunkler gefärbt. Zum Letztern trägt außer der Polshöhe gewiß auch die gewöhnliche Vermischung mit Negerrinnen bei. Die Mauren in Algier sollen fast so weiß sein, als die südlichen Europäer. — (f. Taf. XIX). Der Gliederbau der Mauren ist rein, muskulös und geschmeidig, namentlich sind die marokkanischen sehr

heißesten Quellen auf 76° R. Die Ruinen, welche sich hier befinden, zeugen davon, daß die Römer diese Bäder nicht unbenutzt gelassen haben. Nicht weit davon sind kalte Quellen, und eine Römerrstraße führt in der Nähe vorüber.

\*) Die Mauren, von welchen hier die Rede sein wird, dürfen nicht mit den Mauren der Wüste, die wir später kennen lernen wollen, verwechselt werden. Die Beduinen-Mauren sind verdrängte, in die Wüste verflopfene Stämme; diejenigen, von denen wir hier sprechen, sind Bewohner der Städte und Dörfer.

wohl gewachsen. (s. Taf. XXI). Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoll, ihre Zähne weiß, das Auge feurig; Grausamkeit spricht aber aus den Zügen der Erwachsenen sehr unheimlich hervor. Die Weiber sind von vorzüglicher Schönheit und die schwarzgeschmückten Augenbraunen erhöhen ihre Reize. Das Bestreben, fett zu werden, ohne welchen Vorzug Schönheit im Morgenlande wenig geachtet wird, verleiht ihre schönen Züge. Sie sind schon im zwölften Jahre mannbar, altern aber schnell. Die Mauren sitzen trefflich zu Pferde, tummeln ihre Rosse mit Geschicklichkeit, sind aber auch unglaubliche Fußgänger, mit denen es die englischen Schnellgeher noch immer nicht aufnehmen können. Sie gehen des Tages bis 12 deutsche Meilen, und setzen dies Geschäft oft mehrere Wochen lang bei farger Koft fort. — Früh ist man eine Suppe aus Gerstenmehl und Wasser, Mittags Weizenbrod mit Feigen, Trauben, Melonen, und des Abends wird der Kuske aufgetragen, ein Brei aus Weizenmehl und Wasser, mit Fleisch, hartgekochten Eiern, mit Butter und Safran zugereicht. Dies ist die Hauptnahrung. Man setzt sich mit kreuzweis zusammengelegten Beinen um die Schüssel, greift mit den Fingern zu, die hier die Stelle der Messer, Löffel und Gabeln vertreten. Ochsenfleisch und Geflügel kommt nur auf den Tisch der Reichen und auch da nur selten. Man trinkt Wasser; Wein wird von Manchen heimlich genossen; den Thee lieben sie sehr, weniger den Kaffee. Das Tabakrauchen ist nicht durchaus gewöhnlich. Um sich zu berauschen, kaut man ein narzotisches Kraut, Haschisch genannt, und ißt Opium. Vorzüglich rühmt man die Mäßigkeit des Algerers in seinen Genüssen; er meidet Ueberladungen des Magens, ißt aber um so mehr besorgt, sich jenes wohlbehagliche Gefühl der Weichlichkeit zu verschaffen, welches durch Pflege des Körpers erlangt werden kann. Wein trinkt er wenigstens nicht öftentlich, aber ein Opiumrausch ist ihm ein liebliches Gefühl. Will man von Jemandem sagen, es gehe ihm recht wohl, so heißt es: Er lebt vom Opium. In der heißen Jahreszeit steht der reiche Maure zwei Stunden vor Tage auf, um die Kühle des Mors-

gens zu genießen, besucht das Schlafzimmer seiner Kinder, trinkt Kaffee, am liebsten aus Ternen und geht wieder zu Bette. Um acht Uhr steht er zum zweiten Male auf, besucht seinen Harem, trinkt wieder Kaffee, raucht eine Pfeife, speist um 10 Uhr und geht wieder zu Bette. Steht er wieder auf, so nimmt er ein Bad, setzt sich in den Saal; vier Sklaven mit gekrümmten Beinen sitzen da und starren ihn an, um jeden seiner Befehle mit Oligeseile zu vollziehen. Diese Morgenbeschäftigung beschließt ein Spaziergang auf der Terrasse. Am Sonnenuntergang wird zu Abend gespeist, geschlafen und dasselbe Leben wiederholt. So ist das Leben des Mauren ein Wechsel von Sinnelast, der oft jedoch sich schnell in das Gegenteil verwandelt, wo dann der Bettelstab mit eben dem Gleichmuthe ergriffen und die Fügung des Schicksals geduldet wird. Am schöner noch, d. h. wohlbeleibter, zu werden, essen die algerischen Stadtdamen Handfleisch!

Wichtig, wie in allen Ländern der Moslims, sind die Bäder. Die algerischen stehen selbst denen in Konstantinopel nicht nach. Der Vorsaal ist eine große Rotunde mit Bänken, auf welche die Kleider abgelegt werden. Nach der Entkleidung wirft der Maure ein großes Leintuch über, und wird in einen Korridor, der nur wenig geheizt ist, geführt, von da geht er langsam aus dem kühlen in das warme Gemach. Hier angekommen kniet man sich auf Polstern mitten in einer Wolke von Wohlgerüchen aus, wo, nachdem die Glieder die gehörige Gelenkigkeit erhalten haben, zwei Personen den Badenden ergreifen und wie ein Stück Teig durchkneten. Dieses verursacht anfangs einige Beschwerden, bald aber fühlt man sich von einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens durchdrungen; man fühlt sich freier um die Brust und rascher rollt das Blut durch die Adern, indem alle Lebensfunktionen leichter vor sich gehen. — Für die Damen ist das Bad der einzige Ort, wo sie einer unumschränkten Freiheit sich erfreuen und ihren Puz vor ihren Freundinnen ausframen können. Im Baden werden sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Rosennasser, wovon hier eine erstaunliche Menge ver-

braucht wird, übergossen und ihre Haare mit kostbaren Ölen eingesenchet. Die Kleider werden, ehe sie dieselben wieder anziehen, mit Aloeholz durchdräuchert. Nach vollendeter Toilette verfügen sie sich in das äußere Gemach, wo überzuckerte Früchte, Confituren und andere Erfrischungen nebst Gesang und Tänzen ihrer harren. Letztere werden von öffentlichen Dirnen auf eine Art aufgeführt, welche der schroffsten Gegensatz mit den Begriffen der weiblichen Sittsamkeit bildet. Indessen dürfen nur zwei Personen mit einander tanzen; so wie bei den Alten führt immer eine Tänzerin nach der andern ihre Scene durch. — In der Stadt Fez ist bei jeder Moschee ein Bad zu religiösen Abwaschungen, und mehrere öffentliche Bäder erlauben auch den Unbegüterten, dieses Bedürfniß zu stillen. Desgleichen hat man dort mineralische Bäder, die künstlich bereitet werden. Die Stadt Tripolis, deren Pfeiler und Thürme ein auffälliges Aussehen erregen (s. Taf. XVIII), hat nur zwei öffentliche Bäder, denn das Wasser ist seit der vom Pascha zerstörten Wasserleitung viel zu theuer, um viel zu den Vergnügungen des Badens cathehren zu können. — Uebrigens bemerken wir noch, daß die Badehäuser Vormittags von den Männern und Nachmittags von den Weibern benutzt werden. Auch die Männer belustigen sich zuweilen an öffentlichen Versammlungsplätzen an den wolthätigen Scenen, welche öffentliche Tänzerinnen, den Bajadern Indiens ähnlich, vor ihnen aufführen, ohne jedoch den schwelgsamen Ernst auch nur einen Augenblick abzulegen. Ganze Gesellschaften reden stundenlang keine zehn Worte. Unsere gesprächreichen Gesellschaften sind ihnen gänzlich fremd. Dafür treten die bei den Arabern so beliebten Märchenerzähler auf, welche den Rhapsoden der alten Griechen ähnlich sind. Nach einer Geschichte lassen sie die Mähe in einer Gesellschaft herumgehen, wie die Improvisatoren Italiens. Ein Sammelplatz für Geschwätz sind aber die Barbierstuben, welche in der ganzen Welt privilegirte Neuigkeitsbusen sind. Sie sind vom Morgen bis Abend mit müßigem Volke angefüllt, das, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, oder die Körner des

Rosentranks abzählend, mit offenem Munde den Orakeln zuhört. Gaukler aller Art, Schachspieler, Seldänger etc. sind häufig, und werden in hohen Ehren gehalten, und eben sowohl die Blödsinnigen und Rasenden, denen man alles und jeden Umgang erlaubt, und an deren völliger Nacktheit Niemand Anstoß nimmt. Der Maure liebt Glücksspiele, wiewohl es der Koran verbietet, und ist im Schachspiel erfahren. Von Musik hält er wenig. Er hat jedoch Violinen, Fäden, Schalmeien, Trommeln und messingene Kesseln.

Die Kleidung der Mauren ist sehr einfach. Der Mann trägt ein Hemd, und darüber einen Kasten von Luch, der mit einem Gürtel befestigt wird. Der Halk oder Burnus, d. i. ein großes Stück Zeug, meistens von Wolle, doch bisweilen auch von Baumwolle oder Seide, wird über den ganzen Körper geworfen. Dieses Kleidungsstück ruht auf dem Boden und dient ihm fast statt des Bettes. Einige ziehen über den Halk noch den Zolhan, der von dem nämlichen Zeuge gemacht ist, und eine Kappe hat, den Kopf bei rauher Witterung zu schützen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist eine rothe Mähe. Selten trägt man eine weite Hute von Baumwolle oder Linnen, noch seltener Strümpfe, dagegen trägt Jedermann Cassianpantoffeln, und zwar die Männer gelbe, die Weiber rothe. (s. Taf. XVII). Die Stände unterscheiden sich durch die Turbane und durch andere Auszeichnungen in der Kleidung. In Algier und Tunis haben die Türken größeren Wohlstand und mehr Luxus in die Kleidung gebracht; der reichliche Turban, den in Marokko nur Beamte und Geistliche tragen, ist hier allgemein. (s. Taf. XX und XXI). — Die Frau trägt im Hause (s. Taf. XIX.) bloß ein Hemd, beim Ausgehen einen Halk darüber. Verheirathete erkennt man am seidnen Schleier über dem Haare. Sie haben Ringe, sowohl unten, als oben in den Ohren, wohl an 12 Perlenschnuren um den Hals; oft hängen auch Goldstücke an den Schnuren. Die Füße, Arme und Hände der Wohlhabenden sind oft mit kostbaren Ringen geschmückt. Die Mädchen lassen die Haarflechten auf dem Rücken herabhängen.

zugleich mit seidenen Schnuren, an deren Enden Quasten und Schellen befestigt sind. Sie schminken sich roth, punktirt auch wohl den Hals mit Spiegelglas. Der äußerste Rand der Augenlider muß schwarz gemahlt sein, Hände aber und Finger mit dem Feinstraupommeranzengelb.

Die Gebäude in den Städten sind im Mieret gebaut, so daß dadurch ein Hofraum eingeschlossen wird, welcher gepflastert ist, und sehr reinlich gehalten wird. Nach den Straßen zu leidet man keine Fenster; die Dächer sind flach, was den Städten das Ansehen einer Verfalltheit giebt. Der innere Hof der Häuser in Algier \*) ist mit einem Säulengange umgeben; in der Mitte befindet sich ein Brunnen. Von vier Seiten zeigen sich die Zimmerthüren. Auf den flachen Dächern trocknet man Leinwäse, ergeht sich in der Abendluft, und stattet sich mittelst in Bereitschaft gehaltenen Leitern Besuche ab. Die Häuser sind nicht über zwei Stockwerke hoch, im Hintertheile befindet sich der Harem, an die Stelle der Fenster ist ein vergitterter Balkon angebracht, auf dem sich die Familie bei Festlichkeiten versammelt. Die Fußboden sind mit einem aus Italien kommenden Puzzolanmörtel bekleidet; der Herr, die Söhne, die Domestiken wohnen abgesondert. Gekocht wird in kleinen niedern Oefen, die im Hofraume stehen, sauber geweißt sind, und in Ruppeln endigen. Jeder Hauseigentümer in

Algier muß, den Gesetzen gemäß, sein ganzes Haus jährlich einmal weiß überlünchen. Es herrscht jedoch auch im Innern derselben eine wunderbare Reinlichkeit und Eleganz; keiner betritt ein Zimmer, ohne die Pantoffeln auszugiehen. Das ganze Hausgeräthe besteht indessen aus einer französischen Uhr, zwei oder drei Spiegeln, einigen reichen Teppichen, Betten und Sofas in jedem Winkel des Saales, Polstern längs der Seitenwände und leichten Vorhängen an den Fenstern. Die Wände haben Karniese mit Koransprüchen verziert. In einem algierischen Bette gehören einige ziemlich harte Polster und Ohrentissen mit Federn, die jeden Morgen zurecht gebracht werden. Fremde werden in einem kleinen Gemache in der Nähe des Eingangs empfangen; hier macht der Hausherr seine Gesäfte ab. In der heißen Jahreszeit setzt er sich auf eine Matte vor der Thür, und wer ihn besucht, wird gebeten, sich neben ihn zu setzen. — Die öffentlichen Gebäude in Tripolis, so wie die Paläste der Großen, sind aus Stein erbaut; das gemeine Volk wohnt in Häusern aus gekampfter Erde. Sie werden jährlich zweimal geweißt, sind ebenfalls viereckig und schließen einen Hof ein, der mit Steinen aus Malta gepflastert ist. Auch hier sind die Dächer flach auf den meist ein Stock hohen Häusern und mit einer Brustwehr versehen, die zum Einathmen der frischen Morgen- und Abendlühle dienen. Das Regenwasser

Algier (s. Taf. XVIII.) ist eine alte Stadt und war einst die Residenz des numidischen Königs Juba, Augustinum genannt. Dem von der See kommenden Fremden bietet Algier einen überraschenden Anblick dar. Es ist amphitheatralisch gebaut und bildet ein Dreieck. Die Anhöhen, auf denen es erbaut ist, die zahlreichen Gärten mit Weinstöcken, Del- und Orangenbäumen bepflanzt, stellen, vom Meere gesehen, einen unübertrefflichen Anblick dar; bis man in die finstern, trummen und schmutzigen Gassen tritt, wo man kaum athmen, oder einem Entgegenkommenden ausweichen kann. Es hat 4 Thore und ein heimliches Thor zum Ausfall. Ueber jedem Thore sind Kanonen aufgezogen. Die Moscheen, 10 große und 50 kleine, haben nichts Auszeichnetes. Der Palast der Regierung, die Cassaubah, und fünf Kasernen sind solide Gebäude; das solideste jedoch der Schatz der Cassaubah, ist erlöst worden und in alle Welt gegangen. Zwölf prächtige Bäder sind sehenswerth, 5 Gefängnisse für Christensklaven sind jetzt zu einem andern Zweck verwendet. 80,000 Mauren, keine Türken, sondern, 16,000 Franzosen und 8000 Juden bewohnen Algier. Vor dem Königspallast ist der einzige Platz der Stadt, 80 Fuß im Umfange, in der Mitte desselben ist ein schöner marmorner Springbrunnen. So schmutzig, düster, dumpfig und stinkend aber auch diese Stadt in ihrem Innern ist, so ist sie desto schöner nach Außen. Die Gegend ist wirklich lieblich, und auf drei Meilen im Umkreise mit Landhäusern bedeckt, deren Zahl sich bis 12,000 belaufen soll. Einst hatten die Römer hier ihre prächtigen Villen. Der gute Boden giebt zwei Obsternten, ja man sieht Apf'l zum dritten Male blühen. Südöstlich, von der Stadt eine Viertelmeile, liegt das berühmte Kaiserschloß, unregelmäßig ohne Schanzen und Gräben. Es beherrscht zwar die Stadt, aber mit seinem Schicksale ist auch das der Stadt entschieden.

wird durch Adhärenz in die Häuser geleitet, welche, mit Ausnahme derer der europäischen Konsuln, keine Fenster nach der Straße haben. Die Häuser der Großen haben hier ebenfalls, wie in Algier, zwei und drei Stockwerke, sind aber nicht so kostbar eingerichtet. Selten findet man außer einigen Matten und Divans anderes Geräthe. Für das bequeme Eigen ist im Morgenlande sogar beim Bettler gesorgt. Für die Fremden besitzet Tripolis Karavanseiras, welche die gute Einrichtung besitzen, daß die Stuben für die Personen oben sind, die untern Räume aber zu Magazinen, Ställen u. d. gl. verwendet werden. Ein Hauch aus Europa weht herüber, denn es giebt auch 3 nach Europäerart eingerichtete Gasthäuser, deren Chefs ein Spanier, Italiener und Franzose sind. Die Stadt ist reich an Alterthümern, besonders gliert sie ein prachtvoller Triumphbogen aus schönem Marmor, mit Bildereien und Inschriften bedeckt. Er gehörte dem größten der Cäsaren, dem tugendhaften Mark Aurel, an. Die marokkanischen Häuser sind ganz nach der beschriebenen maurischen Art gebaut, nicht selten mit einem platten Thurm in der Mitte, der zum Gebrauch der Weiber, um sich daselbst zu vergnügen, dient. In Marokko \*) (s. Taf. XXII.) sehen aber selbst die Häuser der Reichen verfallen und ärmlich aus; wenn auch im Innern Wohlstand herrscht, so sucht man doch vor der Gierbe der Regierung den letzteren unter den Ruinen zu verbergen, nur um arm zu scheinen. Schmutz, Wanzen, Skorpione und Schlangen sind eine größere Hausplage, als unsere Ratten und Mäuse.

#### In Künsten und Handwerken

sind die Mauren nicht ungeschickt. (Jetzt freilich ist alles barbarisch, ihre Werkzeuge sind plump und zeitraubend, ihre Verfahrungsart diejenige vergangener Jahrtausende.) Ihre Gewerbe sind berühmt; sie liefern den herrlichen Maroquin, Saffian, köstliches Sphleder, und besitzen technische Geheimnisse, welche diesen Manufakturzweig noch immer auf Marokko beschränken. Der anderwärts fabricirte Maroquin ist dem marokkanischen gar nicht vergleichbar; sie fertigen ihn in verschiedenen Farben, und er macht einen bedeutenden Exportartikel aus. Schlechte Söldenzeuge können mit den französischen den Markt nicht aushalten. Rüben werden in Fes fabricirt und die nöthigen Haits webt sich jede Familie. Hier und da sind auch Seifensiedereien im Gange. Teppiche und Matten von Wolle und Stroh, Körbe aus Palmenblättern, Gewehre mit langem Laufe aus hispanischem Eisen, wenige und schlechte Leinwand und Schießpulver, plumpe Gold- und Silberarbeiten von Juden gefertigt, machen Theile marokkanischer Gewerthätigkeiten aus. Geschickt sind Sattler und Riemer, so wie man von Mauren rühmt, daß sie mittelst hölzerner Formen ganz ohne Holz, welches im Flachlande, wie in allen Steppen, selten ist, Gebäude aus Lehm aufzuführen. Geschickte Handwerker, die renegirt hatten, fanden ihr Glück, weil ihre Talente selten sind. Höhere Künste fehlen ganz, da kein Luxus statt finden kann, aus Furcht, die Habgucht der Regierung zu reizen. In Algier stehen Handthierung, Künste und Handwerke weit abler. Berühmt sind aber die tunesischen Rüben, deren Färbung be-

\*) Marokko liegt unter 31° 37' 31" nördl. Br. und 9° 55' 45" östl. L., 15 Meilen vom Meere, 6 Meilen vom Atlas, 24 Meilen nördlich von Larubant, 18 Meilen östl. von Magador und 7 Meilen südlich von Tanger, folglich zu einem Mittelpunkt des Reichs sehr geeignet, für den Binnenhandel wohl gelegen; doch alle Begünstigungen der Natur schelten am erschlafenen Geiste eines durch muhamedanischen Despotismus erdrückten Volkes. Die Stadt liegt in Ruinen, die Straßen sind höchst unrein, was wieder, trotz der gesunden Lage, den Krankheiten, z. B. der Pest, leicht Eingang verschafft. Die Gipfel des Atlas im Hintergrunde steigen hier zu einer Höhe von 13,200 Fuß an. Prachtvoll wurde sie erbaut 1052 von Jusuf Tschin aus der Familie Luntana. Der kaiserliche Palast liegt gegen den Atlas hin und bildet durch hohe Mauern abgesondert ein eigenes Stadtviertel. Nahe bei dem Palast ist ein großer vierediger, mit einer Mauer umgebener Platz, wo der Kaiser seinen Unterthanen Zutritt gestattet, Audienz giebt und Urtheile fällt. In der Stadt sind viele Moscheen, darunter jedoch 6, die sich durch die Pracht ihres Baues auszeichnen. Rings um die Stadt läuft ein Werk der Vorzeit, eine aus guten Ziegeln erbaute Wasserleitung, von der alle 100 Ellen Röhren das Wasser in die Häuser leiten. Der Kaiser wohnt meist in Mekines und selten in Marokko, welches nach einigen 20, nach andern 80,000 Bewohner zählt.

sonders schön ist. Seidene und wollene Zeuge, treffliches Leder, Teppiche, Stickereien und die feinste Leinwand der Barberei wird in Tunis verfertigt. Es wird viel Oel gepreßt und schwarze Seife gesotten. Ausgezeichnet fleißig und sinnreich sind die Bewohner der Insel Jerbi oder Zerbi \*). Sie fertigen schöne Stoffe aus Wolle und mischen auch Seide darunter. Sie machen Decken, Teppiche, und die berühmten Baenus oder Beduinenmäntel, auch Ehwils. Hier sind die vollkommensten Manufakturen der Art in ganz Afrika. Sie verwenden sowohl einheimische Wolle, als auch die sehr feine Wolle aus Kairwan. Die einzigen Manufakturen, welche Tripolis besitzt, beschäftigen sich mit Verfertigung der grauen Teppiche von Mesurate, der Barakans oder Mäntel und des gelben und rothen Maroquins, denn der feine, grüne und blaue wird einzig in Tafilet bereitet. In Tripoli werden jährlich 5000 Ziegenfelle verarbeitet. Die Potaschenmanufaktur ist ein Monopol des Bei. Mesurate liefert Fußdecken, mit sehr schönen Farben, Strohmaten, Säcke von Ziegenhaar und, irdene Krüge.

Werfen wir hier einen Blick auf den Handel der Berbern (s. Taf. XXI). Der Staat Marokko hat nichts, als wenige Produkte, von denen er ohne eigene Noth nur wenig entbehren kann; keine Straßen, noch Brücken, schlechte Transportmittel, versandete Häfen, hohe Zölle, keine Posten und schlechte Münzen. Im Innern treibt Fes den größten und lebhaftesten Verkehr, besonders mit Algier und Tunis, wohin es Mägen und Seidenzeuge sendet. Die Mekkaravane geht alle Jahre über Tripolis und Fezzan nach Marokko; sie nimmt Mägen, Haits, Pantoffeln, Goldstaub, Wachs u. dgl. mit, und bringt Seidenzeuge, Musselins, rohe Baumwolle, Moschus, Ambra, Essenzen und Maulesel zurück. Mehrere Karavanen gehen nach Timbuktu und Sudan. Sie führen rohe Wolle, Seidenzeuge, Tabak,

Leinwand, Salz hin, und bringen Sklaven, Goldstaub, Straußfedern und Elfenbein zurück. Der Handel mit Europa ist unbedeutend, der trägt nicht über 500,000 Piaster. Die Regierung von Tripolis ist ohne staatswirthschaftliche Einsicht und hemmt den Verkehr durch die den Juden, Spekulanten, und sich selbst vorbehaltenen Monopole, so wie durch die auf Ausfuhr der Naturproducte lassenden Lizen. Die gewöhnlichen Ausfuhrartikel sind: Salz, Wolle, Oel, gesalzene Butter, Gerste, Datteln, Safran, Wachs und Krapp; so wie auch Rindvieh nach Malta, und Pferde. Die Ausfuhr aus dem Lande beträgt jährlich ungefähr 449,000 Dollars, die Einfuhr 524,000, welcher Handel hauptsächlich auf italienischen und französischen Schiffen betrieben wird. Die Eingebornen haben nur für Küstenfahrt geeignete Boote, von höchstens 30 Tonnen, womit sie früher mit Tunis und Aegypten Küstenhandel trieben, welcher jedoch seit den griechischen Unruhen auch sehr beeinträchtigt ist; besonders der Handel von Deme. Der Bei hat nur 4 bis 5 Briggs und Schooner. Der Tauschhandel mit dem Innern bildet einen andern Zweig des Handels von Tripolis, welches eine Hauptniederlage europäischer Waaren für den Handel mit dem innern Afrika ist, und noch mehr werden könnte. Von Tripolis ziehen die Karavanen nach Murzuk, wo in den Monaten December und Januar eine große Messe gehalten wird. Hier werden die Waaren aus Bornu, Sakkatu, Haussa, Kaschan und Timbuktu ausgetauscht. Die Handelsleute von Fezzan und Ghadames kommen im Februar und März nach Tripolis und nehmen die nach Sudan bestimmten Waaren auf Kredit. Nach 12—13 Monaten kehren sie zurück, und zahlen pünktlich in Goldstaub und andern Artikeln. Der Gewinn bei diesem Tauschhandel ist ungeheuer. Sie bringen aus Sudan Goldstaub, Straußfedern, Elfenbein, Senesblätter, rothen Alaun, feine Baumwolle, Datteln von Fezzan und schwarze — Sklaven.

\*) Diese Insel ist die östlichste Besetzung des Bei von Tunis. Herodot nennt sie die Insel der Lotosesser (Lotosphagen). Sie ist durchaus flach und ohne alle Erhöhung; die einzigen Bäume sind die Datteln, die Datteln und das Johannisbrot. Es regnet hier äußerst selten, sonst würde der Delbaum viel ergiebiger sein. Nach allen Nachrichten, ist der Lotos, welcher einst der Insel den Namen gab, nicht mehr vorhanden. Die Bewohner sind sanft, gaffrei und sehr redlich.

Nach dem Innern von Afrika sind die gesuchtesten Waaren: Schwerter, Pistolen, Feuergewehre, Glasperlen, grobe französische und italienische Tücher, Seidenstoffe, Steingut, levantischer Messing, Zige, Kattun, Schreibpapier, Korallen, Spiegel, Scheermesser, Spezereien und Gewürze. Gegen 2000 arme Sklaven, welche die Fezzaner auf ihren Raubzügen einfangen, werden jährlich nach Tripolis gebracht und nach Egypten und der Türkei versührt. Nur wenige bleiben in Tripolis im Dienste der Einwohner zurück, wo sie mit Menschlichkeit behandelt werden. — Die Bewohner von Tripolis haben seit kurzem eine direkte Verbindung mit Vornu und Baghermi eingeleitet, und bringen auch mittelbar Waaren durch die libische Wüste nach Egypten. Früher kam auch die aus Marokko und den übrigen Raubstaaten kommende Mokkarakavane nach Tripolis; in neuerer Zeit scheint sie jedoch ins Stocken gerathen zu sein, indem viele Pilgrime auf christlichen Schiffen diesen Weg zu Wasser unternehmen, und der Bei von Tripolis seinen Unterthanen diese Wallfahrt möglichst erschwert. — Es wird wenig beachtet, daß der Sklavenhandel, der auf dem Ocean verboten ist, auf dem Mittelmeere offen getrieben wird. Die Sklaven werden von Tripolis aus nach der Levante offen gebracht. Auch kommen albanische Schiffe mit Ladungen von Schiffbauholz, das sie gegen schwarze Slavinnen vertauschen und diese dann mit großem Gewinn in Konstantinopel wieder verhandeln. Die Christensklaverei ist abgeschafft, und Christen, die vormals kaum über die Schwelle ihres Hauses hinausgehen durften, ohne sich der Gefahr, vom fanatischen Volke mißhandelt zu werden, auszusetzen, können jetzt das Land nach allen Richtungen durchstreifen, ohne alle Bedeckung.

Die Regierungsform, welcher die Beherrscher der Berbererei huldigen, kann, der so

eben erwähnten Milderung des Druckes, unter welchem die Christen bisher seufzten, ungachtet, doch auf keinen andern Namen, als den einer despotischen Anspruch machen. Mit unumschränktem eisernem Scepter werden alle Staaten der Berbererei regiert. Leben, Eigenthum, Freiheit und alles, was das Leben hat, hängt von den unwiderstehlichen Winken des Despoten ab, der jedoch, wie das immer der Fall ist, von seiner Leibwache wieder despotisirt wird. Wie äußerst selten starb ein Bei von Algier eines natürlichen Todes, und daraus kann man sich die Gleichgültigkeit erklären, womit der Exbei seine Staaten den Franzosen überließ! — Wir verweilen zuerst einige Augenblicke bei Marokko \*), welches sogenannte Kaiserthum seit 1670 besteht. Die Geschichte des Hofes von Marokko besteht in einer Reihe von Schandthaten, welche jedoch alle von dem mächtigen Mulei Ismail, der 1727 im 81. Jahre starb, übertroffen wurde. Leidenschaftliche Willkühr, Mißbrauch der furchtbarsten Gewalt, Wollust, Habucht und der schmutzigste Geiz sind Hauptcharakterzüge der Regierungen in den Barbarenstaaten. Man kennt hier gar keine andere Art zu regieren, als zu rauben, und die einzige Beschäftigung derselben besteht darin, wie man sich des Vermögens der Unterthanen bemächtigen könne. Menschenleben ist hier das allergeringste Hinderniß der Herrscherlaunen und hat keinen weitern Werth, als in sofern es dem Despoten wuchert. Der jetzige Beherrscher ist seit 1827 Mulei Abderrhaman Ben Hirscham. Von Konstantinopel selbst ist dieser Herrscher der Form nach ganz unabhängig. Seltsam ist seine Erziehung. Sobald ein Prinz geboren wird, so wird er einem vornehmen Mauren zur Erziehung übergeben. Ist er 12 Jahre alt, so sieht er zum ersten Mal seinen Vater, der ihn nun öffentlich anerkennt und präst. Vorher sieht er wohl, so hat der Maure sein Glück

\*) Die Bevölkerung des Kaiserthums Fez und Marokko schwankt zwischen 15, 8 und 14 Millionen. Letztere Berechnung zu 14,836,600 scheint in so fern richtig zu sein, wenn man dazu alle Menschen rechnet, die sich innerhalb des Gebietes befinden, welches der Herrscher von Marokko als das seine in Anspruch nimmt. Da jedoch die Berbern und viele Araberämme in Bildungseris wirklich unabhängig leben, so kann man für die eigentlichen Unterthanen des Kaiserthums wohl nicht mehr, als die Hälfte der obigen Zahl annehmen.

gemacht, im Gegentheil wird der Erzieher in Städten gehauen. — Die Einkünfte des Kaisers betragen ungefähr 10,000,000 Piaster, welche aus den Zehnten, Zöllen, Monopolen, Geschenken, Consecrationen und Erpressungen fließen. Früher brachten die Seeräuberereien wohl viel ein, in Ermangelung derselben aber die Tribute und Geschenke der Seemächte Europa's. Durch Algier's Occupation steht zu hoffen, daß dieses schmäbliche Joch für immer abgeschüttelt sei. Das Heer beträgt 12,000 Mann, von denen 7000 gute Reiter, aber 5000 schlechtes Fußvolk ist. Im Nothfall kann die maurische Macht auf 100,000 vermehrt werden. Die Seemacht bestand, ehe die Oestreicher Larrache sie größtentheils verbrannten, aus 24 Fahrzeugen, darunter 10 Fregatten und 6000 Seeleuten; doch war auch diese Flotte nur schlecht bemanneten Rauffahrern furchtbar. (Als Seeräuber sind die Mauren sehr behende, entschlossen, und sechsten brav. Ihre Geschicklichkeit besteht im Entern, wo sie dann Mann gegen Mann kämpfen.) — Algier \*) war früher türkische Provinz, machte sich aber nach und nach vom Pascha der Pforte unabhängig. Die Türkenbesatzung wählte sich einen Dei, welcher Ahmed II. zu seinem Pascha ernannte und seitdem war Algier eine Soldatenrepublik, die den härtesten Despotismus über das Land ausübte. Die kaum 10,000 Mann starke türkische Miliz betrug sich ganz so, und spielte dieselbe Rolle, welche einst die Pratorianer unter den Cäsaren spielten. Sie ernannten Deis und ermordeten sie, sobald sie wollten. Sie verkauften auch wohl die trau-

rige Würde dem, der das meiste dafür bieten konnte; und thaten dies, so oft es ihnen einfiel, daß sie Geld brauchten. Von dem Tribut der Europäer, dem Seeraube, und dem Lösegelde der Christenklaven, wie auch den namenlosen Erpressungen häufte sich jener große Schatz in der Cassauba auf, der den Franzosen in die Hände fiel. Algier zerfällt in drei Provinzen, des Westen, Osten und Süden: Tlemcen oder Oran, Constantine und Titteri. Algier mit seinem Gebiete gehört zu keiner dieser Provinzen. Die ehemalige Regierung setzte jeder dieser Provinzen einen Dei vor, der vom Dei zu Algier abhing, und ihm zinspflichtig war. Wie es die neue Regierung damit hält, ist bekannt. — Die Verfassung von Tunis \*\*) hat den Vorzug, daß die Würde des Dei im Hause Morat erblich ist, und folglich Herrscher und Beherrschte durch innigeres Interesse mit einander verbunden sind, als in der Wahldespotie Algier's dies der Fall sein könnte. Der Dei war bisher vom Dei zu Algier abhängig, in wiefern er ihm Tribut zahlte; und es scheint, daß die neuen Herrn dieses Verhältniß um so lieber fortdauern lassen werden, als sie dadurch eben Mittel in Händen haben, dem Gewerbe des Seeraubs zu steuern, welchem der jetzige Dei in den neuesten Verträgen auch feierlich entsagt hat. Von Constantinopel ist der Dei unabhängig, nicht dem Namen, aber der That nach, und wir wissen, daß Reschid Pascha mit dem großherrlichen Sirkman das Land nicht betreten durfte. Indes kamen bisher auch nach Tunis türkische Milizen, welche das Land in Gehorsam und unter Druck

\*) Es liegt zwischen 34 bis 38° nördl. Br. und 15 bis 26° östl. L. Grenzen sind in Osten Tunis, im Süden die Sahelwüste, im Westen Fes, im Norden das Mittelmeer. Die Grenze gegen Süden ist sehr zweifelhaft; manchmal erstreckt sie sich bis an den Saum der Wüste, manchmal kaum einige Meilen landeinwärts von der Küste. Der Flächeninhalt ist daher nicht zu bestimmen; gewöhnlich nimmt man 8,957 Quadratmeilen an. Dieses Land ist gebirgiger als Marokko, ob es gleich nicht so hohe Berge enthält. Tiefer landeinwärts herrscht der große Atlas. Der Boden des mittlern und östlichen Landes ist vulkanisch. Das Klima Algiers entspricht dem des südlichen Europa; die Jahreszeiten folgen sich regelmäßig; die Hitze im Sommer, die Kälte im Winter sind beide mäßig. Die Luft ist daher gesund, und sogar die Pest, welche so oft in Malta, und selbst in Gibraltar Verheerungen anrichtete, verliert hier ihre tödtende Kraft und gebricht nicht. — Der Boden giebt selbst bei der unvorsorglichsten Behandlung das zwölfte Korn.

\*\*) Es ist dieses das alte Tunis, einst eine phönizische Pflanzstadt. Der mohamedische Staat Tunis hat eine Breite von 150, eine Länge von 180 Meilen und 3400 Quadratmeilen Flächeninhalt. Die Küste ist eben so felsig, wie die von Algier. Die Vorgebirge Cerra und Bon sind die nördlichsten Punkte des Kontinentafrika. Der Hauptfluß des Landes, Metscherda, tritt jährlich aus seinen Ufern. Die Luft ist in dem bergigen Lande gesund und rein. Die Volksmenge schätzt man auf 3 Millionen. — Von dem gesegneten Dattellande betrachtet jeder der Küstenstaaten einen Theil als sein Eigenthum.



hief den Einfluß, welchen sie in Algier hatten, konnten sie hier schon darum nicht behaupten, weil der Bei nicht so leicht strangulirt werden konnte, als in Algier, sondern gewöhnlich auf seinem Bette stirbt. Die Regierung ist übrigens mahamedisch, d. h. gewalthätig und unumschränkt. Dieses Land trieb bisher mit den übrigen Barbareken um die Wette Seeraub. Die Staatseinnahme wird auf 200,000 Dukaten geschätzt. Die Landmacht besteht aus 6000 Türken, welche das Fußvolk ausmachen, und 7000 Reitern. Die Seemacht ist noch umbedeutender und nicht mehr furchtbar. Die Häfen sind versandet und Carthago's Flotten verschwunden. Das Land wird in keine Provinzen getheilt, sondern vom Bei in Person regiert, der auch selbst den Tribut eintreibt, und deswegen jährlich sein Land durchreist. Von den Bewohnern des Dattellandes zieht der Bei eine sehr beträchtliche Einnahme. Er sendet ein wohlbewaffnetes Heer aus, um den Tribut einzutreiben; dieses geht dann 20 bis 25 Meilen weit ins Innere und in die großen Städte, wo die Contribution immer sehr ergiebig ausfällt. Der Bei ist mit dem Tribut zufrieden, und hat er den, so bekümmert er sich nicht weiter, wie sie sich regieren. — In dem Staate Tripolis \*) hat sich das ganze System des Lebens und Seins seit kurzem verändert. Das Volk scheint durch die Regierung dazu angeleitet, den Geschmack an Seeräuberei abzulegen, und auch ohne den Zwang, welche die Occupation von Algier den übrigen Korsaren aufliegt, eine vernünftige Lebensweise ergreifen zu wollen. Sehr interessant ist daher die Schilderung, welche vor kurzem der schwedische Consul Gräberg davon gegeben hat. Die Regierung von Tripolis ist schon seit Jahrhunderten von erblichen Beis aus der Familie Eramanli geführt. Der gegenwärtige

Bei ist Sidi Jusuf, ein Mann, der zu den großen Geistern zu gehören scheint, welche bestimmt sind, in das Leben der Moslims neues Leben zu bringen. Er ist als afrikanischer Fürst sehr ausgezeichnet durch seine Mäßigung, die Wahl seiner Minister und strenge Handhabung der Gerechtigkeit, die er nie verletzt, noch, so viel an ihm liegt, verletzen läßt. Er ist sogar nachgiebig, und giebt Vorstellungen Gehör, widerruft Uebereilungen, sobald man ihn eines Bessern überzeugt hat. Seit 1509 war Tripolis in der Gewalt der Spanier, 1551 eroberte sie ein türkischer Seeräuber, Dragut, und ward erster Pascha. Noch jetzt führt der Regent diesen Titel, und ist in größerer Abhängigkeit vom Sultan, als Algier und Tunis, zahlt auch Tribut nach Constantinopel, hat übrigens eben so, wie dort, türkische Miliz von einigen 100 Mann. Im Kriege stellen die Nomaden ihre Reiterschaaren; jedoch soll sich die ganze Bevölkerung der Tripolitanschen Küste nur auf 650,000 Seelen belaufen. — Was könnten wir den Bewohnern der Berberci Besseres wünschen, als eine gute Regierung! Damit aber diese Statt finde, müßte ein anderer Geist als der Islam sich verbreiten. Die Sitten und Einrichtungen der Muhamedaner, ihre Denkungsart, ihr Fatalismus, ihre Vielweiberei läßt selbst im Paradiese keine dauernde Blüthe der Humanität reifen.

Die Religion aller Mauren ist der Islam. Sie sind von der Sekte der Malik, die zu den orthodoxen gehört. Sie beobachten die Vorschriften des Propheten sehr genau, verrichten ihre Gebete, Abwaschungen, Moscheengänge, Fasten, und eine Wirkung ihrer Religiosität ist auch ihre berühmte Reinlichkeit. Eine nothwendige Bedingung des Muhamedismus ist aber der Fanatismus, daher auch ihr Christenhaß \*\*)

\*) Der Kaufstaat Tripolis mit der Wüste Barca ist größer als Tunis; denn er enthält 4687 Quadratmeilen und Barca 4150; aber schwächer bevölkert, minder fruchtbar und minder wohlhabend. Auch dieser Staat ist bergig, da die Zweige des Atlas in demselben gegen Osten hin auslaufen. Sehr fruchtbare Streifen wechseln mit großen unabsehbaren Sandstrecken ab. Schon an der wenig fruchtbaren Küste sind die Sandstrecken nicht selten, aber abschreckend ist das Innere, wo man oft Tage lang im Sande reist, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Das Land ist überhaupt schwach bewässert; doch in solchen Gegenden ist der Wassermangel besonders drückend. Die Küste ist mit niedrigen Sandhügeln besetzt, die aus lauter kleinen Conchylien bestehen; weiter gegen Osten schließen sich Kalkberge an.

\*\*) Gewiß beachtenswerth ist indeß die Ursache, welche Gräberg von der Verachtung giebt, worin die

andberwindlich. Sie tragen Amulette gegen Krankheit u. s. w., wallfahrten auch nach Mekka, in welchem Fall sie hohe Ehre empfangen. [Das Kameel, in Algier das Schiff der Wüste, auch Hadschi Baba, der Vater des Pilgers, genannt, trägt die Geschenke des Großherren nach Mekka, und Muhamed gestattet ihm den Eintritt ins Paradies.] Häufig treten Schwärmer und Betrüger als Marabouts und lebendige Heilige auf, treiben Handel mit Amuleten und Wunderkuren, schaffen sich Anhang im abergläubigen Volke; und mehr als einmal haben solche Betrüger den Thron bestiegen. Je toller seine Lebensweise, je schmutziger er ist, je heuchlerischer seine Geberden, desto größer sein Anhang. Ob es gleich den Mauren nicht an natürlichem Verstand fehlt, so sind sie doch in die tiefste Unwissenheit versunken. Die Wissenschaften sind gleich Null \*). Koranlesen und Auswendiglernen einiger Sprüche ist die ganze wissenschaftliche Bildung, und wer besonders ersteres gut kann, und noch ein klein Büchlein arabischer Geographie aufbringt, ist ein Talb, und hat auf die höchsten Priester-, Richter- und Staatsämter Anspruch. Die Aerzte heilen äußere Wunden mit Salben und innere Krankheiten mit Amuleten. — Man schickt die Knaben in die Schule, bis sie lesen und schreiben können. Man beschneidet sie im sechsten oder siebenten Jahre in der Moischee, wohin sie zu Pferde durch die Stadt geführt werden. Die Operation verrichtet ein Kadi oder Talb (Priester). Der Maure heirathet früh — ganz nach muhamedanischen Sitten. Die Ehen werden leicht geschlossen, leicht gelöst. Tags nach

der Hochzeit wird der jungen Frau die Mitgabe von den Eltern mit Rußik zugesandt. Hier Frauen erlaubt Muhamed; nur Reiche haben mehr als Eine, selten mehr als vier. Gewöhnlich nimmt man nur Eine Frau, von welcher man sich, gegen die im Ehevertrag auf diesen Fall festgesetzte Summe, scheiden kann. Doch wird nichts gezahlt, wenn die Frau an dem Mißvergnügen des Mannes Schuld ist. Die Frauen bewohnen die entlegenern Gemächer des Hauses, die der Reichen sind ganz müßig und Negerinnen besorgen den Haushalt. Wie vornehm der Maure auch sei, so kauft er doch selbst die Lebensmittel auf dem Markte ein. Das Weib ist nichts als das willenlose Werkzeug der Lust; es wird gekauft und verlassen, oft ohne seinen Willen. Sie werden auch als bloße Waare betrachtet, sind aber im Durchschnitt sehr wollüstig, eitel und nach Sinneslust dürstend. Diesem Hange indogen sie denn auch die Sklaverei, in der sie leben, zu verdanken haben. Sie dürfen nie unverschleiert ausgehen und haben immer ein Gefolge. Sie sind indessen sehr schlau, wozu ihnen die Judenhäuser zu statten kommen. Die des Ehebruchs Ueberführten erwartet der unvermeidliche Tod. — Die Gestorbenen werden abgewaschen, mit einem Hemde bekleidet und in Leinwand gehüllt. Auf einer Bahre trägt man die Leiche nach der Moischee, wo die Gebete darüber gesprochen werden, und nach dem Begräbnißplatz außerhalb der Stadt. Ein großes Gefolge singt das muhamedische Glaubensbekenntniß; die Weiber, zum Theil gemietet, heulen und zerkränzen sich das Gesicht. Die Gräber bedeckt man mit Steinen, fährt

Christen an den Küsten der Berberel stehen. Er sagte: „Der europäische Geist mit seinem Eigennuß und seiner Intriguensucht hat sich dem schlichten, aber angeblichen und fanatischen Bewohnern der Barbarenenküste noch nie im günstigen Lichte gezeigt. Die Abenteuerer aus Italien, Frankreich und Spanien, die an den Ufern landen, sind meist bloß Auswurf jener Völker. Mit entwundenen oder erschlichenen Pässen, so wie mit Würfeln und Karten, wissen sie den Mauren in seiner Einsalt zu betriegen. Mit dem auf diese Weise erlangten Gelde öffnen einige von ihnen Weinschenken und ledertische Häuser, wo sich der Pöbel in den ihm verbotenen geistigen Getränken betauscht. Andere ziehen mit obseönen Kunststücken, Puppenspielen u. dergleichen, die oft so sehr jeder Sitte Hohn sprechen, daß die Barbaren selbst ein Aergerniß daran nehmen, und ein Maure von Tunis einmal entrüstet ausrief: „Wenn die Christen Religion hätten, so würden sie den Verfertiger solcher Gräueltathe die Finger abhauen.“ Auch die Leichtgläubigkeit, mit welcher solche Abenteuerer ihre Religion abschwören und zum Islam übertreten, macht ihnen den christlichen Namen verächtlich.

\*) Dem berühmten Baron von Lott antworteten seine bätigen Schüler in der Mathematik, die Hofmathematiker Konstantinopels, auf die Frage: wie viel rechte Winkel in einem Dreieck enthalten wären, ganz natürl.: das läme auf die Größe des Dreiecks an. Hier würde der Freiherr noch übler fahren.

auch wohl Gebäude darüber auf, und hält sie hoch in Ehren, so daß sie Verbrechern zur Freisitte dienen.

Folgende Charakterzüge sind leider der ganzen Nation eigen. Bei aller äußern Feinheit und Geschliffenheit bedarf es doch nur des geringsten Anlasses, um die roheste Brutalität hervortreten zu lassen. Der Maure ist eben so wollüstig, wie sein Weib; und die Blut, die seine Adern durchströmt, verbunden mit Mangel an Geistescultur, reißt ihn zu den unnatürlichsten Ausschweifungen hin. Trotz der abscheulichsten Ausartung, welche Abscheu gegen die Weiber zur Folge zu haben pflegt, ist er eifersüchtig bis zur Wuth. Nirgend auf Erden erscheint der Egoismus so vollendet, wie hier; und der Maure ist bereit, seinem Vortheile eine ganze Welt zu opfern. Nicht nur die entsetzteste Behandlung erduldet er, sobald er Nutzen davon hat; sondern er säumt eben so wenig, Blut zu vergießen, und die Brust seines Bruders zu durchbohren, sobald es der Eigennutz gebietet. Trägheit, Hang zum Müßiggang, Kriecherei, ränkevolle Schalthet ist ihm eigen. Habsucht ist die einzige Triebfeder und erstickt alle bessern Gefühle und Neigungen. Dazu ist der Maure feig, mißtrauisch, denn er läßt Niemanden gern in sein Haus, sondern thut, wo möglich, alles auf einem Teppich vor der Hausthür ab, auf dem er seine Besuche annimmt; der Ruch früherer Zelten ist ihm gebrochen. Tief in religiöse und politische Sklaverei herabgemüthigt, sind diese Numidier und Mauritanier, die Eroberer Spaniens und Siciliens, der Schrecken der Jahrhunderte, zu feigen, heuchlerischen, heimtückischen und falschen Sklaven geworden und dem Unwillen und der Verachtung der Nationen Preis gegeben. Das einzige Gute hat der Maure, daß er Jedermann, der Lust dazu hätte, an seiner Mahizeit Theil nehmen läßt. Er befolgt hierin den Willen seines Korans.

Was bisher von den Mauren gesagt ist, gilt von denen, welche in den Städten wohnen; diejenigen, welche der Sitte der Väter getreu auf dem Lande geblieben sind, werden

#### U r a b e r

genannt. Dieser Mißbrauch des Namens geht

so weit, daß, wenn ein Maure die Stadt verläßt, um auf dem Lande zu wohnen, er sogleich ein Uraber genannt wird. Die außerhalb fester Wohnplätze wohnenden Mauren sind Nomaden (s. Taf. XXI.), die in ihren Sitten, Tugenden und Lastern so ziemlich den Mauren der Wüste, die wir noch später zeichnen werden, gleichen. Nur ist zu bemerken, daß die nomadischen Mauren, welche in der ganzen Berberie den Namen der Araber führen, mit ihren Stammvätern nur wenig Ähnlichkeit haben. Sie theilen hingegen die Laster der Stadimauren. Die Sprache der Mauren ist arabisch, neben welcher auch noch die Frankensprache, ein Gemisch europäischer Sprachen, gilt; in Algier sprechen sie ein besseres Arabisch. — So mäßig auch die Lebensweise der Stadimauren ist, so ist doch die der Uraber oder Landmauren noch viel einfacher, d. h. elender, und Ruskus ist schon ein Festessen. Sie kleiden sich schlechter, scheeren die Haare, und kennen weder Turban, noch Mütze, noch Pantoffeln. Die Frauen sollen überaus häßlich sein, und bemahlen die Backen mit schwarzen Figuren. Die Kinder der Landmauren müssen vor Tagesanbruch vor einem großen Feuer Gebete auswendig lernen. — Das ist ihre ganze Erziehung. Ihre Wohnungen sind Zelte, die aus Haaren gemacht sind, bis 10 Fuß hoch und etwa 25 Fuß lang, schwarz angestrichen und ohne Thüre. Um hinein zu kommen, hebt man ein Stück des Zeltes empor. Junges Vieh und Menschen wohnen hier beisammen. Ein Paar Strohmaten oder Felle dienen als Betten, und diese, nebst einer Handmühle, das Korn darauf zu mahlen, einige hölzerne Schalen und elende Töpfe sind das Gerath. — Oft stehen mehrere Hundert solcher Zelte beisammen, und machen ein Lager aus, welches nach Bedürfniß der Weide fürs Vieh verändert wird. Dieses Lager wird durch Hunde, und gegen die Löwen durch Dornhecken geschützt. Es ist bemerkenswerth, daß diese wandernden Horden Ackerbau treiben, wiewohl sich dies zu widersprechen scheint. Sie müssen also wohl zu bestimmten Zeiten an bestimmte Plätze zurückkehren, um zu säen und zu henten. Die marokkanischen Araber,

erzählen Reisende, wandern, wenn sie einer Gegend überdrüssig sind, ohne Jemanden zu fragen, in eine andere, ackern wieder ein Stück Land um und lassen es nach einigen Jahren wieder liegen. Es überwächst nun wieder mit Gras, wird wohl auch von einer nachziehenden Horde in Besitz genommen, und wieder besäet. Es fällt gar Niemandem ein, Grund und Boden als Erbe oder Eigenthum zu betrachten, noch viel weniger als eine verkäufliche Waare. Dieses ist die einzige Art des Ackerbaues, die man hier kennt. Viehheerden sind zahlreich, das Wollenvieh gut und schön, die Wolle sehr fein und geschmeidig. — In Algier sind manche ganz unabhängig, und bei einigen verlohnt es sich, ihrer Armuth wegen, nicht einmal der Mühe, sie abhängig zu machen. Viele leben vom Schlachten des Viehes, Reinigung der Kloake &c. Sie unterscheiden sich nach Familien und Stämmen, die von Schwachs oder Aeltesten regiert werden. — Höchst armselig ist das Leben der Landmauren im Staate Tunis. Sein Zelt ist nur durch einen Pfahl gestützt, in der Mitte durch einen Vorhang in zwei Theile gesondert. — Der eine Theil gehört den Verheiratheten. Ein grobes Stück Tuch (Burnus) ist fast die einzige Kleidung, und zugleich auch das Bett, — wer wohlhabend ist, schläft auf Winsenmatten. Diese, nebst einigen hölzernen Schüsseln, leeren Töpfen, einigen Schläuchen und einer Handmühle sind alle ihre Geräthe. Die Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, denn Getreide erbauen sie nur wenig. — Die Zelte stellt man so, daß dadurch ein großer Raum eingeschlossen wird, in welchem des Nachts das Vieh steht. Nur zwei Eingänge führen in den innern Raum, die man aber des Nachts durch Bündel von Dornsträuchern verschließt. — In Tripolis macht der Bazih oder Bassina die Hauptnahrung vieler Mauren, und oft die einzige aus. Es ist ein Teig von Gerstenmehl, in Form eines großen Kloßes, welchen man mit Del, oder etwas Brähe und Gewürz schmackhaft zu machen sucht. Wer mehr hat, ist Hammelfleisch. Uebrigens sind die tripolitansischen Mauren zum Theil sehr räuberisch, und häufig geneigt, sich der Regierung zu widersetzen. —

Die Natur der alten Stammväter verleugnet sich doch nicht ganz. — Die Einwohner von Zaffran, Beduinen-Araber in der Nähe der Syrte im tripolitansischen Gebiete, sind indess gastfrei, gefällig, und der Fremde findet in ihren Zelten immer herzlichen Empfang. Benchen sagt: „Freigebig boten sie uns von ihrer einfachen Kost Milch und Datteln, während unsern Pferden Korn gereicht wurde. Frische Milch war nicht immer zu haben, aber nie fehlte es uns an gegorener saurer Molke, Labau genannt; und selten verdroß es uns, von unsern Pferden zu steigen, und diese patriarchalische Kost zu genießen, welche nach einem beschwerlichen Ritte eines langen Tages in woglosen Gegenden unter den Strahlen der afrikanischen Sonne unendlich schwachpaster ist, als es sich diejenigen einfallen lassen mögen, die solche Nahrung für ihre Schweine aufsparen können. — Die Neugier unserer arabischen Freunde gewährte uns oft viele Unterhaltung. Wenn wir uns auf den Matten, die sie uns zum Nachtlager hingebreitet, zur Ruhe gelegt hatten, schlichen sich Weiber und Männer langsam und scheu heran; jene, um aufs Aufmerksamste unsere Kleider, diese, um unsere Waffen, Säbel und Gewehre in Augenschein zu nehmen. Die Erstern waren vor allen über die weiße Leinwand unserer Turbane und Unterkleider, die Letztern vorzüglich über unsere Doppelstutzen und Sackpistolen mit Stechhahnen erkaunt. In kurzer Zeit schwand alle Zurückhaltung, die ganze Familie drängte sich um uns heran und jeder wollte vor dem andern gehört sein.“ Eben so interessant ist, was Pacho über dieselben berichtet: „Auf den ansässigen Ackerbauer sehen sie mit tiefer Verachtung herab und betrachten eine Verbindung mit einem solchen als Schmach. Im Ganzen sind sie weniger von der muslimännischen Eifersucht angesteckt. Die Frauen unterhalten sich unverschleiert mit den Fremden, und selbst die jungen Dirnen, ob sie sich gleich verschleiern, werden nicht eingesperrt, sondern zu den Geschäften der Haushaltung verwendet. Während die ältern Frauen das gastliche Mal zureichten und die Teppiche auf den Boden des Zeltes breiten, gehen die Mädchen hinaus, um

dürrs Gras und Pflanzensengel, das einzige Feuerungsmittel dieser Gegend, zusammen zu lesen, wobei sie sich ihrer faltigen Gewänder als Schürze bedienen. Ich bewunderte die leichten Bewegungen dieser schlanken Gestalten, die ungezierte Grazie ihres Ganges oder vielmehr ihres Fluges; mit Lust lauschte ich ihrem Gesang, dessen starke Intonationen mit ihren zarten Weiberstimmen selten kontrastirten. Nach Landesitte recitirt eine das ganze Lied und ihre Gespielinnen begleiten sie im Chor. Sie erzählt in einer einfachen Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers zu Fatme, der schönsten Blume der Wüste. Sie stellt den Liebenden dar; er sitzt einsam in seinem Zelte, selbst der Ruf der Rache dringt nicht in sein Ohr, er folgt nicht dem Befehl des Blutes und läßt sorglos sein Roß im Thale schweifen. (Wem fällt nicht Ritter Toggenburg ein?) Von Zeit zu Zeit fallen die andern im Chor ein: *Hia Atem! Liebe der Liebe! Nie, segt Pachö hinzu, werde ich das Glück des arabischen Lebens vergessen!* — Auf den *Chariän* oder *Chariänbergen* in Tripolis \*) leben viele Araber, die ihre Wohnungen unter der Erde haben, welche aber reinlicher sind, als sonst hier üblich ist, da hingegen aber denselben oft Begegnungsplätze sich befinden. Das Regenwasser sammelt man sorgfältig in Eiskernen, die in die Berge gegraben und ausgemauert sind. Die Ebenen auf den Bergen \*\*) selbst und die an den Seiten mit Mauern eingefassten breiten Terrassen sind zu Feldern und Pflanzungen von Datteln \*\*\*), Feigen, Olivenbäumen und Weinstöcken angebaut. In den Wintermonaten fällt hier

zuweilen auch tiefer Schnee, von starkem Frost begleitet. Es sollen gegen hundert Dörfer zu dieser Gegend gehören, deren jedes seinen Schach hat und einen festen Thurm. Nach der Safranernte erhebt der Bei den Tribut an Safran, und hält sich dann in seinem Schlosse (Kassa) auf, welches Magazine, Zisternen, einige Kanonen und 20 Mann Besatzung hat. — Die Landmauren in mehreren Gegenden der Berberel scheuen sich nicht, z. B. Wasser unter das Oel zu mischen, welches auf den Bazar kommt, Steine in die Wollsäcke zu legen u. s. w., lauter Dinge, die früher, wo muselmännische Redlichkeit auch sprichwörtlich war, noch unbekannt waren.

Außer diesen Völkerschaften finden sich noch Türken, Juden, Christen, Neger und Renegaten in der Berberel.

#### Türken,

ungefähr 13,000, haben bisher die östlichen Barbarenstaaten bis Marokko hin beherrscht. Sie wurden immer von Konstantinopel ergänzt, bestanden aber zu allen Zeiten aus dem lieblichsten Auswurf der türkischen Hauptstadt. Selbst aus den Gefängnissen werden sie genommen und hieher geschickt. Bald nach ihrer Ankunft in Afrika spielen sie die Herren des Landes, gelangen zur Gewalt und nicht selten auf den Thron. Leute also, nach denen in Konstantinopel der Henker schon seine Hand ausgestreckt hatte, steht man hier mit den Strahlen der Souverainetät umgeben. Auch auf diesem Boden der Erde verleugnen sie ihre türkische Ge-

\*) Der Boden besteht nämlich aus Kalkstein, worauf Sand gelagert ist, wenigstens gilt dies von der Umgegend des Dorfes Zegerima. Es wird nun in diesen Boden eine Vertiefung ausgehauen von 25 Kubitfuß Gehalt mit senkrechten Wänden. Diese bildet den Hofraum, um welchen herum Kammern angebauet werden, die durch den Eingang Licht erhalten. Es sind ihrer von 1 bis 4 an jeder Seite. In der Mitte des Hofes ist ein 10 bis 12' tiefer Brunnen. Der Eingang zu diesem Hofe ist 70 bis 80' entfernt, und über demselben steht ein Kisteller, bedeckt mit einer starken Thür. Der Gang ist flacher, oft durch mehrere starke Thüren unterbrochen und daher sehr gut zu vertheidigen. Nicht alle in Felsen gehauene Grotten sind also Grabmäler.

\*\*) Der Tripel verdient hier Erwähnung, weil er seinen Namen von Tripolis hat, wo er, und namentlich auch in diesen Bergen von vorzüglicher Güte gefunden wird. Es ist ein feiner und trockener Wein von gelbgrauer Farbe, der im Wasser nicht weich wird. Wegen seiner Feinheit und Härte benutzt man ihn zum Poliren der Metalle und Gläser, der Steine und des Marmors.

\*\*\*) Man gewinnt durch Einschnitte in den Dattelbaum ein geistiges Getränk, Lagbi genannt, welches anfangs süß und kühlend, nach der Gährung aber stärker als Branntwein wird.

wüthhaft nicht: sind ernst, gemessen, feierlich, müthig und tapfer, aber auch unwissend und übermüthig gegen ihre Unterdrückten, von denen sie wieder mit Haß und Abscheu belohnt werden. Hart, träge, ausschweifend, grausam und habgüchtlig kann ihren Durst nach Gold und Wohlust nichts stillen. Sie rauben den letzten Pfennig derer, die unter ihrem eisernen Scepter stehen, gefühllos und ungerührt. Sie heirathen oft die Töchter der Mauren, die aber diese Verbindung verabscheuen und nur mit dem größten Widerwillen sich unterwerfen. Die Mütter erziehen daher ihre Kinder aus solchem Bette mit dem Haß gegen ihre Väter. Diese Mischlinge des Türken- und Maurenblutes bilden eine eigene Klasse der Bevölkerung, welche den Wohlstand der Väter mit den Lasten beider Nationen erbt; in Wollust und Ausartung, Weichlichkeit und Völlerei versunken, an die berühmten Cynaden des Alterthums erinnern. Sie werden *Colaris* oder *Euloglier* genannt, und sind in den Hauptstädten und deren Nähe sehr zahlreich.

#### J u d e n .

Ihre Zahl in der ganzen Verbererei ist sehr bedeutend. Sie sind größtentheils Nachkommen der Juden, welche vertrieben aus Spanien und Portugal hier einwanderten, obwohl auch schon früher deren aus Phönizien einwanderten. Sie sind nicht sehr zahlreich in den Städten, sondern in dem innern des Landes und selbst auf dem Atlas; leben aber überall in der höchsten Verachtung und Bedrückung. Sie dürfen weder arabisch sprechen, noch schreiben, damit sie nicht den Koran entweihen, wenn sie ihn lesen. Sie dürfen kein Pferd, sondern nur einen Maulesel reiten und müssen vor den Thoren der Stadt absteigen. Es ist ihnen nicht erlaubt, ohne vorherige Anzeige aus dem Lande zu gehen, so wie auch nicht, ein Schwert oder irgend eine Waffe bei sich zu führen. Vor jeder Moschee müssen sie die Schuhe ausziehen, und dürfen sich keinem Brunnen nahen, so lange ein Muselman daraus trinkt, auch sich in Gegenwart eines solchen gestrengen Herrn nicht nieder-

setzen. Jede andere als die verhasste schwarze Farbe ist ihnen verboten; Rüben, Pantoffeln u. dgl. müssen schwarz, das Haar geschoren sein; und ist man gegen ihre Weiber, die hier sehr hübsch, aber auch sehr leichtfertig sind, auch etwas nachsichtiger, so dürfen sie doch nicht verkleidet ausgehen, da sie sich übrigens wie die Maurinnen kleiden. Geht ein Jude auf der Gasse, so laufen ihm maurische Jungen nach, zupfen ihn beim Warte, spucken ihm ins Gesicht, und Jedermann erlaubt sich gegen ihn, was er will, da ein Judenmord selten oder nie bestraft wird. Erhebt er die Hand etwa zur Selbstverteidigung, so verurtheilt sie das Gesetz zum Abhauen. Macht er Bankrott und hat türkische Glaubiger, so wird er als des Betrugs überwiegen gehenkt. Alle erniedrigenden Handlungen liegen ihnen ob: z. B. Tode zu beerdigen, Verbrecher hingerichten, die Thiere des Serails zu füttern und Laubende auf dem Rücken ans Ufer zu tragen. Selbst von den Berbern werden sie tief verachtet. Allen diesen können sie nichts entgegensetzen, als kaiserlichen Gleichmuth, worin sie es so weit gebracht haben, daß sie selbst davon mit Bewunderung betrachten würde. Dieses Druckes ungeachtet haben sie auch hier ihr Talent entwickelt, bedeutende Reichthümer zu erwerben, ohne den äußern Schein der Armuth abzuwerfen. So verachtet sie sind, so geschehen doch alle Geschäfte von Bedeutung durch sie. Sie sind Kaufleute, Dolmetscher, Steuereinnahmer, Zöllner, Gehelmschreiber, Münzmeister, Diebstahlsführer der europäischen Mächte, und üben selbst in der Regierung oft große Gewalt aus. Auch alle nützliche Handwerke betreiben sie; sie sind die einzigen Schmiede, Goldarbeiter und Juweliere. Sie müssen jedoch starke Abgaben entrichten, und zwar von jedem über 13 Jahre alten, männl. Kopf jährlich einen Dukaten, alles Gewürz an den Hof ohne Zahlung liefern, alle Handwerksarbeiten, z. B. Goldarbeiten, umsonst für den Kaiser verfertigen, und bei alledem noch darauf gefaßt sein, daß die Regierung, um ihre aufrührerischen Truppen zu bezahlen oder zu besänftigen, sie der Plünderung derselben Preis giebt. Eine solche schaudererregende Plünderung der Juden von Tetuan ward 1790 von

Mulai Jazid, Kaiser von Marokko, angeordnet und vollzogen. Wenn daher der Jude hier durch Niederträchtigkeit charakterisirt und für Geld zu allem zu haben ist, so darf man nach der Ursache nicht weit forschen. Zwar werden die Juden in Algier (s. Taf. XX.) etwas besser behandelt, aber das Jahr 1830 mußte ihnen doch höchst willkommen sein!

Die ärmsten Juden im Marokkanischen Tagelohnern beim Aus- und Einladen der Schiffe, die andern treiben, wie auch in den übrigen Staaten, Handwerke, Wäfelerei und Handel. Acker und Gartenarbeit darf Niemand, selbst als Tagelöhner, nicht treiben. In der Hauptstadt Marokko liegt im östlichen Theile derselben nächst dem kaiserlichen Palaste das Judenviertel el Milla. Es hat einen eigenen Schutzherrn, wird jede Nacht geschlossen, und zählt 2000 Familien aus Israel, die alle arm scheinen, aber so wohlhabend sind, daß eine Bastonade, den Aeltesten gegeben und von diesem wieder an ihre Glaubensgenossen vertheilt, jede beliebige Summe in den Schatz liefert. Indessen sind viele ausgewandert nach dem Atlas, wo sie keine Abgaben bezahlen. — Die in der Stadt Tetuan lebenden Juden beschäftigen sich außer dem Handel auch damit, daß sie aus den daselbst gedeihenden herrlichen Trauben den Branntwein Rasapa destilliren, der selbst von Mauren, trotz Muhameds Verbot, sehr gesucht wird. — In der Stadt Algier haben die Juden, 8000 an der Zahl, in ihrem Meistestheile Synagogen, sowie auch in Bona, welche letztere selbst von Muhamedanern heilig gehalten wird. Die Juden der Stadt Bengasi in Tripolis sind nicht nur die besten Kauf- und Handelsleute, sondern auch die fleißigsten, reinlichsten und gedrücktesten Bewohner.

#### C h r i s t e n .

Die Anzahl der in den Raubstaaten anhängigen Christen ist nicht bedeutend: die meisten kommen des Handels wegen dahin und kehren wieder in ihr Vaterland zurück. Aller Verträge ungeachtet waren sie dennoch seither vielen Bedrückungen ausgesetzt; selbst die Consuln mußten sich vieles gefallen und sich von der Hoheit auch

wohl Christenhunde schelten lassen. Der letzte französische Consul hatte sogar die besondere Ehre von dem jetzigen Erbei eigenhändige Liebesungen mit dem Fliegenwedel, sonst Schläge genannt, zu erhalten. Algier ist nicht mehr gefährlich und die übrigen Raubstaaten zahlen lieber Tribut. Jetzt werden also von den Christenkaulenteu weder Geschenke, noch Tribute entrichtet.

#### N e g e r

sind in den verschiedenen Provinzen der Berberei auch nicht selten und am häufigsten in Algier. Schon seit länger als 4000 Jahren werden sie durch Handelskaravanen aus dem Süden eingeführt und als Sklaven verkauft. Sie sind entweder schon Muhamedaner, wenn sie ankomen, oder werden es erst; eben darum ist es aber auch Juden und Christen nicht erlaubt, Neger zu halten. Diese Sklaven werden von ihren Herren sehr gut behandelt, haben Gelegenheit zum Gelderwerb, um sich loszukaufen, oder erhalten nach einiger Dienstzeit die Freiheit. Besitzen sie diese, so dürfen sie sich ankaufen und selbst Maurinnen heirathen, woraus denn die dunkle Färbung der Mauren leicht zu erklären, denn es bedarf mehrere Menschenalter, bis sich das Negerblut bleicht. Mulai Jemal, Kaiser von Marokko, errichtete aus dieser starken, feurigen und muthigen Menschengattung eine Art Prätorianer gegen 100,000 Mann; so wie sie der Schutz dieses Wätherichs waren, so wurden sie aber auch ihm und seinen Nachfolgern fürchtbar. Die Ueberreste dieser schwarzen Leibgarde spuken noch bis auf den heutigen Tag. — Negerinnen sind besonders gesucht und werden zu dem Dienst in den Harems und zu Erziehern der Kinder gebraucht. Sie führen den Haushalt und haben großen Einfluß, besonders auf den Herrn des Hauses.

#### R e n e g a t e n

(von der christlichen oder jüdischen Religion zur muhamedanischen Uebergegangene) sind theils geflüchtete Deserteure oder Verbrecher aus christlichen Festungen, theils Abenteurer, die nirgends sonst auf der Welt ihr Glück auf eheliche

Weise machen konnten und, wie alle Renegaten, loses Gesindel. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß dieses eine der niederträchtigsten, und aller Schurkerei fähige Menschenklasse sei. Eben so unzuverlässig als Muhamedaner, wie sie treulos als Christen waren, werden sie von den Moslems aufs Tiefste verachtet, dürfen keine Maurin heirathen und werden für schlechte Menschen gehalten. Nur mit Negerinnen und Renegaten-Töchtern dürfen sie sich ehelich verbinden. Sie werden als Renegaten in Maurentracht durch die Stadt geführt. Durch sie wurde einst die Marine der Barbaren auf jene Stufe der Furchtbarkeit erhoben; sie sind es heute noch, welche den Mauren manches Talent, manche Kunst zuführen, sich oft unentbehrlich machen, und dadurch manche bedeutende, vortheilhafte Stelle sich erschleichen. Mißtrauisch bleibt man aber stets gegen sie.

Dieses Gemisch verschiedener Menschenarten bewohnt den gesegneten, klassischen, an Alterthümern reichen Boden des Atlaslandes. Stumpfsinnig geht der Barbar an diesen ehrwürdigen Trümmern einer geistvollen Vorzeit vorüber, oder zerstört mit seinem rohen Werkzeuge, was Künstlers Hand einst schuf, um seine elende Hütte aufzurichten. Und sei jene schöne Zeit mit ihren Schöpfungen lichter Menschengestirter unvergessen! Darum mögen wir nicht aus diesem Erdengebiete scheiden, ohne aus der Gegenwart, deren Schilderung nur Gefühle der Wehmuth und des Unwillens in den Herzen unsrer Leser erwecken konnten, in jene Vergangenheit, wenn auch nur mit flüchtigem Auge, zurückzuschauen.

Geisteskultur anlangend, so ist im Staate Tripolis, wie nirgend sonst auf Erden, ein interessanter Punkt. Hier ist es, wo die Ruinen des Alterthums sich besuchen, um auf den Trümmern ihrer vergangenen Herrlichkeit ihr Geschick zu beklagen. Der Geist dreier großer Völker des Alterthums berührt sich hier. Aegypten, Griechenland und Rom trauert hier über seinen Trümmern und wartet eines neuen Tages seiner Auferstehung, wo die Künste des Friedens und der Humanität ihren Wohnsitz hier wieder aufschlagen möchten. Jetzt ist das ganze

Land mit römischen und griechischen Trümmern bedeckt, unter denen sich jedoch die Nähe Aegyptens, vor dessen Riesenwerken wir unlängst bewundernd standen, und der Einfluß daher nicht verkennen läßt, wenn auch die Namen nicht daran erinnern. Römische Trümmer zeugen, daß Roms Geist hier wie nirgend sonst in seinen Provinzen wirksam und einflußreich war. Cyrene war eine der glänzendsten griechischen Pflanzstädte und die Vaterstadt des vernünftigsten Schülers, des Sokrates, des geistvollen edeln Aristipp. Hier erhoben sich einst Tempel und Altäre im Geiste Griechenlands; eben aber hier berührt sich griechische mit ägyptischer Kunst, denn Cyrene konnte sich vom Einflusse des Nachbarlandes nicht frei erhalten, und da auch Roms Adler siegreich hier ihre Fittige erhob, so findet man auch dieses Geistes Trümmer.

Zu den Trümmern von Cyrene gelangt man, indem man das Hochland Barca ersteigt. Die Stadt Merga, welche man auf diesem Wege antrifft, wird für die alte Stadt Barca gehalten. Der Weg ist mitunter in Felsen gehauen, und zeigt noch Wagentheise, Spuren vergangener Zeiten. Die ganze Straße ist mit Ruinen bedeckt. Das Erste, was man vom Vaterlande des Aristipp und Carneades erblickt, ist die Todtenstadt. Die große Menge Gräber wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß diese Stadt 610 v. Chr. v. erbaut war. Sie waren theils in den Felsen gehauen, theils über der Erde errichtet. Aber alle zeugen von einer Verwandtschaft der Menschen mit den — Hyänen; denn alle sind erbrochen, alle durchwühlt. Cyrene darf in Hinsicht der Anstrengung, das Andenken der Todten zu erhalten, sich kühn selbst mit dem in dieser Beziehung unübertrefflichen Aegypten messen. Cyrene liegt auf der Höhe von Barca, ungefähr 1800' über dem Meere, unter 32° 49' 38" n. Br. und 39° 30' 5" L. Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht über das große Meer hinaus. Die Abhänge, in welche das höhere Gebirge, an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, sich niedersenkt, sind von den Griechen zu ordentlichen Straßen ausgehauen worden, welche hinwieder an einigen Stellen durch regelmäßige Felsentreppen in Verbindung



standen. Man steht auch auf diesen Straßen noch alte Wagengeleise, und durchaus sind in den Seitenwänden dieser Felsenstraße Grotten eingehauen, welche zum Begräbniß gebient haben, und deren Eingänge mit Portikus geschmückt sind. Die ungeheure Metropolis zeugt vom Glanz und Reichthum der ehemaligen Bewohner, so wie von der großen Bevölkerung der ehemaligen Hauptstadt des afrikanischen Griechenlands. Zehn Reihen von Mausoleen ziehen sich terrassensförmig um den Berg herum; die Grotten, in welchen man ganze Gruppen von Gräbern, Sarkophagen und Inschriften findet, sind voll reicher Hierathen. Es wäre hier Stoff genug, um Jahre lang Zeichner, Maler und Kunstkenner zu beschäftigen. Unter die merkwürdigsten Kunstschätze gehören zwei prächtige Sarkophagen, von weißem Marmor in einer der Grotten, deren einer, sehr schön erhalten, mit weiblichen Gestalten, und der andere mit Ungeheuern verziert ist; beide gehören dem schönsten Zeitalter griechischer Kunst an. Werthvolle Malereien zieren andere Grotten und machen das Schönste aus, was uns von Kunstwerken dieser Art aus den schönen Zeiten Griechenlands übrig ist. Das anziehendste Denkmal aus dem Alterthum der Stadt ist die dem Apollo geheiligte und mit einem Tempel überbaute Quelle. Immer noch frisch und rein, wie vor 2400 Jahren sprudelt sie hervor, Menschen und Thiere labend. — Etwas tiefer als die Quellen liegen die Ruinen eines Tempels, welcher, aus der Inschrift, die noch bruchstückweise vorhanden ist, zu schließen, der Diana geheiligt war. Bruchstücke einer marmornen Bildsäule, welche hohe Kunst andeuten und vielleicht die Göttin selbst dargestellt haben, liegen umher. Desgleichen liegt ein prächtiges Basrelief und ein männlicher Torso, der sich mit dem berühmten Torso in Rom messen könnte, unter den Trümmern. Auch finden sich noch Ueberreste von zwei Theatern zu Cyrene, alles aber freilich mit Pflanzen überwachsen. Der ganze Boden der alten Stadt ist mit prachtvollen Trümmern korinthischer Säulen und schön gearbeiteter Statuen bedeckt. Da viele Standbilder Porträte zu sein scheinen, so kammt das Theater wahrscheinlich aus den Zel-

ten der Cäsaren. Es scheint mit Integrirung der Eige und des Orchesters 150' Tiefe und eben so viel Weite gehabt zu haben. Wesentlich verschieden ist das zweite Theater, welches viel kleiner ist. Für die Zuschauer sind an den Seiten 5 Eingänge angebracht gewesen, und die Säulengänge zeigen die dorische Ordnung. Die Trümmer großer Gebäude, Säulenhallen und Spaziergänge, die an das Theater angebaut und mit hohen Mauern umgeben zu seyn scheinen, liegen an der Ostseite umher. Auch findet man hier in der Nähe viele Bildsäulen von weißem Marmor und trefflicher Arbeit in Lebensgröße ausgeführt. Cyrene ist es daher, welches als die versteinerte Stadt der Araber angesehen werden muß. Von einem Amphitheater, welches sich außerhalb der Stadt an der Westseite befindet, sind nur noch Reste vorhanden. Es ist am Abhange eines Berges nach dem Meere zu errichtet, und mußte von diesem aus sichtbar sein. Es hat auch den freien Genuß des in Afrika so angenehmen Nordwindes. Von den hintern Ecken ist eine große Masse mit dem Felsen zugleich herabgestürzt, so daß nur noch etwa 40 Sitzreihen erhalten sind. Der Durchmesser der Arena ist schwer zu ermitteln, mochte aber etwa ungefähr 100 Fuß betragen haben und sie scheint kreisrund gewesen zu sein. Der Eingang war oben am Berge. Die Nordseite der Stadt scheint weniger bevölkert gewesen zu sein. Man sieht indessen hier Reste ansehnlicher Tempel, so wie eines Stadiums. Die interessantesten Trümmer liegen in der Mitte der Stadt zwischen dem Theater und der Wasserleitung.

Unter den vielen Pflanzen, welche die Trümmer Cyrenes vor den Blicken der Barbaren verhüllen, nimmt eine besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich das Silphium (*Lasorpitium* (?) *varius*). Dieses Kraut, welches einige Aehnlichkeit mit dem Kraute und Stengel der gelben Rüben hat und auf den Rändern von Cyrene prangt, war im Alterthum sehr berühmt. Es war ein besonderes Kleid bei den Ehrendürnen und zog den Neid der Völker auf sie. Unter den Ptolemäern und Cäsaren war es mit einer ungeheuern Abgabe belastet. Jetzt bedeckt das Silphium die Berge

und Cyrene selbst, hat aber aufgehört, ein Geschenk für Könige und Götter zu sein, sondern wie vor Ankunft der Griechen in Lybien die Aegypten thaten, so verzehren es jetzt vom Feuerbrande weg einige Hirten der Gegend. Für das Vieh aber, besonders für Kameele, ist es sehr ungesund.

### 3. Die Bewohner der Landschaft Fezzan.

Fezzan ist eigentlich eine der nördlichen Oasen der Sahara und gehört insofern nicht zur Berberei, wird aber gewöhnlich noch dazu gerechnet, weil es in einiger, wenn auch unbedeutender, Abhängigkeit von Tripolis steht. Es ist ein 60 Meilen langes, 40 Meilen breites, von hohen Felsketten, dem Harudsch und Sudahgebirge durchzogener dürres Land, wenig bebaut und der Wüste fast gleich. An Brunnen fehlt es zwar nicht, aber an lebendigen Quellen, deren man nur 4\*) auf dem großen Flächengebiete von 5,400 QMeilen findet, die nicht einmal einen reinen Geschmack haben, sondern mehr mineralisch sind. Wie in Oberägypten, so ist auch hier der Regen eine seltene Erscheinung, weshalb die von den Gebirgen herabkommenden Bäche als eine große Wohlthat für das Land zu betrachten sind, indem sie die Niederungen bewässern und ziemlich fruchtbar machen. Das gewöhnlichste Erzeugniß des Pflanzenreichs sind Datteln\*\*), mit deren Kernen man hier die Esel füttert, welche statt der Pferde zu Feld- und Gartenarbeiten gebraucht werden. Das Laub eines Buschwerks, das den Namen Agul führt, dient den Kameelen zum Futter. Nur in der

Nähe der bewohnten Ortschaften werden Palmen gepflegt, und Korn nebst einigem Gemüse gedeiht kärglich. Es giebt verschiedene Arten von Korn und anderm Getreide, Gafooly, Gummah, Gussub (Durra), Shair, Tareedi und Lubia genannt. Korn und Gerste wird im October gesät und im März und April geerntet. Während dieser Zeit müssen die Acker mittelst kleiner Randle, in welche das Wasser aus Brunnen geleitet wird, bewässert werden; Gafooly, eine Art Hafer, und Gussub werden im Sommer gesät und sind im Herbst reif; oft aber füttert man ihn den Pferden auch grün. Die Halme sind sehr süß wie Zuckerrohr und erreichen oft eine Höhe von 7 bis 8 Fuß. Gudsob ist eine Art Klee, die im Februar gesät und im November geschnitten wird; er ist sehr theuer, aber ein sehr nährendes Futter für Pferde und Kameele. Mais und einiger Reis wird hier und da gebaut — doch Alles nicht so häufig, daß man nicht von benachbarten Gegenden noch zukaufen müßte. Obst giebt es nur in sehr geringer Menge. Von sehr gutem Geschmacke sind die Wassermelonen, Feigen und Granatäpfel, schlecht und unschmackhaft hingegen Aprikosen und Äpfel. Corna ist eine den Äpfeln an Gestalt und Geschmack ähnliche Frucht, die auf einem oft 30 Fuß hohen Baume wächst und in die Gattung der Lotos gehört. Diese Frucht hat drei Kerne, ist sehr süß und nicht größer als eine Walnuß. Man ist auch die Saamentörner der Sonnenblume und Koloquinten. Große und gute Kürbisse giebt es häufig, aber nur wenig Rüben und anderes Gemüse, das übrigens von geringer Beschaffenheit ist. Von den Produkten des Mineralreichs

\*) Deftlich von Murzuk, nicht weit von der Stadt Traghan. Es sind 4 Teiche, deren jeder 30 bis 40 Fuß Durchmesser hält, mit einer grünen Haut überzogen ist und von Fischen wimmelt. Das Wasser ist eben nicht frisch, und die damit bewässerten Gärten sind eben so weiß von Salz, wie die, welche aus Brunnen begossen werden. Traghan selbst liegt in einer fast ganz mit einer Salzkruste bedeckten Ebene.

\*\*) Der Dattelbaum, von 30 bis 100 Fuß Höhe, mit einem ungetheilten Stamme. Die Früchte, welche in großen Büscheln zusammenhängen, roth und gelb von Farbe sind, von der Länge eines Fingers, haben ein saftiges und süßes Fleisch mit einem Stein. Außer Afrika findet man die Datteln auch in Syrien, Palästina, Persien; auch wachsen sie im südlichen Europa, doch wird die Frucht hier nicht vollkommen. In Oberägypten leben ganze Familien von Datteln. Man ist sie frisch, oder auch auf mancherlei Art zubereitet. Getrocknet schmecken sie fast wie Feigen. Von den frischen Früchten erhält man einen Syrap, der wie Butter gebraucht wird. Die jungen Blätter geben ein Gemüse, das man Palmentohl nennt. Aus den Blättern werden außerdem Sonnenschirme, Körbe und kleine Säckchen gemacht.

kennt man nur Salz, welches in hinreichender Menge vorhanden ist, und Trona, ein mineralisches Laugensalz, welches in einer Provinz oben auf den dampfenden Seen schwimmt und in Afrika zu Färbereien gebraucht wird. — Der Sommer dauert vom April bis November, und die Hitze dasselben erreicht vom Mai bis August einen solchen Grad, daß sich von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang Niemand aus dem Hause wagt, welcher nicht dazu genöthigt ist. Die Hitze vermehrt sich bis zum Ersticken, bei südlichem und südöstlichem oder südwestlichem Winde, kühlt sich aber auf einige Tage bei nördlichem und nordwestlichem ab.

Die Bewohner, vielleicht 60,000 bis 70,000, sind ein Gemisch vieler Stämme und Völker. Die Ureinwohner sind theils durch friedliche und gewaltsame Einwanderungen, theils durch das häufige Einführen der Neger so sehr vermischt, daß Hornemann nur in der Provinz Schatyn eigentliche Fezzaner zu finden glaubte. Hier sind die Menschen von mittler unterster Statur, dunkelbrauner Farbe, schwarzen, nicht langen Haaren, regelmäßigen, nicht negerartigen Gesichtszügen. Die Männer der übrigen Fezzaner haben keine schöne Gestalt, sind nicht robust, haben starke, hervorstehende Backenknochen, plattes Gesicht, kleine Augen, großen Mund, und die Frauen sind auffallend häßlich. Sie haben auch wenig Muth und sind durch den drückenden Despotismus sehr herabgewürdigt. Die Araber im nördlichen Theile sind gastfrei, die übrigen aber ungastlich, mißtrauisch, heimtückisch. — Die Nahrungsmittel der Fezzaner bestehen in Datteln, Brei mit Fett, Obst und Gartenfrüchten, und Brod von schlechter Art. Reiche essen Weizenbrod, Kameels-, Ziegen- und Hammelfleisch, und ein reicher Mann muß der sein, von dem man sagt: „Er ißt alle Tage Brod und Fleisch.“ Getränke lieben sie jedoch unmaßig. Palmwein wird sehr gern und auch ein anderes berauschendes, aus Dattellernen bereitetes, Getränk, Buza, häufig getrunken. Sie sind dafür aber als Trunkenbolde berüchtigt. Daher kommt es auch, daß Trinkgelage, die oft durch Tänzerinnen (Kandakas) belebt werden, zu den alltäglichen Erscheinungen gehören. Die

Weiber lieben nämlich den Tanz, welches Vergnügen sie nach Sonnenuntergang beim Klange einfacher Tambourins auf öffentlicher Straße genießen. Öffentliche Tänzerinnen, durch starke Getränke berauscht, führen in den Häusern sehr üppige Tänze auf, denn die Sitten sind überhaupt sehr frei.

Die Kleidung der Männer besteht in einem Hemde von grober Leinwand oder grobem Zeuge aus Baumwolle, die von Kairo eingeführt werden, eben solchen Beinkleidern und Sandalen aus Kameelhaut. Ueber jenes kurze Hemde zieht man eine ärmellose Weste, darüber eine Jacke mit langen Ärmeln, darüber wieder ein weites, bis unter die Knie herabreichendes Kleid, welches durch einen rothseidenen Gürtel um den Leib befestigt wird, namentlich beim Ausgehen, eine Art Mantel geworfen. Die Vornehmen kleiden sich tripolitanisch und werfen ein feines sudanisches Hemde, Tor genannt, über. Statt der Strümpfe hat man leberne Bedeckungen, die bis an die Waden hinaufgehen, wo sie an die Beinkleider anstoßen. Den Kopf bedeckt eine Mütze, um welche der muslinene oder seidene Turban gewunden wird. Und nun denke man sich! über diesen gesammten Anzug wird ein Mantel getragen, der Buraoose heißt, eine Kappe für den Kopf hat, und bei gutem Wetter auf die Schultern gelegt wird. Dieser Mantel mag ihnen nöthig scheinen, da sie gegen rauhes Wetter sehr empfindlich, und der Hitze so gewohnt sind, daß die Höflichkeit es bei ihnen zur ersten Frage macht: ob man nicht friere. — Die Weiber tragen ein blaues oder weißes Hemde, auf der Brust mit bunter Wolle oder Seide gestickt, und darüber ein Tuch, Abbe genannt. Ringe an Armen und Füßen sind ein sehr gewöhnlicher Schmuck. Das Haar wird in Zöpfchen mit Leder durchflochten, woran Stückchen Bernstein, Korallen, silberne Glöckchen und Ringe hängen. Die Ringe an den Armen bestehen aus Glas, Horn und bei den Wohlhabenden sieht man auch wohl silberne Armspangen. Der Halschmuck besteht aus Seidenbändern, Schnüren und Perlen, wie bei uns; die gemeinen Weiber nehmen eben so mit Glaskorallen vorlieb. Das Haar wird auf der Stirn

in dicke Locken gelegt, mit Oel bestrichen und mit einem, *Utria* genannten, Puder bestreut. An den Füßen tragen sie rothe Pantoffeln.

Das Volk wohnt meist in schlechten, niedrigen Wohnungen, die nur aus Steinen oder rohen Backsteinen erbaut sind und das Licht durch die Thüre erhalten. Sie werden ohne Werkzeuge bloß mit den Händen erbaut; sind die Mauern fertig, so werden sie von den Nachbarinnen und Freundinnen des Erbauers überstrichen und getüncht, ebenfalls mit den Händen. Die Bretter zu den Thüren und einigen Bänken liefert schlechtes faseriges Palmenholz. In den Städten sind die Häuser etwas bequemer, haben ein Thor, groß genug, um ein Kameel einzulassen, dann kommt man zu einem Gange, der zum Saale führt, neben welchem sich eine Sklavenkammer befindet, der gegenüber man in einen großen Saal gelangt von 18 Fuß Höhe und oben mit einem viereckigen Loche statt Fenster versehen. In diesen Raum münden die umliegenden Kammern und Gemächer. Die Decke des Saales wird von Palmstämmen, dem Urbilde aller Säulen, getragen und dem Eingange gegenüber befindet sich ein Sitz von Erde, 18 Zoll hoch und 12 Fuß lang. Aus diesem Saale kommt man in einen von diesen kleinen Gebäuden eingeschlossenen Hof. Von dieser Beschaffenheit sind die meisten Häuser selbst in der Hauptstadt *Murzuk*, die auch den Namen *Fesana* führt. Sie ist mit einem Erdwalles umgeben, 15' hoch und 8' dick, mit Schießscharten für Flinten und mit sieben Thoren versehen, von denen jetzt vier zugemauert, die andern drei aber Tag und Nacht mit Wache besetzt sind, damit (denn *Murzuk* ist zugleich Haupthandelsplatz) keine Waare heimlich gebracht oder fortgeschafft werde. Die Straßen sind klein und enge; es giebt aber auch große, mit Palmen besetzte Plätze. Die größte Straße ist die, welche zur Residenz führt, die aus einem Schlosse oder Kastele (s. Taf. XXIII.) besteht, das ein Gebäude von Erde und 90 Fuß hoch ist. Es hat 50 Fuß dicke, mit kleinen Zimmern versehene Ringmauern. Des Sultans Gemächer sind weiß getüncht und mit rothen Flecken bemalt. Vor dem eigentlichen Kastele ist ein geräumiges

Wetterdach, unter welchem ein großer atmossphärischer Armstuhl steht, der ehemals verziert und vergoldet war. Hier giebt der Sultan alle Freitage öffentliche Audienz. In der Stadt sind Teiche mit salzigem Wasser. Donjem, nördlich von *Murzuk*, ist merkwürdig wegen der eine Viertelstunde davon entfernt liegenden römischen Feste (s. Taf. XXII.). Sie liegt zwischen einigen hohen Hügeln, ist ein längliches Gebäude und hat an jeder Seite einen großen gewölbten Thorweg mit zwei Thürmen. Im Innern stehen hohe Steinblöcke aufgerichtet und über dem Thore liest man eine römische Inschrift aus den Zeiten *Septimius Severus*. Das Gebäude, selbst an dieser äußersten Grenze seiner Herrschaft, zeugt von dem großen Geiste dieses zwar strengen, aber sorgfältigen Herrschers, womit er die Herrschaft dreier Welttheile besorgte. In der Nähe der Stadt *Bellad el Sheriffe* findet man Ruinen einer schönen Moschee aus besserer Zeit, und 5 alte Gebäude, die man der Vorzeit zuschreibt. Sie halten 20 Fuß Durchmesser, 30 Fuß Höhe mit gewölbten Dächern und Fenstern, und sind in der Mitte *Afrika's* sehr wichtige Monumente. Bis zur Hälfte der Höhe sind sie mit rothen Steinplatten überzogen, mit Inschriften versehen, die aber größtentheils verwittert sind und von *Lyon* für arabisch gehalten werden; so wie dieser Reisende glaubt, daß diese Monumente selbst Gräber der ältesten *Sheriffe* seien, die sich hier vor 5 bis 600 Jahren angesiedelt haben und deren Nachkommen sich heute noch *Sheriffe* oder *Abdumallinge* des Propheten nennen, dem sie durch ihre Sitten auch nicht widersprechen. Hier und da findet man noch Ruinen, welche beweisen, daß in früherer Zeit geschicktere Baumeister, als die jetzigen, in jenen Gegenden lebten.

Handwerker sind außer Schuftern und Schneidern, die mit plumpen Werkzeugen in allen Metallen arbeiten, nicht vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Landbewohner ist Handel, denn *Murzuk* ist der Mittelpunkt, wo sich aus beiden Wüsten (*Sahara* und *Sahel*) die Karavanenstraßen vereinigen. Es gehen und kommen Karavanen nach und von *Kairo*, *Tripolis*, *Bornu* und ganz *Sudan*, und bringen

und holen fremde Produkte. Einst im hohen Alterthume trafen hier die Karavanen der Karthager, Cyrender, Ammonier, und die der Aegypter und Diospolititen oder Thebäer zusammen. Dieselben Wege werden auch heute noch betreten. [Die Natur selbst hat sie durch Reihen von Quellen, die sich in der Wüste in gewissen Zwischenräumen zerstreut finden, vorgezeichnet, und sie sind oft so betreten und bewandert, daß der Boden selbst sich ihnen angebildet zu haben scheint, weil die Karavanenführer die Straßen am Geruche des Bodens unterscheiden.] Von hier ging alsdann dieselbe Sudankaravane zu den Utaranten und Utlanten. Heutzutage geht sie zu den Libbo's, Quarits nach Wornu. Der Handel mit eigenen Erzeugnissen des Landes ist sehr unbedeutend. Man handelt mit Gold und Goldstaub, mit seidenen, wollenen und indischen Waaren, mit Taback, Kupfer, Schießpulver, Säbeln, Messer, Papier, Spielzeug, Glascorallen, &c.

Der Landbesitz befindet sich allgemein in den Händen der reichen Klassen, welche seine Beforgung und Verarbeitung ihren Sklaven oder freien Dienern überlassen. Das Landeigenthum erbenloser Besitzer und großer Verbrecher zieht der Sultan ein. Der Werth des Grundstücks wird nach der Zahl der Dattelpalmen und Bäume, die sich darauf befinden, bestimmt. Im Umkreise weniger Meilen um Sokna stehen 407,000 Dattelpalmen.

Schulen sind allenthalben, und die meisten Kinder lernen lesen und schreiben. Sie schreiben noch nach Art der Älten, auf kleinen Bretchen von hartem Holze, die aus Sudan kommen, mit Rohrfedern. Alle lernen den Koran lesen, und gehen vier Jahre lang in die Schule. Der Schulmeister heißt Fig hi, bekommt monatlich etwas Korn und jährlich einen Dollar für jedes Kind, und hat ein Kind genug gelernt, noch ein besonderes Geschenk. Er steht in Ansehen, und wird sehr geehrt. Die Fezzaner sind alle Muhamedaner, lieben den Koran, haben auch Gefallen am alten Testamente, lesen mit Andacht die Bücher Moses, Salomo und die Psalmen. Sie sind mit dem neuen Testamente unzufrieden, weil sie glauben,

daß es verfälscht und in den Stellen verstümmelt sei, wo Muhamed's Ankunft verkündigt wird. — Gräber und Moscheen sind nicht selten mit Straußeneiern geschmückt. Das Seelenheil besorgen die Marabouts, die trotz der erheuchelten Heiligkeit die größten Schelme von Fezzan sind und Beförderer des Aberglaubens. Bei den Moscheen sind nebst den Kadis auch Imams angestellt, die Gebete verrichten und predigen, zugleich Amulette und Zaubersprüche schreiben und damit um so viel mehr verdienen, je größer der Ruf der Heiligkeit ist, darin sie stehen, je edelmüthiger ihre Arien, je öffentlicher ihre heuchlerischen Gebährden sind. — Die herrschende Sprache ist die arabische, die Schriftsprache ist die Magrabinische, oder Berbersprache, die in Westafrika allgemein üblich ist.

Die Regierung war früher in den Händen der Mauren und zwar erblich in einer Familie, die aus der Nähe von Fez herstammte. Sie hat sich 500 Jahre lang behauptet. Mukni, dem jetzigen Sultan, gelang es, sie zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen. Er regiert mit großer Strenge und sein Wille ist Gesetz. Thronrevolutionen werden im Oriente überall, wo Laune und nicht Gesetze regieren, also in allen außereuropäischen Staaten der alten Welt, mit Gleichgültigkeit vom Volke angesehen. Das Band der Liebe, welches bei uns Völker an ihre Fürstenthümer bindet, ist unbekannt, es fällt daher gar nicht auf, wenn man heute dem ein Almosen reicht, vor dem man gestern gezittert hat. Um sich auf einem Throne zu behaupten, gehört Kraft und eine willige Leibwache. Darum behauptet sich auch der jetzige Sultan von Fezzan. Von Goldgier geleitet erlaubt er sich jeden Mißbrauch, seine Unterthanen auszusaugen, und seine ganze Regierungskunst besteht in dem Talente, alle Habe seiner Unterthanen in seinen Schatz zu bringen. Er ist zwar in einiger Abhängigkeit von Tripoli, dessen Del über Krieg und Frieden zu entscheiden hat; allein er thut doch, was er will, und wartet nie in dieser Hinsicht Befehle ab, sondern unternimmt jährlich seinen Raubzug nach Sudan, um in den Libefgebirgen Sklaven zu jagen.

Als Lyon in Fezzan war, weinte der Sultan Freudenthränen über seinen Sohn, der von einer solchen Grazzie, wie sie die Raubzüge nennen, 1500 Sklaven zurückbrachte. Sultan Mukni hat eine Kriegsmacht von 5000 Mann, meist Araber, denn die entnervten und muthlosen Fezzaner werden fast nie zum Militair genommen. — Die Verwaltung und Justiz wird eben so, wie in allen Barbarensstaaten, durch Radis, die bisweilen erblich sind, besorgt; eben so die Criminaljustiz. Gehängt wird nicht so viel, als erdrosselt, weil letzteres dem Geschmacke des Sultans zusagt, von dessen Willen auch dieses abhängt. Wird ein Mensch ermordet gefunden und der Urheber des Mordes nicht ermittelt, so muß die Stadt, in deren Weichbilde der Todte gefunden wird, 2000 Piaſter an den Sultan entrichten. Eben so sind für Diebstähle und Beraubungen die Ortschaften verantwortlich; gewiß ein sehr weises Gesetz und ganz geeignet, Strehheit zu gewähren. Auch Moses traf schon eine solche Anordnung in Israel. Hat jedoch ein Vornehmer einen Mord begangen und entflieht, so kann er nach einiger Zeit wiederkommen, ohne Strafe zu fürchten. Dasselbe gilt in Tripoli, wo Mukni, der gegenwärtige Sultan von Fezzan, in dem Falle war, als er noch im Privatstand lebte. Das Vermögen des Verurtheilten wird confiscirt und die ganze Familie kommt an den Bettelstab. Die Enkelin des vorigen Sultans lebt jetzt von Almosen.

Zu Herodots Zeiten wurde das heutige Fezzan von den Garamanten bewohnt, deren Anklang sich noch in dem Orte Garama oder Gorme erhalten hat. Vielleicht ist eine Vergleichung dessen, was jener treueste und älteste Geschichtschreiber uns aufbewahrt hat, mit dem, was heute ist, keinem unserer Leser uninteressant. „Von Ugiles aus,“ sagt Herodot, „zehn Tagereisen weiter, befindet sich wieder ein Sandhügel mit einer Quelle nebst vielen fruchtbaren Palmen, wie in den übrigen Gegenden. Hier wohnt eine sehr zahlreiche Nation, die Garamanten. Diese überschütten das Salz mit Erde und säen dann darauf. Von hier aus hat man gar nicht weit zu den Lotophagen. Von

diesen aber sind 30 Tagereisen zu dem Lande, wo man die Kinder findet, die bei dem Fressen auf der Weide rückwärts gehen. Dieses thun sie deswegen, weil ihre Hörner vorwärts gebogen sind (vermuthlich durch Kunst). Bloß dadurch unterscheiden sie sich von andern Kindern, wie durch die dicke, geschmeidige Haut.“ Alle diese Angaben passen genau auf Fezzan. Der Ackerbau auf salzigem Boden, der mit Erde überschüttet wird, ist auch jetzt noch vorhanden, und daß Salz, als Dünger, besonders im Kalkboden gebraucht werden kann, ist den Landwirthen bekannt. „Sie pflegen,“ sagt Herodot, „die troglodytischen Aethiopier mit Wiergespannen zu jagen.“ Diese waren also ein Negervolk, das in Höhlen wohnte, von den Garamanten geraubt wurde, um in die Sklaverei verkauft zu werden. Die neuesten Berichte verbreiten über die Nachrichten Herodots ein trauriges Licht. Arme Neger von Wandara! also seit drei Jahrtausenden jagt man euch wie das Wild! Ja sogar der kleinste Umstand trifft überein. „Sie haben keine verwandte Sprache, sondern zwitschern, wie die Fledermäuse.“ Hornemann berichtet dasselbe, „daß ihre Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlich sei.“ Südlich führt uns die Straße Herodots zu den Ugaranten und nördlich zu den Atlanten. Die Ugaranten hatten nach Herodot keine eigenen Namen einzelner Personen unter sich, und waren das einzige Volk dieser Art. Diese sonderbare Erscheinung beschäftigt Leo der Afrikaner, welcher den Herodot nicht gelesen, indem er sagt: „Ein Kaufmann, der aus Bornu kam, und lange unter diesem Volke lebte, erzählt, daß es dort gar keine eigenen Namen gäbe; denn alle nennen sich bloß in zufälligen Körpereigenschaften und hätten also bloß Beinamen, wie: der Dicke, Lange, u. s. w.“ Ueberraschend hören wir von Mukni, dem Sultan von Fezzan, daß eine seiner Gemahlinnen, aus der Gegend von Tegerri, wo die Burusprache anfängt und die Leute schwarz sind, keinen eigenen Namen habe, sondern Zeitun, der Delbaum, heiße, was von ihrer schlanken Gestalt herrühre.“ Tegerri, die südlichste Grenzstadt von Fezzan, ist auch

heute noch der gewöhnlichste Ruheplatz der Karavanen, wo für theures Geld Lebensmittel an die Kaufleute abgelassen werden, wie im Alterthume. Datteln giebt es hier im Ueberflusse, doch sie haben hier ihre Grenze. Die Atlanten des Herodot sind also in Tegarri zu suchen bis auf den heutigen Tag. Noch berichtet uns der Vater der Geschichte von den Atlanten, mit denen Herodots Iybiische Völkertunde endet. Zwanzig neue Tagereisen führen in das Land der Libbos. „Die Landschaft von Libbo“ sagt Lyon „ist sehr bergig, einzelne schwarze Felsen erheben sich fast senkrecht so hoch, daß man kaum hinaufsehen kann, oder wie die Araber sich in ihrer Bildersprache ausdrücken: „„daß dem, der hinaussieht, die Mühe vom Kopfe fällt.““ Der afrikanische Löwe fügt hinzu: „Sie rufen die aufgehende Sonne mit Heftigkeit an.“ Nun Herodot: „Von den Garamanten 20 Tagereisen weit ist wieder ein Sandhügel, der eine Quelle und rings umher Bewohner hat, welche Arabanten heißen und die einzigen Menschen sind, die ich kenne, die keinen eigenen Namen haben; denn die ganze Nation führt den Namen Arabanten, die einzelnen Personen aber haben keinen. Sie fluchen der Sonne, wann sie am höchsten über ihnen steht, weil sie ihr Land nebst den Einwohnern verbrennt. Zwanzig Tagereisen weiter kommt wieder ein Salzberg mit Wasser und Menschen, die um ihn herum wohnen. Und denselben grenzt der Berg Atlas. Dieser hat keinen großen Umfang, ist aber überall rund, und, wie man (auch heute noch) sagt, von einer solchen Höhe, daß man seinen Gipfel nicht sehen kann, weil er sowohl im Sommer, als im Winter mit Wolken bedeckt ist. Die Einwohner dieses Landes nennen ihn daher Himmelskule. Dieser Berg hat ihnen den Namen Atlanten gegeben.“ Hier also wäre der berühmte Atlas des Alterthums zu suchen, und neuere Forschungen haben gezeigt, daß Herodot eben so genau als wahrhaft die Bilder der Erde und Völker zeichnete, die gleichsam zu seiner Rechtfertigung bis heute dieselben geblieben sind. Die Karavanen gehen noch demselben Weg, führen dieselben Waaren, behaupten dieselben Sitten.

II.

## 4. Die Bewohner des obern Theils von Sudan oder der Sahara.

„Die Erde war wüste und leer!“ ruft die Wüste jedem Wanderer bei seinem Eintritt zu. Wir schauern vor dem furchtbaren Bilde des Todes und der Erstarrung zurück. Wer vermag den Eindruck zu schildern, welcher gefühlstödtend den Wanderer befällt, der das frucht- und volkreiche Sudan durchzogen hat, und nun plötzlich die kahle, todte, erstarrte Wüste betritt! Welches Ereigniß hat hier der Erde die Pflanzendecke geraubt? Dem geschundenen Marzhas gleich, zeigt sie hier ihre nackten Knochen, ihre entblößten Muskeln. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft auch nicht ein Gegenstand, auf dem der Blick des Menschen ausruhen könnte. Denkt man nun diese Oede sich riesenhaft auf 80,000 □ Meilen ausgebreitet, so bemächtigt sich unser ein eigenes Gefühl der Ermattung und des Entsetzens. Die Wüste heißt bei den Arabern bezeichnend genug: Sahara bela wa, Meer ohne Wasser. Sie faßt mit Ausnahme der Berberei, Aegyptens und Nubiens das ganze Nord-Afrika in sich, 600 Meilen lang und an einigen Stellen 200 Meilen breit. Wie entstand sie? Ist sie ursprünglich mit allen ihren Schrecken so vorhanden gewesen? So weit die Geschichte reicht, erscheint sie zu allen Zeiten in derselben Gestalt. Herodot kennt sie als Wüste und schildert sie nebst den Wüsten in Karman, Mekran bis Multan in Vorderindien, als ein zusammenhängendes Sandmeer. Doch aber sind Spuren vorhanden, daß es eine Zeit gegeben haben mag, wo dieser Theil Afrika's eine andere Gestalt hatte. Baumstämme von ungewöhnlicher Größe, zuweilen sogar noch aufrecht stehend mit Aesten und Rinde und jetzt in Stein verwandelt, der überall häufig in der Sahara vorkommende Holzopal, nebst den trockenen Flußbetten, lassen auf ein in früherer Zeit regeres Naturleben in diesem Hause des Todes mit Recht schließen. Dasselbe vermuthet auch Humboldt: „Zu den Wirkungen heißer Landwinde gesellt sich in Afrika noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aufsteigenden, Kälte erregenden Wäldern und

hohen Gebirgen. Vielleicht wären aber alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme, der vielen Versteinerungen und in weichem Kalktuffe vorhandenen Seeeschöpfe nicht zu bedenken, nicht hinlänglich, jene afrikanische Ebene in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, einst die flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Damm-erde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Den Aufenthalt des Meerwassers in der Wüste bezeugt jeder Schritt dasselbst. Vielleicht war es ein plötzliches Verlassen des Meerwassers, welches dieses Meeresbett als Wüste trocken legte.

Man theilt den ganzen Landstrich in den östlichen und westlichen. Der Westheil (Sahel) ist der öbste; selten sind dort Quellen und Berge, daher wenig fruchtbare Stellen. Der Boden ist tief mit dem feinsten Sandstaube bedeckt, den die oft furchtbar tobenden Stürme wie Meereswogen in Bewegung setzen, in Wolken forttreiben oder auch als ungeheure Sandfäulen in die Höhe wirbeln. Dadurch werden Quellen und Brunnen verschüttet, und selbst Flüsse gezwungen, ihren Lauf zu ändern oder ganz aufgehalten, so daß sie im Sande sich verlieren. Gräßlich ist die Noth, wenn Karavanen die erschnitten Quellen so verschüttet finden; 2000 Menschen fanden so auf ihrem Wege

(1805) den Untergang und die zerstreuten Gebeine verschmachteter Menschen und Thiere sind den Reisenden zugleich Wegweiser und traurige Denkmäler der großen Gefahren, die auf dem Monate langen Wege ihnen drohen. Brunnen lassen sich nur mit großer Schwierigkeit anlegen, denn oft findet man über 100 Fuß tief in dem trocknen Sande noch kein Wasser. Nicht so groß sind die Schrecknisse des östlichen Theils. Dieser ist meistentheils mit größerem Sande und Kieseln bedeckt, oder der Boden ist harter Thon und Fels (Kalk- und Sandstein); zahlreiche Felsenreihen von unbedeutender Höhe unterbrechen die Einförmigkeit; Quellen und Bäche finden sich dann und wann; um sie her bilden sich Oasen \*) oft von bedeutender Ausdehnung mit Städten und Dörfern, oder wenigstens doch hinreichend, um den Karavaren zu Erfrischungstationen zu dienen. In der eigentlichen Wüste findet man oft Tage lang nicht ein lebendes Würmchen und hier herrscht eine wahre Grabesstille. — Das Klima der Wüste ist heiß. Durch das Abprallen der Sonnenstrahlen vom heißen Sande oder dem nackten Kalkboden wird die Hitze noch verstärkt, und die feinen Sandtheilchen, womit die unterste Luft angefüllt ist, und die ebenfalls beinahe glühend sind, wird die Hitze wohl nicht vermindert, sondern verstärkt. Die Nächte sind jedoch kalt, mitunter sehr kalt, so, daß die Wasserschläuche erstarren. Kalter Thau und Wind sind also des Nachts eben so unbes-

\*) Das Wort Oasis, welches Herodot für den Namen einer Stadt nahm, galt bei den Aegyptern für jeden von der Wüste umgebenen Wohnort der Menschen. Wah, Oase, das koptische oder alidgyptische Wort Ouah st bezeichneten indessen bloß Wohnung oder bewohnten Ort. Dessen ungeachtet gebrauchte man im Alterthume diese Benennungen, besonders unter römischer Herrschaft, bloß von dem innern, par-  
allel mit dem Nil hinlaufenden Oasenzuge, welcher unter dem Namen der großen und kleinen Oase zwei kleine ägyptische Nomos ausmachte. Sie bildeten von dieser Seite gleichsam die Vorhut des römischen Reichs, die durch starke militärische Besatzungen gedeckt wurden. Es wurden sogar Münzen für die Oasen geprägt, von denen sich welche mit dem Bildnisse Antonins des Frommen erhalten haben. Selbst Dichter und Schriftsteller, wie der Grammatiker Arion und der Epiker Soterichus, sind daraus hervorgegangen; so daß diese von den Römern als Verbannungsorte benutzten Inseln der Seligen sich gewiß derjenigen hohen Kultur erfreut haben, deren sie fähig sind; Strabo erwähnt sogar eines guten, daselbst gedehenden Weines. Jetzt werden sie durch Scheiks mit einer Art republikanischer Form regiert, müssen aber dem Pascha von Aegypten einen Tribut in Datteln und Gerste entrichten. Der Glanz einer hohen Kultur ist hier, wie dort, verschwunden und hat der Barbarei Platz gemacht. Die Bewohner dieser Oasen sind Berbern. Zu Herodots Zeiten wurden sie von Samiern bewohnt, diese aber wurden von den Sylemyern unterjocht. Im 4. Jahrh. waren die Arianer die Herren und im 5. Jahrh. ward Meletius, Bischof von Konstantinopel, zu ihnen verbannt. Noch im 6. Jahrh. waren sie Sitz eines Bischofs, bis sie 943 n. Chr. von den Arabern erobert wurden. Als lein schon 950 wurde die Oase wieder, wie vielleicht 5000 Jahre früher, von dem Beherrscher Nubiens erobert, die Bewohner theil ausgerottet, theils als Sklaven fortgeführt. Da sie mit den Siwahern dieselbe Sprache der Berbern und Tuareks sprechen, so ist ihre Identität nicht unwahrscheinlich.



quem, wie am Tage die Gluthige, welche den Athem beengt. Der Glutwind, der Samum, Affhum, Samiel, Eimoon, Sirocco &c., wie er von verschiedenen Nationen in verschiedenen Gegenden genannt wird, ist bekannt. Tritt er ein, wehe dann der Karavane! (s. Taf. XXVI.) Die Wüste verwandelt sich schnell in ein bewegliches Meer, und ist gefährlicher, als dieses. Karavancen, die sich gelagert hatten, brechen bei seinem Eintritt schnell auf, um so dem Verschütten zu entgehen, welches schon viele Tausend Säumige begraben hat. — Der tropische Regen ist hier nicht mehr beständig, und außer dem Wendekreis sind selbst im August bis Oktober die Regenschauer selten und kurz. Dieser Mangel an Regen verursacht auch, daß der Sand und die Steine nur äußerst langsam zersehen, und es dem Winde leicht wird, die durch Karavancen abgelösten Staubschleife fortzuführen, da sie keine eigentliche Dammerde bilden kann. Wo daher auch Thonlagen vorhanden sind, ist der Boden hart wie Stein, zerklüftet und unfruchtbar. In manchen Jahren fällt in der Wüste gar kein Regen, dann versiegen die Quellen auf den Karavanenstraßen, selbst in den Oasen entsteht Wassermangel und allgemeine Durstnoth wird den Kindern der Wüste gefährlich und tödtlich. Ganze Karavancen haben verschmachtend ihr Grab in der Wüste gefunden. Oft giebt es hitzige, blutige Kämpfe um Wasser. Sind Stämme mit einander in Krieg verwickelt, so läuft die Karavane ebenfalls Gefahr, geplündert zu werden, und bei den unruhigen Nomaden sind solche Fehden nicht

selten. Oft versiegt plötzlich ein Brunnen, der Jahrhunderte lang geflossen; in diesem Falle geräth die ankommende Karavane, die darauf rechnete, in die äußerste Noth. Da werden dann die Kameele geschlachtet, um durch ihren Wasservorrath des Wagens das Leben bis zur nächsten Wasserstelle zu fristen.

Daß ein solches Land arm an Naturprodukten sein müsse, leuchtet ein. Am Senegal sind die Gummiwälder \*), in den Oasen ist die Heimath der nahrhaften Dattel, deren Wälder die durch die ewige Dürre ermüdeten Augen erquickend und dem Wanderer der Wüste als Paradiese erscheinen. In den Thälern des Hauntsch wachsen Mimosen, aber die große Wüste bringt nichts hervor, als sparsame Disteln, die Mannastande, eine Art wohlriechenden Thymians, welche dem Kameele als Weide dient. Mit diesen und noch einigen andern Pflanzenarten, z. B. Farrenkräutern, Beerengesträuch, Trüffeln u. s. w., welche geeignet sind, die Unbill eines rauen Bodens unter heißem Himmel zu ertragen, hat sich die Kraft der Natur hier erschöpft. — Darum flieht auch das Leben diese Wüste. Raubthiere, Löwen, Panther, Hyänen, Schakale lassen sich nur in der Nähe derselben sehen; bloß die gejagte, schnellfüßige Antilope und der eilende Strauß \*\*) kann vor den Feinden Zuflucht finden in der leblosen Verlassenheit. Affen sind da und dort auch vorhanden und unter den Schlangen einige von ungeheurer Größe. Schnecken, sonst nur das Eigenthum feuchter Gegenden, mancherlei Insekten, und verschiedene Insekten sollen hier

\*) Der Baum, welcher Gummi liefert, ist eine Art Akazie oder Mimose (*Acacia olea*), das Gummi schmilzt häufig aus und wird von den Mauren gesammelt und in den Handel gegeben. Es werden in den Gummiwäldern jährlich zwei Ernten gehalten; die erste und reichlichere im December. Sie liefert das schönste und trockenste, mithin das beste Gummi. Die zweite Ernte wird im März, die weniger und geringere Art liefert, da die Regenzeit Einfluß äußert. Bevor diese Gummiwälder entdeckt wurden, brachte man alles Gummi aus Arabien, seit dieser Entdeckung aber wird das Senegalgummi bei weitem vorgezogen.

\*\*) Die Antilopen (Gazellen) sind niedliche, schnellfüßige Thiere, die zwischen Hirschen und Ziegen in der Mitte stehen. Sie gleichen an Gestalt und Farbe den Rehen, in der Beschaffenheit der Hörner aber mehr den Ziegen. Sie leben in Heerden beisammen. — Der Strauß, der Riese unter den Vögeln, wenn man den langen Hals mit rechnet, 8 bis 10 Fuß hoch. Er hat weiße und schwarze Federn, keine Daunen, Flügel ohne Schwungfedern, auf der Brust und am Hinterleibe Schwielen, sich darauf beim Niederlegen und Aufstehen zu stützen. Fliegen kann er nicht, aber schneller laufen, als ein Pferd. Die Araber haben versucht, ihn zu reiten; doch gewährt dies keinen Nutzen, weil sie nicht zu lenken sind. Sie lassen sich übrigens leicht zahm machen. Die Eier, die sie in großer Menge legen, geben eine nahrhafte Speise; aus den harten Schalen macht man Schüsseln. Mit den Federn wird ein starker Fandel getrieben; man benützt sie zu Damenputz, Schmuck der Turbane u. s. w.

Keineswegs selten sein. Unter den Insekten ist der heilige Käfer in Aegypten bemerkenswerth. Gewöhnlich ist er auf ägyptischen Monumenten in kriechender Stellung abgebildet, zwischen den Vorderfüßen eine Kugel wälzend, in welcher manche Alterthumsforscher das Weltstein erkennen wollten. „In der schaudervollen Todtenstille der alles anseindenden Wüste hörte ich bloß das Wiederkauen der Kameele und das Geschnarche meiner schlafenden Begleiter, als ich plötzlich durch ein leises, aber bestimmtes Geräusch aufmerksam wurde. Da die Wüste durch ihre eigenthümliche Oede die Sinne täuscht, so wurde wie beim Tage der Sehinn, bei Nacht der Gehörsinn getäuscht; ich glaubte daher anfangs, daß Betninen zu einem Ueberfalle auf dem Bauche herankröchen, bis ich zu mehreren Füßen eine rollende Kugel von 3 bis 4 Zoll Durchmesser erkannte. Ich faßte darnach und hielt eine feuchte Sandkugel in der Hand. Als ich noch mehrere Kugeln rollen hörte, nahm ich die Laterne aus dem Zelte, bei deren Scheine ich bei jeder Kugel einen Käfer, bei den Eingebornen Kumsuß genannt, sah, welchen die Aegyptier als einen heiligen Käfer (*Ateuchus sacer*) kannten und verehrten, indem er ihnen das Sinnbild des Welteschöpfers wurde.“ Ehrenberg. Es ist ein Unglück, daß sich selbst hier noch Heuschrecken finden, die alles auffressen, was Pflanzensaub heißt. Wo inselartig Weideplätze vorkommen, haben die Araber sie mit Heerden bedeckt. Die'e bestehen aus Schafen, Ziegen, zwei Arten des dem unsern ähnlichen Kindeiches. Die eine Art ist kleiner, als unser Kindeich, die andere aber groß und höckerig, sehr gelehrig, und wird von den Mauren auch zum Reiten gebraucht, indem man ihm ein Haarseil durch die Nase zieht. Die Pferde der Mauren sind trefflich und von arabischer Zucht, weltberühmt (s. Abthl. I. S. 29). Sie werden mit Kameelmilch aufgezogen, mit einer Sorgfalt, wie sie wohl keinem Thiere auf Erden zu Theil wird. Das nützlichste und unentbehrlichste Thier, ohne das jeder Verkehr in und durch die Wüste aufhören müßte, ist jedoch das Kameel, das Schiff der Wüste (s. Taf. XXV.). Wie der Hindu mit dem Mist der Kuh, wäscht sich der Araber

das Gesicht mit dem Schäume des Kameels. Es trägt ungeheure Lasten, oft sitzt eine ganze Familie auf seinem geduldigen Nacken. Es liefert Fleisch, Milch, Haut und Haare; sogar der Mist dient zur Feuerung. Ermüdet der Reiter, so sucht er Schutz im Schatten seines Leibes; es wacht, wenn er schläft, und wie der treue Hund warnt es vor der Annäherung des Feindes. Seine Sitten sind sanft, sein Naturell geduldig, sein Magen genügsam; es trägt alle Beschwerden, bis es unterliegt. Kein Thier auf Erden ist ihm an Nutzbarkeit gleich! — Unter den Produkten des Mineralreichs kennt man nur etwas Eisen, das sich vorzüglich am rechten Senegalufer in schwarzen Felsen gebildet findet (man vermuthet, es gehöre zu dem meteorischen Eisen). Salz giebt es in großer Menge. Es efflorescirt überall und bildet oft ganze Salzfelder, welche die Gestalt geackerten Eisens darbieten. Wie ein Ackerfeld gefurcht, wie Eis-schollen krystallisiert! Mitten unter den Salzschollen brechen oft süße Quellen hervor. Das Salz wird durch die Bewohner der Wüste nach Sudan verführt und das weltberühmte Tumbuku dankt dem Salze der Wüste sein Dasein und Bestehen.

So furchtbar aber auch uns die Wohnung der Wüste und der Oede erscheint, so findet der Mensch mit seiner geschmeidigen Phantasie Wohlgefallen an ihr. Die Bewohner der Wüste sind: im Westen die Mauren, arabischer Abstammung, die Libbos ganz in Osten, die Suariks in der Mitte, gegen Westen bis Marokko hin, beide vom Berberstamme (genau sind die drei genannten Völker nicht getrennt, und namentlich sind die Mauren im Süden sehr weit verbreitet), die Beduinen-Araber an der Küste des Mittelmeeres und in der Nähe Aegyptens und Nubiens. Alle diese Völkerschaften leben frei und unabhängig unter ihren Scheichs, als Nomaden, nur wenige zahlen den Paschas von Tripolis und Aegypten Tribut. Die Einwohner der wenigen Städte sämmtlicher Oasen sind ein Gemisch aus diesen verschiedenen Nationen, stimmen in ihren Sitten mit den umherziehenden überein, können bei weitem noch nicht einmal mit den Stadtbewohnern der Ber-

herei verglichen werden, und daher kein Gegenstand besonderer Schilderung sein. Nur etwa die südlichste Oase, Dar-Fur, die größte von allen, unter einem Sultane, eine Art Königreich, dürfte eine Ausnahme machen, zwar nicht hinsichtlich der Gestalt ihrer Bewohner, die man vielmehr für räuberische Quarits halten kann, als vielmehr der zahlreichen, festen Wohnplätze daselbst und des, wenn man's so nennen darf, wenigstens etwas mehr zusammengehaltenen äußern Verbandes wegen. Aus diesem Grunde wollen wir dieselbe auch, nach vorausgegangenr Schilderung jener Hauptvolkermasse, besonders ins Auge fassen, um dem Leser zugleich einen Maasstab zu gewähren, nach welchem er die übrigen, freilich ungleich kleinern Oasen, beurtheilen kann.

#### Die Mauren, (f. Taf. XXIV.)

arabischer Abstammung, sind die spätesten Völklinge in der Wüste. Hören wir darüber die Geschichte. — Die Römer nennen einen Theil des westlichen Afrika Mauritien und die Einwohner Mauri. Nach schweren und langen Kriegen mit den Römern kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genferich (429) ein mächtiges Reich stiftete, das aber wenige Jahre darauf durch Belisar zerstört wurde. Die Saracenen (Araber), Muhamed's Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in diesem Theile Afrika's aus, der durch einen Statthalter des Khalifen von Damaskus regiert wurde. Diese Araber und Saracenen, welche die spanischen Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritien wohnten, suchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie benutzten die Unordnungen in dem Reiche der Westgothen und unterwarfen sich (711 — 13) ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils. Sie brachten Wissenschaften und Künste mit nach Spanien und noch jetzt findet man in diesem Lande merkwürdige Ueberreste davon. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Herrscher und ihre Uneinigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhör-

lichen Angriffen der Regenten der neu entstandenen christlichen Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten und zuletzt bloß auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem 10jährigen Kriege (1491) auch dieses und machte dadurch der beinahe 800 jährigen Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nach Afrika, die meisten blieben in Spanien, lebten als fleißige, ruhige Unterthanen und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Christenthums an. Diese Letzteren nannte man in Spanien Moriscos; Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie ebenfalls aus übertriebenem Religionszeifer (1610) gänzlich. Fast eine Million Moristen gingen nach Afrika über. Noch jetzt besingen sie unter ihrem brennenden Himmel Granada's gesegnete Gefilde, noch sehen sie mit Thränen hinüber über das Meer und vorerbten die Schlüssel ihrer Häuser, die man vertragenwidrig ihnen entriß, nebst ihrem Christenhasse, auf ihre Kinder. Der letztere ist leidet der charakteristische Zug im Gemüthe der maurischen Stämme, welche die westliche Wüste von Marokko aus bis zum Senegal inne haben. Noch bis auf den heutigen Tag sind sie eifrige Verbreiter des Islam, ihre Missionäre haben denselben tief gegen Südafrika hin verbreitet. Die muhamedanischen Völker der Mandingoterrasse, Senegambiens und Eudans sind ihre Jüdlinge. Ausgerüstet mit dem ganzen Stolz der Kinder Ismaels machen sie zugleich überall Anspruch auf Herrschaft, welche Ansprüche geltend zu machen, ihnen auch sehr oft gelingt. — Von der hohen geistigen Bildung, welche ihnen einst in Spanien eigen war, sind ihnen nur ihre schöne Arabersprache, eine vornehme Haltung und ein scharfer Verstand geblieben. Man findet sie auch in Westafrika in der mannichfaltigsten, die Gewandtheit ihres Geistes verratenden Gestalt. Sie sind, nachdem es ihre

Umstände mit sich bringen, Herrscher, Statthalter, Jmams, Kaufleute, Diplomaten, Beduinen, Hirten und Räuber. In ihrem Charakter sind Mißtrauen, Heimtücke, Habsucht und Fanatismus vorherrschend. Von den Reisenden wird den meisten Stämmen ein schlechtes Lob ertheilt. Mehrere Stämme sind stets auf Raub bedacht und führen bei ihren Streifereien Menschen und Thiere mit fort. Reisende, die man unterwegs trifft, ohne Unterschied des Glaubens und der Nation, werden angegriffen, und als eine Gabe betrachtet, die Gott sendet. Man nimmt denselben Waffen und Beute und plündert sie rein aus. Die Stämme selbst sind unter einander stets in Kriegen begriffen, welche jedoch fast niemals sehr blutig werden, sondern sich mit Plünderungen endigen. Die Kameele sollen mit ihrem Biß mehr Schaden thun, als die Leute. Kommen jedoch zwei tüchtige Kämpfer an einander, so suchen sie sich mit Messerstichen zu verwunden, und zerreißen sich mit den langen Nägeln, womit sie alle versehen sind. Sie suchen sich, so gut sie können, Pistolen, Flinten und Säbel zu verschaffen und erhalten dieselben von Europäern; aber freilich nur in schlechter Beschaffenheit. Die in der Nähe Marokko's sind mit bessern Flinten und Dolchen versehen. Viele haben auch nur Hassagaien, in Form einer Hellebarde, und Stöcke, die an der Spitze mit Eisen beschlagen sind. Wie alle halbcivilisirte Völker der Wüste sind sie gastfrei, und der Fremde findet für sich und sein Pferd Aufnahme und Futter. Mehrere Reisende, die auf einmal ins Lager kommen, werden auf gemeinschaftliche Kosten bewirthet. Den einzelnen unbekannten Reisenden muß der Nächste aufnehmen. Man bewillkommt denselben, hilft ihm vom Kameel, trägt sein Gepäck hinter den Strauch, wo er die Nacht zubringen soll, (denn ins Zelt wird er nicht genommen), und wenn er kein reicher Mann ist, dem zu Ehren man den Hammel oder Bock schlachtet, so wird ihm Abends um 10 Uhr die

Mahlzeit — Milch und Gerstenmehlbrei — vorgesetzt, der Wirth selbst bedient den Gast. — Die Mauren lieben ihr Vaterland als das herrlichste der Erde. „Schau jene Sonne an,“ sagte ein Maure zu einem gefangenen Christen, „in deinem Lande kennt man sie nicht, ihr habt keine Bäume, keine Schafe, keine Kameele, keinen Sand, keine Ziegen, und eure Weiber sind nicht so fett, als die unsrigen.“ Bei ihrer natürlichen Heftigkeit und Grausamkeit werden selbst die häuslichen Angelegenheiten nicht ohne Zorn und Wuth und Brüllen verhandelt. Christen, die durch Schiffbruch in ihre Hände fallen, werden sehr gemüthlich, besonders von Weibern und Kindern. Diebstahl ist kein Verbrechen, wenn er des Nachts geübt wird; und selbst Leute, die gleichsam Richter und Uelteste im Dorfe sind, rühmen sich damit. Diebstähle am Tage werden mit Stockschlägen bestraft, wenn der Dieb von demselben Stamme ist und auf frischer That ertappt wird; Diebe von fremdem Stamme bringt man um. — In den Tagen des Novembers und Decembers verlassen die Maurenstämme, deren Eigenthum die Gummiwälder \*) sind, ihre Wohnungen und jeder Stamm macht sich nach seinem Gummivalde auf; bloß die Alten, Abgelebten, Greise, Kinder, Sklaven und was zur Pflege der Heerden durchaus nöthig ist, bleibt zurück. Alle Uebrigen, selbst Säuglinge an der Mutterbrust, die Heerden ebenfalls, Ochsen, Kameele und Ziegen brechen mit auf, und man kommt in einigen Wochen zum Gummivalde. Sechs Wochen wird der am Stamme in kleinen Tropfen ausgeschwitzte und verdickte Gummi gesammelt, auf die Lastthiere geladen und in die Gegend der europäischen Besitzungen gebracht, wo die einige Tagereisen vorausgegangenen Oberhäupter den Handel über den Preis abschließen, wobei beide Theile alle List und Kunstgriffe anwenden. Man giebt außer bedeutenden Geschenken, welche die Oberhäupter erhalten, Waaren statt des Geldes, vorzüglich Guinees, eine Art indischer baumwols-

\*) Die Oasen der mit Gummi handelnden Mauren liegen im Westtheile der Wüste Sahel, wo sie sich in der Regenzeit aufhalten. Die Gummiwälder, welche jene reichen Ernten liefern, sind nur noch wenig bekannt. Drei liegen östlich von Portendik am nördlichen Senegalufer, ein vierter soll sich mitten im Sande der Wüste befinden.

leiner Zeuge, die mit Indigo gefärbt sind. Jetzt nun, wenn sie von den abgeschlossenen Bedingungen Nachricht erhalten haben, brechen die Lager auf und der Gummimarkt wird in einer großen Wüste gehalten, wo keine Pflanzen und keine Quellen anzutreffen sind. Mit großem, in bedeutender Entfernung hörbarem Geräusche brechen sie auf und kommen bei den Ufern des Senegal an, wo sie ihre Lager aufschlagen und tausend Handel und Verdruss den Europäern verursachen, welche sie zu betrügen und selbst zu beschlehen suchen. Sie kommen zu Hunderten aufs Verdeck der Senegalfahrer, denn sie schwimmen bis an die Schiffe heran, klettern an den Tauen hinauf, zanken, lärmten, drohen, ohne daß man eine Hand an sie legen darf, was sogleich einen Kampf herbeiführen würde. Man hält sie bloß durch einige Kanonen in Respekt, hinter welchen die Negermatrosen mit brennenden Linten stehen. Ueberall, wo sie Eswaren im Schiffe riechen — und diese riechen sie vortrefflich — da sind sie, verfolgen die Esenden, und nehmen ihnen, was sie haben, vor dem Munde weg. Selbst in den Kajüten, wo der König mit den Weißen ist, ist keine Ruhe; denn sie machen Versuche, einzubringen, und verlangen von dem Könige, daß er ihnen dazu helfe; dieser entschuldigt sich, daß es die Weißen nicht verstaten wollten; aber dennoch drängt sich mancher ein, wenn Einer oder der Andere von des Königs Leuten ein- oder ausgeht. — Const liebt der Maure sein Zelt, auch — wo Weide für sein Vieh ist — große Gesellschaft. Er ist gesprächig mit starker Gestikulation, frugal, ausharrend.

Das gewöhnliche Nahrungsmittel ist Milch von Ziegen, Kühen und vorzüglich von Kameelen. So lange sie Milch haben, fragen sie nicht nach Wasser; überdies ist ein Brei von Gerste, Hirse oder Mais (Kuskus) bei ihnen sehr beliebt, aber auch Heuschrecken werden nicht verachtet. Datteln werden häufig genossen; die Fürstinnen essen fast nichts als Datteln, und trinken den aus der Frucht derselben gepreßten Honigsaft, um die gehörige Corpulenz zu bekommen. Selten, äußerst selten schlachtet man ein Thier; aber man ißt es, sobald man sieht, es werde ohnedies sterben müssen, da ihnen ihre Religion

nicht erlaubt, Ersticktes oder Gefallenes zu essen. Ihre Hauptmahlzeiten werden des Abends gehalten, und selbst Fremde, welche ankommen, müssen so lange warten, ehe man ihnen etwas vorsetzt. Bei der äußersten Frugalität und Dürftigkeit, an welche diese Menschen von Kindheit auf gewöhnt sind, ist es begreiflich, daß sie einige Tage ohne Nahrung zubringen können; aber dafür sind sie unmäßig, sobald sie etwas umsonst bekommen, denn es fehlt ihnen nie an gutem Appetit. Diejenigen, welche in der Nähe der Gummiwälder sich aufhalten, behelfen sich lange Zeit mit dem Gummi, namentlich während der Zeit der Gummiernte. Die Aermsten essen dasselbe stets, indem sie es im Munde zergehen lassen; Andere lassen es in Milch aufweichen; man macht Brühe davon aus Fleisch, bereitet Tafeln daraus, die sich Jahre lang halten, versetzt es, zur Fütterung der Pferde und Kameele, mit Hirse- oder Weizenmehl. Einige, die an Meeresküsten wohnen, nähren sich von Fischen.

Die Kleidung ist einfach. Der Maure trägt nur ein blaues, langes Hemd mit weiten Ärmeln, einen Mantel aus Ziegen- und Kameelfellen, und wenn er wohlhabend ist, eine Vagane aus gestreiftem Baumwollstoff, die er maletisch überwirft, nebst Maroquinpantoffeln. Nur die Anführer tragen Halbstiefeln. Ein Tuch wird turbanartig um den Kopf gewunden, an der Seite hängt ein lederner Beutel, worin allerlei Bedarf, als: Pfeife, Tabak, Feuerzeug. Die Pfeife wird leidenschaftlich geliebt. Ihr Schmuck sind ihre Waffen, viele haben Flinten, Dolch, Säbel; die Aermern Messer und einen mit Metall beschlagenen Knüttel. Haar und Leib salben sie gern mit Fett; die Weiber thun dasselbe, hängen jedoch diesem allen noch, wie in allen Zonen, einigen Puz hinzu. Goldene Ringe in Ohren, um Hals und Arme breite Schnüre aus Glasforallen, Gewürznelken und dergl. schmücken die Weiber. Eine Art Tuch, welches bis auf die Hälfte der Nase den Kopf verhüllt, und unter dem Kinn zugebunden wird, muß ebenfalls eingesalbt sein. Zur weiblichen Schönheit gehört Corpulenz, weshalb die Erziehung der Mädchen darin besteht, daß man sie

mäßet. Findet sich eine, die nicht selbst mehr gehen kann, sondern geführt werden muß, so ist ihr Glück gemacht und sie in der ganzen Wüste berühmt. Die Weiber gebären leicht und die Geburt des Knaben ist ein Fest. Dieser wird dann mit Sorgfalt erzogen und muß lesen und schreiben lernen. — Die Hautfarbe der Mauren ist braungelb und wird desto dunkler, je mehr sie sich dem Aequator nähern. Sie sind ernst, mit einem scharfen Blicke, einer Adlernase, hoher Stirn, schönen Zähnen und Feuer Augen ausgerüstet; die Kopfhaare sind etwas kraus und gelockt, ohne gerade ein Negerhaar zu sein, die Ohren herabhängend, der Bart lang. Meist sind sie hager, haben dünne Schenkel, aber einen raschen und gewandten Gang, etwas einwärts gebogenes Rückgrat, schlanke Taille, und sind im Ganzen ein schöner Menschenstamm. Die Weiber sind schön, geistreich, frühreif und frühweiblich. Die vornehmen Frauen haben, da sie der Sonne weniger ausgesetzt sind, als die Männer, eine hellere Farbe. — Die Wohnungen der Mauren sind Zelte, welche von den Weibern verfertigt werden, entweder aus gegerbten Ochsenhäuten, oder aus Kameelhaaren, welche ohne Webestühle gewebt werden, und sehr regendichtes Zeug geben. Das Gerippe, welches das Zeug trägt, besteht aus Pfählen. Die Gestalt des Zeltes ist eiförmig, nach der Sonne zu offen, und häufig im Innern in Verschläge abgetheilt. In diesen Zelten und um dieselben herum, lebt die ganze Familie und Mensch und Hausthier; Eins wächst mit dem Andern zusammen auf und lebt mit ihm in großer Eintracht. Die Pferde gehen mitten durch die kleinsten Kinder behutsam hin, um keines derselben zu verletzen und geneigt, ihnen Liebkosungen zu erweisen. — Die Beforgung des Hauswesens, so wie der meisten Geschäfte bei den Heerden und dem wenigen Ackerbau, liegt den Weibern ob, wobei sie von den Sklaven, deren auch der Aermste einen hat, unterstützt werden. Diese Sklaven sind Neger, dürfen nur mit Negerinnen sich verheirathen, und ihre Kinder sind wieder Sklaven; die Sklaverei ist jedoch nicht so hart und wenig vom Zustande des Herrn verschieden. Der Hausvater ist Souverain seiner Familie; in seiner Ge-

genwart wird das Vieh gemolken; er vertheilt die Milch, liegt auf seiner Matte, jagt den Strauß der Wüste und zieht auf Raub aus. Liebhaber von gymnastischen Spielen, zu Fuß und zu Pferde, so wie vom Tanze, macht er sich diese mit den Seinen und den Nachbarn zur Beschäftigung der kühlen Abende und der Festtage. — Handwerker giebt es unter ihnen nicht. Was sie an Geräthen oder Prunkstücken etwa bedürfen, verfertigen ihnen Handwerker und Künstler, die aus Biledulgerid kommen, und die Wüste, so weit sie bewohnt ist, durchziehen. Mit Freuden werden sie aufgenommen, und für die Schlosser- und Schmiedearbeit, für die hölzernen Schalen, Mörser u. s. w., welche sie fertigen, ernährt und mit Kameel- oder Ziegenhaaren, selten aber mit Gelde, gelohnt. Am besten werden die Goldschmiede bezahlt, denn sie erhalten, außer ihrer Beföstigung, den zehnten Theil von dem Gewichte des Goldes, das sie verarbeiten. Auch Aerzte haben sie nicht. Krankheiten, welche selten sind, heilt man durch Binden, Salben und Brennen; Amulette und Priester thun das Uebrige. Bleiben alle Mittel unwirksam, so ergiebt sich der Sohn der Wüste in sein Schicksal, kehrt den Kopf nach Mekka, und ist glücklich, wenn er sich an der Erinnerung stärken kann, einmal die Wallfahrt nach dieser heiligen Stadt gemacht zu haben. — Obschon Nomaden, treiben die Mauren doch auch Handel, indem sie die Wüste fast in allen Richtungen durchziehen; ja manche machen mehr, als einmal, eine Pilgerreise nach Mekka und Medinah. Die Unwohner des Senegals gehen jährlich in kleinen Tagereisen bis an den Fuß des Atlas, und kehren mit Eintritt der Regenzeit zurück. Sie bringen den Negern am Senegal Salz, Eisenwaaren und Zeuge, und tauschen dagegen Sklaven, Gold und Libeth ein. Ihre unstäte Lebensweise gestattet natürlich keinen ordentlichen Ackerbau, und wo daher auch Einige etwas Gerste und Hirse, oder auch wohl Weizen aussäen, so wird dabei keine Sorgfalt angewendet, das Getreide sogar oft unreif abgemäht. Hier und da finden sich nur einige Dörfer, deren Bewohner mehr Fleiß auf die Kultur des Bodens verwenden und mehrere

Getreidearten bauen. In einigen Gegenden ist der schon ein reicher Mann, welcher zwei bis drei Pferde, mehrere Kameele, Ziegen und Schafe hat; in andern Gegenden sind die Heerden sehr zahlreich, und vorzüglich hält man viel auf Lastochsen, die auch oft zum Reiten gebraucht werden, bisweilen namentlich von den Frauen der Reichern, wie Reisende erzählen. Sonderbare Liebhaberei!!

Die Ehe schließt der Maure selten mit mehr als einer Frau, obgleich ihm bekanntlich Muhamed vier Frauen erlaubte. Die Armut hindert ihn, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Der Mann sowohl, als die Frau, können sich mit Bewilligung der Ältesten andere Ehegatten wählen. Hat eine Mutter einen Sohn geboren, so färbt sie ihr Gesicht 40 Tage lang — nur halb so lange bei der Geburt einer Tochter. Aber der Knabe wird auch von der Mutter, sobald er nur gehen kann, eben so ehrerbietig behandelt, wie der Vater; sie bringt ihm das Essen und ist erst nach ihm, da hingegen die Tochter ein viel härteres Loos haben. — Die Ehe wird auch hier unter Tanz und Schmaus geschlossen. Den Tag nach der Hochzeit nehmen die Freundinnen die junge Frau in ihre Mitte, waschen sie von den Hüften bis zu den Füßen mit Wasser, welches sie sich verschafft haben, bemahlen sie, flechten ihr das Haar, schmücken sie aufs beste, und schenken ihr ein neues Tuch.

Zu Sterbenden holt man den Talbe oder Priester, welcher zugleich den Kindern Unterricht giebt, indem er von einer Horde zur andern umher zieht. Er spricht über den Sand in einer Muschel einige Worte und streut ihn auf den Sterbenden hin, drückt ihm den Daumen auf die Stirne und legt ihm einen Rosenkranz auf den Leib. Der Todte wird in seinem Grabe mit dem Gesichte nach Mekka gelegt, und ist er in einem Treffen erschlagen, so werfen die Steine um sein Grab gehäuft; Klageweiber müssen heulen; das Zelt des Gestorbenen muß an einen andern Ort gebracht, seine Habe gelöstet und eine Mahlzeit gegeben werden, wobei der fetteste Vock geschlachtet wird, welchen die Gäste frühlich verzehren.

## II.

Der Talbe ist durch seinen langen Bart, durch den halb weißen, halb karmoisinfarbigten Haik und an dem langen Rosenkranz — 115 kleine schwarze Kugeln auf eine Schnur gereiht — kenntlich, und steht überall in Achtung. Der Hauptgebrauch des Islams, das Waschen, wird hier häufig nur durch das Abreiben mit Sand verrichtet. Ueberhaupt ist hier Muhamed's Glaube mit vielem Negerglauben vermischt, mit Griesgriß namentlich (Amulete). Blödsinnige, stumme und taube Menschen werden auch hier als Gottes liebe Kinder angesehen, und daher mit derselben auszeichnenden Achtung behandelt, wie im übrigen Oriente, wo Muhamed gilt. Auch haben die Pilger, welche nach Mekka gewallfahrtet sind, großes Ansehen und mancherlei Vorrechte, wie es der Had schi (heilige Pilger) im ganzen Morgenlande hat. Sie heißen „Herr“ (Sidi), werden als Ausleger des Gesetzes betrachtet, und ihr Rath wird vorzüglich gehört.

Die Marabuts (Morabiten) sind die eifrigsten Muhamedaner und zugleich eine besondere Parthei, (Kaste) derselben, Ausleger der Gesetze, Priester, Kaufleute, und überaus verschmizt; man könnte sie die muhamadanischen Scheinheiligen nennen, die sich durch Frömmerei und Gaukelei viel Ansehen verschafft haben; die Neger fallen sogar vor ihnen nieder. Sie theilen Griesgriß aus, auf die man sein ganzes Vertrauen setzt, werden dem Herrscher oft gefährlich und ziehen bisweilen fünfzig Meilen weit, um Geld zu verdienen. Ursprünglich waren die Marabuts ein eigener arabischer Stamm, der sich durch Aegypten bis zu Afrika's westlichem Ende zog. Jetzt betrachtet man sie hier und in andern Gegenden noch als große Heilige, die auf höhern Antrieb handeln, und denen man daher Betrug, Diebstahl und selbst Mord zu Gute hält, zumal, da sie das Volk nicht nur betrügen, sondern auch belchren.

Die Wüsten-Mauren sind in Stämme eingetheilt, die mehr oder weniger zahlreich sind; die Stämme bestehen aus Horden, die Horden aus Familien, deren eine oft aus 120 Haushaltungen besteht, welche ihr Oberhaupt oder ihren Scheik haben. Das Oberhaupt einer Horde oder eines Lagers thut Alles mit Zuziehung der

Ältesten — sucht den Lagerplatz, entscheidet Streitigkeiten u. s. w., hat aber keine andere Auszeichnung, als ein höheres Zelt, und kann in wichtigen Fällen, ohne Einstimmung der ganzen Horde oder des Stammes, nichts thun. Ueberhaupt kann Niemand freier sein, als der Maure der Sahara, und das ganze Ansehen der Fürsten und Oberhäupter beruht mehr auf Kunst und Geschicklichkeit, als auf Rechten, und sie müssen ihre Unterthanen höchst gütig und schonend behandeln, wenn diese nicht unzufrieden und aufgeregelt werden sollen. Nur das Recht, im Treffen voran zu stehen und den Oberbefehl zu übernehmen, machen sie ihren Herrschern nie streitig. In den Lagern, in den Oasen ist der ärmste Mann eben so gut gekleidet, als der vornehmste — nur wenn es eine Verhandlung mit den Europäern gilt, kommen die Oberhäupter im Gefolge vieler angeblicher Sekretäre und Dolmetscher vieler Großen und Angesehenen an, und geben sich den Schein hoher Gewalt. Allein dies Alles ist verabredet; denn in den Lagern sitzt oft der gemeinste Mann an der Seite seines Königs, nimmt ihm die Pfeife aus dem Munde und raucht, fährt ihm mit der Hand in seine Schüssel und nimmt, und umgekehrt macht der König bei seinem Unterthan auf gleiche Weise.

Zu den bekanntesten Maurenstämmen in der Nähe des Senegal gehören die *Taras* und *Braknas*; letztere theilen sich deutlich in 5 Kasten; a) *Gassans*, Krieger, reine Araber. b) *Marabuts*, Priester, ebenfalls ein rein arabischer Stamm, wahrscheinlich zu den *Morabeths* der frühern Zeit gehörig. c) *Benaguer*, Unterthanen, ein einheimischer Berberstamm, der den Arabern unterlag. d) *Lareins*, Leibeigene, die aber nicht verkauft werden, Mischlinge von Mauren und Negern. e) *Skaven*.

#### Die Tibbos. (s. Taf. XXV.)

ganz im Osten, sind schwarz, aber weder Neger, noch Araber, offenbar vom Berberstamme, aber in einigen Gegenden stark mit Negern gemischt; schlank, haben gut geformte Glieder,

festen Gang, dicke Lippen, keine Negernase, lang, nicht rauhes Haar, schöne Zähne und feurige seelenvolle Augen. Sie wohnen östlich und südlich von Fezzan und stoßen westlich an die *Tuariks*. Ihre Anlagen zu Künsten der Civilisation sind nicht zu verkennen; ihre Bewegungen sind rasch und edel; man nennt sie daher in Afrika: *Wdgel*. Durch die Gefahren, welche sie zu bekämpfen haben, den Verfehr und die Reibungen mit *Wltern* stärker als sie, sind sie mißtrauisch, hinterlistig und betrügerisch geworden. Diese bösen Eigenschaften sollen in dem Grade zunehmen, wie sie sich von Fezzan entfernen; und je näher sie Fezzan wohnen, desto civilisierter sind sie. Sie theilen sich in viele Stämme, wie alle Beduinenvölker; manche davon sind Raubstämme. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in der Frucht der Dompalme und dem Fleische ihrer Heerden. Wenig Getreide und kein Brod findet man bei ihnen, hingegen mehr die *Edloquinte*, welche die Nahrung einiger Stämme ausmachen soll. — Ihre Sprache ist eine schnelle, zischelnde Sprache, die nicht angenehm klingt. — Sie haben Kleider aus Fellen, aber auch *Sudanhemden* aus blauer Leinwand. Von denselben Farben sind auch die Tücher, welche sie um den Kopf winden und über das Gesicht künstlich falten, so daß nur das Auge sichtbar bleibt. Die 6 Fuß lange Lanze und ein langes, am Arme befestigtes Messer erinnert an die Berber in Nubien, mit denen sie auch verwandt sind. Sie tragen auch kurze Schwerter. — Die Mädchen lassen ihre Haare in schönen Zöpfen über die Schläfe und Schultern herabhängen, und kleine silberne Ketten mit Glöckchen zieren sie. Den Kopf bedeckt ein ledernes Kappchen, dessen Lappen über die Wangen gehen und das mit silbernen Plättchen verziert ist. Bunte Halsbänder, mehrere Ohrringe aus Silber und von verschiedener Größe vollenden den Kopfschmuck. Die Arme sind bis auf die Schultern entblößt und ebenfalls mit silbernen Ringen verziert, und ein Stück rother Koralle, durch den rechten Nasenflügel gesteckt, zeigt, daß Eitelkeit auch hier wohnt. Die Kleidung besteht aus einem blauen oder gestreiften Tuche, das, auf den Schultern befestigt, über



den Busen geht und den rechten Arm bloß läßt. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht nicht, bleiben lange schön und jugendlich, sind häuslich und gute Mütter ihrer Kinder. Die Mädchen tanzen eben so gern, wie bei uns, brauchen aber die Vorsicht, keine Schnürbrüste anzulegen und bleiben daher, trotz des Tanzes im Freien, von der Schwindsucht verschont. — Die Tibbos führen, wie schon gesagt, ein verschiedenartiges Leben. Einige bilden einen Staat und wohnen in Städten. Diese sind Muhamedaner. Ihr Hauptort ist Bilma. [Bei dieser Stadt sowohl, als in der ganzen Oase von Bilma finden sich viele Salzseen, welche fast ganz Sudan und Nordafrika mit einem kristallisierten Salze versorgen. Nur ein einziges Thal in der Nähe von Bilma bringt Gräser und Sträucher, so wie einzelne Dattelpalmen hervor; sonst ist überall nichts, als todte, leblose Wüste. Zwei andere Städte in derselben Oase sind Unay und Kisbe, große Versammlungsplätze für alle Karavananen und Kaufleute, die dem Eultane der Tibbos für die Erlaubniß, sein Gebiet zu durchreisen, Tribut zahlen müssen. Eine bedeutende Tibbostadt ist Ugura in der Oase von Tziah. — Der Weg von Murzuk nach Bilma, welcher bis jetzt nur von den Engländern Denham, Oudney und Clapperton betreten wurde, geht durch viele Wüsten, die nur nach mehrern Tagereisen durch einzelne Brunnen und Oasen unterbrochen werden. Mühsam ersteigt der Wanderer die steilen Stufen, welche von einem Plateau zum andern emporführen, und verursachen, daß man sich unbemerkt von der 500' hohen Höhe von Fezzan über 2000' emporhebt. Daher empfanden auch die Europäer nach und nach diese gegen Süden hin anwachsende absolute Höhe in der Strenge der nach und nach eintretenden kalten Nächte, in deren einer die Wasserschlänge hart froren und Erstückung den Tod des gelehrtesten Mitgliedes zur Folge hatte. Die Felsarten, durch welche der Weg führt, sind alle vulkanisch und Basaltkegel von 400 bis 600' Höhe über der Wüste sehr häufig. Nach

11 Tagereisen, wo man nur durch vegetationslose Wüsten zieht, die kaum hin und wieder durch ein kleines Dorf belebt wird, wo nur eine Kafilä oder Karavane, die manchmal begegnet, an das Leben erinnert und nur zwei Tagereisen von einander entfernte Brunnen Erquickung bieten, gelangt man in die erwähnte Oase Tziah, von der wieder mehrere Tagereisen auf das Plateau Bilma führen.] Die Tibbos von Borgu sind Heiden und werden als Sklaven gesagt; sie sind Hirten mit wenig Ackerbau und noch sehr wenig bekannt. Die Kchadestämme sind Höhlenbewohner in den Tibbestgebirgen südöstlich von Fezzan und sind auch Muhamedaner. — In der Nähe der fezzanischen Stadt Gatrone leben Tibbos in Hütten (s. Taf. XXV.).

#### Die Tuariks (s. Taf. XXVII.).

Diese große Nation bewohnt den ganzen Raum zwischen Fezzan, Marokko, Sudan und den Tibbos, oder die westliche Wüste (Sahel). Auch sie werden für einen Zweig der großen Berberfamilie gehalten, also für eine Nation Nordafrika's. Ihre Sprache ist in dem östlichen Oasenzuge bis Augila die herrschende und wir finden sie wieder in Nubien. Sie machen auch jetzt noch den Haupttheil der Oasensbewohner aus und ihr Einfluß reicht durch ganz Nordafrika, von den östlichen Oasen bis an die Mauren, und von der Tiefe des Sudans bis an den Bergrücken des Atlasgebirges, und zwar nicht von heute an, sondern zu der Karthager und der Römer Zeit, wie heute. Ganz rein sind sie jedoch, wie natürlich, nicht geblieben, und die gewaltsamen Völkerbewegungen, welche sich in den Nachbarstaaten der Wüste zutragen, haben ihnen wohl im Alterthume, wie heute, noch manche Kolonien zugesendet. Sie sind alle Wanderbeduinen, Karavanenführer, Handelsleute, Räuber, Krieger, auch Eroberer, je nach dem Zeit, Umstände und Gelegenheit sich darbieten. Auch die Darfurer, die Bewohner von Agades \*) (s. Taf. XXIV.) sind Tuar-

\*) Die Oase Agades oder Aghades ist ein bedeutendes Land, welches der Tuarikkamm Kolluwt besitzt, dessen Sultan sich das Haupt der Tuariks nennt, aber nicht so unabhängig und geachtet ist, wie der von Fezzan.

rifs. Als Kinder und Eigenthümer der Wüste Afrika's war es ihnen leicht, das alte Erbtheil der Urväter zu bewahren, bis auf den heutigen Tag. Je nachdem die unzähligen Stämme durch den Kontinent vertheilt sind, je nachdem sie andere hell- oder dunkelfarbige Völkerschäfte in sich aufgenommen haben, sind sie hell- oder dunkelfarbiger. Sie wechseln von Hellgelb bis Tiefbraun, bis Schwarz. Hier erkannte man den Einfluß des Aequators und des Negerblutes. Sie sind mit keinem Volke vergleichbar, haben aber von allen Völkern einige Züge an sich, und es wird nicht schwer, den Handelsgeist Karthago's, den Uebermuth der Römer, die Genußsucht der Cyrenäer und den großen Ernst der Araber zu unterscheiden. Sie sind nicht alle Muhamedaner und ganz weiße Stämme in Timbuktu haben zur Sage von christlichen Quairis Veranlassung gegeben. — Ihre Kleidung besteht in weiten, dunkelblauen Hosen und einem kurzen Hemde von derselben Farbe mit weiten Ärmeln, die sie hinten zusammenbinden, wosneben sie die Arme nackt lassen. Um den Kopf binden sie ein Tuch von schwarzer oder bunter Farbe in Form eines Helms. Das Gesicht wird verhüllt bis über die Nase, daß nur die Augen frei sind. Ein dunkler Gürtel um den Leib, ein Sudanhemd als Ueberwurf und schwarze Pantoffeln vollenden den Anzug. Die Anhänger Muhameds tragen in einer ledernen Tasche einen Koran und — Amulette in ledernen Beuteln an Riemen gereiht, Alle. — Ihre Waffen bestehen aus einer zierlichen Lanze, Feuers-

gewehren und Messern; ein schwarzer Ring von Horn oder Basalt sitzt am linken Oberarm und ein Schwert mit zierlichem Kupfergriffe, dem sie einen trefflichen Glanz geben, hängt über die Schultern. Im Kriege führen sie, nebst der Lanze, leichte Wurfspeise. — Sie waschen sich selten, denn die wasserlichere Wüste stillt kaum ihren Durst und der Koran muß sich auslegen lassen: daß man auch Sand zu den vorgeschriebenen Reinigungen nehmen dürfe. — Sie reiten auf Kameelen und Dromedaren, die man Maharrn, d. h. Kurierkameele, nennt (s. Taf. XXIII.), die sie in den nordwestlichen Theilen mehr als Pferde lieben. — Ihre Sitten sind die der Beduinen. — Sie haben gewöhnlich nur ein Weib, aber mehrere Mägde und Sklavinnen. — Von Seiten des Charakters sind sie unter einander treu, redlich, offen, gastfrei. Alle Tugenden und Fehler einfacher Naturvölker findet man auch bei ihnen. Die Männer sind tapfer, streitbar, freihelliebend, Niemandes Unterthanen. Sie sind lebhaft und regsam, gesund und an die Gefahren des Landes gewöhnt, aber auch grausam, hart gegen Feinde, die muhamedanischen Stämme noch dazu fanatisch. Fremder und Feind sind eins. Die Weiber sind schön, langblühend, häuslich, treu und keusch und mildherzig, wie überall. — Sie wählen ihre Anführer, die jedoch innerhalb des Lagers sehr beschränkten Ansehens sind.

Die Beduinen-Araber.

Der Beduinenaraber in Afrika kann aller-

Die Hauptstadt Agades ist gut gebaut, indem mehrere Häuser zwei Stockwerke haben, und mit einem starken Malle aus Erde umgeben sind. Die Hauptmoschee hat einen sehr hohen Minareh. Das Land ist gut angebaut. Die Felder tragen Mais, Getreide und Gemüse, schöne Heerden von Schafen, Ziegen und Kühen beweiden die Thäler; auf den Bergen wachsen Sonnenblätter, die nach Fezzan ausgeführt werden. Die thebaische Dounpalme ist sehr häufig, während die Früchte der gemeinen Dattelpalme nicht gut werden. Die Bewohner, strenge Muhamedaner, sind die größten Salzhandler Afrika's. Sie holen das Salz von Bilma mit offenbarer Gewalt und verführen es nach Sudan und Timbuktu, oft 20,000 Säcke in einem Jahre. Die friedlichen Libbos sind zu schwach, den Quairis zu widerstehen, die sich in der ganzen Wüste furchtbar gemacht haben. — Die Bewohner der Dase Tuat sind Quairis, haben zahlreiche Heerden und gute Pferde, handeln nach allen Seiten und sind wohlhabend. Ain el Saleh, Quelle der Heiligen, wird als Hauptort genannt. Sie wird so genannt, weil alle ihre Bewohner für Heilige oder Marabouts gelten. Es sollen daselbst 360 Kasellen sein, die von den ersten muhamedanischen Eroberern erbaut sind. Sie werden sehr gerühmt, sind aber wahrscheinlich nichts als Gräber. — Die von Quairis bewohnte Dase Ghraat wird von einem Sultane beherrscht, der aber durch einen Senat sehr eingeschränkt ist. Die Frauen dürfen hier frei herumgehen und mit den Fremden verkehren. Das Volk ist durch Handel reich; die Lebensmittel sind theuer, die Datteln wenig und schlecht, und das meiste Getreide wird aus Murzuk für Sklaven, Gold und andere Waaren eingeführt. Die durchziehenden Karavananen müssen den umliegenden Quairis Stämmen ein Sicherheitsgeld zahlen.

dings seine Abstammung von seinen asiatischen Brüdern nicht verleugnen; indeß ist doch unverkennbar, daß der afrikanische Himmel nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, und man würde sich täuschen, wenn man in dem Sahara-Araber gerade wieder nur den Bewohner des wüsten Arabiens zu finden meinte, obgleich Rifaud und Prokesch im Lobe des Urvolks übereinstimmen. Der Letztere äußert sich auf folgende Weise: „Die Araber-Beduinstämme sind theils Hirten, theils Wanderstämme. Die Wanderstämme betrachten die Stämme der Hirten als einen ausgezeichneten Zweig ihres gemeinschaftlichen Baumes. Beide haben große Heerden von Kamelen, Büffeln, Kindern und Schafen. Dromedare aber und Pferde sind ihr edelster Besiz. Der ärmste besitzt fünf Kameele, aber es giebt deren, die (wie Hiob) tausend besitzen. Jeder Stamm zerfällt in Familien, jede Familie lagert für sich und gehorcht dem Ältesten. Die Familien eines Stammes, durch das Band der Abstammung verbunden, gehorchen dem Häuptling. Die Würde ist erblich und geht nur durch außerordentliche Ereignisse verloren. Frei, wie die Wüste, will auch der Beduine sein; er erkennt keinen Oberherrn, noch giebt er das Mindeste von seinem Erwerbe und Besize ab und betrachtet sich selbst mit der hohen Pforte nur durch das Band der Religion verbunden. Er verlangt aber auch von Niemanden Schutz oder Recht.

Die Nahrungsmittel des Beduinen-Arabers sind sehr einfach: Datteln, Durra, und was ihm seine Heerde an Fleisch und Milch giebt, sehr selten Korn. Er haßt Wein (Jeremias 35, 5—11); ist daher von unverwundlicher Gesundheit. Er schläft unter freiem Himmel; noch ist ihm die Augenpest fremd, welche der Aegyptier, wie der Dattelwein trinkende Oasenbewohner, dem Einflusse des Nachthaus und dem Sande zuschreibt.

Das Pferd des Beduinen ist edel, von reinem arabischem Schlage, ausharrend, leichtfüßig und scharfsehend, wie sein Reiter. Das Dromedar ist fein im Bau, gewandt und von unbegreiflicher Ausdauer im Laufen. Es geht am häufigsten einen Paßgang, an den auch das

verschnittene Pferd gewöhnt wird. Die Waffen des Beduinen sind Säbel, Messer, Pistolen, oft ein Speiß und jederzeit eine Flinte mit Schloß oder Lunte, die über der Schulter hängt, wenn er zu Pferde sitzt.

Es ist eben so seltsam, als überraschend für den Fremden, sagt Rifaud, wenn er eine Gegend, gelegen am äußersten Saume der Wüste, durchwandert, und es verursacht ihm keinen kleinen Schrecken, wenn ihm so ein Korps beduinischer Reiterei, in seinen Exercitien begriffen (s. Taf. XXVI.), begegnet. Der Barak, eine Art Mantel aus weißer Wolle, von ihnen selbst gewebt, ist malerisch um ihren wohlgebildeten Körper gefaltet. Die Kleinheit des Sattels begünstigt die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Waffen vollenden das Bild, und die Masse dieser Reiter erscheint alle Zeit gebietend.

Alle häusliche Arbeiten besorgen die Frauen. Die Kinder sammeln Kameelmist zur Feuerung, und das reine glänzende Wüstensalz, das sich in Menge findet. Die Männer sind den ganzen Tag auf Streifereien zu Pferde und zu Fuße, sehen die Heerden nach und besorgen ihr Geschäft. — Die Sitten sind eben so rein und streng, wie im Alterthume. Das gefallene Mädchen wird getödtet, indessen sind Beispiele solcher Schwäche unerhört. Der Beduine ist bescheiden, nie neugierig, nie bittelfast; er lügt nie und betrügt keinen Fremden. Weniger rein sind schon die Sitten der Hirten-Beduinen, welche Erdhütten bauen und mehr an die Scholle gefesselt, ihre Farbe annehmen. Der Beduine ist weniger fanatisch in Bezug auf Religion, als die übrigen Bewohner der Wüsten. Sie verdammten nicht Andersdenkende und beweisen sich duldsam; auch ist die Uebung des Islams bei ihnen viel einfacher und reiner, obwohl er dafür vom fanatischen Oasenbewohner des Unglaubens beschuldigt wird.

Die Gastfreundschaft, sagt Prokesch, ist heilige Pflicht unter ihnen; sie üben sie aber selbst gegen Fremde. Es geschah, daß ich auf die Zelte des Stammes Fazajeh stieß. Ich war von einem Diener begleitet und nur mit einem Jagdgewehr bewaffnet. Ein junger Mann, das Haupt der Familie, trat mir ent-

entgegen und lud mich freundlich in sein Zelt, wohin ich ihm folgte. Dort fand ich zwei junge Frauen, seine Mutter, ein Kind, eine schwarze Sklavin und im Nebenzelte andere Dienerschaft. Die Frauen richteten sich auf, als ich eintrat, und hießen mich willkommen. Sie trugen das Antlitz unverhüllt, ihre Züge waren angenehm und fein, ihre Körperform leicht und lieblich. Sie trugen das lange, glänzend schwarze Haar in Zöpfchen um die Stirn geschlagen und über den Nacken rollend, worüber ein schwarzes Florstück als Schleier gelegt war. Um den Hals trugen sie Korallen, in den Ohren große Silberreife, an den Fingern Ringe aus demselben Metall mit geschliffenem Wüstenkiesel (Rauchtropas?) eingelegt. Ihr Anzug bestand aus einer Tunika von weißgrauem Wollenzeuge, über dem Busen mit Dornen des Sissabamabaumes aufgenadelt, ohne Ärmel und an den Seiten offen, so daß die schöngeformten Arme und Seiten entblößt waren. Jede Bewegung war frei und züchtig, ihr Benehmen ohne Zwang und Knochheit.

Das Zeltgeräthe bestand aus Holz- und Erdgefäßen zur Bereitung der Speisen, aus einer Handmühle, dem Sattelzeug für Kameele, einer Hängewiege aus Leder, sowohl für das Kind, als die neugeborenen Kameele, endlich aus einigen Schläuchen und Teppichen. Eine der Frauen, die Schwester des Mannes, wob Teppiche aus Kameelhaaren und Schafwolle; die andere, Gattin desselben, zerrieb Weizenkorn zu Mehl auf der Handmühle, um schmackhaftes Festbrot zu backen. Die Mutter bereitete das Mahl, das aus Schaffleisch in Butter geröstet, aus jungem Kameelfleisch in Asche gebraten, aus Brod und Kameelmilch bestand, welche letztere als Trank diente. — Ich kann die Herzlichkeit nicht genug rühmen, die genossene Freundlichkeit, den Laft in Ausübung der Gastfreundschaft, welcher dieses Mahl befeelte. Wir Männer saßen im Kreise am offenen Eingange des Zeltes auf der Erde, zwischen uns lagen die Speisen, welche die Frauen austrugen; der Milchkrug ging die Runde. Das Gespräch handelte von Beduinen-Leben und Gesinnung. Die Leute schienen mir so glücklich, als man sein kann. Sie sind zufrieden! — Man vergleiche mit dieser

Erzählung 1 Buch Mose 18, wo Abraham im Hain Mamre sitzt.

Ihre Begräbnisse sind rührend; denn wo immer einer aus ihrer Mitte stirbt, wird er in die Wüste, diese allgemeine Mutter der Beduinen, gebracht. Männer tragen die Leiche, und heulend folgen Klageweiber nach, unter deren lobpreisendem Geheul er auch ins Grab gelegt, mit Palmenmatten bedeckt, und im Sande vergraben wird. Ein großer Stein bezeichnet oft die Ruhestätte. An gewissen Tagen kommen dann die Frauen, um auf dem Grabe zu beten. Oft sieht man deren in der menschenleeren Wüste wie aus dem Grabe gestiegene Gespenster an den Gräbern. — So wie sich aber die dem Menschen natürlichen Tugenden in diesem alten Stammvolke der Erde rein und scharf ausgeprägt darbieten, so sind sie auch den Verirrungen ihres Geschlechts nicht fremd geblieben. Noch immer ruht auf ihnen das Orakel der Vorwelt 1 Buch Mose 16: Ich will deinen Saamen also mehren, daß er vor der großen Menge nicht soll gezählt werden. Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn, und wird gegen alle seine Brüder wohnen.“ Dies gilt bis auf den heutigen Tag.

Sie sind das älteste schreibende Volk. Ihre überaus gebildete Sprache war früh Schriftsprache. In ihr haben sich die ältesten Stimmen der Vorwelt erhalten. Hiobs rührende Geschichte im herrlichsten Buche, das für die Edtlichkeit des Menschengesistes zeugt; die Urkunden der Welterschöpfung, die enthalten Geheimnisse der Vorwelt sind in der schönsten Sprache der Erde geschrieben. Diese schöne Sprache tönt auch heute noch in ihren bilderreichen und seelenvollen Akkorden fort. Sie ist reine Naturpoesie in sich selbst und keiner gemeinen Prosa fähig, ein treues Bild des Volkes, aus dessen Geist sie tönt.

Die Bewohner der südlichsten Sahara:  
Dase Dar: (Land) Fur.

Diese Dase ist von der Wüste, die sich gegen Süden immer mehr erhebt, ganz eingeschlo-

sen, im Norden darrer, im Süden reichlicher mit Quellen versehen und daher auch fruchtbarer; — uneben, denn mehrere Klippenzüge umgeben oder durchsetzen es, — von Flüssen ganz entblößt und nur von Seen und Bächen, die sich in der nassen Jahreszeit füllen, bewässert; Brannen werden jedoch, wie auf der ganzen Ostseite der Wüste leicht ausgegraben und geben überall, wenn auch trübes, doch gutes Wasser. Nach Browne's Aussage ist im südlichen, wasserreichen Theile der Wase die Pflanzendecke ziemlich dick und mannichfaltig, der nördliche Theil aber dort während der 7 bis 8 Monate langen Trockenheit aus, und die zarten Pflanzen, welche in der nassen Jahreszeit hervorsprossen und blühten, sterben ab, sobald diese vorbei ist. Die Bäume sogar, deren Fasern doch tiefer in den Boden dringen, verändern alsdann die Farbe ihres Laubes und stellen dem Auge nur noch den Umriss ihrer größten Zweige und Aeste dar. Die schattigen Bäume unserer Wälder sind hier nur selten; sie zeigen sich durch festes Holz und spitze Dornen aus. Der Zamarindenbaum erreicht eine bedeutende Höhe und trägt viele Früchte; der Ahorn, aus Aegypten hierher verpflanzt, erinnert an ehemalige Verbindung mit diesem Lande, eben so der Eukomorenfeigenbaum, der hier wenig Früchte trägt. Von dem Palurus, von den Eingebornen Neb bek genannt, giebt es zwei Arten, eine als Baum, die andere als Strauch; beide sind mit Dornen bewachsen. Eben so trifft man auch die Hennepflanze, Mimosen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse, Gurken, Melonen u. dergl. m. — Wohl fehlt es nicht an sogenannten Hausthieren, indeß begegnet man auch häufig Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakals und Wölfe, wilden Büffeln und Elephanten, und dann und wann einem Rhinoceros. Außerdem sieht man Stachelschweine, Affen, Gazellen, Zibethkatzen, Raubvögel, in Menge, Tauben, Rebhühner, und an Insekten und Würmern ist Ueberfluß; besonders scheinen die Termiten einheimisch zu sein. — An Metallen soll Sur Eisen, Kupfer, auch etwas Gold besitzen, Salz aber in Menge; Alabaster, Marmor und Granit sollen nicht selten sein. Auf dem Berge

Mara sprudeln heiße Quellen hervor. — Die Luft ist heiß und drückend; bei anhaltendem Regen mit dickem Dunst erfüllt und bei Süd- und Südostwind sehr ermattend; die Nord- und Nordwestwinde sind zwar erfrischend, halten aber nicht lange an.

Die Bewohner von Sur sind ursprünglich wohl ein schwarzes Negervolk. Andern Angaben zufolge sollen die Ureinwohner olivenfarbig und wohlgewachsen sein. Allein später hat sich ein Berberstamm (vom Nil her?) hier festgesetzt, das Land erobert und die Herrschaft an sich gerissen. Diese Einwanderer haben das Land erst zur Handelsoase erhoben und sprechen die Berbersprache. Die Einwanderung wurde durch einen fremden Anstoß veranlaßt. Die Araber drängten die Berber am obern Nil. Diese wanderten nach Sur und verdrängten die Neger; später folgten noch andere Nachzügler aus Kordofan, Sennaar und Oberägypten, meist Gewerbtreibende und Handelsleute. Vor der Ankunft dieser Fremdlinge wußte man wenig von diesem Lande, dessen ursprüngliche Bewohner in ziemlicher Abgeschlossenheit und ohne weitere Verbindung mit Answärtigen lebten; durch die Eingewanderten erhob es sich, aber aus seinem Dunkel, denn diese traten namentlich mit Kairo in Handelsverbindung, und eben so faßte erst seit ungefähr 170 Jahren der Islam, zu dem sich nun alle bekennen; festen Fuß daselbst, zugleich mit der arabischen Sprache. Die Zahl der Einwohner wird in der ganzen Wase auf 200,000 geschätzt. Die Hautfarbe ist vollkommen schwarz, aber ihr Negerprofil hat sich bereits durch den Einfluß des Arabers und Araberblutes mannichfach verändert. Sie haben meist kurzes wolliges Haar, und es gilt für eine große Schönheit, dieses auf 8 bis 10 Zoll Länge zu bringen. Die Araber an den Grenzen haben sich von Vermischung reiner erhalten und daher noch eine hellere Farbe. Auf Reinlichkeit und Ordnung halten sie eben nicht viel; denn der Waschgebote ungeachtet sind sie immer schmutzig und unrein und mit ungekämmtem Haare. — Ihre Nahrungsmittel werden ganz kunstlos bereitet. In einigen Gegenden wird das Getreide bloß in Wasser geweicht ver-

speist, in andern mit Milch zu Brei verkocht oder zu Mehl gemahlen, in dünne Kuchen gebacken. Butter wird nur gering genossen und überhaupt selten angetroffen. Ein nordischer Bauer würde sich kaum an der Tafel eines afrikanischen Sultans gefallen. Die Früchte des *Paliurus*-Baums essen die Furer theils frisch, theils trocken. Aus den trocknen bereitet man einen nahrhaften Teig, der besonders auf Reisen gute Dienste leistet. Außerdem nähren sie sich von dem Fleische des Rindviehes, welches, da die Stiere verschnitten werden, gut ist; der Schafe, deren es zwei geringe Arten giebt; der Kameele \*), der Büffel, Elephanten und selbst des Rhinoceros. Ihr Trank ist theils Kameel-, theils Kuhmilch, die aber besser sauer, als frisch ist. Melonen und Gurken müssen ebenfalls zur Stillung des Durstes dienen. Auch Eselsmilch wird genossen; doch gelten die einheimischen Esel wenig; wer schöne und theure Esel haben will, holt sie aus Aegypten. — Hinsichtlich der Kleidung unterscheiden sich die Furer nur wenig, oder gar nicht von den übrigen Bewohnern der Wüste, besonders von den Tuariks. Das Kleid der Armen bedeckt kaum die Blöße. Reiche und Ungesehene tragen sich morgenländisch. Die weibliche Tracht besteht aus zwei Stücken baumwollenen Zeugens, eines um die Schultern, eines um den Leib, und bei Vornehmen noch ein Schleier. — Ob sie gleich noch zum Theil Nomaden sind, und der Sultan selbst keinen festen Wohnsitz hat, so haben sie doch Wohnungen und Städte und die Sultane weitläufige Bauten, die den Ringen der Avaren nicht unähnlich sind. Die Wohnungen in Darfur sind sehr leicht. Man hat mehrere Arten von Gebäuden. Die *Donga*, wie sie ihre Hütte nennen, ist 20 Fuß lang, 12 Fuß breit und eben so hoch, hat ein flaches Dach von Stangen gemacht, welche man über die Lehmwände legt, und dann mit Matten oder leichtem Holze bedeckt, worüber noch eine Schicht von trockenem Kameel- oder Pferdemit und dann

wieder Lehm liegt. Die Wohlhabenden überziehen ihre Dungen mit einem Anwurf, den sie bald weiß, bald schwarz bestreichen. Die Thür ist ein rohes Bret. Das Dach hat eine etwas schräge Richtung und einige Rinnen, damit das Wasser ablaufe. Ein solches Gebäude dient mehr zu einer Vorrathskammer der sämmtlichen Habe, als zur Wohnung. — Geräumiger ist der *Kurnack*, ohne Thür, mit einem Strohdach, das auf einem leichten Sparrwerk ruht, und eine abhängige Lage hat. Da es in diesen Gebäuden kühl ist, so bedient man sich ihrer als Besuch- und Schlafzimmer. — Die *Suktesja* ist rund, eben so gebaut, wie der *Kurnack*; hält 20 Fuß im Durchmesser und ist die Wohnung der Weiber, welche hier kochen und andere Hausgeschäfte verrichten. Gewöhnlich sind die beiden letztern Gebäude niedriger, als die *Donga*. Ein vollständiges Haus, das aus zwei *Dongas*, 2 *Kurnacks* und 2 *Suktesjas* besteht, ist geräumig genug, den angesehensten Kaufmann aufzunehmen. Gewöhnlich steht dann auch noch ein *Kufkuba* oder eine Hütte dabei — ein bloßer bedeckter Platz für gefällige Unterhaltung. Man umgiebt diese Gebäude noch mit starken Zäunen von Dornen. Der Boden ist überall mit reinem Sande bedeckt und zur Ausnahme der Fremden sind auch Gemächer vorhanden. Die Häuser der Bauern sind fast so eingerichtet, wie die *Suktesjas*, nur daß man dazu die elendesten Materialien — Maisstroh u. s. w. — nimmt. Manche Vornehme wohnen auch unter Zelten. *Cobbe*, die Hauptstadt von Darfur, ist ein Haufe von Gehägen, welche Hofräume darstellen und die verschiedenen Bauten nach dem Bedürfnisse der Besitzer einschließen. Sie ist zwei Meilen lang, aber sehr schmal mit 6000 Einwohnern, die aus Handelsleuten und deren zahlreichen Sklaven bestehen. Jeder baut sich in der Nähe seiner Grundstücke an. Da die Stadt stark mit Bäumen besetzt ist, so gewährt sie nach einer langen Reise durch die dürre

\*) Die Kameele von Darfur zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie mehrere Tage Durst leiden können. Obwohl sie nicht so schwere Lasten, als die ägyptischen tragen können, so laufen sie doch schneller und dauern lange aus, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. — Pferde sind wenig vorhanden, werden aber aus *Dongola* eingeführt.

Wüste einen sehr erfreulichen Anblick. Seichte Brunnen versorgen in der trockenen Jahreszeit die Einwohner mit Wasser. Bleibt aber der Regen lange aus, welcher der Regel nach in der Mitte Juni unter heftigen Gewittern und Stößen, die von 3 Uhr Nachmittags bis Mitternacht anhalten, eintritt und bis halben September dauert, dann entsteht allgemeiner Wassermangel, so daß die Menschen oft genöthigt sind, grüne Baumzweige zu einem Brei zu stampfen, um sich davon eine feuchte Nahrung zu verschaffen. Um Cobbé herum liegen noch eine Menge Weiler und Dörfer, die zur Stadt gehören.

Die Jagd und Ackerbau sind des Fürsts Lieblingsbeschäftigungen nicht; der größte Theil des Jahres wird ohne Arbeit hingebracht, nur die Regenzeit weckt zum Fleiße. Alsdann sieht man die ganze Bevölkerung sich regen, und als einen Herüberklang aus der alten Zeit der Pharaonen kann man die Sitte betrachten, daß der Sultan mit seinem Gefolge aufs Feld geht, Furchen und Gruben macht mit einer Hacke, Körner hineinwirft und mit dem Fuße verscharrt. Mit dieser Feierlichkeit ist der Feldbau des Jahres eröffnet. Die Saat keimt schnell und die Ernte reift bald. Nur die Aehren werden, wie vor 4000 Jahren, in Körbe gesammelt, das Stroh bleibt stehen und wird später zum Bauen verbraucht. Das gedroschene Korn wird an der Sonne gedrrt und in Gruben aufbewahrt. Dorrha oder Dorrhem wird nebst Weizen und Gerste, auch etwas schlechtem Reis gebaut. Hanf, Pfeffer, Sesam und wenig Tabak sind auch Gegenstände des Ackerbaues.

Der Handel ist ungemein bedeutend, da dafür eine der Hauptstationen für die Mekka- und Sudankaravane geworden ist. Zweimal in der Woche, Montags und Freitags, wird

in Cobbé Markt gehalten, wo dann alle Produkte des Landes und aus Aegypten im Ueberfluß zu haben sind. Der ganze Handel ist meist Tauschhandel, da eigentliche Münze eher Handels- als Tauschmittel ist. Als Scheidemünze gelten Binnstücke, Ringe, Blechwaaren, Messer, Scheeren, Glasperlen, Kügelchen und Blättchen von Zinn, Kupfer und Gold. Hauptmünze bei größern Gegenständen sind Sklaven. Wie man bei uns nach Gulden oder Thalern rechnet, so dort nach Sklaven. Ausfuhr sind also: Sklaven, Kameele, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Straußfedern, Gummi, Tamarinden, Schläuche, Papageien, Natron, Alaun, Zibeth und Zibeththiere\*). Einfuhr: Ambra, Zinn, Korallen, Ringe aus Zinn und Silber, Teppiche, Baumwollenzuge von weißer und blauer Farbe, Säbel, Flinten, Schußbedarf, Spiegel, Draht, Kupfergeschirr, rothe Mützen, französische Tücher, Seidenzeuge, Schuhe von rothem Leder, Papier, Seife, Kaffee u. dgl. — Der Sammelplatz der Sudankaravane ist Eubacabia\*\*) am südwestlichen Ende der Wase. Von hier aus werden auch unter Anführung des Sultans selbst jene abscheulichen Sklavensjagden in dem uns noch unbekannten Donga, dem Quellende des weißen Nils, unternommen. Schweini (bisweilen des Sultans Residenz, von Hofgesinde und Kaufleuten bewohnt, die neben der Fursprache einen Dialekt des Arabischen sprechen) ist das Emporium, wo sich die Sudankaravane mit diesen nöthigen Waaren versieht. Ihr Abzug nach Kairo gehört unter die Festtage des Landes, und nach ihr zählt man die erlebten Jahre. Es bedarf einige Monate Zeit, bis sich die 2000 Kameele versammeln und die 1000 Sklaven, welche dazu gehören. Eine solche Karavane ladet 3 bis 400 Kameelladungen Elephantenzähne, 2000 Rhinoceroshörner, 2000

\*) Die Zibethkatz, von 2 Fuß Länge, mit langem Kagenschwanz, weißgrau von Farbe, hat hinten am Unterleibe einen Beutel, worin sich eine schleimige, stark riechende Materie, der Zibeth, sammelt. Jetzt wird er nicht mehr so häufig zum Parfümiren und zur Arznei gebraucht, als sonst. Der beste kommt aus Holland, wo man ehemals diese Thiere in Käfigen um jenes Produktes willen zu ziehen pflegte.

\*\*) Eine beträchtliche Stadt. Der Weg dahin ist felsig und bergig; es wird hier aus dem salzigen Erbreich Salz gekocht, welches zugleich als Tauschmittel auf dem dasigen stark besuchten Markte gilt. Auch werden hier Baumwollenzuge von 5 bis 8 Ellen Länge und bis 23 Zoll Breite verfertigt. In den daselbst befindlichen Werbeten werden die Häute zu Schläuchen bereitet, wovon die Wasserschläuche Kan, die Getreideschläuche Geraub heißen.

Kantar Gummi, 1000 Kantar Tamarinden, außer andern minder ins Gewicht fallenden Waaren. Bisweilen bilden sich in sichern Zeiten auch größere Karavane von 6000 Kameelen und eben so viel Sklaven; auch kommt wohl nach mehrjähriger Unterbrechung eine sogenannte große Karavane zu Stande, die wie ein großes Heer einherzieht und wohl 30,000 Sklaven mit 15,000 beladenen Kameelen führen soll. Fünf und vierzig Tagmärsche führen sie über die kleinen Oasen nach Syut bis Kairo, von wo dann die etlichen Hundert Führer und Eigenthümer mit der Hälfte Kameele, oder mit kostbaren Waaren des Orients und Nordens beladen, zurückkehren. Dieser Zwischenhandel bringt für Fur natürlich großen Gewinn.

Die Regierung ist despotisch; der Sultan ist unumschränkter Herrscher und sein Wille ist Gesetz. Mit aller Eitelkeit und leetern Prunkte unumschränkter und schwacher Despoten umgeben, beruht sein Ansehen auf dem Militär, dessen Gunst zu seiner Erhaltung nothwendig ist und um welche er daher immer besorgt sein muß. Viele derselben sind jetzt mit Flinten bewaffnet, ehemals jedoch hatten sie nur einen Schild aus Elephantenleder und einen Speiß. Auch Reiterei ist vorhanden. Wo er hinkommt, wirft das Volk sich nieder, und selbst die Großen des Reichs nahen nur kriechend dem Throne. Indessen ist er jetzt durch den Pascha von Aegypten in seiner Herrschaft sehr beschränkt. Eben so unumschränkt wie der Sultan walten seine Statthalter in den Provinzen unter dem Titel Melek. Es sind aber auch tributäre Sultane in den eroberten Provinzen vorhanden. — Die Einkünfte des Sultans bestehen in Zöllen von den Waaren und Sklaven, deren Markt hier blüht. Der Zoll beträgt nicht selten ein Zehntel des Werthes; von dem Betrage der Sklavenjagd im benachbarten Sudan, die er oft persönlich leitet, gebührt ihm ein Fünftel. Außerdem besitzt er die Zehnten von der Viehzucht, dem Ackerbaue und den Ertrag seiner eigenen sehr ausgedehnten Ländereien. Bedeutende Einkünfte gewähren auch die Geschenke, ohne die Niemand nahen darf; überdies aber ist er der erste Kaufmann des Landes, denn

ohne seine Erlaubniß darf keine Karavane abziehen; und er weiß dieses Recht sich sehr zu Nuzen zu machen, indem er sie so lange aufhält, bis er seine Waaren zu dem beliebigen Preise abgesetzt hat. — Jährlich feiert der Sultan das Fest der Paukenbespannung, wobei noch viele heidnische Gebräuche gewöhnlich sind, und ein Knabe und ein Mädchen geschlachtet werden sollen. Die Weiber im Harem sollen noch Götzenbilder anbeten, und die Bergbewohner ihren Vätern Opfer bringen, wenn es an Regen fehlt. Muhameds Religion scheint also mit Ueberresten heidnischer Zeit vermischt zu sein. — Bei einer öffentlichen Audienz, welcher ein Reisender bewohnte, saß der Sultan auf seinem Thron, unter einem Sonnenschirm, der aus lauter seidenen und baumwollenen Stücken von verschiedenen Farben bestand. Der Boden unter dem Sonnenschirm war mit kleinen türkischen Teppichen belegt. Zur Rechten und Linken des Sultans saßen die Vornehmsten des Reichs, und hinter denselben hatte sich die Leibgarde aufgestellt, deren Wägen mit einer kleinen Kupferplatte und einer Straußfeder geschmückt waren. In der einen Hand führte jeder einen Speer und an dem andern Arm eine Tasche. Die Kleidung war ein baumwollenes Hemde. Hinter dem Throne standen 15 Berschnittene, welche prächtig, aber geschmacklos in seidene Zeuge gekleidet waren. Der Vorderplatz war mit Zuschauern und Bittenden angefüllt. Zur Seite des Sultans hatten bezahlte Lobredner ihren Platz, die mit lauter Stimme riefen: „Seht hier den Büffel, den Sohn des Büffels, den Stier der Stiere, den überstarken Elephanten, den mächtigen Sultan! Möchte Gott sein Leben verlängern! O Herr! möge Gott dir beistehen und den Sieg gewähren!“

Die Geisteskultur kann da nicht groß sein, wo bisheriges Bild hinpaßt. Die Fa-tis lesen den Koran, schreiben Koransprüche zu den Amuleten. Der Araber erzählt in seiner schönen Sprache Märchen aus der schönen Zeit seines Volks, die vorüber ist; der gemeine Mann betet seine Gebete und damit hat die Geisteskultur ein Ende. In der Hauptstadt sorgen zwei Moscheen und fünf Schulen, wo die Kinder



lesen und schreiben lernen, für das Seelenbedürfniß der Einwohner, welche keine eigentlichen Furer sind, sondern meist Kaufleute, die sich des Handels wegen hier niedergelassen haben. — Der Religion nach sind die Furer fanatische Muhamedaner. Staatsämter bekleiden meist die Araber. Nach den Beamten genießen die Priester (Fakis) das größte Ansehen, die wohl selbst den Sultan derb auszanken, welcher sich diese Freiheiten in Demuth gefallen lassen muß. — Die Sprache ist überall, Tobbé und die Grenze ausgenommen, dieselbe; doch versteht man überall arabisch. Vor Gericht sind beide Sprachen angenommen, und was in einer vorgetragen wird, übersetzt ein Dolmetscher sogleich in die andere.

Seit die Furer ein Handelsvolk sind, haben sie an Moralität nichts weniger als gewonnen. Selbstsucht ist die Triebfeder ihres Lebens, weshalb auch Stehlen, Lügen und Betrügen häufig unter ihnen ist, so daß Browne bei seinem jahrelangen Aufenthalte nur einen, den alten Misa zu El-Fascher, fand, den er des Namens eines ehrlichen Mannes würdigen konnte. Beim Handel betrügt der Water den Sohn, und kein Eigenthum ist sicher, als welches durch Körperkraft behauptet werden kann. Obgleich ihr Sultan bei Todesstrafe das Berauschen verboten hatte, unterblieb es doch nicht. Fröhlichkeit und Tanz sind hier höchst beliebt. Ihre Tänze sind sowohl ernst, als ausgelassen und unanständig. Die Wuth zu tanzen ist so groß, daß selbst Sklaven, die in Fesseln gelegt sind, sich des Vergnügens nicht begeben, nach einer kleinen Handtrommel zu tanzen, wobei sie mit einem langen Stabe den Takt angeben. Außer der Trommel der Neger bedienen sie sich auch der Instrumente der Araber, seit sie sich mit diesen gemischt haben. Uebrigens haben sie auch einige Spiele, mit welchen sie sich die Zeit verkürzen und zum frohen Muth stimmen. — Die Enthalttsamkeit ist in dieser Gegend eben keine Tugend; gegen alle Sitte der Muhamedaner ist der Umgang zwischen beiden Geschlechtern äußerst frei, sogar die Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester sind nicht vermindert,

den Begierden dieser unzuchtigen Menschen Einhalt zu thun.

Die Verhältnisse, Gemüths- und Behandlungsart der Frauenzimmer in Darfur stimmen weder ganz mit den Sitten der Asiaten und anderer afrikanischer Völker, noch mit denen der Europäer überein. Sie essen zwar nie mit den Männern, verkürzen ihnen aber bei Tische die Zeit. Bei alledem verrichten, wie in ganz Afrika, die Weiber auch hier die mühsamsten Geschäfte, bestellen den Acker, säen das Getreide, helfen bei der Ernte, mahlen das Getreide auf Handmühlen und backen das Brod. Sie bereiten, was kein Araber dulden würde, auch die Speisen, bauen Wohnungen u. dgl. Dafür ist aber auch die Darfurin Hausfrau, und der Mann muß sie eben so das große Wort führen lassen, wie in Europa; nicht selten ist dieses dann entscheidend. Sie mischt sich in Alles, was auf das Hauswesen Bezug hat, und zankt bei vorkommender Gelegenheit ihren Mann tüchtig aus. Ist die Frau gar eine Tochter des Melek oder Königs, so darf der Mann nur getrost auf alles Hausregiment verzichten und die Allgewalt des Pantoffels ist entschieden. — Eine Furanerin, die auf Ehrbarkeit Anspruch macht, unterscheidet sich von einer Aegyptierin dadurch, daß sie, sobald ein Fremder ins Haus tritt, sich zwar ein wenig entfernt, gleich nachher aber wieder erscheint, immer ab- und zugehend und sich im Beisein der Männer allerlei zu thun macht. Eine Aegyptierin wird nie ohne Schleier erscheinen; die Darfurinnen sollen es nur aus Gefallsucht thun. — Uebrigens ist Vielweiberei herrschend, und jeder nimmt der Weiber, so viel er will. Der Sultan Teraub hatte Weiber, die im Kriege eine eigene Art fliegendes Corps ausmachten, zu Fuße marschirten, das Feldgeräth trugen und die königliche Hofküche besorgten. Wer jedoch eine Mirjam, d. h. eine Sultans- oder Melektochter, hat, darf keine zweite Frau nehmen.

Auch die Sahara, oder der östliche kleinere Theil der großen Wüste gehört dem klasischen Boden an. Der Geist der Völker des

Alterthums war hier wirksam und hinterließ Denkmale seiner Thätigkeit.

**Siwah<sup>\*)</sup>**, die weltberühmte Dase des Jupiter Ammon, das Ammonium der Alten.

Seit Alexanders Zeit (333 v. Chr. v.) wurde dieses Orakel besonders berühmt und blieb es, bis die Boten des Christenthums siegend auch diesen Götzentempel niederwarfen. Was noch übrig ist, ist wenig. Noch steht die alte Burg des Priesterfürsten, jetzt Schargieh genannt, gerade 320 Schritte vom Haupteingang des Ammontempels entfernt. Die Hauptthore sind gegen einander gerichtet. Die Ruine des alten Tempels wird von den Eingebornen Birbe (Tempel), gemeinlich aber Umebeda genannt. Der Eingang des Tempels ist gegen Norden gerichtet. Südöstlich von demselben in der Entfernung einer guten Viertelstunde entspringt in einem Dattelhaine der Ammon geheiligte Sonnenquell, welcher hier einen kleinen See bildet. Ganz in der Nähe desselben entdeckt man Unterbauten eines alten kleinen Gebäudes. Der See soll 6 Klaftern tief, aber so klar sein, daß man bis auf den Grund sieht, aus welchem beständig eine Menge Blasen aufsteigen. — Der Ueberrest des Tempels ist nach ägyptischer Weise mit einer Umwallung umgeben, die den heiligen Raum vom Vorhof abschied. Sie war von beträchtlicher Dicke aus Quadern erbaut, ist aber ganz vom Erdboden verschwunden, und nur die gewaltigen Eckquadern zeigen den Umfang an, in dem sie ihre alte Lage einnehmen. Ihre Länge betrug 70, die Breite 66 Schritte. Die Seiten waren nach den Weltgegenden gerichtet. Innerhalb dieser Mauern entdeckt man die Reste einer zweiten

Umwallung. In der Mitte des ganzen Raumes erhebt sich eine Felsenmasse, etwa 8 Fuß über die jetzige Bodenfläche. Der Felsen besteht aus einer Menge kleiner, Seethiere enthaltender Kalksteine, aus denen auch der ganze Tempel erbaut ist. Der Tempel selbst besteht aus zwei Abtheilungen; einer Vorhalle oder Pronaos, und einer innern Kammer oder dem eigentlichen Heiligthume. Da der hintere Theil des Tempels verschwunden ist, so läßt sich weder seine Form, noch seine Ausdehnung genau bestimmen, auch ist es noch Niemandem eingefallen, zu untersuchen, ob nicht behufs der Orakel unterirdische Schlupfgänge vorhanden waren. Die Bauart stimmt ganz mit der des alten Aegyptens überein. Da die fanatischen und zerstörenden Horden des Cambyses dieses Heiligthum nicht erreichten, so darf man wohl annehmen, daß hier eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler aufbehalten sei. Wie die Reste zeigen, war der ganze Tempel von Innen und Außen mit Bildwerken bedeckt. Die Zwischenräume sind mit Hieroglyphen angefüllt, und das Ganze war mit glänzenden Farben, die ihre Frische noch behalten haben, bemalt. Die Bildwerke, auf den Ammondienst hinweisend, enthalten auch die Procession mit dem heiligen Schiffe, welche Vorstellung an die Mysterien erinnert, welche hier, Alexandern zu schmeicheln, begangen wurden. Man kam ihm in Procession mit dem heiligen Schiffe entgegen, geleitete ihn in den Tempel, vor welchem sein Gefolge warten mußte, und wurde eingeweiht, wobei die Stimme des Orakels, vermuthlich durch die akustische Bauart der geheimen Gänge, so verstärkt ertönte, daß die Stimme, welche den Eroberer und klugen Wiederhersteller der Religion Aegyptens, für den eigentlichen und leiblichen Sohn Ammons\*\*), erklärte, über-

\*) Bisher eine oligarchische Republik, gehorcht seit 1820 dem Pascha von Aegypten, dem sie 2000 Rameel-ladungen Datteln Tribut zahlen muß. Die Bevölkerung wird auf 8000 Köpfe berechnet, und in 6 Stämme abgetheilt. Sie sollen ein sehr unruhiges Völkchen sein, und ihre Feinden in förmlichen Schatzmühen ausfeinden. Tödtet ein Siwaher den andern, so steht es dem nächsten Verwandten frei, 1400 spanische Thaler oder den Mörder sich ausliefern zu lassen, den er tödten kann. Dieses Lösegeld deutet auf den Reichtum der Siwaher. Die Justiz ist streng. Diebe verlieren eine Hand. Der Verführer einer Jungfrau empfängt 80 Streiche mit dem Ochsenzügel, muß die Gefallene ausstatten und heirathen. — Gegenwärtig ist die Zahl des Scheikhs bestimmt; außer dem Oberhaupte der Religion zählt man noch 10 Scheikhs.

\*\*) Ammon, eine libyische Gottheit. Einige erzählen, Ammon sei in einem Walde gefunden worden,

naturlich in die Ohren des zahlreich versammelten Volkes drang, welches vor dem Tempel auf seinen König harrete. Indessen wird von dem Alterthume einmüthig bezeugt, daß dieser Tempel mehr berühmt, als prächtig und reich war. Strabo beschreibt ihn als klein und Lukan als arm. — Daß Alexander das Heiligthum selbst betreten durfte, war eine Ausnahme für den Sohn des Gottes; sonst durfte das Volk nur im Vorhofe in Demuth auf die Entscheidung warten. — Zu Strabo's Zeit (19 n. Chr. Geb.) wurde das Orakel wenig mehr besucht, und die Zeit verschlang auch ihn, den gewaltigen Vater Ammon, dem einst der Weltkreis huldigte, und dessen Mystereien in Kreta, zu Theben und Meroe gefeiert wurde. Sein Orakel ist verstummt.

Als Zeugen vormaliger Kultur und starker Bevölkerung, die immer beisammen sind, dienen die verhältnißmäßig überaus zahlreichen Raststätten. Alle Berge der Oase enthalten Zellen; viele sind unterirdisch ohne einen sichtbaren Eingang; manche grün, roth, gelb und blau ausgemalt, manche mit Skulpturen bedeckt. Die merkwürdigsten sind die in der Nähe des Ammontempels, welche weitläufig sind und aus mehreren Gemächern bestehen. Goldgierde und Frömmerei haben übrigens hier übel gehaust, und Leichentrümmer und Schutt zeigen, daß Menschen auch hier den Hyänen ins Handwerk gegriffen haben. Seit 1820 sind diese Kammern des Todes Zufluchtsort der Lebenden vor den Lebenden geworden. Minutoli war sehr überrascht, die Grabgewölbe von mehreren hundert Arabern mit ihren Familien und ihrem Scheit hier bewohnt zu finden. Sie gehören zu dem

Stamme der Megaber, und waren aus der Oase Augila ausgewandert, weil sie als freie Männer den von der tripolitanischen Regierung geforderten Tribut nicht entrichten wollten.

Auch die kleine Oase El Wah ist mit Ruinen bedeckt, den Zeugen ehemaliger Kultur. Ganze Städte liegen hier in Trümmern begraben unter dem Sande der Wüste. In einem Thale ruhen schreckliche Denkmale auf den aus der Erde hervorragenden Felswarzen, deren Zahl 21 ist. Sie bestehen aus 20 bis 30 Fuß langen Grabhügeln aus Menschengedainen mit etwas Erde bedeckt, so groß, daß hier wenigstens 4000 Leichname beisammen ruhen. Unwillkürlich wird man hier an die vom Sande verschütteten Kriegsheere und Karavanen erinnert. Von dem Heere des Cambyses berichten die Geschichtsschreiber: „Als die Armee von der Stadt Darsis aus ihren Marsch gegen die Ammonier durch den Sand fortgesetzt und ungefähr auf dem halben Wege das Mittagmahl einnahm, habe sich ein ungewöhnlich heftiger Sandwind erhoben, Sandhügel aufgetrieben und sie damit überschüttet.“

##### 5. Die Azoren, die kanarischen Inseln und die Inseln Madeira und Portosanto.

###### Die Bewohner der Azoren.

Die Azoren sind auch unter dem Namen der Habichtinseln, der flämischen Inseln, Westinseln und Terceiros bekannt. Diese Inseln, 11 an der Zahl mit ungefähr 160,000 Einwohnern auf 54 Quadratmeilen, standen früher unter Portugal, jetzt nur zum Theil. Sie sind alle bergig, eigentlich laus-

wo außer einem Schafe kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieses Schafes. Andere sagen, er sei zwischen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er gewissagt habe, so lange er auf dem Sande geseßen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Noch andere machen den Ammon zu einem Sohne Triton's. Endlich erzählt man, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Ferollbys dem Jupiter um Hülfe angerufen; darauf sei ein Widder erschienen, der, mit seinem Fuße scharrend, einen Duell aus dem Sande hervorgelockt habe und darauf wieder verschwunden sei. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehre erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturn's und dessen Geliebte Amatheia gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern vorgestellt war. Alexander besuchte den Tempel und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt.

ter Vulkanspitzen, und daher mehr als ein Mal von Erdbeben heimgesucht worden. 1591 dauerte ein furchtbares Erdbeben 12 Tage lang, und am 19. Juli 1757 verheerte ein abermaliges Erdbeben den ganzen Archipel. Bekannt ist die Insel *Sabrina*, welche schon einigemal, zuletzt am 15. Juni 1811, über der Oberfläche des Wassers erschien und wieder versank. Heißer Quellen giebt es mehrere; die bedeutendste ist *Caldeira*, auf der Insel *St. Miguel*, auf einer kleinen Anhöhe, mit einem ungefähr 30' breiten Becken, wo das Wasser wunderbar heftig aufkocht. Nicht weit davon ist eine Höhle, in welcher es furchtbar siedet und tobt. — Mit Begeisterung schildern die neuesten Nachrichten diese Inseln. Hier herrscht ewiges Grün; die Erzeugnisse der entgegengesetzten Temperaturen der Erde auf einem engen Raum beisammen, die Früchte des Poles zur Seite der Tropenerzeugnisse bilden ein phantastisches Gemälde. Die Tanne des Nordens erhebt ihre Pyramide neben dem Schirmdache der Cocospalme; die Ananas mischt ihren Wohlgeruch mit der Erdbeere; der Kohl unserer Gärten gedeiht neben der Kohlpalme. Das Gemüth des Menschen wird hier mit unbeschreiblicher Zufriedenheit erfüllt, und glücklich der, dem das Schicksal vergönnt, nachdem er sich von den Stürmen der großen Welt losgerissen hat, hier ihr Getriebe zu vergessen. — Die Azoren behaupten neben andern Vorzügen auch noch den, daß auf ihrem Boden niemals Negerklaven eingeführt wurden, und sind also auch dadurch Afrika fremd. — Entdeckt wurden sie 1446 von den Portugiesen; doch wollen niederländische Seefahrer sie schon früher gesehen haben; daher die Holländer ihnen den Namen der flandrischen (flämischen) Inseln beilegen.

Die Bewohner der Azoren sind portugiesischer Abstammung und werden nach portugiesischen Gesetzen regiert. Körperbau und Hautfarbe derselben lassen leicht diese Herkunft erkennen; doch findet man auf

der Insel *Fayal* Menschen, die durch hohe Gestalt, blonde Haare, blaue Augen, vor den kleinen braunen Bewohnern sich auszeichnen. Diese sind die Nachkommen einer deutschen Kolonie, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts sich nach Amerika eingeschifft hatte, aber vom Sturme verschlagen, hier strandete. Die Reisenden wurden gerettet und blieben auf der gastfreien Insel. Es sind seitdem mehrere Geschlechter dahingeschwunden, auch hatten häufige Wechselheirathen statt, und dennoch ist das nordische Blut nicht zu verkünnen. Nach der Insel *Terceira*\*) haben sich die unglücklichen, das freie England fliehenden portugiesischen Auswanderer gesüchtet. Hier unter dem friedlichen Himmel der schönen Azoren harren sie der Rückkehr in ihr unglückliches Vaterland, und sehen mit Sehnsucht hinüber nach dem theuern Strande, der die Gebeine ihrer Väter deckt. — Gesundheit, Stärke des Körpers und Gewandtheit in allen Bewegungen der Glieder ist ein schönes Eigenthum aller dieser Insulaner, und Wirkungen der reinen Luft, des heitern Himmels und milden Klima's; (denn nur auf den höchsten Bergen, die jedoch nicht auf 2000' emporsteigen, kennt man den Frost; nur der Winter ist stürmisch, das Reaumur'sche Thermometer steigt nie über 20°, fällt nie unter 8°), und ohne Zweifel auch der kräftigen und gesunden Nahrungsmittel, welche sie genießen. Sie bestehen in Gersten- und Weizenbrod, Mais, dem dort vorzüglich guten Fleische unserer zahmen Thiere, und Süßfrüchten von seltner Vollkommenheit. Ihr Getränk ist gutes Wasser und vortrefflicher Wein. (Die Insel *Pico* bringt jährlich bis 25,000 Pipen Wein hervor.) — Wie die Wohnungen, so hat auch die Kleidung der Azorenbewohner die größte Ähnlichkeit mit den Häusern und Trachten der Europäer, besonders der Portugiesen; der Hauptort der Insel, *St. Miguel*, ist ein durchaus europäisch gebauter Ort. Nur die Vornehmen weichen zum Theil von der portugiesischen Tracht

\*) Diese Insel blieb 1828 der Donna Maria von Brasilien treu, und wird von einer Regentschaft unter dem Grafen *Willaflores* im Namen der Königin beherrscht. *Terceira* ist beinahe der einzige Rest portugiesischer Größe.

ab, indem sie sich englisch kleiden und die Frauen Vorliebe für französische Moden zeigen. — Handel, besonders mit Wein nach Amerika und mit den übrigen Landesprodukten, Gewerbe (die Einwohner von Santa Maria beschäftigen sich vorzüglich mit der Töpferei und versorgen damit die übrigen Inseln), Fischerei, Viehzucht und Ackerbau sind die Hauptbeschäftigungen. Fast allenthalben ist der Boden gut bebaut und benützt; namentlich ist der Anblick der Insel Fayal zaubernd schön und gleicht einem Landhause, umgeben von südlichen Gärten; die Wohnungen der Landleute sind mit Orangen- und Citronenbäumen umschattet. Die bedeutenden, von Singvögeln belebten, Waldungen geben ausreichendes Holz; lästige Insekten kennt man nicht und die Hunde sollen hier niemals toll werden. — Die Bewohner der Azoren werden als ein fleißiges, thätiges, reinliches, frommes und rechtliches Volk gerühmt. Sie heirathen jung, haben zahlreiche Familien, die sie ohne Kummer betrachten können; sind äußerst gastfrei, so, daß man z. B. zu Fayal\*) keinen Gasthof hat, da sich die Reichen und vor allen die Kaufleute, ein Vergnügen daraus machen, Fremde aufzunehmen. Die Geselligkeit soll munter und fein sein, die Empfänglichkeit für geistige Vergnügungen sehr groß. Die Damen sind lebenswürdig und schön; dabei artig, gebildet und wohl erzogen, und die Eintracht unter diesen Insulanern soll beispiellos sein.

#### Die Bewohner der kanarischen Inseln.

Die kanarischen Inseln bilden eine Gruppe von 12 Eilanden (151 Quadratm. mit 174,000, nach Andern 215,000 E.), an der westlichen Küste von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Sie erstrecken sich von Osten nach Westen, sind vulkanischen Ursprungs und haben ein so herrliches Klima und einen so fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inseln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Juba II,

König beider Mauritanien, hat sie zuerst genauer beschrieben; er nannte die eigentlichen Canarien „fortunatas“, Madera hingegen und Portosanto „purpureas.“ — Sertorius, einer der größten Römer, voll Verdruß und Unwillen über sein entartetes Zeitalter, wollte sich hierher zurückziehen, um in glücklicher Abgeschiedenheit die Welt und ihre Ungerechtigkeiten zu vergessen. Auch der große Scipio soll mit einem ähnlichen Gedanken umgegangen sein. Von den Karthagern ist es beinahe Gewißheit, daß sie mit diesen Inseln nicht nur bekannt waren, sondern dieselben auch bestimmt hatten, ein Zufluchtsort zu sein, im Falle ein großes Nationalunglück sie einen solchen zu suchen zwänge. Wir wissen bis jetzt noch nicht, wohin die 50,000 fliehenden Karthager sich wandten. Sertorius und Statius Sebosus fanden eine sehr große Masse von Hunden, und daher kommt der Name insulae canariae, die kanarischen Inseln. In der neuern Zeit mußten sie jedoch beinahe von Neuem entdeckt werden. Von 1316—34 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, diese Inseln, und man findet sie schon in der alten Landkarte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indessen scheinen die Spanier diese Besitzungen nicht geachtet zu haben; denn der Infant von Portugal, Heinrich der Seefahrer, ließ sie 1456 in Besitz nehmen und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küste von Guinea. Allein 1478 unternahmen die Spanier aufs neue die Eroberung der Canarien und vollendeten sie am Ende des 15. Jahrhunderts, indem sie die ursprünglichen Einwohner unterjochten und in der Folge ganz vertilgten. Canaria wurde 1483, Palma 1492, Teneriffa 1496 von den Spaniern erobert, die sämtlichen 7 Inseln noch jetzt beherrschen; sie stehen unter dem Generalgouverneur von Santa Cruz auf Teneriffa.

Dieser gesammte Archipel kann als ein einziger Vulkan betrachtet werden, gethürmt aber einen gewaltigen Herd, der seine Kraft bald

\*) Die Stadt Fayal hat 5 bis 6000 Einwohner und die beste Rhede im ganzen Archipel; mehrere Kirchen, 3 Mönchsklöster und 2 Nonnenklöster.

durch diesen, bald durch jenen über das Wasser hervorragenden Schlund äußert. So weit geschichtliche Erinnerungen reichen, theilt der Pík von Teneriffa die Natur des Aetna, der nur von Jahrhundert zu Jahrhundert sich an verschiedenen Stellen an den Seiten öffnet und seine glühenden Massen ausspeiet. Seit der Mitte des 16. Jahrh. hat man folgende Ausbrüche geschichtlich verzeichnet. Im Jahre 1704 den 31. Dezember machte der Pík einen Seitenausbruch in der Ebene los Infantes, diesem Ausbruche ging ein schaudervolles Erdbeben voran; den 5. Januar 1705 that sich eine neue Oeffnung auf; der Lavastrom war so gewaltig, daß ein ganzes Thal damit angefüllt wurde; den 13. hörte diese Oeffnung auf zu speien, und eine dritte öffnete sich am 2. Februar, aus welcher ein dreifacher Lavastrom stürzte, und setzte sich nicht eine ungeheure Felsenmasse als Damm entgegen, so war das Dorf Guimora verloren. Die Stadt Guarachico war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die schönste und reichste Stadt der Insel, in einer herrlichen Gegend an einem Lorbeerwalde; den 5. Mai 1706 war ihre letzte Stunde gekommen; der Pík öffnete sich oberher, ein zweifacher Lavastrom verschlang die ganze Stadt, nicht ein Haus blieb stehen, füllte den Hafen aus und verwandelte die ganze herrliche Gegend in eine Wüste. Jetzt ruht der Pík von seinen Anstrengungen beinahe ein ganzes Jahrhundert. Allein erloschen war er nicht, denn 1798 am 9. Juni öffnete er sich abermal. Drei Monate und sechs Tage hindurch wurde Lava und Schlacken auf vier Toisen Höhe aufgethürmt durch vier Mündungen. Es wurden Felsstücke bis 3000' in die Höhe geschleudert. Glücklicherweise war es eine völlig wüste und unbebaute Schlucht, in welche sich die Eingeweide des Bergs entluden. Seitdem ist er wieder ruhig; aber auch wenn er ruht, so äußern sich doch die unterirdischen

Gewalten auf andern Punkten. So flog 1588 den 13. April auf der Insel Palma ein Berg aus der Erde hervor, auf dem sich ein Krater bildete, der einen 100 Klafter breiten Lavastrom in das 2500 Klafter entfernte Meer ausspie; die Lava erhitzte das Meer so gewaltig, daß in einem großen Umkreise die Fische umkamen. 1646 den 13. November öffnete sich bei Tegalate ein Schlund, aus welchem die Lava hervorstömte und die berühmte Heilquelle, die selbst von Europa aus häufig besucht wurde, verschlang. 1677 geschah eine dritte Eruption auf der Insel Palma und eine Menge Schlünde, die sich bildeten, warfen Asche und Schlacken aus. Am 1. September 1730 zerrüttete eine eben so schauervolle Revolution die schönsten Theile der Insel Lancerote. Es bildete sich der neue Vulkan von Demanfaya, und die Erdsöße dauerten bis ins Jahr 1736. Eine große Anzahl guanischer Dörfer wurden zerstört; das Meer tobte gewaltig, Rauch und Feuer sah man aufsteigen; es erhoben sich spitzige Felsen, welche sich zuletzt mit der Insel selbst vereinigten und diese vergrößerten. 1823 wurden die Vulkane auf Lancerote wieder unruhig, und am 31. August 1824 Morgens um 8 Uhr fand ein gewaltiger Ausbruch auf der Insel Lancerote, eine Stunde vom Hafen Recif, statt. Zwei Tage lang waren demselben unterirdisches Getöse und Erderschütterungen vorangegangen; der Ausbruch dauerte bis 27. September, wo der Berg noch immer nicht betuhigt war und das unterirdische Getöse nicht aufgehört hatte.

Der Boden ist theils kahler Fels und häufig mit Lava und Schlacken bedeckt, theils sehr fruchtbar, besonders in den Thälern und niedern Bergabhängen, die oft schön bewaldet sind und reizende Gegenden bilden. — Das Klima ist mehr trocken als feucht, daher bisweilen Wassermangel, nicht übermäßig warm und daher sehr gesund; die hohen Berge auf Teneriffa \*)

\*) Der 13,278 Fuß hohe Pík ist wegen seiner Steilheit, und weil die Spitze ganz mit Blinsstein und vulkanischer Asche bedeckt ist, äußerst schwer zu besteigen. Rings um den Krater, der genau auf der Spitze sich befindet, ist ein so schmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Vom November bis Ende April ist der Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt. Von der Spitze dieses Kolosses sieht man die Insel mit allen ihren lieblichen Landschaften auf das Deutlichste zu seinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchsichtiger ist, als bei uns. Man sieht aber auch die Abri-

und Palma (bisweilen auch auf Kanaria) sind im Winter mit Schnee bedeckt. Leider sind diese sonst so schönen Inseln im Winter schrecklichen Orkanen und Wolkenbrüchen ausgesetzt; zuweilen fñhlt man auch den glñhend heißen und Alles ausdörrenden Harmattan, der aus der Sahara herüberweht; oft zum verwüstenden Wirbelwinde anwächst und oft sogar gewaltige Heuschreckenschwärme im Meere hertreibt, die sich an den Küsten erheben und große Verheerungen anrichten (1812 lagen die Heuschrecken 4 Fuß hoch).

Die Bewohner (s. Taf. XXVII.) der kanarischen Inseln sind Spanier und Mulatten, wenig Neger; zum Theil stammen sie auch von Normännern ab, deren Abstammung sich noch durch eine weißere Hautfarbe unterscheiden. Sie sind lang und wohlgebildet, von schwarzbrauner Hautfarbe, haben große funkelnde Augen, ein langes, schwarzes, aber fast wolliges Haar. Das Blut der Ureinwohner, der Guanachen, fließt in ihren Adern nur insofern, als die Schönen dieses Volks in den Augen der Eroberer Gnade gefunden haben. — Kleidung und Sprache sind spanisch; die Frauen hñllen sich in dicke Schleier ein; die Priester tragen schwarze Mñntel und bachañalische Hñte. — Die Wohnungen zeichnen sich im Ganzen weder durch Schñnheit, noch durch Grñße aus, und werden von Stein oder auch von Erde erbaut, und mit Ziegeln, wohl auch mit Stroh, gedeckt. Die Stadt Palmas hat mit Tunis und Algier Aehnlichkeit, denn Alles ist flach, Hñuser und Dñcher. Bemerkenswerth ist die Stadt St. Croix auf Teneriffa. Von der See aus gesehen bietet sie keinen freundlichen Anblick. Die Hitze ist außerordentlich grñß; die blendend weißen Hñuser mit flachen Dñchern und ohne Glas-

fenster stehen wie Leichen an die schwarze Felsenwand gelehnt. Orotava hat dñster gebaute Hñuser, welche alle dem Adel angehñren, der ungemein stolz ist. Fñr den angenehmsten Aufenthalt auf Erden erklñren die Kanarier die Stadt Laguna, und sie mñgen Recht haben. Nirgends ist die Luft wohlgeschmeckender als hier. Die Ebene, auf welcher die Stadt liegt, ist von Gñrten umringt, ein kleiner Hñgel, daneben ist von Lorbeeren, Myrten und Meerfirschen bedeckt. Die Dñrfer auf Teneriffa nicht nur, sondern auch auf einigen andern Inseln sind von Palmen umgeben, welche leicht und freudig wachsen. Die Einwohner von Candelaria, einem berñhmten Wallfahrtsort, leben zum Theil in Hñhlen. — Die Nahrungsmittel sind sehr einfach und man lebt ùberhaupt mñßig. Brod kommt, nach der Versicherung mehrerer Reisenden, nur auf die Fische der Reichen; der gemeine Mann macht aber einen Teig aus Weizen- oder Gerstenehl und taucht ihn in Honig oder fette Milch (Goffio). Am armseligsten leben die Bewohner der Insel Palma, obgleich dieselbe fruchtbar und reich an Produkten aller Art ist. Wir fanden, sagt v. Buch, Menschen beschñftigt, die Erde umzuwñhlen, um Hebechowerzel zu sammeln, welche ungemein hoch die Flñche bedeckt. Mit ein wenig Kleien vermengt backen sie daraus ein sehr schwarzes, kñrniges Brod von fast metallischem Glanze und nñhren sich davon nicht etwa zur Zeit der Noth, sondern das ganze Jahr hindurch, und nicht nur Einigen, sondern  $\frac{2}{3}$  der Bevñlkerung von Palma, auf solchem Boden, in diesem Klima, in so herrlicher Lage! eine Folge der Majorate, in welche der Boden der Insel unter die Eroberer vertheilt wurde. An den Frñchten des Drachenbñutbaumes\*) labt man sich in den heißen Tagen des Sommers. —

gen Inseln, das Meer in unermesslicher Ferne, und selbst die Kñsten Afrika's mit ihren unendlichen Waldungen, und jenseits derselben die Spuren der traurigen Sandwñsten. Gewñhnlich besteigt man den Pit von der Stadt Orotava aus, und ùbernachtet auf der Ebene von Retama, die ùber 10 □M. einnimmt, oder auch auf den hñhern Gebirgspalten, die Station der Engländer genannt, wo zwei gerichtigte Felsen eine Art von Hñhle bilden, in der man einige Zuflucht findet. Die Nñchte sind hier schon ziemlich kalt. Von hier wandelt man nun ùber eine sehr steile Gegend zwei Stunden hindurch nach einer kleinen Ebene; von hier aus gelangt man zur Eishñhle und endlich in die Ebene von Rambleta, in deren Mitte sich der Zuckerhut von Piton erhebt.

\*) Dieser Baum wñchst auch auf Madeira, am Kap und in Ostindien, ist einem Palmbaume ùhnlich,

Zu Künsten und Gewerben scheint man keine besondere Neigung zu haben, und es werden daher Schneider, Fleischer, Müller u. a. m. wenig geachtet. Die Kleidung verfertigen größtentheils die Weiber, und die Männer treiben ihre Feldarbeit. Die Bewohner von Teneriffa bauen Getreide, Weinreben, den Dattelbaum, die Banane, das Zuckerrohr, den indischen Feigenbaum, das Arum, dessen Wurzel das Volk zur Bereitung eines nährenden Mehles verwendet, ferner den Ölbaum und europäische Obstbäume. Man hat hier zwei Ernten. Außer den genannten Gewächsen hat man auch mit gutem Erfolge den Brodfruchtbaum aus Otaheiti, den Zimmtbaum der Molukken, den Kaffeebaum Arabiens und den Kakaobaum Amerikas zu pflanzen versucht. Nicht alle Gegenden sind indeß angebaut; theils sind sie zu dürr und unfruchtbar, theils ist es auch das geringe Interesse, welches die Bewohner beim Anbaue haben, da das Grundeigenthum auch auf dieser Insel in Spanien wohnenden Granden zugehört und nur wenige kleine Grundbesitzer hier wohnen. Das Volk arbeitet also auch hier nicht für sich, und daher nur so viel es muß. Sklaven giebt es jedoch nicht. In den schönen, reich bewässerten Thälern der Insel Canaria giebt die Natur drei reichliche Ernten des Jahres; zwei von Mais im Juni und Dezember und eine dritte von Kartoffeln, die dort gern und in Menge gebaut werden. Auf dem Markte findet man Trauben, Maulbeeren, treffliche grüne Feigen, auch Zunafrüchte, alle erquickend und gewürzig. Die meistens so weitläufigen Zuckerplantagen auf den canarischen Inseln sind verschwunden; nur auf Palma findet man noch Pflanzungen, die gegen 1000 Centner Zucker erzeugen; ungefähr so viel, als die Nonnenklöster der Stadt zu ihrem Bedarf verbrauchen. Der ganze westliche Theil der Insel Lancerote ist schwarz, dürr und von

Dammerde entblößt. In der trocknen Jahreszeit verkaufen die Bewohner das Wasser zu einem hohen Preise. Die Bäume werden in einer Art von weißen Schilderhäusern gegen den tödtenden Seewind geschützt und getränkt wie Vieh. Nur wenn endlich im October und November die Regengüsse erscheinen, wird das steinige Erdreich gelockert und mit Weizen oder Eisraut besät. Der Weizen wird nach drei Monaten 25 — 30fach geerntet und nach Teneriffa, Palma und Ferro verführt. Die eingeschaltete Eispflanze giebt mehrere tausend Centner köstlichen und theuern Pavilla. Der Wein ist schlecht, was auch der Fall auf der Insel Fortaventura ist, wo er nur zum Brantweinbrennen gebraucht wird. Weizen und Gerste gedeihen hier in nassen Jahren im Ueberfluß, in dürren Jahren aber ist Zufuhr nöthig. — Die Viehzucht ist nicht bedeutend und scheint sich hauptsächlich auf die dahingebachten europäischen Hausthiere zu beschränken, denn von Säugethieren ist wohl nur die Ziege, das Schaf, das Schwein und der Hund einheimisch. Die Pferde stammen aus der Berberei, sind hier zwar klein, aber sehr gut. Kameele sind in großer Zahl vorhanden; sie werden als Zugvieh gebraucht, aber auch geschlachtet und eingesalzen. Auf Fortaventura hatten sich einst die Esel so sehr vermehrt, daß sie verwilderten und ungeheuern Schaden anrichteten und den Bewohnern nichts übrig blieb, als entweder die Insel zu verlassen, oder eine allgemeine Jagd gegen die Esel zu unternehmen. Sie wählten das Letztere und gegen 9000 Esel blieben im Kampfe. — Das Vieh auf der Insel Ferro, die sehr arm an Quellen ist, soll sich gewöhnt haben, Seewasser zu trinken; dadurch wohl etwas klein bleiben, aber doch sehr gutes Fleisch geben. — Zum ersten Male treffen wir auch hier in Afrika eine Mannigfaltigkeit von Singvögeln an. Un-

---

und trägt Früchte wie gelbe Kirschchen. Aus ihm fließt ein dunkelrother harziger Saft, der verdickt und getrocknet Drachennblut heißt, in der Medicin als zusammenziehendes Mittel, und außerdem zum Malen und Lackiren gebraucht wird. — Auf Teneriffa steht in einem Garten jener berühmte Drachensbaum, der unstreitig der älteste Baum auf der Erde ist, denn er wurde schon vor den Quanchen als heilig verehrt und war 1407 eben so groß als jetzt. Seine Höhe beträgt über 60'. Der Umfang des Stammes an der Wurzel ist 45'; 10' oberhalb der Erde hält er noch 12' im Durchmesser, so daß der ganze Stamm eine mittlere Dike von 33' 8" hat. Im Februar 1822 warf ein Sturm bürre Theile der Krone herab. Der noch stehende Theil indeß grünzt noch immer und trägt jährlich Früchte.



tere Canarienvögel stammen von hier ab, hauptsächlich jedoch von *Montana clara*; man sieht sie in großen Schaa ren; sie singen auch hier außerordentlich schön. Schöner aber, als unsere Canarienvögel, singt noch ein anderer Vogel auf Teneriffa, der sich jedoch niemals fangen läßt und sich vor dem Käfig zu hüten weiß. Humboldt spricht mit Entzücken von seinem bezaubernden Gesange. — Die Bewohner der canarischen Inseln treiben ansehnlichen Handel. Ihre Ausfuhrartikel sind: Seide, Soda, Pech, Honig, Wachs, Seesalz und Schwefel, vorzüglich aber Wein, dessen Bau nur zu diesem Zwecke unternommen wird. Er ist unter dem Namen *Canariensect* bekannt, und wird auf Teneriffa in 3 Distrikten erzeugt, welche zusammen jährlich ungefähr 20,000 Pipen liefern, wovon 12,000 ausgeführt werden. Insbesondere thut der Kapwein dem von Teneriffa großen Eintrag. Außerdem wird Orseille\*) ausgeführt, eben so auch Barilla, die aus dem Eistrant gezogen wird. Der Handelsverkehr wird dadurch noch bedeutender, daß diese Inseln häufig als Erfrischungstationen von Schiffen besucht werden.

Was den Charakter betrifft, so sind die Canariier ein ehrenfestes, nüchternes und religiöses Volk; ihre Kräfte und ihr Fleiß entwickelt sich mehr in der Fremde als zu Hause. Man findet sie häufig als unternehmende Kolonisten in Amerika, wo sie sich durch Industrie, Geist und außerordentliche Thätigkeit auszeichnen. Sie wandern gern aus und sind im Allgemeinen ein ausgezeichnetes Volk. Die herrschende Religion ist die katholische; doch duldet man auch Protestanten, besonders die reichen Kaufleute. Der Bischof wohnt in der Stadt Palmas auf Canaria. Hier steht die schöne und ansehnliche gothische Domkirche *di Justicia*, der Palast des Bischofs, der Domherren, die Häuser der Kanonikatsfamilien und der Majoratsherren der Inseln, zwei Nonnenklöster und ein Franziskanerkloster. Der Bischof theilt mit dem Könige und dem Kapitel die Einkünfte der Insel; sein Palast ist der Mittelpunkt aller Be-

wegung, so wie die ganze Insel auch nur für das; was mit dem Bischof in Verbindung steht, Interesse hat. Als Leopold v. Buch auf der Insel war, war Don Nicolas de Berdugo Bischof, ein aufgeklärter Mann, der wissenschaftliche Bildung unter der canarischen Jugend mit vielem Eifer zu befördern suchte. Doro ist der Herbstsitz des Bischofs im tiefen Thale, wohin sowohl ein wunderthätiges Marienbild, als auch eine Salzquelle die Menschen zieht.

Ureinwohner: Guanachen.

Die Ureinwohner, welche Juan de Balthencourt und Cadiser de Sale vorfanden, als sie 1204 zuerst auf den Canarien landeten, und von welchen nur noch vor einigen Jahren ein Paar Familien auf Teneriffa lebten, die von dem spanischen Hofe eine Pension erhielten, sind bloß noch als Dorrleichen (Mumien) in einigen Grabhöhlen (s. Taf. XXVII.) vorhanden, daher als eine verschwundene Nation zu betrachten. Mantaja und Vittoria, zwei Flecken, sind berüchtigt durch die Niederlage der armen Guanachen (Guanischen), die hier vergebens ihr Blut versprigten, um ihr schönes Vaterland von den Eindringlingen zu befreien. — Dieses Volk verstand die Kunst, die Leichen einzubalsamiren, und naheten sie dann in Ziegenhäute, worauf sie in Särge, aus Einem Stück Holz gemacht, gelegt und in Grotten beigelegt wurden. Diese Mumien riechen angenehm, zerfallen aber in Staub, wenn man sie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Kultur dieses Volks, von seiner Achtung des weiblichen Geschlechts, von seinen reinen Sitten und von seiner aristokratischen Verfassung. Seine Sprache stimmte einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten festen Landes reden. (Wahrscheinlich gehörten die Guanachen zum Stamme der Berbern). Sie waren schön gewachsene Leute, groß und stark. Sie lebten von den Heerden ihrer Vöcke und Ziegen, kleiden sich in die Felle derselben, die sie sehr

\*) eine Felsenflechte, mit welcher Scharlach gefärbt wird.

schmiegfam zuzubereiten verstanden, und trieben überdies Jagd, Fischerei, Getreide- und Obstbau.

Die Erziehung der Kinder bestand in Ringen, Springen, Laufen, Werfen. Ganz junge Kinder mußten anfangs den aus welcher Erde gemachten Kugeln auszuweichen suchen; dann nahm man Müsse zu demselben Zweck; dann folgten kleine Kugeln, dann stumpfe und endlich spitze Pfeile. Sie wurden durch solche Uebungen so gewandt, daß sie den kräftigsten und schnellsten Steinwürfen ausweichen konnten. — Die Wurfspiele wurden mit großen steinernen Scheiben gehalten. Ringspiele durfte Niemand ohne Erlaubniß des Kriegsraths und Oberpriesters anstellen. Die Kämpfer warfen sich erst; jeder hatte drei Steine. Dann ging man mit Keule und Dolch bewaffnet auf einander los. — Aeltere und Vorgesetzte wurden mit vieler Ehrfurcht, Verwandte mit Liebe behandelt; sie waren streng gegen Verbrecher, hatten ihre Priester und verehrten ein höchstes Wesen. Nicht nur einen Gott, sondern auch einen Teufel glaubte man. Man hatte Wahrsagerinnen, Jungfrauen zu den gottesdienstlichen Gebräuchen und eine Art Vestalinnen, welche die Bitten des Volks der Gottheit in heiligen Höfen vortrugen, in welchen sie täglich Milch opferten. Sie führten im Fall eines allgemeinen Gebets die feierlichen Processionen an, und brachten die Opfer auf den Bergspitzen. Eigene Jungfrauen wuschen den neugeborenen Kindern den Kopf; — Thiere zu tödten war bei ihnen verabscheut — daher stand die Rasse der Schlächter in tiefer Verachtung. — Stehlen galt auf der Insel Ferro als Beweis großer Geschicklichkeit. Dem weiblichen Geschlechte war selbst durch Gesetze große Achtung gesichert. — Das Volk war in drei Klassen getheilt: Fürsten, Edle und Landleute. Jede Familie baute ihr Feld selbst. Das Einbalsamiren der Todten war das Geschäft einer eigenen, aber eben darum verächtlichen Menschenklasse. Man findet noch in mehreren Grotten Teneriffa's Mumien (Xaro), die sehr merkwürdig sind. — Die Dichtkunst scheint unter ihnen ebenfalls in hoher Achtung gestanden zu haben, und manche ihrer alten Lieder sind noch übrig geblieben. Beim Ausbleiben des Regens

wurden Opfer gebracht, welche in einem jungen Schweine bestanden. — Ihre Musik hatte meistens schwermüthige Melodien. — Ihre Tänze sind noch jetzt nicht unbekannt, und Männer und Frauen tanzten in Reihen einander gegenüber unter der Musik von Tambourins, Rohrflöten und des Pfeisens auf den Fingern. Auch mit Gesängen begleitete man den Tanz. Die Kunst, auf den Fingern zu pfeifen, sollen sie so gut verstanden haben, daß man den Laut über eine Meile weit hörte, und wenn sie in ein Zimmer pfften, so wurde der Zuhörer wenigstens auf vier Wochen taub. — Die Wohlbeleibtheit galt ihnen auch für Schönheit. Eine Braut wurde einen Monat lang eingesperrt, mit nahrhaften Speisen gefüttert und aller Geschäfte entledigt. War sie dann noch zu mager, so wurde sie verstoßen und konnte nicht Frau werden. — Auf Lancerote soll die Sitte Tibets, nach welcher eine Frau drei Männer hatte, statt gefunden haben. Die Bevölkerung soll einst so groß gewesen sein, daß man aus jeder Ehe nur das erste Kind leben ließ. — Man wohnte auf einigen Inseln häufig in Höhlen; Arme wohnten in Häusern, denn die Grotten waren am theuersten. Man hatte mancherlei Geräthschaften — Idole, Stühle von Steinen, hölzerne Spaten und Gefäße, lederne Säcke für Mehl und Eßwaaren, lederne Beutel und Taschen, Keulen mit den Spizen im Feuer gehärtet, Wurfspieße, hölzerne, aber sehr scharfe Schwerter. — Die Bewohner von Palma litten oft an einer ausgebreiteten Krankheit, in welcher sie sich sehr nach dem Tode sehnten. Der Unglückliche, welcher den Tod wünschte, ließ seine Freunde zusammen kommen und rief schmerzlich: „Ich will sterben!“ Die Verwandten machten ihre Vorstellungen; halfen aber diese nichts, so hüllte man den Kranken in Bindeln aus Ziegenfellen, trug ihn in die gewählte Begräbnishöhle, setzte ihn unter die dortstehenden Xaros oder Mumien, stellte einige Gefäße mit Milch vor ihn hin, und überließ ihn seinem Schicksale. — Die letzten Guanachea, welche noch übrig waren, betrachteten sich immer noch als die rechtmäßigen Inselbesitzer, betrugen sich stolz gegen die Spanier,

und nahmen ihren Jahrgehalt, wie man einen Tribut nimmt.

Die Bewohner der Inseln Madeira und Portoſanto.

Madaira (Holzinsel; Madeira heißt auf Portug. Holz) wurde 1519 von den Portugiesen Zargo und Zaireira entdeckt und in Besitz genommen, und enthält auf 25 Quadratmeilen 100,000 Einwohner. Die ganze Insel ist eigentlich ein einziger ungeheurer Felsblock, der sich von Osten nach Westen hinzieht; ein ausgebrannter Vulkan. Die Dammerde, welche sich durch Verwitterung der Lavamassen und der vulkanischen Asche gebildet hat, macht die Insel überaus fruchtbar. Als sie entdeckt wurde, war sie von oben bis unten mit einem ungeheuren Walde bedeckt, der, aus Muthwillen oder absichtlich angezündet, 7 Jahre lang gebrannt haben soll. Der Anblick der Insel ist ungemein erfreulich: eine prachtvolle Vegetation, nebst dem schönen Anbau der artigen Städte und Dorfschaften und einem gewissen Anstrich von Wohlhabenheit machen einen angenehmen Eindruck. Wie schwebende Gärten sind die Waldspartien übereinander gelagert; verschiedene Bäche, welche von den höchsten Gegenden in die tiefsten Schluchten herabströmen, theilen das Land. Wahrscheinlich war Madeira schon den Alten bekannt und wegen des Drachenbluts, das auch hier vorkam, berühmt. Die Insel wird in zwei Capitanien, Funchal und Machico, und 37 Pfarreien getheilt. —

Nordöstlich von Madeira liegt die dazu gehörige kleine Insel Portoſanto. Sie ist 4 bis 4½ deutsche Meilen lang, unfruchtbar, schlecht bewohnt, hat nur einen Flecken oder Villa in einem Thale voll Weinberge und ungefähr 700 Einwohner. — Madeira war der Königin D. Maria treu geblieben; allein der brave Gouverneur, Oberst Baldez, wurde, als D. Mi-

guels Truppen 1828 landeten, von seinen Soldaten verlassen und mußte sich flüchten. D. Miguel hat die Insel wie ein erobertes Land behandelt und die Güter der Wohlhabenden eingezogen.

Die Bewohner der Insel Madeira (so wie auch Portoſanto's) bestehen aus Portugiesen, als Herren der Insel, Mulatten\*) und Negern, sind braun, stark, muskulös, aber nicht schön, sondern plump gebildet, mit schwarzen Augen und schwarzem Lockenhaar, das sich bei einigen wollartig kräuselt; die Füße sind groß, was wohl eine Folge des vielen Bergsteigens sein könnte. Als außerordentlich galant stellt sich der Madeirer dar, denn er wird vor keinem Frauenzimmer vorübergehen, oder es auch nur in der Ferne sehen, ohne es zu grüßen; kommen Damen, die in Palatins getragen werden, zum Besuch, so wird einer jeden Dame allezeit der Herr des Hauses auf der Straße entgegenkommen, sie an der Hand auf das Zierlichste und Höflichste in das Haus führen. Sind der Damen mehrere, so wirbt man wohl noch einige Männer, damit jeder derselben ihre Ehre widereinfahre. Die Madeirinnen sind indessen nicht weniger als schön; sie haben einen starken Hang zum Fettwerden und plumpe, negerhafte Züge. — Das Volk ist mäßig, fromm, gutmüthig und gefällig. Der Adel ist faul, träge, dem Wohlleben stark ergeben und daher, trotz der gesunden Luft, sehr kränklich. — Man lebt größtentheils von Brod, Zwiebeln und anderem Wurzelwerk, von der Karonswurz, Kastanien und süßen Kartoffeln, und von etwas Fleisch; man trinkt bloß Wasser, oder auch Lauer (ein dünnes Getränk, welches aus dem auf die Weintrestern gegossenen Wasser durch Gährung gemacht wird). An Festtagen ißt man Fische, die jedoch, des häufigen Fastens wegen, nicht hinreichen, daher ihnen die Engländer Stöckfische zuführen. Uebrigens ißt der gemeine Mann, bei seiner einfachen Kost, dennoch vergnügt und

\*) Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch seltener der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wie die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil dort Fröhsit oder Elaverei von der Mutter ererbt wird.

tanzt des Abends nach einer Guitarre. — Die Tracht der arbeitenden Menschenklasse besteht in einem groben Hemde; leinenen Schifferhosen, und auch wohl noch einem Kamisol von Tuch; die Frauen tragen Röcke und enge Leibchen, auch wohl einen weiten, aber kurzen Mantel. Der Kopf ist völlig unbedeckt. Unverheirathete binden die Haare oben auf dem Wirbel des Kopfs zusammen. Vornehme gehen französisch und meistens schwarz gekleidet; aber die Kleider scheinen seit einem halben Jahrhundert aus der Mode gekommen zu sein, denn man kauft alte Kleider von den Engländern. — Die Wohnungen sind ziemlich nach morgenländischer Art eingerichtet. Die Häuser der Hauptstadt Funchal sind weiß angestrichen, meist 2 Stock hoch und haben flache Dächer, — von gehauenen oder gebackenen Steinen, zum Theil dunkel, denn nur die der englischen Kaufleute und vornehmsten Einwohner sind mit Glasfenstern versehen; die übrigen haben gemeinlich Läden von Lattenwerk, welche aufgemacht, oder nöthigenfalls ausgehoben werden können. Die untern Zimmer sind Wohnungen für Bediente oder Waarenlager. Die Kirchen und Klöster sind im schlechten Geschmacke erbaut, nur das Franziscanerkloster ist etwas schöner. — Die Viehzucht wird zwar nicht vernachlässigt, aber auch nicht mit Eifer betrieben. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hierher gebracht; jenes wird zwar nicht so groß, wie bei uns, hat jedoch gutes Fleisch, letztere sind klein, gazellartig und klettern über die steilsten Abhänge hinan. Von Geflügel giebt es mehrere Arten; von Wild nur Kaninchen; von Vögeln so ziemlich die meisten unserer europäischen Arten, die Schwalben bleiben hier das ganze Jahr über; Schlangen giebt es nicht, aber von Eidechsen wimmelt die Insel. Die Einwohner vertilgen sie, indem sie einen großen messingenen Kessel in die Erde graben und sie hineinlocken, wo sie dann zu Tausenden gefangen werden und umkommen. — Wo nur ein Stückchen ebenes Land anzutreffen ist, wird es angebaut. Der Pflug ist nicht im Gebrauche, da die Beschaffenheit des Landes kein Räderwerk zuläßt; Alles wird mit der Hacke

bearbeitet. Das Landeigenthum ist unter Wenige vertheilt, die es wieder an Pächter verpachten. Wo sich ein wenig feuchtes Sumpfland findet, pflanzt man die Zehrwurzel, *Arum esculentum*; die Blätter geben Schweinesutter, die Wurzeln Mehl. Es wird auch Weizen und Gerste gesät, reicht aber bei weitem nicht hin. Die Gärten liefern unsere Obstsorten in köstlicher Vollkommenheit, aber auch Pisangs und Ananas. Zuckerrohr (hier ward es im Abendlande zuerst gepflanzt; von hier aus ging es nach den Canarien und Amerika über) wird wenig gebaut. Am meisten beschäftigt man sich mit dem Weinbau. Zur Begünstigung desselben wird das Wasser in alle Theile der Insel durch Kanäle geleitet, damit jeder Inhaber von Weinbergen, die ohne Bewässerung nicht gedeihen, davon Gebrauch machen könne; darum werden Weinberge immer mit großen Kosten angelegt und nur wo Wasser zu haben ist. Sie sind mit Mauern, oder auch mit Hecken von Granaten, Myrten und Rosenstäuben umzogen. Die Weinpflanzungen (von Neben aus der Insel Kreta) liefern jährlich 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Dhm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die beste Sorte ist der Madeira-Malvasser (in England Malmsey genannt), der selbst dem berühmten Dry-Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deshalb Dry (trockner) Madera, weil er aus demjenigen Saft zubereitet wird, der den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Es ist ein Irrthum, daß der Maderawein, um den höchsten Grad der Güte zu erlangen, drei Mal die Linie müsse passirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde; denn obgleich manche Ostindiensfahrer denselben auf ihrer Hinfahrt einnehmen, um ihn bei ihrer Rückkunft theurer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereisen dem Madera zuträglich sind; so kann man doch nur sagen, dieser Wein habe die Linie zweimal passirt; denn bei der Lage der Insel auf der nördlichen Halbkugel ist ein dreimaliges Passiren der Linie für denjenigen Madera, der in Europa getrunken werden soll, eine Unmöglichkeit. Die Weinberge werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehn-

theile des reinen Ertrages gehören dem Pachter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eins dem König und eins der Geistlichkeit. Der Handel ist meistens in den Händen der Engländer. — In Schulen fehlt es; seit Aufhebung der Jesuiten giebt es keine öffentlichen mehr, außer dem bischöflichen Seminario. Die Einkünfte des Bischofs, der seinen Sitz in Funchal hat, betragen 30,000 fl.; in vier Franziskanerkloöstern sind 80 bis 100 Mönche, in eben so viel Nonnenkloöstern bei 300 Nonnen. Die Nonnen des Klosters Von Jesus dürfen den Orden verlassen und heirathen. — Portugal hält hier einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte (500,000 Piaſter), welche die Ausgaben für die Befoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. — Die Militärmacht besteht aus einem Bataillon Infanterie, mit vier Kompagnien Artillerie, einem Bataillon Freiwilliger und der Milizregimenter von Funchal, Machico (s. Taf. XXVIII.) und Catholla. Die Insel ist gut besetzt, und bedarf wenig Vertheidigung, um uneinnehmbar zu sein.

## II.

### Die Völker Mittel-Afrika's.

Es begreift folgende Länder: 1) Abyssinien, 2) Nubien, 3) Senegambien, 4) den untern Theil von Sudan oder Nigritien, 5) Oberguinea, 6) die Küstenländer Adel und Ujan, 7) die Inseln des grünen Vorgebirges.

#### 1. Die Bewohner Abyssiniens.

Unter dem Namen Abyssinien oder Habesch, welchen letztern Namen aber die Eingebornen als Schimpf betrachten, und dafür lieber Itjobaran, augenscheinlich Aethiopien, hören, begreift man das gewaltige Hochland, welches in völlig unbekannter Ausdehnung nach W. und S., westlich von der Straße Bab el Mandeb liegt und sowohl die östlichen Nilquellen, als den Ursprung zahlreicher anderer gegen S. und O. strömenden Flüsse, die Wä-

terscheide des Mittelmeeres und indischen Oceans, enthält. Wahrscheinlich ist Habesch nur der nordöstliche Theil des großen Hochlandes des innern Afrika's. Ein großer Theil selbst dieses östlichen Abschnittes ist noch sehr unbekannt; bedeutende Landstriche haben wir jedoch durch die Engländer Bruce (1770), Salt und Walentia (1805 u. 1810) näher kennen gelernt. Das eigentliche Hochland ist das Land Marea und Kaffa, im S. von einer Gebirgskette begrenzt, an deren südlichem Fuße der Zibi oder Kibi entspringt. Seine Höhe ist noch ungemessen; jedoch scheint kein Theil desselben die Schneelinie (14,000 F.) zu erreichen. Der dürre Küstenstrich, der durch eine 4 Tagereisen lange (von N. nach S.), eine Tagereise breite Salzfläche, auf der das reinste Steinsalz in natürlichen Tafeln die Oberfläche deckt, vom Berglande getrennt wird, ist abschreckend; fruchtbar und waldbreich hingegen sind die höheren, reich bewässerten Stufenländer; selbst die eigentlichen Hochflächen sind nicht den asiatischen Steppen gleich, sondern freilich meistens waldlose, aber gras- und getreidereiche Ebenen mit sehr milder Luft, während die tiefern Thäler, besonders aber die sandigen Küstenstriche, die volle Gluth der afrikanischen Tropenhitze fühlen. Die Gewässer dieses Landes sind zahllos; sie alle nimmt der Blaue Fluß und der östlichere Takazze auf. Der Blaue Fluß, oder die östliche Nilquelle, entspringt im Lande der Agows in einem Gebirge, fließt dann nordlich 26 Meilen weit zum tiefer liegenden See Tzana oder Dembea, der 9 bis 10 Meilen lang ist und mehr als 20 Inseln enthält. Der Takazze entspringt im Gebirge Samen. Zu diesem gehört vielleicht der östlichere Mareb, der aber, wie man behauptet, in Nubien einen Sumpf bildet, vielleicht nur bei hohem Wasserstande ihn erreicht. Am südöstlichen Abhange des Landes fließt der Habasch und Anazo gegen O., beide wenig bekannt; kaum ein Bächlein bewässert die unwirthbare Küste. Einige Seen sollen auf dem Hochlande sein. — Die Regenzeit oder der Winter fängt erst recht merklich in der Mitte des Junius an, wiewohl die Regen schon vom April an fallen, und hört

im Anfang, zuweilen aber erst gegen Ende Septembers auf. Täglich regnet es, wenn auch nur wenig; früh zwar ist meist noch Sonnenschein, aber während des Mittags und nach demselben ziehen sich die Wolken zusammen, und gegen zwei Uhr beginnen die höchst furchtbaren, nicht selten mit Hagel begleiteten und zerstörenden Gewitter, und drei bis vier Stunden erfolgen heftige Regengüsse, während welcher alle Arbeiten und Verrichtungen aufhören. Große Ströme schießen durch die Thäler hin, welche zum Theil morastig und unwegsam werden; jeder niedergetretene Fußsteig scheint ein Strom geworden zu sein, und die Wasser rauschen noch mächtig dahin, wenn sich der Himmel schon längst wieder bis zum heitersten Blau aufgeklärt hat. December und Januar sind die heitersten Monate. Uebrigens nimmt der Habeschiner vier Jahreszeiten an, wie wir. Sein Frühling dauert vom 25ten September bis 25ten Dezember. — Die Hitze in Habesch mag in den meisten Thälern ziemlich bedeutend sein, ja, es heißt, der brennende Sand trenne die Haut von den Füßen und die Steine glüheten. — Am heftigsten soll dies der Fall am rothen Meere auf der platten Küste sein; in den übrigen Gegenden aber ist sie erträglich, denn in den Gebirgen wird durch die hohe Lage und durch große Waldungen, wie durch viele Winde die Gluth außerordentlich gemäßigt. In den höchsten Gebirgsgegenden ist oft die Kälte beschwerlicher als die Hitze, doch ist es nirgends so kalt, daß die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt bleiben, wiewohl zuweilen Schnee fällt. Einige Tagereisen vom rothen Meere entfernt zieht sich von Norden nach Süden eine Bergreihe hin, welche eben solche Erscheinungen hervorbringt, wie man in Ostindien wahrnimmt. Es herrscht immer Sommer an der einen Seite, wenn an der andern Winter ist, oder es regnet an dieser, und ist heiter und trocken an jener Seite. Die Regen- oder Winterzeit, jenseits der Gebirge nach der Meeresküste zu, dauert vom October bis April, diesseits oder westlich der Gebirge ist in der nämlichen Zeit das schönste Wetter. Es ist bemerkenswerth, daß unter dem 16ten Grade nördlicher Breite die tropischen

Regen ein Ende haben; und so kann man plötzlich aus dem Winter inden heitersten Sommer kommen, durch den Unterschied einer einzigen Tagereise. In dieser Scheidungslinie giebt es fast nicht Morgen- und Abenddämmerung, sondern die Nacht tritt ein, sobald die Sonne untergegangen ist und die Sterne gehen auf. Tag und Nacht sind von ziemlich gleicher Länge. — Da von den ungeheuern Regengüssen viele Sümpfe und Seen stehen bleiben, so muß die Luft ungesund werden, und es entstehen mancherlei Krankheiten, die erst mit dem November aufhören. Diese Krankheiten müssen freilich durch den beständig plötzlichen Wechsel der Tageshitze mit der Nachtkälte vermehrt werden. — Im Innern des Landes sollen die Winde sehr heftig sein, besonders in der Regenzeit. Sen-dos oder Tromben sind hier sehr gewöhnlich. — Habesch gehört zu den reichsten Ländern der Erde; die Natur hat es mit Thieren, Pflanzen und Mineralien in größter Fülle ausgestattet; der Regen ist so groß, daß das fruchtbare Land jährlich drei Ernten liefert. Alle europäischen Hausthiere sind hier ausgezeichnet, namentlich die großen Sangaos, durch ihre oft vier Fuß langen Hörner berühmt; die Schafe sind klein und schwarz, Ziegen giebt es in großer Menge. Kameele werden nur in den niederen Gegenden gebraucht. Wild ist in großer Menge, und eben so Büffel, Elephanten, Nashörner mit 2 Hörnern, Flußpferde, besonders Hyänen, Löwen, Bären, Schakals, Affen, Zebra's, Giraffen, Zibethhagen, Krotobille, Riesens- und andere Schlangen; eine unendliche Zahl wilden Geflügels, namentlich auch Adler, Geier und Falken; Bienen sind wild und zahm vorhanden, unter diesen eine Art ohne Stachel. Die Zugheuschrecke richtet gewaltige Verwüstungen an, und giftige Schlangen, Skorpione und Muskitos sind höchst lästig. Die Gebirge sind wahrscheinlich reich an Metallen, aber man gewinnt nur Gold, meistens aus Stüßen, wenig Eisen und andere Metalle. Steinsalz findet sich in der Salzebene in unerschöpflicher Menge, und Stücke davon cursiren im Lande als Münze, deren Werth mit der Entfernung vom Fundorte steigt. Man hat

das herrlichste Obst, Südfrüchte, Zuckerrohr, Senesblätter, Baumwolle, Flachs, Tabak, große Waldungen von Ebern, Buchen und Fichten, Aloe, Myrthen und viele andere nützliche Pflanzen. Drei Abyssinien eigenthümliche Baumarten sind: der Dornstrauch *Cantuffa*, den Salt zum ersten Male in Urum sah; die Kusso (*Banksia abyssinica*) und der Wangeri (*Cordia abyssinica*), nach Murray die Erster der heil. Schrift, welche im Lande auch Arze genannt wird. — Das ganze Abyssinien wird gegenwärtig in drei besondere von einander unabhängige Staaten oder politische Herrschaften getheilt: Tigré, Amhara, Schoa und Esat, mit 4 bis 5 Millionen Einwohnern auf 15,300 □ Meilen. — Außer den Habeschinern findet man in diesen Reichen die Agows, Gallas, Schangallas, auch Juden oder Falasshas, Araber und noch einige wilde Stämme.

Die Abyssinier oder Habeschiner  
(Taf. XXVIII.)

ein afrikanisches Stammvolk, gehören, wie die Berbern, Kopten oder Urdgypter, Araber und Mauren, zu dem kaukasischen Stamme. Der Abyssinier ist schön gebaut, groß, schlank; stark gegliedert, ist seine Gestalt imponirend, wenn er aus seinen großen feurigen Augen gewaltige Blicke hervorwuchtet. Schwarz in den tiefer liegenden Gegenden und an den Ufern der Seen wird er, je höher, desto brauner, welche Farbe bei den Weibern in das Weiß übergeht. Obgleich der Abyssinier in der Mitte Afrika's lebt, so ist seine Körperbildung doch durchaus nicht negerartig, seine schöne Gesichtsbildung ist europäisch, seine Gesichtsförmigkeit oval. Dieses beweisen die schönen großen Augen mit dem etwas geneigten innern Augenwinkel, die regels-

mäßige Form des Kinns im Verhältniß zu den Backenknochen, mit denen es ein regelmäßiges Dreieck bildet; die Lippen sind dick, aber nicht aufgeworfen, die Zähne blendend weiß, aber nicht hervorragend. Alle diese Züge zeichnen auch die Kopten (s. II. Abth. S. 10) aus und finden sich in den Gesichtern der Sphinx und altägyptischen Bildwerke wieder, eben so wie an den Mumien Schädeln in den Katafomben. Diese Beobachtungen beweisen hinlänglich, was schon Herodot annahm: daß die Abyssinier, das Stammvolk, welches das niedriger liegende Nubien und nach und nach Nubien und Aegypten im Alterthume bevölkerte, mit den Altägyptern einer und derselben, nämlich äthiopischer, Abkunft (s. Taf. XXIX.) sind. Die Kopten sind der Rest jener alten, einst so ausgezeichneten und seit Psammetich so unglücklichen Völker, die durch Druck und Leibeigenschaft entartet sind. Nur in Abyssiniens Hochgebirgen hat dieser Menschenstamm seine Selbstständigkeit bewahrt, mit einer Sprache, die zwar gegenwärtig von der koptischen ganzlich verschieden erscheint, aber noch zu wenig erforscht ist, um ihr den Zusammenhang mit der altäthiopischen Sprache abzusprechen. Daß die Abyssinier nicht arabische Abkömmlinge, sondern Aethiopier\*) sind, beweist noch ihr abgöttischer Nubien, der sich bis heute neben dem Juden- und Christenthume erhalten hat; ihre ägyptische Bauart der Wohnungen, die mit denen in Nubien vorfindlichen Höhlenbauten des unbestrittenen Alterthums so sehr übereinstimmen; ihre indisch-ägyptische Neigung zum Pyramidenbau über ihren Gräbern, die selbst in der Urgeschichte Aegyptens als äthiopischer Geschmach bezeichnet wird; ihre Schreibart von der Linken zur Rechten, die von der arabischen so verschieden ist; endlich ihr eigenthümliches altes Alphabet. Die Königsgeschichte Abyss-

\*) Einst begriff man unter Aethiopien alle Südländer, unter Aethiopiern alle dunkelfarbigen Völker; heutzutage kann unter Aethiopien nur das Land Habesch verstanden werden. Nach der Vorstellung der Griechen erstreckte sich Aethiopien vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange, umfassend alle Völker, dem Südrand der Erde bewohnend. Der arabische Meerbusen schied sie in östliche und westliche Aethiopiern. In den ersten wurde nach den alten Schriftstellern ganz Südafrika, so weit es bekannt war, gezählt. Wirklich deutet auch Alles darauf hin, daß Indien das Stammland dunkelfarbiger Völker sei, von wo aus die Kolonien nach Afrika gewandert und früher schon sich hier einheimisch gemacht haben. Mehr als Einmal eroberten die Aethiopiern Aegypten.

finiens geht weit über die Geburt Christi hinaus, und es ergibt sich daraus, daß schon frühe Handelsverbindungen zwischen Aegypten und Abyssinien statt fanden auf dem rothen Meere. Dieses geschah zu der Zeit, da das arumitische Reich, das jetzige Tigré, blühte, und so, wie jetzt, der Mittelpunkt abyssinischer Macht war. Diese arumitische Macht herrschte einst über das rothe Meer und erhob sich zu solcher Wichtigkeit, daß sie der südliche Grenzstein ward, an dem sich die welterobernde Bath sowohl der Römer als Parther brach; ja die römischen Kaiser bezahlten sogar den Arumiten Tribut bis zu der Zeit, wo Muhamed ihrer Herrschaft ein Ende machte. Das, wodurch der Aethiopier Afrika's wohlthätig auf die Menschheit wirkte, war seine Staatseinrichtung, seine Kunst, seine Kenntniß dessen, was auf leibliches Wohlbefinden und Lebensdauer Einfluß hat. Diese Kenntnisse gaben diesen Völkern schon im Alterthume den Ruhm: Aethiopien, das fernste der Länder, erzeugt die schönsten und lahglebendsten Menschen! Auch der Abyssinier, immer unter freiem und schönem Himmel lebend, von warmer Vergnügung gestärkt, in der er sich auf seinen Jagd- und Kriegszügen stets bewegt, gedeiht hier vortrefflich. Frühe Mannbarkeit und außerordentliche Fruchtbarkeit, verbunden mit einem langen Leben und unbeschwertem Alter rechtfertigen den Ausspruch Herodots, der sie langlebend und schön nennt. Das Mädchen tritt im 10. bis 12. Jahre, der Mann im 14. Jahre in die Ehe. Das Weib hört aber nach dem 20. bis 25. Jahre schon auf, Kinder zu gebären. Eben deshalb und weil in diesen Ländern nun einmal mehr Weib als Männer geboren werden, ist Vielweiberei, trotz des Christenthums der Einwohner, im Gebrauch. Salt machte mit Scham Boldo Bekanntschaft, des 40 Weiber und über 100 Kinder hatte. Der Priester des Nil, bei dem Bruce wohnte, hatte 70 Kinder, darunter 50 Söhne. — Die Nahrung der Abyssinier ist einfach, meist Milch, Brod aus Weizen oder Teff, das, wie einst im Orient, aus schnellgebacknen, flachen, anderthalb Fuß im Durchmesser haltenden Kuchen besteht; Fleisch von Kindern oder

Hammeln, Geflügel, Honig und Butter. Als Gewürze dient Pfeffer und Salz, das aber erst von der untern Salzterrasse heraufgebracht werden muß. Interessant ist die Schilderung eines Gastmahls, wozu der Ras von Tigré den englischen Consul Salt einlud und das wir hier aus seinem Bericht unsern Lesern zum Besten geben. Ein großer niedriger Tisch stand in der Mitte des Saales. In einer Art Verschlag, dessen Boden 6 Zoll über den Saalboden erhöht war, stand ein Sofa mit Polstern von Seide, hinter diesem ein Sitz aus Leder. Der Ras setzte sich auf das Sofa und ließ den Engländer auf dem andern Sitze Platz nehmen, während sich die übrigen Gäste mit untergeschlagenen Beinen an den Tisch hinter den Ras und in mehreren Reihen hinter einander setzten. Ein Ball von Teffkuchen, dritthalb Fuß im Durchmesser, umgab den Rand des Tisches; innerhalb desselben standen die Gerichte, als: Ragouts von Hühnern, Hammelfleisch, dicke Milch und Chi. Eine Menge feiner Weizenkuchen in Rollen war für den Ras aufgesetzt. Er brach diese und theilte davon aus, womit dann das Zeichen zum Anfange des Mahls gegeben war. Sklavinnen wuschen sich die Hände, tauchten Teffkuchen in die Gerichte und vertheilten sie unter die Gäste; dem Ras und den Hauptlingen leistete ein Mann dieselben Dienste. Auch Kibbe aus geronnener Milch, Kräutern und Teff wurden herumgereicht; das Köstliche blieb aber erst zu erwarten, nämlich die Driede. Ein Ochse wurde außerhalb des Saales geschlachtet, ganz auf die Weise, wie wir dies auf den Basreliefs der Denkmale der Nilländer finden. Mit zusammengebundenen Füßen wird das Thier auf die Erde gelegt, ein krummes Messer trennt den Kopf desselben beinahe ganz vom Rumpfe, während welcher Operation eine Gebetsformel gemurmelt wird. Mit der größten Schnelligkeit wird dann die Haut abgestreift, Eingeweide, Lungen und Leber herausgenommen und nach geringer Reinigung von der Dienerschaft verschlungen. Das Hintertheil und das Herz werden als die besten Theile betrachtet. Das Fleisch wird nun noch warm, wie es ist, und während die Muskeln noch zittern, den Gästen, die



sich bereits bei den übrigen Gerichten gelabt haben, aufgetragen. Das rohe Fleisch oder Briede, aus ganzen Keulen sammt den Beinen bestehend, wird nun bei den Großen herumgetragen und jeder schneidet sich ein tüchtiges Stück davon mit seinem krummen Messer herunter. Dieses Fleisch wird nun sehr geschickt in halbe Zoll dicke Streifen geschnitten und diese in den Mund gesteckt; sie füttern wohl auch Andere, die sie dieser Gunstbezeugung würdig finden, damit. Jeder von ihnen kann eine tüchtige Portion dieser Speise vertragen, und während der Mahlzeit ging die Maise in Gläsern herum; die Busa, ein anderes Getränk, wird in großen Hörnern des Gusch oder wilden Ochsen herumgereicht. (Diese Hörner sind oft 4 Fuß lang.) Hat nun eine Gesellschaft abgespeist, so macht sie einer andern Platz, auf welche oft noch drei bis vier folgen. — Das gewöhnliche Getränk ist Maise und Busa. Die Maise wird aus Honig und Gerste durch Gährung bereitet, womit dann eine bittere Wurzel, Taddo genannt, versetzt wird. Es ist also eine Art Bier und wird bei jedem Besuche servirt. Die Busa ist ebenfalls eine Art Bier, wird aber nur bei festlichen Gelagen aus dem erwähnten Guschthorn getrunken. An Fasttagen, welche hier Mittwoch und Freitag sind, werden nur Fische und Früchte gegessen, und erst nach Mitternacht ordentliche Mahlzeit gehalten. Selbgenet, aber dennoch wahr, ist mitunter die grausame Gewohnheit, Fleisch auch von lebendigen Thieren zu essen. Es wird aus den fleischigen Theilen geschnitten, die Wunde mit der Haut wieder bedeckt und geheilt. Sast bestätigt diese Aussage; Bruce und Pearce waren Augenzeugen davon, daß Soldaten, die müde und hungrig waren, Kindern, die sie zum Lager trieben, nächst dem Schwanz pfundgroße Stücke ausschneiden, roh verzehrten und das so mißhandelte Vieh reitend zum Lager trieben. In gewöhnlichen Jahren, wo weder durch

Dürre Viehsuchen eintreten, noch durch Heuschrecken die Ernte vertilgt wird, sind Lebensmittel wohlfeil und im Ueberflusse vorhanden. — Die Wohnungen sind wo möglich alle auf Spitzen der Berge erbaut und dienen eigentlich nur zum Schutze während der Regenzeit. Das Baumaterial ist Holz, Lehm, Stroh und Rohr; Kalk wird nur in Gondar\*) gebraucht, dessen Anwendung ihnen von dem Engländer Pearce gelehrt wurde. In Baharnegash (im Reiche Tigre) haben die Häuser flache Dächer, weiter hinauf sind sie kegelförmig. Auch haben sie der Höhlen statt der Wohnungen sich noch nicht ganz entwöhnt. Man errichtet nämlich Mauern in geraden Winkeln an den jähesten Bergabhängen, legt ein Rasendach darüber, so daß es mit dem Bergabhänge völlig eins wird und das Ganze dadurch das Ansehen einer Höhle erhält. Auch natürliche Höhlen werden zu Wohnungen benutzt, eben so wie sowohl Wohnungen, als Kirchen und Tempel selbst seit den uraltesten Zeiten in den Felsen gehauen werden. Die Häuser der Vornehmen haben einen Hof, um welchen nach der Sitte des Alterthums mehrere Zimmer herumgehen. Der Fußboden dieser ist mit Teppichen belegt; an den Wänden umher stehen Divans zum Sitzen. Die Residenzen der Könige zu Gondar sind unter Leitung der Portugiesen erbaut. Städte giebt es im Lande sehr wenige, aber alle Höhen und Thäler sind mit einzelnen Wohnungen bedeckt, in denen bei aller Armuth die Gastfreiheit einheimisch ist. Adowa, die Hauptstadt von ganz Tigre, liegt am Abhange eines Hügel. Die Häuser sind afrikanisch, d. h. kegelförmig; zwischen den engen Straßen sind kleine Gärten, welche die Häuser mit Wanzabäumen umschatten und dadurch dem Ganzen wirklich einen schönen Anblick verleihen. Eine mit Bäumen durchschattete Stadt in den Tropenländern nimmt sich nämlich um so reizender aus, als die Beleuchtung von einem so schönen Himmel einen

\*) Gondar ist die Hauptstadt Abessinien's, in Amhara gelegen, auf einem Hügel von ansehnlicher Größe, und besteht zu Friedenszeiten, welche freilich selten sind, aus ungefähr 10,000 Familien. Die Häuser sind meist von Lehm mit kegelförmigen Strohdächern. Am Westende der Stadt liegt die königliche Wohnung. Sie ist ins Viered gebaut, hat an den Ecken Thürme und war ehemals 4 Stodwerke hoch. Jetzt liegt sie größtentheils in Trümmern. Das Audienzzimmer ist 120 Fuß lang. Der ganze Palast ist mit einer starken, 30 F. hohen Mauer umgeben, deren vier Seiten über eine engl. Meile Länge betragen.

eigenen Zanber darüber aufgießt. In der Schönheit des Ortes gefällt sich noch das in dieser Gegend so seltene Glück, daß es von drei Bächen, welche das Thal durchströmen, bewässert wird. Udowa hat ungefähr 300 Häuser und 8000 Einwohner, ein Mißverhältniß, das nicht zu erklären ist. Seit Ras Michael, der seine väterlichen Grundstücke hier besitzt, Herr des Landes geworden ist, ist es die Hauptstadt von Tigré. Sein Wohnhaus zeichnet sich von andern wohl durch Größe, nicht aber durch die Form aus; es liegt auf dem Hügel, der die Stadt beherrscht, und sieht mehr einem Gefängnisse, als Palast ähnlich, weil theils darin, theils umher immer 3 bis 400 Gefangene, von denen manche bereits 20 Jahre in Eisen geschlossen sind, umhergehen. Viele sitzen in Käfigen, wie wilde Thiere eingeschlossen. — Die Kleidung der Abyssinier ist einfach bei den ärmern Klassen, theils aus Fellen, theils aus Baumwollenkleidung bestehend. Ein Beinkleid und ein Tuch um die Schulter vollendet den ganzen Anzug. Die Vornehmen hingegen haben ein Hemd von weißem indischem Zeuge, sehr fein und mit bunter Seide gestickt, die Ärmel sind enge; darüber werden mehrere Talare aus Baumwollstoffen geworfen. Arm-, Hals- und Fußspannen sind von Silber. Rothe Pantoffeln werden aus Aegypten eingeführt, schwarze im Lande verfertigt. Die Weiber verhalten sich bis ans Kinn, und wie in China fallen die Ärmel bis auf die Nägel herab. Das Haar wird mit wohlriechender Pomade eingerieben und mit Pulver aus Gewürznelken gepudert. Die Augenbraunen sind schwarz gefärbt. Die gelbbraunen Bewohner des bergigen Gebietes Baharnegash tragen den Kopf bloß, an den Füßen Sandalen, um die Schulter ein Ziegenfell und um die Lenden ein Baumwollentuch. Sie tragen ihr Haar durch Kunst gekräuselt. Ein jeder trägt ein hölzernes Stäbchen bei sich, mit dem er die Locke hält und um das Stäbchen in die Schraube wickelt, bis es sich in der erlangten Form erhält. Die Männer tragen zwei Lanzen und einen Schild von Ochlenhaut in den Händen. Ein krummes Messer, dessen Klinge unten ungefähr 2 Zoll breit ist, spitz zuläuft und 16

Zoll lang ist, steckt auf der rechten Seite in einem baumwollenen Gürtel, der sechsmal um den Leib gewunden wird. — Industrie anlangend, so besteht dieselbe in Ausübung der allernothwendigsten Handwerke, des Ackerbaues und der Viehzucht. Nur in Udowa giebt es Tuchmanufakturen, welche eine große Menge geringes Tuch in Stücken von 16 Ellen Länge und 7 Viertel Breite liefern, im Werthe eines Thalers. Die'se Tuch ist auch statt Geldes im Gebrauch. Sie verfertigen auch feine Gewebe, die zur Bekleidung der Vornehmen dienen; von diesen kann aber ein Arbeiter nur 13 Stück des Jahres fertigen, da die Werkzeuge noch immer dieselben sind, wie zur Zeit der Königin Sabä. Getreide wird hinlänglich gebaut, namentlich gedeiht das allgemein gebaute Teff vortreflich auf der Höhe, aber nicht mehr in der Tiefe, wo nur das Locossugras, auch eine Art Getreide, wächst. Fremd sind der Hochterrasse Citronen und Orangen, so wie das Zuckerrohr. Die Orangen und andere edle Früchte sind wahrscheinlich erst von den Portugiesen eingeführt, eben so die Dattelpalme. Die Ensete, eine Art Musa, pflegt man sorgfältig. Die Früchte derselben sind nicht genießbar, da die darauf wachsenden Feigen geschmacklos sind. Will man sich der Ensete zum Essen bedienen, so schneidet man sie unmittelbar über den Wurzeln ab und noch etwas höher, wenn der Stamm alt ist; darauf wird der obere Theil gehäutet bis auf das Weiße, in Milch weich gekocht und mit Butter gegessen. Dann ist es eins der herrlichsten Nahrungsmittel, gesund, wohlschmeckend, sehr nahrhaft und sehr leicht zu verdauen. Die Weinrebe ist wahrscheinlich erst von den Portugiesen als Kulturpflanze eingebracht worden, denn daß die Abyssinier keine Weinsäuer von Anbeginn sind, beweist, daß sie ihn, außer beim Abendmahle, nie genießen. Der Wein zu diesem heiligen Behufe wird nur in dem kleinen Distrikte beim Emtras gebaut, wo vortrefliche Trauben wachsen. Der größte Reichthum der Bewohner des mit Alpenweiden bedeckten Hochlandes besteht in trefflichen Pferden, welche die treffliche Reiterei beritten machen, die den Kern des abyssinischen Heeres bildet. Sie dienen zum

Kriege, wie zur Jagd, die zur Hauptbeschäftigung gehört. Es giebt auch Maulthiere und Efel, als die einzigen Lastthiere; vorzüglich aber Herden einer schönen Rinderrasse. Die Ochsen und Kühe sind von großer Schönheit, haben meist eine vollkommen weiße Farbe und bis an die Knie reichende Wammen; Kopf, Hörner und Klauen sind besonders wohl gebildet; die Hörner stehen weit aus einander, wie bei den Rindern Ungarns, und das Haar ist wie Seide. Die Schafe sind durchgehends schwarz, groß und mit großen Köpfen und kleinen Ohren, haben Haar statt Wolle, sehr glänzend, aber nicht borstig. Doch sind sie nicht so fett, und ihr Fleisch ist nicht so wohlschmeckend, wie in heißen Ländern. Die Ziegen sind ebenfalls groß, aber nicht langhaarig. Gesagt werden in den Niederungen die wilden Ochsen oder Guschts, Elephanten, Rhinoceros, Kameele und die Riesentagen. Bis auf die Höhe der Alpen steigt aber die Hyäne, welche hier Zuber genannt wird, und zwar in so großer Zahl, daß sie ihr Geheul sogar in den Straßen Gondar's zur Nachtzeit erheben. Zu ihrer Vermehrung trägt der eigenthümliche Aberglaube der Abyssinier bei; denn diese halten sie für nichts geringeres, als bezauberte Juden oder Falaschas, welche vom Gebirge Samen herabsteigen; deswegen werden die Hyänen, welche das überall sehr häufig geschlachtete Vieh bis in die Wohnungen der Menschen lockt, nicht verfolgt, noch gejagt. Indessen giebt es weder Zebras, noch Giraffen auf dem Hochlande, beide werden aus den südlichen Ländern eingeführt; obwohl die Felle dieser beiden Thiere zu den größten Kostbarkeiten des Landes gehören, da sie ein Hauptschmuck der Kavallerie sind und einen wesentlichen Han-

delsartikel bilden. — Der Handel könnte sehr bedeutend sein, mag es auch zur Zeit Salomo's, wie der Krumiten, gewesen sein; innere und äußere Revolutionen haben ihn indeß vernichtet. Mangel eines Hafens am Meer, Unsicherheit der Gebirgspässe durch wilde Herden, Mangel an Straßen und Brücken, da man mit Lastträgern durch die oft reißenden Fluthen der Ströme setzen muß, die nicht selten Last und Träger verschlingen; Willkühr und Erpressung der innern mangelhaften Pöbel, besonders endlich der Mangel an Treue und Glauben, da die Abyssinier das lügenhafteste und treulosste Volk der Erde sind; diese Umstände alle machen regelmäßigen Verkehr beinahe unmöglich. Dessen ungeachtet führen die Engländer jährlich um 250,000 bis 300,000 Piaster Waaren aus Indien in den Hafen von Massowah ein. Gold gilt als Münze und cursirt in Stücken von der Größe einer Nadelspitze bis zu der einer Erbse; es ist sehr rein und von derselben Beschaffenheit, wie das Gold in Sudan. Als Scheidemünze gilt Salz, welches in so höherem Werthe steht, als es höher in das Hochland hinaufkommt. Die Stücke sind 10 Zoll lang und 3 breit, und 35 gelten auf der Salzebene\*) einen Dollar, erhalten aber in Samen und Gosjam den doppelten Werth. Maß und Gewicht sind sehr unvollkommen; als Elle wird noch immer die Länge eines Mannsarmes vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gebraucht, wie im Alterthum. Das schändliche Gewerbe der Christen und Muhamedaner in Diran (Provinz im Gebiete Baharnegash im Reiche Tigré) besteht im Kinderhandel. Die Christen bringen die in Abyssinien gestohlenen Kinder nach Diran, wo sie die Moxyren in Em-

\*) Diese Ebene über den sandigen schmalen Küstenstreich von Dankali ist 4 Tagereisen, also 16 deutsche Meilen lang und 4 Meilen breit. Sie ist durchaus mit einer sich immer wieder erscheidenden Kruste von Steinsalz der besten Qualität bedeckt. Wenn man von der Küste her diese Ebene betritt, so ist eine Viertelstunde weit der Boden schlüpfrig, die Kruste dünn, und man sinkt nicht selten ein. Weiter hin wird die Decke hart, kristallisirt und einer Eisfläche gleich. In der Mitte dieser Ebene erheben sich zwei kleine Hügel von seltsamem Ansehen. Wo die Kruste am dicksten ist, wird das Steinsalz in Stücken, wie unsere Schleifsteine ausgehauen. Das Salz läßt sich sehr leicht abspalten. Dasjenige, welches unter der ersten Oberfläche liegt, ist sehr hart, weiß, dicht und rein, je tiefer aber, desto gröber und weicher wird es, bis es eine Zeit lang der Luft ausgesetzt ist. Diese Salzebene versteht ganz Abyssinien mit Salz, und am Gebirge Senafe im Westen residirt ein Oberhaupt oder Schun, der für den Ras von Tigré den sehr beträchtlichen Salzzoll nimmt. Eine Kameellast von 200 Stück zahlt davon 11 als Zoll, eine Maulthierlast zu 50 Stück zahlt 9 Stück, eine Eselast 6 Stück, nur das von Menschen getragene ist zollfrei. Bewundern muß man die göttl. Vorsehung, welche dieses für das Bestehen der organischen Wesen so unentbehrliche Mineral überall in so reichen Magazinen niedergelegt hat.

pfang nehmen, um sie zum Verkauf in den Hafen von Massowah\*) zu bringen, von wo sie nach Arabien und Indien ausgeführt werden. Die Geistlichen der Provinz Zigré sind selbst mit diesem Handel einverstanden, und Bruce führt uns folgendes Beispiel an: „Zwei Priester in Zigré waren lange vertraute Freunde gewesen und wohnten in der Gegend des Felsen Damo. Der Jüngere war verheirathet und hatte zwei Söhne, der Andere war alt und hatte keine Kinder. Der Alte warf ihm eines Tages vor, daß er seine Kinder zu Hause müßig gehen ließe, ohne sie eine Handhierung lernen zu lassen, um ihr Brod zu verdienen. Der Andere schätzte seine Armuth vor. Der alte Priester erbot sich, seinen ältesten Sohn bei einem wohlhabenden Freunde unterzubringen, wo es ihm an nichts fehlen würde. Doch er hatte kaum den zehnjährigen Knaben in Empfang genommen, als er ihn nach Diran schickte und verkaufen ließ. Nach einiger Zeit verlangte der jüngere Bruder, den ältern besuchen zu dürfen, aber der Priester wollte nicht einwilligen, wenn nicht auch die Mutter mitginge, welche sich dazu bereben ließ, aber nebst ihrem Sohne zu Diran verkauft wurde, während der Alte die Nachricht brachte, es gehe Allen so wohl, daß sie eine Zeit lang dort verweilen wollten. Einige Zeit darauf wollten beide mit einander gehen, um die Familie abzuholen. Das geschah, aber der junge Priester selbst war bereits an einen andern Mohren, als der die Familie gekauft hatte, verhandelt. Die Mohren lockten nun aber auch den Alten in die Falle und schleppten ihn auch fort. Sie wurden alle nach Massowah gebracht, und die Kinder nebst der

Mutter nach Arabien verkauft. Für die zwei Alten aber wollten sich keine Käufer finden; das Oberhaupt der Mohren berichtete also dem Ras Michael von Zigré, da es Priester wären, wolle er sie wieder zurückstellen. Der Ras aber ließ ihm melden: er möge sie zu seinen Kaplanen behalten, in der Hoffnung, er würde sich mit der Zeit zum christl. Glauben bekehren; wo nicht, so möge er sie den übrigen nach Arabien nachschicken, es wären noch genug von dieser Gattung zu Damo, um den Handel zwischen Diran und Massowah fortzusetzen. Bruce versichert, diese Begebenheit aus des Ras eigenem Munde zu haben. Durch diese fluchwürdige Industrie ist Diran blühend. — Der größte Theil des Handels überhaupt ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken.

Eigentliche Landeskreligion ist auf dem Hochlande das Christenthum, freilich sehr entstellt, hat sich aber an diesem Volke dennoch insofern bewährt, daß es dasselbe vor gänzlicher Verwilderung und Entsittigung bewahrt hat. Dieses hat noch keine Religion gewährt, denn verwilderte Völker sind die eigentlichen Wilden, da zu der natürlichen Roheit sich die Laster der Civilisation noch hinzugesellen. Der Geist des Christenthums hat die Abyssinier nicht so tief sinken lassen, und leicht ist ein Wiederaufleben möglich. Früh schon erbaute sich hier das Christenthum eine Kirche, denn die Bewohner der Liaréterrasse wurden unter den Aethiopiern die ersten Christen, Echatam, auf welchen Namen sie heute noch stolz sind. Frumentius, der Apostel der Aethiopier, landete zu Arketo (dem Hafen Massowah gegenüber auf dem Festlande) und ward erster Bischof zu Arum\*\*),

\*) Der Hafen der Insel Massowah ist von jeher der besuchteste auf der ganzen Küste des rothen Meeres gewesen. Er gewährt selbst den größern Schiffen Sicherheit, die bis ans Ufer kommen können, wo sie keinen noch so starken Sturm von welcher Seite her immer zu fürchten haben. Bei den Griechen führt er den Namen Sebastos, wegen seiner großen Umfangs. Die Insel selbst ist klein und scheint wirklich von der Natur in der Absicht, hier einen sichern Hafen zu bilden, erbaut zu sein. Sie ist jetzt zum großen Nachtheil Abyssiniens in den Händen der Türken, wird von einem Araber beherrscht, der von dem Hafen- und Waarenzoll ein starkes Einkommen genießt. Hier liegen große Trümmer, Säulen, Bassins, Gebäude aus klastergroßen Quadern.

\*\*) Das Alter von Arum ist noch nicht ermittelt; der Name der Stadt kommt erst bei den Schriftstellern des ersten Jahrh. vor Chr. vor; die ältern Schriftsteller kennen ihn nicht. Erst seit dieser Zeit kommt er bei Ptolemäus und den spätern Schriftstellern vor. Indessen sprechen die Denkmale, welche aus verschiedenen Zeiten sind, dennoch für ein höheres Alterthum. Die Geistlichen zu Arum erzählen, daß 1070 eine Königin von Amhara, Namens Gadi, oder ein anderer Eroberer, Abuna David, jene Denkmäler zerstörte. Arum ist bereits seit wenigstens 1200 Jahren der Sitz einer christl. Kirche; die

unterstützt von seinem frommen Gefährten Andesius. Die Lehre fand Eingang, ganz Tigré nahm in kurzer Zeit das Evangelium an, viele fromme Männer kamen aus Aegypten, aus der Hauptgemeinde zu Alexandrien, in dieses Alpenland, wo von ihnen zwischen 470 und 480 viele der Felsenkirchen erbaut wurden, die bis heute noch in so großem Ansehen stehen. Der Oberpriester Abysiniens erhielt hier den Namen Abuna (unser Vater), was so viel als Patriarch ist; er mußte immer ein Ausländer sein und stand unter dem Patriarchen von Alexandrien, wodurch die Verbindung Abysinians mit Aegypten noch mehr befestigt wurde. Unter Calab Megus, einem der berühmtesten Könige von Arum, leisteten die Aethiopier den Christen in Arabien mächtigen Beistand, und als Muhameds Fanatismus die Kirche Christi bedrängte, war Abysinien die treue Beschützerin des Kreuzes. Im ewigen Kampfe mit den Anhängern Muhameds und den heidnischen Regententhümern ist Tigré seit mehr als tausend Jahren das Bollwerk christlichen Glaubens, auf dessen Gipfel das Kreuz fest steht. Die Abysinier waren tapfer genug, gegen den sich erhebenden Islam durch Einfälle in Arabien zu kämpfen; allein bald ergoß sich der glühende Strom der Wüste über die civilisirte Welt und Muhameds Schaaaren landeten an den afrikanischen Küsten des rothen Meeres. Ihr siegreiches Schwert, das sich gegen das Kreuz erhoben hatte, verschaffte zuerst an den Küsten dem großen Propheten Anhänger. Adal, Zeila, Dalkali, Bagtur folgten der neuen Lehre. Die moslemänischen Aethiopier verbanden sich bald an und machten nun jährlich wüthende Einfälle in das abysinische Hochland. Dieses war der gesuchte Bund der Dobas, die heute noch, wiewohl weniger blutdürstig, an der südöstlichen Grenze von Tigré wohnen. Sie nahmen zum Genossen nur denjenigen auf, der schon eine Anzahl Christen erlegt hatte. Unter dem siegreichen Moslim Mahomet Gragné, König von Adal, war Abysinien in größ-er

Gefahr, ganz untersucht zu werden, als der Himmel Hülfe sandte und 1520 unter der Regierung des Königs David die erste portugiesische Gesandtschaft erschien. 1542 langten unter der Regierung des Kaisers Klaudius von Diego de Gama befehligte Truppen an, die Sache der Abysinier triumpvirte und ihre Religion und Unabhängigkeit war gerettet. Indessen konnte nicht verhindert werden, daß 1558 Selim Boscha den Hafen von Suakim und Massowah eroberte, und die Abysinier alles Zutritts zum Meere beraubte. Da jedoch auch die Muhameder unter sich zerfielen, ihre Kraft in diesen Gegenden verloren haben und ihre Herrschaft im arabischen Golf im Abnehmen ist; so hat sich auch Abysinien seines Hafens wieder bemächtigt, den Baharnegash wieder hergestellt und den Zugang zum Hochlande erleichtert. — Das Gewicht, welches die Portugiesen, diese eifrigen Katholiken, durch ihre Hülfsleistungen in Habesch erhalten hatten, wußte der Papst zu benutzen, die dem monophysitischen Lehrbegriffe (s. Abth. II, S. 10) folgenden Abysinier zur römischen Kirche zu bekehren. Die erste Gesandtschaft des Papstes bestand aus den Patern Andrada und Bermudez, nebst dem gelehrten Kaplan Alvarez. Als diese Gesandten nach sechsjährigem Aufenthalte mit Briefen des Kaisers David nach Europa zurückkamen, legte der Papst Paul III. in Rom das Kollegium S. Stefano für die Abysinier an, und ernannte Bermudez im Jahre 1540 zum Patriarchen von Aethiopien. Ein abysinischer Priester, Peter, kam um diese Zeit nach Europa, als Ignatius Loyola den Plan zur Mission nach Aethiopien entwarf, und durch den Papst zwei Prälaten, Nuñez Varetto und Andrea Oviedo, mit derselben beauftragt wurden. Der erste starb in Indien und nur der zweite langte 1557 glücklich in Abysinien an, wo er bis an sein Ende 1577 verblieb, sich sehr klug, großmüthig und fromm zeigte, dadurch großes Ansehen bei den Abysiniern erwarb, und nur gleiche Schüler

jetzige Kirche ist 1657 erbaut. Diese Kirche sowohl, als die ältern Kirchen bestehen aus Materialien der Aethiämer, von denen man nur das verbrauchte, was man nicht fortbringen konnte.

bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen. Obgleich von dieser Zeit an Abyssinien durch den Verlust von Suakim und Massowah immer unzugänglicher wurde, so drangen doch einzelne Geistliche bisweilen dort ein, so 1599 Melchior Sylva, ein muthiger Mönch, als Fälscher verkleidet; 1603 Peter Paez, dieser talentvolle Mann, dem es gelang, sehr großen Einfluß am abyssinischen Hofe zu erlangen; und das große Ziel der Jesuiten, den öffentlichen und feierlichen Uebergang des Kaisers und seiner Familie zur römischen Kirche, zu bewerkstelligen und dem römischen Stuhl zu unangewandten. Leider starb zum Nachtheil der Etablisirung und zum Leidwesen der Abyssinier dieser große Mann bald darauf. Er hinterließ wichtige Handschriften, welche indessen neben andern geographischen Hülfsmitteln in den Archiven Portugals unbenuzt modern. 1623 ging ein neuer Patriarch dahin, nachdem vor ihm der talentvolle Peter Paez da gewesen war. Zehn Jahre blieb er daselbst, bis Don Alfonso Mendez mit Vater Lobo daselbst ankam. Ersterer ist der letzte Patriarch, den Rom dahin gesandt hat. Sie kamen 1623 daselbst an und vernichteten bald durch Unklugheit und Unduldsamkeit, was ihre Vorgänger mit so vieler Vorsicht, Geduld und apostolischer Hingebung gebaut hatten; denn 19 Jesuitenpriester hatten ihren Sitz in Abyssinien aufgeschlagen, und den röm. Kultus eingeführt. Mendez, ermutigt durch die Gunst des Ras Sela Christos, eines mächtigen Mannes, erbitterte durch grausame Intoleranz die monophysitischen Priester und durch sie das Volk. Eine verderbliche Revolution brach aus, Kaiser Socinos, gegen Sela Christos erbittert und von diesem für seinen Thron fürchtend, schlug sich auf die Seite des aufgebrachten Volks, schwor den katholischen Glauben ab, und sein Sohn, der ihm in der Regierung nachfolgte, vertrieb 1632 den Patriarchen sammt seinem ganzen Anhang, bis auf zwei; die trotz des Verbotes auf ihrem geistlichen Posten blieben und hingerichtet wurden. 1648 und 1674 kamen zwar neue Missionäre in Suakim an, allein auch sie wurden umgebracht. Seitdem ward in die gottesdienstlichen

Gebete Abyssiniens die haßverewigende Formel eingeschoben: „Die Schafe Abyssiniens sind von den westlichen Hyänen befreit!“ Diese Formel ist ein gewaltiges Bollwerk, an dem auch jeder spätere Befehrungsversuch scheiterte. Die abendländische Kirche dauert dieses Unglück um so mehr, da dadurch die Verbreitung des Christenthums in Afrika um Jahrhunderte verspätet ward. Der Same der Zwietracht war nun zwischen Volk und Herrscher gesät, und die 114 Jahre, während welcher die Jesuiten da verweilten, waren für Abyssinien ein Zeitpunkt innerer Krämpfe. Seit 1750 fand wieder eine Annäherung statt; drei Franziskaner, die Pater Remedio, Martin von Böhmen, und Antonio von Aleppo drangen bis Gondar vor, wo sie unter Kaiser Yassu II. zu großem Ansehen gelangten. 1776 besuchte der kühne Bruce die Quellen des Nils und verweilte lange in diesem Lande, das ihn gastfrei behandelte. Jetzt endlich scheint Englands Klugheit sich Eingang zu verschaffen. Zweimal hat Salt, britischer Konsul in Kairo, eine Mission dahin vollendet; einmal 1800, das zweite Mal 1809 und 1810. Das zweite Mal überreichte Salt königliche Geschenke an Gewehren, zwei Kanonen, für die Hauptkirche des Landes zu Ghelikut eine schöne Marmorplatte zum Altare, gemalte Fensterscheiben und das Bild der Jungfrau Maria. Die Einweihung dieser Gaben geschah unter den Tönen einer Handorgel, wobei die Abyssinier in Staunen und Freude den Ausruf: Ezub! ezub! hören ließen. Man darf hoffen, daß die frommen Bemühungen der brittischen Gesellschaft für Abyssinien dieser alten, ehrwürdigen, seit 330 nach Chr. Geb. bestehenden Kirche neues Leben und neuen Aufschwung ertheilen werde, was um so mehr zu wünschen ist, da selbst der Name des Christenthums seit der Zeit immer mehr in Vergessenheit gerathen sein soll, seitdem sie nach dem Tode des letzten Abuna Marcus, abgeschnitten von dem Patriarchen in Kairo, kein kirchliches von ihm eingesetztes Oberhaupt bis 1815 mehr erhalten konnte. Durch die Bibelgesellschaft in London ist bereits die heil. Schrift in

die Amharamundart übersezt worden. Unstreitig bietet sich in diesem Lande dem Missionseifer evangelischer Männer ein großer Wirkungskreis dar. Mit Recht nehmen jene Christenbrüder, die seit Jahrhunderten weder Heidenthum noch Muhameds Lehre, weder Schwert noch Elend von der Religion Christi entfernen konnten, unsre Theilnahme und Hochachtung in Anspruch. Möge in Erfüllung gehen, was ihr Reichswappen sagt! Es ist ein gehender goldener Löwe, im rothen Grunde mit der Umschrift: Der Löwe vom Stamme Juda hat gesiegt!

Die Abyssinier sind, wie schon erwähnt, Monophysiten, d. h. solche Christen, die in Christo nur die göttliche Natur annehmen und sein Menschsein leugnen, indem sie behaupten: Christus habe nur einen Scheinkörper angenommen, der daher auch eines wirklichen Leidens nicht fähig gewesen sei. Sie zählen in Afrika und dem Oriente viele Anhänger, die unter dem Namen Euthyrianer, Jakobiten u. s. w. vorkommen. — Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdachern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln, von Cedern umgeben, in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, Jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls. Von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Streng hängt man an der Ausübung des Religionskultus im Aeußern; man hält die Schale, aus welcher der labende Inhalt verschüttet ist, um so fester! Die Feier der Feste, Haltung der Fasttage, Herfagung der Gebete, Besuchung der Kirchen, Verehrung der Heiligen u. dgl. werden mit Strenge beobachtet. Vom Geiste des Christenthums sind, trotz der Glaubensfehden, in welche ihre Regierung und Geistlichkeit sich verwickelt hat, kaum Spuren vorhanden. Das Kreuz, das auch der gemeinste Abyssinier auf Stirn und Hand eingeätzt trägt, sind nebst dem Rosenkranze die ein-

zigen Zeichen christlichen Ursprungs. Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der abyssinischen Kirche (Nana) wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kairo Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Weihe und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamosats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche (s. Taf. XXIX.) Diese geben vor, vom Orden des heiligen Antonius zu sein und gehören zwei verschiedenen Bruderschaften an. Die von der Stiftung des Abis Terla Haimonat, der das Mönchsleben um 620 in Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehrere, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohlbezagte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abis Eustasius bestehen aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Bruderschaft hat zwar Aebte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, so wie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Clausur binden (frei umhergehen), ziehen herum, handeln auf Märkten und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habessinische Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch besondere Vorrechte. Der Kaiser (Negus) Isa Dwarlu, aus der seit 1268 regierenden Dynastie Salomon, übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hatte, obwohl die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, und konnte 48,000 Mann ins Feld stellen.

Den Ehen steht kein Hinderniß entgegen, daher sie denn früh und zahlreich geschlossen werden. Wie schon erwähnt, konnte das Christenthum die Vielweiberei nicht besiegen, und jeder nimmt häufig so viele Weiber, als er ernähren kann. Wenn die Ehen ohne priesterliche Ein-

segnung geschlossen werden, was sehr gewöhnlich ist, so können sie auch sehr leicht getrennt werden; ist aber Einsegnung erfolgt, und haben beide Brautleute am Hochzeitstage das Abendmahl mit einander genossen, so ist die Ehe durchaus unauflöslich. Der Kaiser darf jedes Frauenzimmer, welches ihm gefällt, unter seine Frauen aufnehmen, doch kann nur eine einzige Zeghe oder wirkliche Königin sein, und ist diese die Tochter eines Vasallen, so muß sie von dem vornehmsten Adel sein, d. h. sehr nahe verwandt mit der kaiserlichen Familie; denn einen andern Adel als denjenigen, welchen diese Verwandtschaft giebt, kennt man in Habesch nicht. Der Abuna kopulirt das Paar; die Kaiserin wird dann in ihr Zimmer geführt, wo den Damen ein Fest gegeben wird, indessen der König in einem Saale dem männlichen Theile der Hofleute auch ein Fest geben läßt, wobei tapfer getrunken wird. Doch nicht durch die bloße Heirath wird die neue Gemahlin Kaiserin, sondern sie muß erst feierlich neben dem Kaiser auf dem Throne gesessen und eine Hofdame muß auf einem Hügel öffentlich ausgerufen haben: „Wir haben unsere Sklavin zur Kaiserin gemacht!“ Den Namen Zeghe kann sie aber doch nur dann erst wirklich erhalten, wenn keine Wittve des vorigen Kaisers mehr am Leben ist. — Will der Abyssinier ein Mädchen heirathen, so macht er die Sache mit den Aeltern des Mädchens ab, welches um ihre Meinung nicht gefragt wird. Die Mitgift besteht in Gold, Vieh und Gewehren; ist dieses Alles in Ordnung, dann versammelt man die Befreunden und erklärt die Ehe für geschlossen. Es wird nun ein Mahl gegeben, nach welchem einige Freunde die Braut auf ihren Schultern in das Haus des Mannes tragen. Die Mutter ermahnt den Bräutigam, seine Pflicht zu erfüllen; glaubt aber dieser am folgenden Tage an der Jungfrauschaft seiner Braut zweifeln zu müssen, so sendet er sie mit Schimpf zurück; sind im Gegentheil die im Oriente so wichtigen

Zeichen vorhanden, so werden sie in das Haus der Mutter gebracht, und von dieser für etwaige sich ereignende Zwiste aufbewahrt, um gegen den Mann als Zeugen zu dienen. Das Weib behält ihren Namen und ihre Mitgift, um sie im Falle einer Trennung von dem Manne wieder mitzunehmen. Sind beide Eheleute einig, sich zu trennen, so treffen sie Verabredung darüber. Indessen zeigt sich ein christlicher Einfluß wenigstens darin, daß die Verwandten eine solche Trennung immer zu erschweren suchen. Die Untreue des Weibes kann mit Verjagung und Verlust der Mitgift bestraft werden. Bei verabredeter Trennung bleiben die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter. — Das Weib ist indessen auch in dem christlichen Abyssinien das Lastthier und ihm fallen die schwersten Arbeiten in und außer dem Hause zu. Feldarbeit, Ernten, das Mahlen des Getreides und Holz- und Wassertragen sind Weiberarbeiten, bei denen man sie obendrein noch immer mit ihren Kindern auf dem Rücken beladen findet. Vornehme Frauen lassen Sklavinnen für sich arbeiten, pflegen ihre Nägel, die sie als Zeichen ihres Müßiggangs lang wachsen lassen und in lebernen Futteralein tragen, damit sie mehrere Zoll Länge erreichen. Die Weiber genießen indessen viele Freiheit, obwohl die Vornehmen sehr eifersüchtig sind. Auf die Erziehung der Kinder wendet man große Sorgfalt.

Die Taufe wird nach Art der griechischen Kirche, mit der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, verrichtet. Wierzehn Tage nach der Beschneidung\*), welche bei den Knaben acht Tage nach der Geburt geschieht, wird er getauft, wobei er vor der Kirchthür gewaschen, mit Wasser besprengt und ihm das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht wird. Erwachsene werden mit noch mehr Feierlichkeit, aber allezeit vor der Kirchthür getauft, da kein Ungetaufter die Kirche betreten darf. Die Ceremonie an einem Erwachsenen wird auf folgende Weise verrichtet. Der Taufling wird von

\*) Nicht nur die Beschneidung, die an beiden Geschlechtern vorgenommen wird, hat man vom Judenthume beibehalten, auch die Mosaischen Verbote der Speisen und Reinigungen werden beobachtet, der Sabbath gefeiert und die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade.



den Priestern gebadet, gewaschen; dann wird das Wasser im Taufbecken, *Mittimaf* genannt, geweiht und etwas vom heiligen Oele, das als Igeit der Patriarch von Abyssinien weihen muß, darauf gegossen; das Oel heißt *Meiron*. Nun tritt der zu Tausende unbefleidet hinzu, wird besprenzt, und entsagt viermal, gegen die vier Weltgegenden gewendet, dem Teufel und seinen Werken; der Vater giebt ihm dann einen Namen und betet das Vaterunser über ihn, wie auch das apostolische Glaubensbekenntniß. Jetzt vollzieht der vornehmste Priester die Taufe, indem er die Stirne mit einem Kreuze mittelst des heil. Wassers bezeichnet und die übliche Formel dabei anwendet, während alle Anwesenden auf den Knien liegen und das Vaterunser beten. Nun werden dem Täuflinge an Gliedern und Gelenken an 36 Stellen Kreuze mit dem heil. Oele gemacht, ein weißes Tuch übergeworfen, und so wird er dem Vatheu als sein Sohn vorgestellt. Darauf geht er zum Abendmahl. Die Beichte wird im Allgemeinen abgelegt und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen; ein Umstand, der englischen Missionären den Eingang sehr erleichtern dürfte. Bei der Einweihung durch die vielen Kreuze wird man unwillkürlich an die Einweihungsformen erinnert, die auf den alten Denkmälern dieses Volks so häufig vorkommen, wo dem Aufzunehmenden aus einer Vase eine Menge Kreuze über den Kopf gegossen werden; was dann darauf hinweist, wie man zur Zeit der Velehrung zum Christenthume in den äußern Gebräuchen so schonend als möglich verfuhr, um dem Evangelium den Eingang zu erleichtern. Das Brod, welches zur Kommunion genommen wird, ist immer frisch, der Wein wird aus rother Trauben gekeltert, und wo er nicht zu haben ist, aus Rosinen und Wasser bereitet. Nach Einsegnung des Brodes und Weines wird geklingelt, und Alles fällt auf die Knie, ohne daß an eine Transsubstantiation, oder auch nur wirkliche Gegenwart Christi geglaubt würde.

Da es Pflicht ist, nüchtern das Abendmahl zu empfangen, so wird es Morgens ausgeheilt. Des ungesäuerten Brodes bedient man sich nur am Gründonnerstage. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücke Brod beim Abendmahl erhalten.

Sowohl das Verhalten der Abyssinier bei Krankheiten, als auch ihre Todtenbestattung hat manches Eigenthümliche. Da sie Krankheiten\*) mehr bösen Geister, als natürlichen Ursachen zuschreiben, so suchen sie sie auch durch übernatürliche Mittel zu heilen. Es werden nämlich alle Kostbarkeiten und Schätze vor dem Kranken ausgebreitet, was dann lärmern kann, versammelt sich, Trommeln, Trommeten, Cymbeln und Lauten werden unaufhörlich in Bewegung gesetzt, um den bösen Geist zu verjagen, und damit so lange fortgefahren, bis der Kranke in den letzten Zügen liegt. Nach seinem Verschwinden wird plötzlich Alles still und auf den größten Lärm folgt die tiefste Ruhe. Der Todte wird auf die Erde gelegt und nun bricht der Sturm aus: alle Anwesende raufen sich die Haare aus, zertragen sich die Schläfe, werfen sich auf die Erde, schluchzen und geberden sich wie Verzweifelte. Freunde, Verwandte, Nachbarn und was des Wegs kommt, vereinigt sich zu dieser Ceremonie, und der ganze Chorus stimmt einen solchen Lärm an, daß der Todte wenigstens vor dem Lebendigbegrabenwerden sicher ist. Sogleich nach dem Tode wird der Leichnam gewaschen, mit Weihrauch geräucheret, in ein Kleid genäht und von den Verwandten auf den Schultern rasch auf den Kirchhof getragen, wo die Priester während der schnellen Beerdigung die gebräuchlichen Gebete hersagen. Wer erblickt nicht darin einen Ueberrest des einst allgemein verbreiteten Judenthums? Damit ist jedoch die Feierlichkeit noch nicht beendet, und der folgende Tag feiert erst das Todtenfest, hier *Tas kar* genannt. Alle Angehörigen und Freunde versammeln nun bei Reichen eine Menge Menschen, bei den Armen nur die

\*) Im Allgemeinen genießt der Abyssinier einer beständigen dauerhaften Gesundheit. Nur zur Regenzeit zeigt sich zwischen Tag und Nacht ein bedeutender Temperaturunterschied und verursacht jene aus Erkältung entspringenden Uebel, die sich in Durchfällen, Salgeschwülsten und Elephantiasis offenbaren; mit der Regenzeit verschwinden diese Uebel, und nur Blinde sieht man häufig.

Nachbarn. Eine Puppe, dem Verstorbenen so viel möglich ähnlich, wird reich geschmückt auf sein Lieblingsmaulthier gesetzt, im ganzen Orte herumgeführt und endlich zum Grabe geleitet. Alle seine Maulthiere und Pferde, nebst einer Menge Klageweiber, folgen nach, das entsetzliche Geschrei, von den Klageweibern geleitet, hebt an, man ruft den Todten beim Namen, erzählt seine Tugenden, macht ihm Vorwürfe: Hastest du nicht Haus und Land? eine Frau, die dich liebte, Kinder und Verwandte? warum hast du dieses Alles verlassen? Ungelängt bei dem Grabe wird das Geschrei verdoppelt, Priester tönen ihr Hallelujah darein, man zerträgt sich das Gesicht. Das Ganze bildet eine so furchtbare Scene, daß der unwissende Ausländer irre wird und gesteht, nie eine Vorstellung davon gehabt zu haben. Aber man denke nur! Nach diesem Schauer erregenden Austritte geht die Gesellschaft nach dem Sterbehause zum Schmaus, und der Geist der Waise und Waise erheitert sein Gemüth gar bald wieder. Ein Ueberbleibsel aus dem hohen Alterthume und zwar der jüdischen Vorzeit mag auch die Sitte sein, daß bei den Christen in Abyssinien die Verwandten des Todten 80 Tage hindurch keine Kleider wechseln. — Die Abyssinier haben mehrere Spiele, unter andern eine Art Kugel- oder Ballspiel, wo oft ganze Dorfschaften sich gegenseitig herausfordern; eine Sitte, welche am Fuße der Pyrenäen unter den Basken ebenfalls angetroffen wird. Auch eine Art Schach oder Brettspiel findet man bei ihnen, aber sowohl die Form, als der Gang der Figuren weicht von der unsrigen ab.

Landessprache war bis im 14. Jahrhundert n. Chr. die altäthiopische oder Geezsprache, und Büchersprache ist sie noch. Aus dem Munde des Volks hat sie sich jedoch verloren, und nur in Tigré wird noch ein Dialekt derselben gesprochen. Die allgemeine Landessprache ist jetzt die Amharasprache, in Europa noch wenig bekannt. Wir wissen noch sehr wenig vom eigentlichen Wesen dieser Sprachen. Es ist noch nicht möglich gewesen, zu erweisen, in wiefern das Äthiopische mit dem Altäthiopischen verwandt sei. Außer dem Am-

haradialekte sprechen noch verschiedene Völker Abyssiniens ihre eigene Sprache, z. B. die Njans die Gallahrede u. s. w. Nur so viel wissen wir gewiß, daß die Koptensprache noch allgemein verstanden wird, und also die Vermuthung zur Tigré- und Amharasprache größer sein muß, als man gewöhnlich glaubt. Gewiß aber irren diejenigen, welche die Abyssinier ein verdorben Arabisch sprechen lassen. Die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Gebetsformeln, die Gesetze, Alles ist in der Geezsprache geschrieben, mithin koptisch, und daß diese Sprache im Wesentlichen, z. B. wie das Neu- dem Altgriechischen, dem Altägyptischen ähnlich sei, wird nicht mehr bezweifelt werden können. Geistescultur ist beinahe verschwunden. Biewohl der Abyssinier in seiner Bildung noch so weit zurück ist, so liegt doch die Schuld nicht an den Anlagen, sondern an der Gelegenheit, dieselben auszubilden. Er soll sehr gelehrig und dabei gutmüthig sein, weshalb man die Sklaven aus diesem Volke in den benachbarten Gegenden überall sehr hoch schätzt. Unter den Edeln ist ein ritterlicher Sinn sichtbar, der es nebst andern guten Eigenschaften wahrscheinlich macht, daß sie aus Nachkommen der ägyptischen Kriegerkaste bestehen, welche unter Psammethich 650 v. Chr. nach Aethiopien wanderte und bei ihren Landesleuten Wiederaufnahme fand. — Die Staatsverfassung war ursprünglich monarchisch. Der Kaiser (Negus) Esa Quartu vererbte die Krone auf seine Söhne, doch so, daß unter diesen die Wahl entschied. [Die alten Könige der Könige und Kaiser von Aethiopien stammen aus einer sehr alten Familie und leiten sich von Salomo und der Königin Saba ab.] Allein die Macht des Monarchen, einst so ehrwürdig und fest, ist durch Uebermuth und Uebermacht des hohen Lehenadels zerfallen. Jetzt haben sich mehrere Ras oder Statthalter unabhängig gemacht und das ganze Land ist in eine Menge Herrschaften vertheilt. Das Staatsoberhaupt wird zwar in Gondar als eine heilige Reliquie noch verehrt, aber sein Titel ist eben nicht mehr, als in den Zeiten Deutschlands betrübten Andenkens der Titel eines Kaisers war. Der

kleinste Nas gehorcht nicht mehr und lehnt sich ohne weiteres auf, sich unabhängig zu machen. Nach den neuesten Nachrichten sollen fünf Nas oder Herzöge sich in die Herrschaft theilen. Sie residiren zu Gondar, Seamon, Gojam, Begende und Arum. Die Nas, Schnur Kantiba und Baharnegasch (d. h. Herrscher der Küste) sind eigentlich Lehensleute, herrschen aber unumschränkt und die Waffen entscheiden über den Nachfolger, sobald einer derselben stirbt. Die Nas werden mit der größten Ehrerbietung behandelt. Sie sind unumschränkte Herren ihrer Unterthanen über Leben und Eigenthum. Ein großer Theil des Morgens wird verwendet, die Klagen derselben zu hören und Streitigkeiten zu schlichten. Sie wollen nichts thun ohne Streit; und die schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, die Leichtigkeit, sie zu umgehen, hat ihnen das Prozessiren zur zweiten Natur gemacht. — Die Einkünfte des Nas bestehen zum Theil aus den Gerichtssporteln der Parteien, und es ist daher natürlich, daß er gern sieht, wenn recht viel einkommt, daher auch eben nicht bemüht ist, Streitigkeiten zu verhindern. — In den einzelnen Ortschaften sind Vorgesetzte die Richter erster Instanz, von ihnen appellirt der unzufriedene Theil an den Nas, der zu jeder Stunde bereit ist, die Parteien zu hören. — Die Gerechtigkeitspflege ist elend. Einen Verbrecher aufzufinden, bleibt dem Kläger überlassen; denn die Obrigkeit bekümmert sich nicht darum. Bei den Muhamedanern wird oft ein Mord mit Geld gefühnt; der Mörder eines Christen wird den Verwandten des Ermordeten zur freien Disposition übergeben, und, von diesen gewöhnlich auf den Marktplatz geführt, mit Lanzen und Dolchen niedergebohrt; nur selten gestattet man ihm, sich loszukaufen. Um einen Uebelthäter vor Gericht zu führen, sucht man den Zipfel seines Gewandes zu erfassen und durch einen Knoten an das seinige zu knüpfen. Als Strafe gilt: das Hängen, Köpfen, Steinen und Güterkonfiskation.

Die Kriegsmacht der Abyssinier ist wegen der ewigen innern und äußern Fehden bedeutend. Seit sah folgende Musterung der

Truppen. Der Nas von Tigré sitzt in einer Hütte, die Truppen defiliren über den Hofraum an ihm vorüber. Zuerst kam die Reiterei, meist in Kinkabs gekleidet, aus gesticktem und mit Gold geblütem, oder aus schwarzem, mit Silber geziertem Damast. Die Zeuge waren wie eine Scherpe um die Schultern geworfen, über der Brust mit einer goldenen Spange befestigt. Um den Kopf trugen sie Binden aus gelbem, grünem oder rothem Atlas, die hinten zugespitzt waren, von denen jedoch lange Streifen während des Reitens malerisch in den Lüften flatterten. Einige hatten auch Binden aus Pelz um den Kopf, was mit dem emporgestäubten Haare die Wildheit ihres Anblicks erhöhte; andere trugen goldene Hörner, entweder mitten auf der Stirn, oder vorwärts gebogen. Mehrere trugen am Oberarm eine silberne Scheibe oder Armbänder von demselben Metalle um den rechten Arm. Alle diese Abzeichen waren der Zahl der erschlagenen Feinde angemessen. Sieben bis achtmal sprengte jeder Anführer um den Hof, dann hielt er vor dem Nas still, erzählte in pomphafter Sprache seine Thaten, und warf als Beweise seiner Tapferkeit die abgeschnittenen Glieder der Feinde vor seine Füße, die vorher oberhalb der Armbänder am rechten Arme hingen. Das Christenthum muß daher hier wohl nie recht lebendig und kräftig in das Leben eingegriffen haben, da es nicht einmal diese barbarische Sitte überwältigte, welche keineswegs Folge neuerer Entartung, sondern Ueberrest aus dem höchsten Alterthume ist. Die Vasreliefs, welche die französische Expedition sowohl, als auch Caillaud und Gau mitbrachten, stellen genau dieselben Scenen aus der Zeit der Pharaone vor. — Nach der Reiterei trat das Fußvolk auf; die Gemeinen in Felle gekleidet, mit Besäßen von blauer und rother Farbe. Die meisten hatten Schild und Speer, einige auch Flinten, aber alle waren ohne Ordnung durch einander, deutlich zeigend, daß jeder Begriff von Kriegskunst ihnen völlig fremd sei. Sie führten Lustgefechte mit Speeren auf. Am Ende der Musterung traten Musikanten auf, die auf Mauleseln saßen, und große Trommeln schlugen, oder die Siegetrophäen in Prozession her-

umtragen, gerade so, wie wir dieses auf den alten Mauern des Mithras abgebildet sehen. Der Ras von Tigre kann 10,000 Mann ins Feld stellen und sie in den Zeiten des Kriegs verdoppeln.

Unter den Bewohnern des Hochlandes findet jedoch auch Verschiedenheit statt. Obwohl abgeschlossen von der übrigen Welt und seit Jahrtausenden ihre Unabhängigkeit behauptend, konnten sie doch dem Einfluß der Zeiten sich nicht ganz entziehen. Seltsam genug weist ihre Geschichte in den frühesten Zeiten auf großen Verkehr mit den Israeliten hin. Dieses Volk hatte einst auch wirklich sehr großen Einfluß auf die Länder der Aethiopier, und wir sehen mit Staunen, daß es eine Zeit gab, wo die Nachkommen der Patriarchen wirklich eine bei weitem größere Rolle auf dem Schauplatze der Geschichte spielten, als ihnen gewöhnlich eingeräumt wird. Daß die Kinder Israels das Rothenland von jeher als ein Brüderland betrachteten, ist sicher; und der Besuch der Königin Saba bei Salomo wird in den Jahrbüchern Abysiniens nicht nur bestätigt, sondern als etwas ganz Natürliches betrachtet. Darum nahmen die Juden bei großem Nationalunglück Zuflucht nach Aethiopien, wo sie nicht nur freundlich aufgenommen wurden, sondern auch die Freude hatten, ihre Religion angenommen zu sehen. Durch das Christenthum überwältigt, haufen im Gebirge Samen bis heute noch

die Falaschas (Abkömmlinge, Erblanten)  
oder Juden,

als eigenes Volk, unter eigener Regierung, Königen und Gesetzen. Diese Erscheinung ist gewiß um so interessanter, als zu bedauern ist, daß wir von ihrer Geschichte nicht besser unterrichtet sind. Merkwürdig ist, daß sie keine hebräischen Bücher haben, sondern die koptische Uebersetzung des ganzen alten Testaments sammt den Apokryphen; wohl ein sicheres Zeichen, daß sie dieselben von den Christen übernommen haben. Auch sprechen sie weder hebräisch, noch eine mit dem Hebräischen verwandte Sprache. Da sie nicht schreiben können, so lassen sie sich

ihre Bücher durch Kopten schreiben. Das Buch Enoch halten sie für das älteste, nach diesem das Buch Hiob. Sie haben Synagogen und seit dem zehnten Jahrhundert ihre eigene Verfassung, die sie noch behaupten. Obwohl sie selbst behaupten, zur Zeit Salomos und Nebuchadnezzars eingewandert zu sein, so ist es doch wahrscheinlich, daß die eigentliche Verbreitung des Judenthums nach Jerusalems Beförderung statt fand. Sie wurden sowohl in Arabien als Jemen im 6. Jahrhundert herrschend und haben sich nach Muhammeds Auftreten nur in Abysinien erhalten. Sie selbst behaupten indessen, ihre Religion, ihren Königsstamm, ihre Sitten rein bewahrt zu haben. Noch immer herrscht aus dem Geschlechte Davids ein König über sie; und selbst nach dem großen Nationalunglücke, als sie oft mit den christlichen Herrschern Abysiniens in Fehde verwickelt waren und in Folge dessen beinahe vertilgt wurden, zählten sie zu Bruce's Zeiten, also 1770, noch 100,000 streitbare Männer. Die Katastrophe, wodurch die Juden, oder wie sie hier genannt werden, Falascha, in die Gebirge Samen zurückgedrängt wurden, erzählt uns Bruce also: „Als Gideon, König der Juden, den Frieden Abysiniens stören wollte, gab der Kaiser Abysiniens, Socinos, 1616, nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die Gallas, Befehl, alle Juden zu ermorden, bis an die Grenze von Samen. Nur wenige entkamen den eben so schnell befohlenen, als ausgeführten Worten, unter ihrem Anführer Phienas. Selbst der König Gideon, ein Mann, der sowohl bei seinen Unterthanen als durch ganz Abysinien in großem Ansehen stand und unermesslich reich war, kam ums Leben. Man glaubt, er habe seine Schätze in den Bergen vergraben und die Abysinier suchen sie bis auf den heutigen Tag noch immer. Die Kinder der Erschlagenen wurden von Socinos als Slaven verkauft: alle Juden, die sich noch im flachen Lande befanden, ward bei Androhung des Todes befohlen, sich taufen zu lassen und dem Judenthume zu entsagen. Sie ließen sich solches gefallen, weil sie kein anderes Mittel sahen; und der König war thöricht genug, sich einzubilden, daß er mit ei-

nem Schlage die Religion, welche lange vor Einführung des Christenthums Landesreligion war, vertilgt habe, indem er auf eine unverzeihliche Art Menschen niedermegeln ließ, die er in ihrer Sicherheit überfiel, weil sie in Ruhe und Frieden zu leben glaubten. Viele wurden auf seinen Befehl getauft, und mußten am Sabbath pflügen und eggen, um ihre neue Bekehrung zu bekräftigen.“ So weit Bruce. Indes ist es gewiß unerwartet, zu sehen, daß es keineswegs der Handel ist, der die Juden hier beschäftigt; sondern es ist Ackerbau und Viehzucht nebst nützlichen Handwerken, besonders Ziegelstreichen, Maurerei und Töpferei, welche letztere sie zur hohen Vollendung gebracht haben, was ihren Hauptwerb ausmacht. Dabei vertheidigen sie muthig ihr Land, und machen der Abstammung vom Löwen Juda und dem Geschlechte Davids durch Muth und Viederkeit Ehre. Immer noch erwarten sie den Messias und leugnen mit Feuer, daß der Scepter je von Juda entwendet worden sei, weil ein Fürst aus diesem Hause über sie regiert, und sind überzeugt, daß alle Stämme vereint und alle Menschen Juden werden bei Erscheinung des Messias. — Auf Abyssinien hat nichts mehr Einfluß gehabt, nichts mehr zur Schwächung und Abnahme des Reichs der Negus beigetragen, als die jährlich sich wiederholenden Einfälle der wilden

#### heidnischen Gallahorden,

die wie der Samum der Wüste hereinstürzen und Schrecken und Verderben verbreiten und trotz der Tapferkeit der Abyssinier immer mehr Raum gewinnen. Sie selbst erzählten Bruce, daß sie vormals da, wo die südlichen Regen aufhören, innerhalb des Wendekreises gewohnt hätten, und daß sie die Führer der Baaren zwischen dem indischen und atlantischen Ocean wären, indem sie das Innere von Afrika mit indischen Baaren versorgten. Sie hatten sich so sehr vermehrt, daß sie mit ihrem Vieh keine Beschäftigung mehr fanden, darum ihre Heimath verließen und sich weiter nach N. wandten. Da sie in der Nähe der Linie regneten,

kalt und trübes Wetter fanden und die Sonne kaum zu Gesicht bekamen — das ganz richtig ist, da es unter der Linie beständig regnet — so zogen sie ungeduldig weiter gegen Norden, bis sie 1537 in der Provinz Bali erschienen, wo sie die Kameel- mit der Pferde- und Ochsen- ver tauschten. Sie sind daher jetzt größtentheils beritten. Schrecklich war diese Bewegung für das abyssinische Reich: die Abyssinier wurden durch sie aus mehr als 40 Provinzen verdrängt, so daß ihnen nur 12 übrig blieben und das Land von seiner Höhe herabgestürzt, seiner Kultur beraubt, in eine Wüstenei verwandelt wurde. Die Abyssinier selbst sind durch die ewigen Kämpfe, die sie ihrer Existenz wegen zu bestehen haben, verwildert und in Barbaren verwandelt worden. Wie die Gothen und Vandalen sich über Europa ergossen, so die Galla über Afrika; wie jene haben auch diese sich einheimisch gemacht, wo sie sich Niederlassungen erzwingen konnten und bald darauf die Sitte der Besiegten angenommen. Ob man gleich nicht beweisen kann, daß sie mit den Schaggavd kern, die sich in andern Gegenden Hochafrika's furchtbar gemacht haben, ein und dasselbe Volk oder verwandt sind; so bleibt doch die gleichzeitige Bewegung der Räuber- und Hirtenvölker Hochafrika's nach allen Seiten hin eine höchst merkwürdige Erscheinung; die größte afrikanische Völkerwanderung, wie Ritter sagt, welche nach West, Ost und Nord die Geschichte aufzuweisen hat. Sonderbar fand sie zu gleicher Zeit mit der Völkerwanderung in Asien statt. — Wenige Zeit darauf, als sich die Galla in Bali und Davaro, wo sie als sehr zahlreiche Stämme unter eigenen von ihnen gewählten Oberhäuptern erscheinen, festgesetzt hatten, drangen sie gegen Angola vor, machten bald darauf Einfälle in Gojam und zogen nun, in viele Stämme getheilt, um das Land Karea und Caffa herum, den Zemberestrom herab, ins abyssinische Alpenland, sengten, mordeten, plünderten und betrugen sich gerade so, wie Gense rich und Attila in Europa. Indem sie jährlich ihre Streifzüge vornahmen, so bemächtigten sie sich, bald Sieger, bald besiegt, des größten Theils aller Provinzen und drangen sogar bis

Gondar und Antafow vor. Der Mittelpunkt ihrer Vereinigung scheint Bizamo, das Land am Malestrom, zwischen dem blauen Nil und dem Bache el Abiad zu sein, durch welches Land die Straße von Gondar nach Narea geht. Dadurch getrennt, theilten sie sich in die östlichen oder Bertuma = Galla (wie einst die Ost- und Westgothen) mit ihrem Oberhaupte, das sie Wooty nennen, und die westlichen oder Boren = Galla, deren Oberhaupt Lubo heißt. Eine dritte Abtheilung drang noch in die Wafaro- und Shoathäler ein, durch welche die alte Residenz Legulat vernichtet wurde. Man theilt jede Abtheilung in sieben Stämme. Dem abessinischen König Jassu dem Großen gelang es, mehrere Gallastämme auf seine Seite zu bringen, zu civilisiren und sie als eine Vor-mauer gegen die übrigen zu gebrauchen, indem er sie an den steilen Nordufern ansiedelte. Die Portugiesen hatten den Abessiniern gerathen, gleich Anfangs das Land mit Festungen gegen diese Barbaren zu umgeben. Zu sehr sich selbst vertrauend, erwiederten sie mehr tapfer als klug: „Steine haben wir, um Tempel und Kirchen zu errichten, zum Schutz des Landes haben wir unsere Arme.“ Wirklich haben bis jetzt nur diese, gleichwie in Sparta, ihr Land, freilich eben so schlecht beschützt.

Die Gallavdlker sollen durch eine Sprache verbunden, mithin wirklich eine große Nation sein. Sie sind von mittlerer Statur, brauner Farbe mit langem, aber auch grauem Haar, und in den tiefern Gegenden sind sie dunkel, beinahe schwarz. Dies beweist, daß sie entweder aus einem sehr hoch gelegenen Lande und einem Himmelsstriche herkommen, wo die Sonne nicht mehr kräftig genug ist, das Del zu braunen, das zur Schwarzfärbung der Haut erforderlich ist, oder daß die hohe Wohnung auf dem Alpenlande sie bereits gebleicht und ihre Haare geschlichtet hat. Das Erste ist wahrscheinlicher und läßt uns starke Erhebung des Plateaus von Südafrika vermuthen. Unwiderlegbar beweist uns dies aber, daß die Färbung der Menschen vom Klima bedingt werde. Als sie ankamen, waren sie zu Fuß, und hielten sich von Milch, Butter und Fleisch,

waren also ein wahres Hirtenvolk, wie alle Vdlker, deren Einbruch den civilisirten Staaten immer so gefährlich war. In Abyssinien wurden sie indeß zu Reitern, lernten Ackerbau und Brodbacken. Ihre Bekleidung war ein Ziegenfell um den Gurt; das Haar salbten sie mit Fett und Butter, wie die Hottentotten umwickelten sie dieselben mit Ochsendärmen. Ihre Waffen waren bei der Ankunft hölzerne Lanzen und im Feuer gehärtete Spitzen, auch wohl durch Pflanzensäfte vergiftet. Eisen war selten bei ihnen. Im Kriege höchst grausam, schneiden sie den getödteten Feinden die Schamtheile aus. Ihre Schnelligkeit in den Kriegsmärschen ist erstaunenswürdig. Wie eine wilde Fluth ergießen sie sich in Strömen über die außersichene Provinz, durchschwimmen reißende Fluthen und haben eine Entdeckung gemacht, die gewiß auch bei den Europäern die größte Aufmerksamkeit verdient: sie haben die Kunst erfunden, den meisten Nahrungstoff in kleinem Raume mitzuführen und so ihre Armee vor der Hungersnoth zu bewahren. Ihr Proviant besteht nämlich in Kldsen aus geröstetem Kaffee mit Butter geknetet; fünf Pfund dieses Proviantes sind hinreichend, um einem Manne acht Tage lang eine gesunde und sehr stärkende Nahrung zu gewähren, die sogar ein sicheres Mittel ist, ihn vor bösen Fiebern zu bewahren und seinem Geiste die Lebhaftigkeit zu sichern. Im Kriege besteht ihre Kunst in wohlberechneten Ueberräuschen, wo sie dann Alles für erlaubt halten. Ihre Schilde sind aus Ochsenleder verfertigt. Sie greifen den Feind mit einem entsetzlichen Geschrei an, was Pferde und Reiter so sehr erschreckt, daß gemeiniglich die Abessinier den ersten Angriff nie aushalten. — Die Häuser der Gallas in der Provinz Maticha (am Nil vor seinem Durchgang durch den Tzanafee) sind von ganz eigner Bauart: der erste Besitzer wählt ein Feld, welches er mittelst zweier Hecken von dornigen Akazien ins Kreuz in vier Theile theilt. Im Winkel oder Durchschnitt der Hecken baut er seine kleine Hütte und nimmt vom Winkel dazu, so viel ihm beliebt. Seine Brüder, wenn er deren hat, nehmen die übrigen Winkel ein; hinter diesen bauen die Kin-

der ihre Häuser und schließen das Ende von ihres Vaters Wohnplatz durch einen andern ein, welcher gewöhnlich kürzer wird, da er breiter ist. Sind nun so viel Häuser angelegt, als man braucht, so wird das Ganze von einem undurchdringlichen Gehege von Dornen umgeben. Die ganze noch so große Familie ist nun unter einem Dache, und bereit, auf den ersten Lärm einander beizustehen. Indessen werden bei Ueberrällen die Dornhecken oft angezündet, welche dann sammt Häusern und Bewohnern schnell ein Raub der Flammen werden. Dieses soll besonders zu Zeiten geschehen, wenn die Kinderblattern einreissen, wo dann nicht selten eine Familie, die davon befallen wird, in der Stille der Nacht von den Nachbarn umgeben und den Flammen preisgegeben wird: eine schreckliche Barbarei, die aber durch den Anblick des Landes während einer Blatterepidemie zum Theil entschuldigt werden soll, indem die Pest nicht so schrecklich wüthet. — Die Religion der Gallas ist Fetischdient. Ihr heiliger Baum ist der Banjap, der wirklich göttlich verehrt wird und in seinem Schatten werden die Gallatdnige gekrönt. Auch gewisse Steine sind Gegenstände ihrer Verehrung. Sie beten auch den Mond, besonders den Neumond, an, wovon Bruce Zeuge war, eben so auch die Sterne und besonders gewisse Constellationen; sind also dem Sabäismus ergeben. Sie glauben durchgängig ein zweites Leben nach dem Tode; daß sie mit ihrem Körper, so wie er auf der Erde war, wieder auferstehen und ein neues Leben, in einem weit vollkommenern Zustande, wo, das wissen sie nicht, wieder anfangen und nicht mehr sterben werden. Von künftiger Strafe haben sie keine Begriffe, aber ihre Belohnung wird in einem behaglichen Zustande weiser Ruhe und Zufriedenheit ihrer guten Freunde und Familien bestehen. Die gegen Süden wohnenden Galla haben indessen den Muhamedismus angenommen, die gegen Westen aber sind, Heiden. Im Innern Abyssiniens haben sich aber auch einige Horden zum Christenthume bekehrt. Sie heirathen unter einander mit den Muhamedanern, aber unter sich dulden sie keinen

Fremden, und nur mit vieler Mühe ist es den Arabern gelungen, Handelsverhältnisse mit ihnen anzuknüpfen. Man bringt ihnen grobe blaue Tücher von Surate, Myrrhen und Salz, besonders letzteres. Mitunter heirathen sie auch abyssinische Weiber, doch sind die Kinder aus dieser Ehe zu allen Vemtern unfähig. — Will Einer heirathen, so stellt er sich mit einer Hand voll Gras vor die Eltern der Braut hin, nimmt Ruhdüngr in die linke Hand und spricht: möge dies Eine nie hincin- und das Andere nie wieder herauskommen, wenn ich mein Versprechen nicht halte. Er verspricht, seinem Weibe lebenslang zu essen und zu trinken zu verschaffen und sie nach ihrem Tode zu begraben. Vielweiberei ist erlaubt, gewöhnlich aber sind sie mit Einem zufrieden. Ihre Kinder lieben sie über Alles! Wenn ein junges Weib ihrem Manne ein oder zwei Kinder geboren hat, so bittet sie ihn dringend, eine andere Frau zu nehmen, und nennt ihn alle artigen Mädchen her, die sie kennt; vorzüglich aber die, welche ihrer Muthmaßung nach die meisten Kinder bekommen. Sucht sich nun der Mann eine aus, so geht sie nach dem Zelt der Erwählten und setzt sich hinter demselben in demüthiger Stellung, bis sie die Aufmerksamkeit der Familie erregt. Alsdann entdeckt sie, wer sie ist, die Tochter von dem und dem, die Gattin dieses Mannes. „Mein Mann,“ sagt sie, „hat alle Eigenschaften, eine Frau glücklich zu machen; ich habe nur zwei Kinder von ihm, und weil die Familie zu schwach ist, so komme ich, um die Tochter zu werben, damit unsere Familien zusammenkommen und stark werden, meine Kinder aber nicht einmal ein Opfer der Feinde in der Schlacht werden.“ [Die Galla sehten nämlich allezeit familienweise, sie mögen unter sich oder gegen einen auswärtigen Feind zu Felde ziehen.] Erhält nun eine Frau das Mädchen auf diese Weise für ihren Mann, so nimmt sie solche mit sich nach Hause, bringt sie ihrem Manne, und geht hin, sich mit den Verwandten der Braut zu belustigen. Bei dieser Gelegenheit werden nun die Kinder erster Ehe mitgebracht; alle Männer der Familie der jungen Braut legen die Hände auf die Häupter

dieser Kinder und Schwören: daß sie mit ihnen leben und sterben wollen, als ob sie ihrer eigenen Abkunft wären. Die Kinder gehen nach dieser Adoption zu ihren Verwandten und besuchen sie sieben Tage lang. Während dieser ganzen Zeit bleibt der Mann zu Hause im Besitze seiner neuen Braut. Nach dieser Frist gibt er nun ein Fest, bei dem die erste Frau sich zu ihrem Manne setzt, die junge aber die ganze Gesellschaft bedient. Von diesem Tage an hat die ältere Gattin das Vorrecht, und begegnet der jüngern als ihrer erwachsenen Tochter. — Die Weiber gebären leicht, waschen sich sogleich nach der Geburt, und gehen wieder an ihre Arbeit, als wenn nichts vorgefallen wäre. Den Ackerbau besorgen auch hier die Weiber, die Heerden die Männer. Beide Geschlechter sind nur von mittelmäßiger Größe, aber sehr beweglich. — Wenn ein Vater stirbt und viele Kinder hinterläßt, so erbt der älteste Sohn Alles ohne Theilung, ohne je verbunden zu sein, den andern Geschwistern etwas herauszugeben. Lebt der Vater, wenn der Sohn anfängt, sein Haupt zu scheeren, welches so viel heißt, als daß er die Mannheit erlangt habe, so gibt er zwei oder drei Melkkühe oder auch mehrere nach seinem Vermögen. Diese und ihre Nutzung bleibt nun Eigenthum des Sohnes, und der älteste Bruder muß sie nach des Vaters Tode bezahlen. Ueberdies ist der älteste Bruder verbunden, seiner Schwester, wenn sie mannbar ist, Alles das zu geben, was der Vater ihr bei seinen Lebzeiten bestimmt hat, sammt dem Zuwachse vom Tage der Schenkung an. Wird der Vater alt und zum Kriege untauglich, so ist er verbunden, seinem ältesten Sohn sein ganzes Besitztum zu übergeben; wofür dieser verbunden ist, ihm seinen Unterhalt, weiter aber nichts, zu verabreichen. Stirbt oder fällt der älteste Bruder und hinterläßt eine noch des Kindergebärens fähige Wittwe; so ist der jüngste Bruder verbunden, sie zu heirathen, die zu erzielenden Kinder gehören jedoch dem Verstorbenen an; eine sehr alte Sitte! Auch gibt ihm die Heirath kein Recht auf das Vermögen des Verstorbenen.

Dieses sind die Galla, welche hervorbrachten

aus dem Süden und den ganzen Norden überschwemmt haben würden, hätte nicht gleichsam die Vorsehung selbst ihnen Einhalt gethan. Vor dem Einbruche in die Nordprovinzen waren sie ein gesundes Volk und Epidemien bei ihnen unbekannt. Hier wurden sie nun mit den Kinderblattern angesteckt, die so furchtbar unter ihnen wütheten, daß der größte Theil dahin gerafft wurde. In manchen Provinzen wurden sie Unterthanen der Besiegten und so vermischte sich ein guter Theil von ihnen mit den Abyssinern selbst. Für Abyssinien waren sie indeß noch von einem anderen Nutzen. Sie fielen nämlich auch in die Provinzen der Muhamedaner ein, besiegten viele und brachten besonders das so mächtige Reich Adal zu nichts herab; befreiten aber eben dadurch Abyssinien von dem Islam, dem es ohne ihre Dazwischenkunft gewiß unterlegen wäre. — Ihre Wohnplätze, die sie inne haben, sind folgende: südwestlich vom See Tzanna am Obernil, und der Provinz Maitscha findet man sie; südlich davon unter 10° Br. leben die Basso und Bizamo-Galla am Flusse Bela in Damot und Guderu; jenseits dieses Flusses die Bora-Galla, und am See Summa die Gurague.

Die Schangallas in der Colla Majaga, d. h. in der sumpfigen Waldregion zwischen dem Nil Atakke und Mareb.

Bruce gibt von diesem sumpfigen Tieflande folgende Beschreibung: „Das platte Land ist voll Waldung und nur schwach bevölkert; die Berge hängen hier nicht in Reihen zusammen, wie eine Kette, sondern jeder steht auf seinem besonderen Grunde, ist rings umher zugänglich und dazwischen liegen Ebenen. Die großen Ströme, welche zur Zeit tropischer Regen mit großer Heftigkeit aus dem hohen Lande herabstürzen, haben in der Ebene die Erde bis auf den Felsgrund weggespült und große Becken oder Teiche formirt, darin das Wasser, wenn die Ströme von den Bergen aufhören, stehen bleibt und wegen der Tiefe und großen Menge nicht verdunsten kann; zumal sie mit großen schattigen Bäumen umsetzt sind, welche



das Laub nie abwerfen. Diese prachtvollen Bäume mit ihren ungemein ausgebreiteten Zweigen übertreffen Alles, was man sich davon vorstellen kann und sind eben so unentbehrlich zum Futter, als die Leiche zur Wässerung der unsformigen Bestien, wie der Elephant und das Nashorn, die die beständigen Bewohner dieser Gegenden sind, aus Hunger und Durst aber, ohne so reichliche Nahrung, umkommen müßten. — Dieses Land, das so flach ist als die Wüste, welche daran grenzen, hat einen Boden von schwarzer Erde. Es ist indgemein 40 engl. M. breit, an manchen Stellen jedoch auch etwas breiter oder auch schmaler. Es nimmt bei dem Gebirge Habab und Bayla seinen Anfang und erstreckt sich wie ein Gürtel von O. gegen W. bis an den Nil, indem es gleichsam den ganzen bergigen Theil oder das Hochland von Abyssinien umfaßt. Letzteres ist allezeit gemäßigt, oft kalt, indessen jenes flache Land nebelig, eingeschlossen und unerträglich heiß.“ Daher sind hier fortwährend Fieber herrschend, welche unzählige Menschen dahintrassen und die größten Feinde der kriegsführenden Abyssinier waren, indem sie ihnen ganze Heere vernichteten. Während der Regenzeit ist auch nur eine Nacht im Freien zugebracht idyllisch. Diese weitläufigen Waldungen sind nichts desto weniger das wahre Paradies unvernünftiger Kreaturen und in alter, wie in neuerer Zeit stimmen alle Berichte in das Stau- nen ein, welches man über eine solche Menge lebender Geschöpfe der mannigfaltigsten Art empfinden muß. Ungeheure Heerden von Elephanten, Rhinoceros mit einem oder auch zwei Hörnern, der Gangoos mit ungeheuern und der wilde Büffel mit gewundenen Hörnern, der wilde Eber, eine unzählige Menge Rothwild finden hier Nahrung und eine sichere Wohnung unter den Bäumen, auf welchen das leichte Geschlecht der Bierhänder Grimassen macht und der Vögel Schaar in großer Mannigfaltigkeit nistet. Diese Grasfresser haben aber wieder ihre Feinde unter sich in den unzähligen Löwen, Panther, Leoparden und allen Katzenarten, die hier wirklich in Unzahl auf Raub ausgehen. Zu ihnen gesellen sich

Krokodile, riechenhafte Schlangen; Eidechsen, Skorpione, Giftschneise aller Art vollenden das eben so erhabene, als für den Menschen schaudervolle Gemälde, sobald er sich als dort findend denkt. Sinkt nun die Sonne hinab, damit die Nacht Dunkelheit und Stille über die Erde ausgieße, so erhebt sich wieder um desto größer ein Concert, das kaum auf der Erde seines Gleichen hat, und nur von Pausen schauerlicher Stille unterbrochen wird. Burckhard, der in der Nähe dieser Provinz der Bestien in der Wüste lagerte, sagt: „Jede Nacht hörte ich dieses Geheul und Niemand wagte es, aus dem Lager zu gehen. Die wildesten Thiere indeß sind: — die menschlichen Bewohner!“ — Hier also, mitten unter den Heerden wilder Thiere, in der Wildnis, wohnen die wildesten

Schangalla, die seit Jahrtausenden diese eben nicht beneidenswerthe Heimath behaupten. Schangalla, die Schwarzen des Tieflandes, ist die allgemeine Benennung aller Neger in Abyssinien; sie selbst nennen sich Dippola, Dappura u. s. w., je nachdem sie zu dem einen oder dem andern der zahlreichen Stämme gehören, in welche sie zerfallen. Sie sind Heiden, und die Nachrichten, welche alle Berichtserstatter von ihnen geben, von Ugatharchides und Artemidor bis Burckhard stimmen mit einander überein. Es ist immer dasselbe Volk in demselben Lande und derselben Umgebung, ja sogar unter denselben Bäumen, auf derselben Stufe der Kultur, oder vielmehr Thierheit; ein Volk ganz ähnlich dem Gumpfe, den es bewohnt. Die Schangalla sind ein echter eingeborner Urstamm Afrika's, ganz verschieden von den Aethiopiern. — Die Hautfarbe ist dunkelschwarz; haben krauses Negerhaar, Plattschnasen, dicke Lippen, gedrungenen Körperbau. — Sie essen aus dem Thierreiche Alles, was sie nur bezwingen können, vom Elephanten bis zum Tiger, verschmähen aber Schlangen, Eidechsen und Heuschrecken eben so wenig. Nach Bruce's vollgültigem Zeugnisse gibt es kein mäßigeres, enthaltames und keuscheres Volk; auch gegen den neuerlich durch Burckhard und Salt ihnen gemach-

ten Vorwurf der Bestialität nimmt dieser Ehrenmann sie in Schutz. Er gibt zu, daß sie nach unsern Begriffen weder gebildet, noch lebenswürdig sind, aber er setzt auch eben so stark, als wahr hinzu: „Ich scheue mich nicht, von diesen Schangalla, so wie von allen Negern Abyssiniens, zu behaupten, daß die verschiedenen Nachrichten, die wir von ihnen haben, auf sehr unbilligen und falschen Gründen beruhen. Um sie richtig zu schildern, sollten wir sie in ihrer angeborenen Reinheit der Sitten, in ihren vaterländischen Wäldern sehen, wo sie vom Ertrage ihrer eigenen täglichen Arbeit frei leben. Sie haben kein anderes Getränk, als aus ihren Teichen und Quellen, durch dessen Gebrauch sie nicht berauscht werden, und kein anderes Vergnügen dabei, als ihren Durst zu löschen. Nachdem wir ihnen aber Stehlen, Lügen und das ganze Register europäischer Laster gleichsam zur Nothwendigkeit gemacht haben; nachdem sie gefunden haben, daß die durch Branntweintrinken verursachte kurze Täuschung das einzige Mittel ist, welches ihnen das Nachdenken über ihre gegenwärtige unglückliche Lage weniger schmerzhaft macht, weswegen sie sich natürlich dem Trunke ergeben; nachdem wir sie endlich selbst zu Ungeheuern gemacht haben, so beschreiben wir sie als solche, und vergessen, daß sie nicht mehr so sind, wie sie aus den Händen des Schöpfers kamen, sondern so, wie wir sie durch Unterricht in unsern Lastern umgeschaffen haben.“ — So sind auch die Schangallas ihrem Charakter nach ein wackeres, biederes, gutes und der Einfachheit und Naturgemäßheit ihrer Sitten wegen achtungswerthes Jägervolk. Im Kampfe mit Natur, wilden Thieren und durch Verübung gesunkener Nachbarn haben sie seit Jahrtausenden ihr mühevolleres Dasein in ihrer nur zu reichen Heimath sich erhalten. Feinde ihrer Feinde, von denen sie immer umringt sind, haben sie der Tugend roher Naturvölker, der Gastfreundschaft, entlagt: sie nehmen nicht gern Fremde auf. So hoch man auch diese ihre Ungastlichkeit ihnen anrechnet, verschwindet doch jeder Vorwurf dagegen durch die Veranlassung. Bedenkt man, was man sich seit den ältesten Zeiten gegen sie

erlaubt, so würde man in der Gastlichkeit mehr Veranlassung finden, ihre gleichgültige Bestialität zu tadeln, als in ihrer nur zu wohl begründeten Menschenheute. — Nur an einer einzelnen Stelle, da wo am linken Nilufer um die großen Wasserfälle herum die Schangalla am Fazunglo und die Ugows an die Hochterrasse grenzen, hat sich ein freundlicher Verkehr mit diesem unglücklichen Volke ausgebildet. Man findet nämlich in der Tiefe hier ziemlich viel Gold, welches man gegen Waaren eintauscht und welches das einzige Gold ist, das nach Abyssinien kommt, obwohl es von eben diesem Lande herabschwimmt, und von den Schangalla ausgefischt wird. — Kleider kennen sie wohl, bedienen sich aber derselben nicht, sondern gehen völlig unbekleidet. — Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Ackerbau treiben sie nicht, und ihre erste Arbeit, sobald sie aus den Höhlen zurückkehren, besteht darin, daß sie an den trocken gewordenen Stellen das Rohrdickicht anzünden, um sich Raum für ihre Ausflüge und Jagden zu verschaffen. Nachdem Bruce ihre Lebensweise und ihre Flucht vor der Regenzeit in ihre Höhlen geschildert hat, fährt er fort: „Ich kann die Nachricht von den Schangalla nicht schließen, ohne sie vorher wieder aus ihren Höhlen zu lassen, weil dieses mit einer Operation verbunden ist, von der man in Europa vielleicht nie etwas gehört hat und die gleichwohl ein großes Licht über die alte Geschichte verbreitet. Sobald die Sonne über den Zenith weg ist, in die Südhalbkugel der Erde; so haben die Regen gleich ein Ende, die dicke Decke der Wolken, welche den Himmel, so lange jene dauerten, überzogen hat, verschwindet und die Sonne erscheint in einem bläulichen, mit kleinen Lämmerwolken besäeten Himmel, welche jedoch bald verschwinden, und ihn seine dunkle Azurbläue annehmen lassen. Wenige Tage der brennenden Hitze reichen hin, die Erde bis zum Aufreißen auszutrocknen. Das Gras, von den Strahlen der Sonne getroffen, steht nicht mehr, sondern sinkt verdorrt hin. Um dieses nun wegzuschaffen, zünden es die Schangalla an und das Feuer läuft mit einer unglaublichen Heftigkeit über die ganze Breite der Wajaga dem

trocknen Grase nach, geht unter den Bäumen zwischen den Zweigen mit solcher Geschwindigkeit weg, daß es zwar den Bäumen selbst nicht schadet, aber doch das Abfallen des Laubes veranlaßt. Um jede Wohnung und um die vornehmsten Wasserplätze wird der nöthige Raum verschont. Wenn das Feuer alles trockne Gras in der Ebene und hernach auch das auf den höchsten Bergen bis auf die Spitze verzehrt hat, so ergreift es zuletzt die mit allerley Pflanzen angefüllten Schluchten und Ravinen oder Abflüsse, welche die von oben herabstürzenden Wasserströme in der Regenzeit gerissen haben, weil sie durch ihre Tiefe beschattet werden und das letzte herabfließende Wasser in sich führen. Die starken Bambus und anderes inwendig hohles Rohr und dergleichen Pflanzen, welche so dicht neben einander als möglich wachsen, bleiben grün und trocken nicht eher hinlänglich zum Brennen aus, bis das Feuer alles übrige Gras im Lande verzehrt hat. Endlich, wenn nichts mehr zu verbrennen übrig ist, zünden die Hirten diese Ravinen oben auf den Bergen an, das Feuer läuft nun in eben den Kanälen hinab, darin vor einigen Monaten das Wasser floß, füllt solche ganz mit Feuer an und hört nicht eher auf, als bis es die See erreicht, wo der Strom sich in die See ergoß und die brennbaren Pflanzen ein Ende haben. Ich habe dieses oft selbst gesehen und bin gleichsam davon eingeschlossen gewesen, kann daher bezeugen, daß es sich zumal von einem Fremden, der die Ursache davon nicht kennt, in der Ferne von einem Feuerstrom nicht unterscheiden läßt.“ — Auf den grün gebliebenen Stellen bereiten die Echangalla ihre Hütten; man kann nichts Schöneres sehen, als die schattigen Wohnungen, welche freilich oftmals eben durch ihr frisches Grün an ihren Bewohnern zu Verräthern werden. Sie wohnen nämlich während der schönen Hälfte des Jahres unter Bäumen, von denen sie die untersten Zweige nahe am Stamme oben abschneiden, solche alsdann niederbeugen oder brechen und mit dem andern Ende in die Erde stecken. Die Zweige werden sodann mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt, inwendig die überflüssigen Zweige abgeschnitten, und

so eine eben nicht unangenehme Laubhütte gebildet, die sich um den Stamm des Baumes herumwindet, indem er ihr zur Stütze dient. Das Ganze hat wirklich ein sehr malerisches Ansehen. So ist jeder Baum ein Haus, worin eine Menge Neger haufen, bis sich der Tropenregen einstellt. Nun gehen sie alle auf die Jagd, und man kann diesen nackten Völkern bei aller ihrer Rohheit eine größere Achtung nicht versagen, wenn man weiß, daß sie es mit dem Geschlechte der größten Gras- und Fleischfresser zu thun haben, ohne von ihnen, oder doch nur im äußerst seltenen Falle, besiegt zu werden. Sobald die Regenzeit eintritt, sammeln sie ihre Vorräthe zusammen, verlassen den flachen Sumpfboden und ziehen sich in die einsamsten Bergfetten zurück. Hier wohnen sie nun in selbstgegrabenen Höhlen, die sie in dem weichen Sandstein in unzähliger Menge schneiden; deswegen sie auch von den Alten und Neuen Troglodyten genannt werden. Hier verzehren sie nun ihren Fleisch- und Fischvorrath, um alsdann, sobald die Sonne wieder hell leuchtet und die trockene Jahreszeit eingetreten ist, in ihr grünes Jagdrevier zurückzukehren. — Indessen werden auch sie gejagt und die trockene Jahreszeit ist auch für sie unheilbringend. Der Echangalla lebt mit dem Abyssinier in beständigem Kriege. Sie sind Erbfeinde. Obgleich viele zum Judenthum und später zum Christenthum übergegangen sind, so bewirkte dieses doch keine Versöhnung. Gleich nach der Regenzeit fangen daher die Abyssinier ihre Kriege mit dem Echangalla an, und es ist eine alte Sitte, daß die Statthalter vom Baharnagash bis zum Nil ihren Tribut in Echangallasklaven entrichten müssen. Was man nicht als Sklaven fortführt, seien es Männer, Weiber oder Kinder, das wird bei diesen Expeditionen nie gehauen; wir wissen, daß es die Holländer am Cap nicht besser machten. Von den Gefangenen werden die Jüngern als Christen erzogen, welche dann die Leibwache des Königs bilden; eine Mamelukenschaar, welche ihre Treue jederzeit auf das Rühmlichste erprobt hat. Die abyssinische Geschichte zeigt, daß selbst Könige alter Gewohnheit gemäß sogleich nach ihrer Krönung

sich zu einer Sklavenerpedition aufzumachen pflegten. Oft fielen sie sehr blutig und traurig aus, indem Feinde und Fieber ganze Armeen auftrieben. Nach einer glücklichen Schangallenjagd wird aber von dem Könige eine Elephantenjagd in denselben Wäldern angesetzt. Daß diese empörende Grausamkeit gegen dieses arme Volk schon seit Jahrtausenden fortwüthet, zeigen uns mehrere Abbildungen aus den Gräbern von Theben, wo sie unbezweifelt bei dem Tode ihrer Gebieter als Grabopfer geschlachtet wurden. Dasselbe zeigt uns auch ein Vasrelief, welches erst kürzlich Kuppel in den Ruinen von Argo kopirt hat. Man hat die Schangalla in den Thälern des Passes von Lamatmon und Iherkin völlig ausgerottet, um freie und offene Handelsstraßen zu erhalten, die vor ihren Räubereien sicher sind. Die Schangalla sprechen alle eine Sprache voll Gurgeltöne. — Sie erzeugen, wie die Galla, den Sternen, besonders gewissen Constellationen, göttliche Ehre; aber auch Schlangen, Bäumen u. dgl. Passirt ein Stern die Hörner des Mondes vorbei, so bedeutet dieses die Ankunft eines Feindes. Sie haben Priester und Wahrsager, welche aber mehr Diener eines bösen, als guten Wesens zu sein scheinen. Sie geben sich auch gern mit Zauberei ab und glauben, einen Feind auch in der Ferne krank machen zu können. — In Hinsicht der Vielweiberei gilt, was bei den Galla der Fall ist. Das erste Weib wirbt für den Mann um das zweite und so fort. Nicht des Negers Begierden sind es also, welche hier zur Vielweiberei treiben, sondern die Weiber selbst, und zwar aus dem natürlichsten Grunde. Nur eine starke Familie kann sich der ewigen Angriffe von allen

Seiten erwehren, nur zahlreiche Männer können das Haus sowohl schützen, als mit hinlänglichem Jagdvorrath versorgen. — Die Schangallamütter waschen das neugeborene Kind im kalten Wasser, wickeln es in weiches aus Baumrinde verfertigtes Zeug und hängen es an einem Baume auf, damit es die großen Ameisen und Schlangen, die Plage dieser Länder, nicht aufstreifen. Die Mutter hält sich nicht inne, sondern setzt ihre Geschäfte, die in der Besorgung des Hauswesens bestehen, fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Hat das Kind nach wenigen Tagen etwas Kräfte entwickelt, so trägt die Mutter es in eben dem Zeuge auf dem Rücken herum und nährt es an ihrer Brust.

#### Die Agows um die Quellen des Nil,

sind ein rohes christliches Hirtenvolk, in den zum Reiche Amhara gehörigen Provinzen Gojam und Damot, welche letztere jedoch auch, als zu der vom Nil umflossenen Halbinsel gehörend, zu Gojam gerechnet wird. Das Land Gojam ist 80 engl. Meilen lang, und 40 breit, gutes fettes Weideland, daher mit ungeheuren Heerden des besten Viehes angefüllt. Die Luft ist um die Nilquellen herum mild und gesund, und selbst beständig in der heißen Mittagszeit von kühlen Lufchen bewegt. Honig ist hier von so trefflicher Qualität, als Gold. Wilde Thiere gibt es in Menge und gleich ihnen wohnen die Menschen hier auch größtentheils in Höhlen. Gojam ist zum Theil eben, zum Theil mit sehr hohen Bergen besetzt, welche wegen der Quellen des blauen Nil\*) berühmt sind, in der Nähe des von Agows bewohnten Dorfes Geesch. Der Boden, wor-

\*) Der westliche und größte Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, entspringt (7° N. B.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Gebel Kumeri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung und nimmt viele Flüsse auf. Etwa 8 Tagesreisen nordwärts von Schillat, unter 16° N. B., vereinigt er sich mit dem östlichen Nilarme (Bahr el Azel, der blaue Strom). Obgleich dieser kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azel. Der Bahr el Azel ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat. Gleich nach ihrer Vereinigung bilden sie, wie schon gesagt, einen nicht unbedeutenden Fluß. Dieser durchbricht in drei verschiedenen Wasserfällen die Grenzgebirge Abyssiniens, vereinigt sich in Nubien mit dem Bahr el Abiadh (bei dem Orte Fojile im Sennaar) und heißt dann Nil; durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er den Lakaze aufgenommen hat, in 3 Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assuan) in das Thal von Aegypten hinab. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch die Felsenpässe der Gebirgskette Gebel el Silsilah herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er in stiller Majestät als ein fruchtbringendes Wasser über 100 Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet.

auf die Quellen liegen, bildet eine sumpfige Fläche, deren Hinterwand der Berg Geesch ist, von dessen Rande gerade der Weg gegen Norden hinab zu dem Ende eines dreieckigen Sumpfes führt, der bald kleinere, bald größere Ausdehnung hat, je nachdem er in der trocknen oder nassen Jahreszeit besucht wird. In der Mitte des Sumpfes erhebt sich ein kleiner runder Hügel, ungefähr 15 Fuß über dem Sumpfe, geht aber weit tiefer in denselben hinab. Er ist mit einem kleinen Graben umgeben, der das Wasser sammelt und gegen Osten ausleert; er ist aus Rasen ziemlich dauerhaft gebaut und wird immer in gutem Stand erhalten. Das Wasser darin ist stets rein und hell, ohne daß man ein Aufsprudeln oder die geringste Bewegung auf seiner Oberfläche wahrnimmt. Diese Mündung oder Oeffnung der Quellen hält an einigen Stellen oft 2 Fuß 10 Zoll im Durchmesser; das Wasser stand am 5. November 1770 2 Zoll unter dem obern Rande des Lochs und nahm weder ab noch zu. Bruce fand in der Quelle 6 Fuß 10 Zoll tief schwarzen Sumpfund. 10 Fuß westlich der ersten Quelle fand er eine zweite, 11 Fuß im Durchmesser; 20 Fuß südwestlich der ersten eine dritte, 2 Fuß im Durchmesser. Das Wasser der Nilquellen ist sehr leicht, gut und ganz geschmacklos. Der Nil läuft nun durch die sumpfige Fläche fort in Gestalt eines Baches, nimmt noch zwei kleine Bäche auf, und nach dem Laufe einer halben Stunde vermöchte er eine gewöhnliche Mühle zu treiben. „Man kann sich nichts Schöneres denken,“ sagt Bruce, „als diesen Fleck; die kleinen sich erhebenden Hügel waren dicht mit Grün bewachsen, vornehmlich mit Klee, der nirgends schöner gedeiht; auf den Gipfeln standen Büsche von außerordentlicher Größe; der Fluß war hell, durchsichtig, wie der schönste Krysal.“ In vielen Krümmungen und Kasakatten durchfließt nun der Nil die Landschaften Abyssiniens, bis er in dem Abhange der Maszaga anlangend, sich in Schendi und Nubien zu seiner majestätischen Größe ausbildet. — Die Agows, obgleich Christen, erweisen dem Nil göttliche Ehre, beten seit Jahrtausenden den Fluß an und opfern Tausende von ih-

ren Heerden dem heiligen Strom. Sie werden in mehrere Stämme getheilt und es ist gewiß merkwürdig, daß ein Streit oder eine Feindschaft zwischen ihnen statt findet; wird auch ein Saamentorn der Uneinigkeit ausgestreut, so kann doch solches nie gedeihen, weil das jährliche Opferfest die Zusammenberufung aller Stände erfordert, wo dann, um die gemeinschaftlichen Opfer zu bringen, der Friede unter allen Ständen wieder hergestellt wird, im Namen des Nilgottes. Der geringste der Stämme an Zahl und Macht hat vor allen den Vorzug deswegen, weil bei seinem Dorfe (dem erwähnten Geesch) die Quellen des Nils angetroffen werden. Da die Agows die Nilquellen umwohnen; da bei ihnen sich der älteste Nilkultus neben allen politischen und religiösen Revolutionen erhalten hat; da ihre Sitten, selbst die Bauart ihrer Häuser (sie gleichen ägyptischen Tempeln) echt altägyptisch sind, so wird man ihnen wohl schwerlich ihren Adel absprechen können, und daß sie ein Volk sind, welches seine hohe Abkunft mit wenigen theilt. — Mit den Gallas, ihren Nachbarn, denen sie in der Größe gleichen, leben sie in ewiger Fehde. — Junge Leute gehen fast ganz unbekleidet; die Weiber aber tragen eine Art Hemde, welches bis auf die Füße reicht und um den Leib mit einem Gürtel befestigt wird. In der Regenzeit, die hier sehr lange anhält, und heftige Güsse hat, bekleidet man sich mit gegerbten Häuten. — Neben der Pflege ihrer Heerden treiben sie einigen Handel. Sie ziehen nämlich in Karavanen von 1000 bis 1500 nach Gondar und bringen Rindvieh, Butter, Weizen und Honig. Eben diese Waaren, nebst Kupfer und Eisen, verkaufen sie an die benachbarten Schangallas, mit welchen sie eigne Handelsplätze verabredet haben, und tauschen dagegen Elefantenzähne, Rhinoceroshörner, Goldblättchen und vorzüglich sehr feine Baumwolle ein.

Die Hirtenvölker der Danakil an den Nilflüssen der Samhara.

Dieser ganze heiße Küstenstrich, im Osten vom Meere, im Westen von Abyssiniens Bergen begrenzt, ist durch seine Beschaffenheit für

feste Wohnsitze nicht geeignet; er dient daher mehr, als 50 verschiedenen Hirtenstämmen zum Zummelplatz, war es auch seit den ältesten Zeiten her. Da diese Stämme Raubhirten sind, so machen sie die ganze Küste von Bab el Mandeb bis Adule fast unzugänglich. Ehedem bildete dieser Küstenstrich das Königreich Dankali. Dieses ist nun zwar durch die Galla zerstört, aber noch immer nennen sich diese Völker Dankali und im Plural Danakil. Vereint sind sie im Stande, 6000 Mann ins Feld zu stellen. Sie nennen sich Muhamedaner, sind jedoch ohne Priester und Moscheen. Sie leben ganz unabhängig, nennen sich auch wohl die freien Kinder der Berge und haben den Abhang der ersten Terrasse, also den dünnen Raum am Meere und den von Norden nach Süden sich hinziehenden Waldstrich, nebst mehreren Hochebenen der Vorderterrasse, inne. Unter diesen letzteren besitzen sie auch die eben so wichtige, als merkwürdige Salzebene, deren sie sich bemächtigt haben, als durch das Nationalunglück der Abyssinier dieselbe beinahe herrenlos war. Durch ihren Landstrich hindurch müssen alle Karavannen zum Meere hinabreisen; in ihren Händen liegt daher der Schlüssel zum Hochlande, und es steht ganz bei ihnen, so bald sie wollen, den Zutritt zu demselben zu versperren. Je nachdem sie durch Geschenke befriedigt, oder durch Vernachlässigung gereizt sind, beschützen oder plündern sie die Kafilas oder Kaufleute, welche vom Meere aus landeinwärts ziehen oder zurück. Sie führen aber auch, unter dem Namen der Gibberti, sich als Herren der Hirtenstämme betrachtend, die Kafilas; treiben auch wohl selbst Handel, gewinnen große Güter und mit diesen Macht und Ansehen, sowohl an der Küste, als auch im Innern des Landes. [Diese Gibberti sind eine Art Räuber, welche meist das Interesse anderer Kaufleute besorgen, wohl selbst auch Geschäfte machen, und jedenfalls großen Einfluß haben auf Handel und Verkehr. Jeder angesehenere abyssinische Kaufmann hat einen Gibberti zum Geschäftsträger.] — Die mächtigsten unter den Danakilstämmen sind: 1) Dumhōta, Inhaber der Küste Betal bis Kres-

na mit etwa 1000 Kriegeren; nach ihnen 2) die zwei Stämme Laiemela und 3) Hadarem, jeder mit 200 Kriegeren, welche die Salzebene beherrschen; 4) Belessua; 5) die kleinen Stämme Adoola und 6) Mandeto, meist Seefahrer im Südlände zu Anth. Die übrigen Stämme heißen: 7) Adothu, 8) Diosomathu, 9) Kedimtho, 10) Weema, 11) Mushiek, Assamominto, von dem im Nordwesten der feindliche wilde Stamm der Kussamo wohnt. — Diese Hirtenvölker, welche hier haufen, erstrecken sich aber auch über Zeila bei Bab el Mandeb hinab, und wir kennen jenseits der Straße noch die Shihostämme Tolatal, einen Fischerstamm, die Doba und die Somanti.

Alle diese Stämme sind zwar schwarz, aber keineswegs Neger, sondern vielmehr ein schöner, echt äthiopischer Menschenschlag, dessen indischer Ursprung nicht zu verkennen ist. Das Volk ist bieder, gastfrei, wahrheitsliebend, nüchtern und treu. Durch alle diese Eigenschaften zeichnen sie sich sehr vortheilhaft von den Abyssinern aus, deren entarteter Charakter gerade das Gegentheil von allen dem sehen läßt. Sie ertragen jede Beschwerde, sind abgehärtet gegen die Gluthhitze ihres Landes, wie gegen Hunger, Dürst und Entbehrung. In ihrer Gastfreierheit stellen sie ganz die Einfachheit der Patriarchen dar. Der Fremdling, den sie herausbringen würden außer ihrem Bezirke, ist heilig in ihrer Hütte. Die Weiber sind schön, ungeachtet sie die Last der Haushaltung tragen; ihre Kleidung ist einfach, ihr Fuß sind silberne Armbänder. Männer hüten das Vieh, besorgen die Milchwirthschaft, geleiten die Karavannen. Tabak sowohl schnupfen als rauchen und kauen ist ihre Leidenschaft. Ihr Haar kräuseln sie künstlich, schmieren es mit Fett ein und bestreuen es mit braunem Puder. Ihre Grabstätten besetzen sie mit Pyramiden, welche aufgemauert werden, eine Basis von 10 Quadratus haben, und an ägyptische Pyramiden nicht nur erinnern, sondern die Vorbilder derselben sind. [Die Pyramiden Aegyptens sind von diesen Völkern erbaut, zur Zeit, als die Hirtenvölker durch mehr Generationen Aegypten besetzt hat-

ten. So berichtet es auch Herodot vor 2000 Jahren.]

Die Bewohner von Narea und Kassa, dem höchsten Theile des abyssinischen Hochlandes.

Narea ist die südlichste Provinz des abyssinischen Reiches, ganz von Galla umgeben und gegen Westen durchaus unbekannt, mit den Mondbergen, welche die Quellen des weißen Nils, des Bahr el Abiadh, enthalten. Dieses Land liegt, wie eine Festung, mitten in einer ungeheuren Ebene. An den Bergen ist alles dick mit Kaffeebäumen bewachsen, welche nicht die einzigen, doch die größten der hiesigen Bäume sind. Kassa, welches an Narea stößt, hat gar keinen flachen Boden, und auf seinen Bergen hat man Schneewollen liegen sehen. Sowohl das hohe, als das niedere Land von Narea ist mit Vieh, Getreide und allen Gaben der Natur in seinen fruchtbaren Thälern reichlich versehen. — Die Nareaner, welche die höchsten Gegenden dieses Landes bewohnen, sind unter allen Abyssinern die hellsten von Farbe; die aber unten am Rande der Sümpfe leben, sind vollständig schwarz, haben auch die Gesichtszüge und Haare der Neger, da jene der Berge, noch mehr aber die Bewohner der erstaunlichen Berge von Kassa noch heller, als die Sicilier, sind. — Beide Geschlechter zeichnen sich durch ihren muntern, fröhlichen und gutmüthigen Bergcharakter aus, und sind, wenn sie gut behandelt werden, ihren Herren ungemein ergeben. — Sie treiben einen kleinen Handel mit Melinda am indischen Meere und mit Angola am Westmeere, mittelst der dazwischen befindlichen Völker. Von den ihnen zunächst gelegenen Ländern der Muhamedaner wird es mit Gold versorgt. Einige haben zwar behauptet, sie hätten selbst Goldgruben, was sich doch bei genauer Erkundigung nicht bestätigt hat. Gold, welches nach dem Gewichte verkauft wird, ist der Maßstab des Handels; im Innern vertreten grobe baumwollene Tücher, Spießglas, Kügelchen zu Rosenkränzen und Weihrauch die Stelle der Tauschmittel: auch führen sie mit diesen Artikeln ihren Handel nach den Küsten bei

II.

der Meere. — Obwohl tapfer, sind sie doch aus dem flachen Lande durch die Menge der sie überfallenden Völker und Reiterei, welche sie nicht haben, vertrieben worden. Aber auf ihre Berge eingeschränkt und von Sümpfen umgeben, verachten sie die Anfälle der Galla, indem sie dieselben von ihren Grenzen zurückschlagen. Wenn bei diesen Scharmügeln Nareaner gefangen werden, verkauft man sie als Sklaven. Die weiblichen derselben werden in Konstantinopel, Indien und Kairo als Sklavinnen betrachtet, allen andern in der Welt vorgezogen; so wie man die Männer ihrer Treue, ihres Fleißes und Verstandes wegen liebt. — Die Sprache von Kassa und Narea ist eine eigene, mit keiner der umliegenden Völker verwandt. Der Jesuit Fernandez und Pater Zellez haben sie besucht, und es ist mit Recht zu verwundern, daß die Jesuiten nicht auf den Einfall kamen, sich hier in diesem herrlichen Lande, das ihnen bei dem schönen Charakter dieser Völker so leichten Eingang versprach, festzusetzen.

## 2. Nubien.

Da, wo der blaue Fluß (der östliche Nil) durch das Land der Schangallas aus dem hohen Habesch hervorbricht, beginnt Nubien, das Land des mittlern Nilauflufs, das Mittel- land zwischen dem Berglande Habesch und dem Tieflande Aegypten, welches sich von seiner SW. Spitze an gerechnet von 12 bis 24° N. = 180 M. in gerader Richtung von N. nach S. erstreckt. Die D. Grenze ist der arabische Busen, in SW. Darfur, weiter gegen N. die Sahara. — Der Boden ist von dem in Abyssinien ganz verschieden; das Hochgebirge hat aufgehört, nur einzelne Bergketten von unbedeutender Höhe ziehen sich von beiden Seiten des Nils, besonders aber zwischen diesem und dem rothen Meere hin, wie es scheint meistens in nördlicher Richtung, durch das Land, und der Nil selbst fließt in einem bisweilen zwei Stunden breiten Thale. Die Hügelkette, von welcher dasselbe eingeschlossen wird, enthalten von 18° an gegen N. Granit, südlicher Sandstein. Zwischen diesen Gebirgen, die in Süd-

18

den als Vorberge des walddreichen Habesch noch wenigstens mit Gebüsch bedeckt sind, von da an gegen N. aber völlig kahl werden, ziehen sich wasserlose Sandwüsten hin, unter denen besonders die große Strecke zwischen den beiden Krümmungen des Nils, ganz der eigentlichen Sahara gleich, zu bemerken ist. Der westliche größte Theil ist 80 M. lang, 60 bis 70 M. breit, nur von einzelnen Thälern (Wadis) mit kleinen Bächen unterbrochen, deren Wasser, wie das der gegrabenen Brunnen, gewöhnlich salzig ist. Die Gegenden nach dem arabischen Busen zu sind besonders felsig, aber ohne bedeutende Berggipfel. Wenig Stellen sind in der Wüste und den Gebirgen, wo hinlängliche Fruchtbarkeit ist, um den Boden mit Pflanzen zu bedecken, aber sehr fruchtbar ist das Nilthal, wenigstens in den meisten Gegenden, und die Nilinseln. Der Schlamm des Flusses hat weite Strecken bedeckt, und ganze Inseln gebildet, auf denen der üppigste Pflanzenwuchs ist, vorzüglich aber macht die jährlich im Sommer regelmäßig eintretende Regenzeit hervorgebrachte Ueberschwemmung, welche im Mai beginnt, den Boden zu dem ergiebigsten Ackerbau passend. Im Nilthale allein finden sich Städte und Dörfer; die Wüste durchschwärmen nur räuberische Nomadenstämme. — Das Klima ist natürlich sehr warm, besonders in den Wüsten, jedoch wird die Luft in Süden schon ziemlich mild, da theils der Boden sich allmählig zum Hochlande hin erhebt, theils die südlichen Gebirge kalte Winde schicken, so daß im Dezember und Januar selbst in der Wüste Eis sich findet; aber schon im März hat man 24 bis 28° Wärme, im Sommer stets des Mittags über 30°, ja bis 37½. In S. finden sich im Sommer die regelmäßigen Regenschauer ein, die über 15° immer sparsamer kommen, 18° ganz aufhören. Sie erzeugen in dem Thale gefährliche Fieber durch die heiß-feuchte Luft; übrigens ist das Klima höchst gesund. Außer der Regenzeit fällt kein Tropfen Wasser. Bei der Aufzählung der Produkte muß man das fruchtbare Nilthal von den Wüsten und Gebirgen, das südliche von dem nördlichen Nubien unterscheiden. In den Gebirgswäldern des süd-

lichen Striches leben zahlreiche wilde Thiere. Elefanten, Nashörner, Nilpferde, Giraffen, Leoparden, Luchse, Hyänen, Löwen, Gazellen, Affen, wilde Hunde, wilde Schafe; viele dieser Thiere, so wie auch Strauße und Antilopen, halten sich in den Wüsten auf, jedoch scheint ihre Zahl nach N. zu abzunehmen; auch Steinböcke gibt es; die Zibethkatze gehört ebenfalls diesem Lande an und der Nil beherbergt das Krokodil. Die Beduinen der Wüste ziehen Kammele, Pferde und andere Hausthiere, die auch der Halbewohner hat; Pferde waren besonders in Dongola ausgezeichnet; jetzt soll die schönste Rasse von den Türken ganz ausgerottet sein. Schildkröten und Termiten (mit 8 bis 10 Fuß hohen Wohnungen) dürfen nicht unerwähnt bleiben. Im Nilthale baut man Getreide, Mais, Durra (Hirse), Tabak, Baumwolle; Dattelpalmen finden sich nur in der nördlichen Hälfte des Landes; übrigens Tamarinden, Doumpalmen, Akazien; Sennesblätter sind ein Haupt handelsartikel. Steinsalz findet sich in einigen Gegenden, ob auch Metalle, ist ungewiß. — Die Einwohner sind von drei verschiedenen Hauptstämmen: Barabras, Neger und Araber.

1. Die Barabra (Dongolawi, Nuba), in dem Lande vom Zusammenflusse des Nils bis Syene (s. Taf. 30),

zum großen Stamme der Berbern in Nordafrika gehörig. — Sie sind broncefarbig, schön gebaut. Das Gesicht ist länglich in einem angenehmen Oval, die schön gekrümmte, nach der Spitze hin zugerundete Nase, dicke, jedoch nicht schwulstige Lippen, ein edles Zurücktreten des Kinns, schwacher Bart, lebhaft Augen, stark gelocktes, aber nicht wolliges Haar, ein kräftiger Körperbau, mittlere Größe: dieses ist das Bild des wahren Dongolawi, wie er auch von einer Provinz des Nilthals genannt wird. [Sie selbst nennen sich Barabra, wir aber Nuba, welche Benennung indeß etwas Beschimpfendes für sie hat, da sie einen Fremdling bedeutet, sie hingegen, und zwar mit Recht, als Ueberreste der alten Bevölkerung sich betrachten.] — Gedruckt von seinem ägyptischen Zwinge-



herrs, Mehemet Ali, schmachtet der Barabra, trotz seines Fleißes und seiner doppelten Ernte, im äussersten Elende. Häufig besteht seine Nahrung bloß in Wasser gekochten Bohnenblättern, Bamiensbrühe, gesäuerter Milch und Durrahbrod; Fleisch wird nur beim Tode einer wohlhabenden Person genossen, wenn die Verwandten ihm zu Ehren eine Kuh schlachten können. [Die Schafe haben die Türken aufgefressen, die alte Dongolapferderasse zu Schaanden geritten und ausgerottet; es gibt daher nur noch etliche Hühner und Ziegen. Esel gibt es wohl, aber sie sind schlecht, denn ihre Kost ist eben so mager, wie die ihrer Herren, daher ein ägyptischer Esel fünf nubische gilt; Kameele sind weniger, und auch diese schlecht, selbst bei den Beduinennarabern]. — Ein großes, von Fett und Schmutz durchdrungenes, baumwollenes Tuch, über die Schultern und Lenden geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer; ihre von Butter triefenden Haare hängen ihnen in kleine Zöpfe gewickelt auf dem Nacken; sie tragen Sandalen, bei denen Sohlen und Riemenwerke nur aus einem Stück Leder besteht. Jeder hat am linken Oberarm ein kurzes Messer angebunden, nebst einigen in Leder eingedähten Zauberformeln als Amulete; zuweilen noch ein eisernes Zängelchen als Splittterzieher und ein Stück ausgehöhltes Bockshorn, worin sich ein Gemisch von Krokodilmoschus und andern Geruchsingredienzen befindet. Gelegentlich hält man sich dieses Niechfläschchen unter die Nase, um die Nerven zu reizen. Geht der Barabra über Feld, so trägt er in einem kurzen Riemen, über dem Arm hängend, ein gerades Schwert von deutscher Arbeit, das über Aegypten hierher gebracht wird. Selten werden Schilde von Elephanten oder Hippopotamusleder getragen, da sie zu schwer sind, obwohl man die Rückenhaut des Krokodils nicht immer verschmäht. Der Griff der Schwerter, welche die Meliks (Könige) und Kaschefs tragen, ist von Silber und ziemlich schön gearbeitet; das einzige Zeichen ihrer Würde. Der Anzug der Weiber beschränkt sich ebenfalls auf ein weißliches Baumwollentuch, Milai genant; es hat einen breiten rothen Streif, einen Endsaum

und wird von ihnen selbst verfertigt. Sie werfen es um die Schultern, wie die Männer, zuweilen bedecken sie sich auch damit die hintere Hälfte des Kopfes oder umschürzen sich damit bei der Arbeit die Hüfte. Außerdem schmücken sie sich auch mit dicken silbernen Ringen in Nasen und Ohren, sehr selten sieht man in der Nase der Frau des Meliks einen Ring aus Gold. Die Wohlhabenden tragen aber an Armen und Beinen silberne Spangen, und Glöckchen von demselben Metalle, mit Korallen verziert, hängen in ihrem in dünne Zöpfe geflochtenen Haupthaare auf Schultern und Brüsten herab. Die Seiten des Kopfes und den Hals verzieren sie mit Glasperlen und unformlichen Kugeln von Bernstein; auch silberne Fingerringe mit Karniol sind Mode. Indessen steigt der Luxus auf das Höchste, wenn man einen Sommit aufweisen kann. Dieser Sommit ist ein Stückchen Bandachat, aus verschiedenen gefärbten parallelen Schichten und der Länge nach durchbohrt; die schönsten sind von schwarzer Grundfarbe mit einzelnen weißen Streifen, die bis hundert Speiesthaler kosten. Sie werden am Nil gefunden, aber in Jemen gearbeitet. Man hält sie so hoch, wie bei uns Diamanten und schreibt manchen besondere Wunderkräfte zu. Galante Schönheiten färben sich das Innere der Hand und die Nägel mit Hennablättern roth, Augenlieder und Lippen aber werden mit Antimonium schwarz gefärbt. Bis zu ihrer Verheirathung tragen die Mädchen einen Gürtel, an dem unzählige Lederstreifen hinabhängen. Die Knaben gehen bis ins zehnte Jahr unbekleidet. Die Jungfrauen sind schön, von interessanter Gesichtszug und Körperform, aber das Elend der Frauen macht, daß sie sehr bald altern. Leider ist die Zahl der öffentlichen Mädchen im Nilthal sehr groß. Indessen sind sie der Verachtung nicht ausge-setzt und werden, als willkommene Gesellschaft, in jede Hütte zugelassen. Meist sind sie verlassene Frauen oder Negerklavinnen. Sklavinnen treiben von jeher dieses Handwerk, aber auch die Sittenlosigkeit der Frauen mußte groß sein und ist es jetzt noch mehr. Jede Frau ist um Gold oder Goldwerth bereit, die eheliche Treue zu

verlezen. Im Falle sie überführt wird, folgt gewöhnlich Ehescheidung. Diese wird ohne alle Formalität, wie die Ehe selbst, vollzogen. Das Weib kehrt zur Mutter zurück, nimmt die Kinder mit, welche sie nun bis ins siebente Jahr erzieht; nach dieser Zeit nimmt der Vater die Söhne, die Töchter sind das Eigenthum der Mütter. Sie kann auch sogleich nach der Scheidung wieder eine Ehe schließen. In diesem Falle ist der Heirathspreis etwa um ein Drittel geringer, als bei der ersten Verheirathung. Schließt ein Ehepaar wieder Frieden, so muß der Mann dem Weibe zwei Stück Baumwollenzug von 8 Speziesthalern geben. — Die Wohnungen (Hütten) werden auch nicht mehr von rohen Backsteinen, viel weniger aus Quadern gebaut; man begnügt sich mit Strophhütten, welche wenigstens den Vorzug haben, daß sie vor den heillosen Termiten leicht versetzt werden. Mit dem Wohlstande nimmt Verdüsterung und Alles ab. Wo vor 50 Jahren 1000 Wasserräder (Schöpfräder, zur Bewässerung des Landes aus dem Nil) im Gange waren, sind jetzt trotz dem, daß Mehemet Ali ihre Vermehrung befohlen hat, kaum 300 vorhanden. Der Hausrath der Barabra ist sehr unbedeutend. Hängematten aus Dattelblättern und Stroh geflochten, mehrere Strohmatten, eine Steinplatte, um das Getreide zu malen, eine flache Lehmpfanne, um das Brod darauf zu backen, einige flache Strohteller, aus den Blattstielen der *Dactylifera Thebaica* oder Doumpalme, ein großes irdenes Wassergefäß, mehre irdene Töpfe, Kürbisflaschen und ein Gefäß zur Aufbewahrung der mit Sandelholz bereiteten wohlriechenden Haarpomade, endlich einige Kürbisschalen zur Darreichung der Speise, dieses ist das vollständige Hausinventarium. An der Außenseite des Hauses stehen mehrere hohle Lehmcyllinder auf steinernen Platten, die mittelst eines Deckels aus Lehm geschlossen werden können, und deren jeder andere Art Vorräthe enthält, die nur auf diese Weise gegen Mäuse und schädliche Insekten geschlossen werden können. Zugleich befindet sich an oder in der Hütte ein spann ohes Sofa aus Lehm gebaut, an dessen Ende ein irdener Topf bis an den Rand einge-

mauert ist und welches man *Kulentul* nennt. Sein Gebrauch ist einzig und allein zu räuchern, wozu das Holz des hier wachsenden Baumes *Taleg* gebraucht wird; besonders bedient man sich jedoch dazu der *Strombusmuscheln* (*Anguis odorifera*), welche die Handelsleute vom rothen Meere einführen. — Die vorzüglichste Beschäftigung der Barabra ist der Ackerbau; da jedoch der größte Theil des unbaren Bodens zu hoch liegt, um durch Nilüberschwemmungen bewässert zu werden, so muß alles bebaute Land, so lange es besäet ist, gewässert werden. Ist nun die Ueberschwemmung schlecht und bleiben die Regenschauer aus, so kann nicht genug Gras für das bei den Schöpfädern arbeitende Vieh wachsen, was denn nachtheilig auf die Ernte wirkt; und so hängt denn auch hier der Ertrag der Ernte wenigstens mittelbar von der Höhe der Ueberschwemmung ab. Zu jedem Wasserrad bedarf man sechs Stück Rindvieh, wovon jedes Paar des Tages fünf Stunden lang arbeitet. Der ganze Ackerbau beschränkt sich darauf, das gegebene Erdreich, mit der Haue etwas aufzugraben, in regelmäßige Vierecke abzutheilen, und zu beiden Seiten desselben eine Gasse zu machen, um sie mit Wasser zu füllen. Vor der Aussaat überstreut man diese Felder mit einer dünnen Lage Erde, die man aus der Wüste holt. Es wird jährlich zweimal geerntet, jedoch nicht auf dem nämlichen Felde. Die erste Ernte wird im September gleich nach dem Abfall der Ueberschwemmung gesäet und im Januar geschnitten, die andere folgt gleich darauf, und gelangt im Mai zur Reife. Man säet Mais, Durrha und Doghem; jetzt, auf Befehl des Fürsten in Kairo, auch Weizen und Gerste. An dem Ufersaume baut man Lupinen und Bohnen, die ohne künstliche Bewässerung gedeihen. Jedes Wasserrad hat einen kleinen Fleck, der mit Baumwolle, Bamien, Zwiebeln und Tabak bepflanzt ist. Der jährliche Ertrag der Ernte muß theils in Geld, theils in den Erzeugnissen selbst versteuert werden und diese Besteuerung ist so drückend, daß kaum so viel übrig bleibt für den Erzeuger, um, wenn ihn weder Viehsenke noch Mißwachs trifft, mit den Seinen zu leben. Jedes

Wasserrad ist jetzt zu 46 Fl. unsres Geldes besteuert, vormals zahlte es 10 und durfte seine Ernte verkaufen, wie es mochte. Jetzt nimmt sie der Türke zu dem ihm beliebigen Preise. Wo der Ackerbau gedrückt wird, ist Armuth und Entvölkerung die sicherste und unausschließliche Folge. — Die erwachsenen Barabra bringen ihre Zeit meist müßig zu, wenn sie nicht irgend ein Handwerk, als Schmieden, Weben, Zimmern u. dgl. treiben; jedoch arbeiten auch diese höchstens zwei Stunden täglich. Die Sklaven und die Knaben treiben die Ochsen am Wasserrade an, öffnen und schließen die Wassergossen, hüten die reisenden Fluren gegen die Vögel. Mehr Arbeit haben die Weiber: sie besorgen das Hauswesen, holen das Wasser oft aus weiter Ferne, schneiden die reifen Früchte ein, dreschen und reinigen sie, eben so die Baumwolle, die sie selbst verspinnen. Seit die Türken im Lande sind, müssen die Barabra auch Frohndienste thun, um die Barken, welche alle der Regierung gehören, aufwärts zu ziehen. Sie selbst erbauen auch Barken, die jedoch nur dazu gebraucht werden, um die Verbindung zwischen den Ufern und Inseln zu erhalten. Diese Fahrzeuge haben einen ganz flachen Boden, auf den sie die Seitenwände perpendicular aufsetzen. So ungünstig diese Form zur Fahrt selbst ist, so hat sie doch den Vortheil, zum Uebersetzen einer größern Anzahl von Menschen und Vieh ganz geeignet und vor dem Ueberschlagen gesichert zu sein. Am obern Rande ist vorn und hinten eine große schnabelförmige Verlängerung. Das Fahrzeug hat keine Rippen, sondern besteht aus gegen einander gepaßten 5 Zoll dicken Baumplanzen, die mit 9 Zoll langen Nägeln von Innen nach Außen auf einander befestigt sind. Die Zwischenräume werden auch mit Baumwolle ausgefüllt und auf jeder Seite ein kleines Ruder in Form eines Löffels befestigt und so zugerüstet. Nie können diese Fahrzeuge zum Segeln gebraucht werden, da sie zu schwerfällig sind. Darum hat denn die jetzige türkische Regierung in der Provinz Dongola gegen 200 größere Fahrzeuge erbauen lassen. Sie bestehen gleichfalls aus an einander genagelten dicken Baumplanzen, haben

aber die eingewölbte Form mit Kiel, Spiegel und Steuerruder, führen einen Mast und ein viereckiges Segel. Dieser Fahrzeuge bedient sich die Regierung zur Fortschaffung ihrer erpreßten Beute, vermiethet sie aber auch an Privatleute, die sich keine erbauen dürfen; denn auch das ist Monopol. Auch die Jagd darf nicht veressen werden. Außer vielen Schlangen und Ottergezüchte, Spinnen, Skorpionen und Termiten werden auch Krokodile, Hippopotame und die Antilope *Leucorix* gejagt. Die Fischer und Nilpferdjäger bilden hier eine eigene Kaste, die man *Hawavit* nennt, und welche zu ihrem Gewerbe sowohl eigene Geschicklichkeit, als Vorrichtung bedürfen. Das Erste ist ein Kahn; dieser besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme, 10 Fuß lang, und 2 höchstens 3 Menschen fassend. Zum Fischfang bedient man sich eines langen, 4 Fuß hohen Strellnetzes aus Baumwollengarn, mit welchem sie einen großen Distrikt in der Nähe der Sandinseln einschließen. Der eingeschlossene Raum wird durch Anziehen des Netzes allmählig verengt. Ein Paar Fischer gehen außerhalb des Netzes und schlagen mit Knäppeln nach den Fischen, welche sich durch Springen in die Einzäunung zu retten suchen und so gefangen werden. Viele verwickeln sich auch in die Maschen des Netzes. Dieses einfache Verfahren giebt gewöhnlich eine sehr reiche Ausbeute von schwachhaften Fischen, deren Geschlecht im Nil sehr zahlreich ist. Die Nachtzeit ist dem Fange am günstigsten. Man bedient sich auch der Angelhaken, welche jedoch nicht stark genug sind, um Fische von 10 Fuß Länge zu halten, weswegen man die Netze vorzieht. Schon etwas gefährlicher ist der Fang der Krokodile, welche entweder im Winter gefangen werden, wo sie sich an der Sonne wärmen, oder zur Zeit der Begattung, wenn die Weibchen regelmäßig die Sandinseln, wo die Eier eingeschart sind, bewachen. Der *Hawavit* merkt sich den Ort, auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Waibe, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Krokodil erwartet. Da versteckt sich nun der Jäger, und bleibt er unentdeckt, so kommt das Krokodil zu eis

nem gewöhnlichen Lagerplatz, wo es in den warmen Sonnenstrahlen bald einschlüft. Jetzt wirft der Jäger es mit kräftigem Arme mit der Harpune an, dessen Eisen wenigstens vier Zoll tief eindringen muß, wenn der Widerhaken gehörig fassen soll. Das angeworfene Krokodil eilt nun dem Wasser, der Jäger seinem Kahne zu, in welchem der Gehülfe ihm entgegen eilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Stück Holz schwimmt auf dem Wasser und bezeichnet die vom Thiere genommene Richtung. Mittels des Strickes zieht man das Thier auf die Oberfläche, wo es dann bald ein zweiter Wurfspeiß verwundet. Die Geschicklichkeit dieser Jagd besteht in der Kraft, die Eisen so zu werfen, daß sie durch den Panzer dringen. Das Krokodil wehrt sich aber auch, schlägt gewaltig mit dem Schwanz umher, und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um diesem vorzubeugen, besteht der Strick aus etwa 30 neben einander liegenden Schnüren, welche von den spizigen Zähnen des Unthiers abrutschen. Oft reißen die Harpunen aber aus der Fleischmasse aus und das Krokodil entweicht. Indessen ziehen doch meist zwei Menschen ein Krokodil von 4 Fuß Länge aus dem Wasser, schnüren ihm die Schnauze zu, binden ihm die Füße über dem Rücken zusammen und tödten es mit einem scharfen Eisen, das sie in den Nacken stoßen, den Nervenstrang der Wirbelsäule trennend. Die zum Krokodilfange gehörige Harpune ist eine Spanne lang, gegen die Spitze zu stapelförmig gesägt und gleich hinter der Schneide mit einem starken Widerhaken versehen. Am stumpfen Ende ist eine Vorrichtung zur Befestigung des Seils. Man steckt diese Harpune an einen 8 Fuß langen Wurfsstab. Sowohl das Fleisch als das Fett wird von den Barabra gegessen und gilt selbst für einen Lackerbissen; es riecht indessen zu sehr nach Moschus und erregt dadurch bei den Europäern einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Genuß desselben. Ein Hauptgewinn bei dieser Jagd sind die vier Moschusdrüsen, von denen sich zwei am Unterkiefer zur Seite des Zungenbeins, zwei aber an der Wandung des Uters befinden. Die Barabra selbst bezahlen diese

Drüsen mit 2 Speziesthalern und bedienen sich ihrer zur Einreibung des Haupthaars. Mit der Naturgeschichte des Krokodils ist man übrigens noch keineswegs im Reinen. Die Berichte darüber sind so verschieden, daß man durchaus nicht klar werden kann. Manche schildern uns diese Eidechsen als gefährlich und so wild, daß sie sogar tief ins Land Menschen und Thiere verfolgen; andere dagegen versichern ihre Unschädlichkeit, die so weit geht, daß man unter ihnen ohne Gefahr baden könne. Cail- laud versichert sogar dasselbe vom Nilkrokodile, diesem Schreckensthier sowohl des Alterthums, als der neuern Zeit. „Wie das Krokodil in einigen Gegenden häufiger, in andern selten vorkommt, so gibt es auch Gegenden, z. B. Schendi, wo es sehr gefährlich, andere z. B. Berber, wo es als weniger gefährlich betrachtet wird. Von Unglücksfällen weiß man indessen überall genug zu erzählen, und ich kam einmal dazu, als eines grade einen Soldaten, der in seinem Bette schlief, am Beine gefaßt und fortgeschleppt hatte. Die Weiber, die beim Wassersichöpfen bis an die Knie in den Fluß gehen, werden oft Opfer seiner Gefräßigkeit; wogegen es nicht leicht Jemanden, der im Schwimmen begriffen ist, übersfällt. Das Weibchen scheint keine Eier zu legen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, und daß die Jungen keine Hülfe der Mutter zu ihrem Auskriechen bedürfen, davon überzeugte ich mich selbst durch folgende Beobachtung: Eines Tages hörte ich plötzlich ein Gekreisch von Froschquaken und nahm mit Verwunderung wahr, daß es aus dem Sacke herrühre, in dem ich einige Krokodileier aufbewahrte. Als ich den Sack öffnete, waren schon einige Junge ganz, die anderen schon halb ausgeschlüpft, und andere im Begriffe, dasselbe zu thun. Das Thier lag in der Schale zusammengeklugelt, so daß Kopf und Schwanz unter dem Bauche zu liegen kamen, im Ei, wo es in eine Art Mutterkuchen gewickelt lag, der unter dem Bauche vom Nabel ausging. Ist das Junge zum Ausbruche reif, so durchstößt es zuerst das neßförmige Gewebe des Mutterkuchens, drückt hierauf die Schnauze gegen die Schale, wo es eine kleine Oeffnung bohrt, die sich, je mehr

der Kopf vordringt, erweitert, während es sich mit dem Schwanz am andern Ende des Eies anstemmt. Ein eben ausgekrochenes Junge ist einen Schuh lang und mißt um den Bauch 4 Zoll, während das Ei nur 3 Zoll im Durchmesser hält. Die Vorderfüße, 2 Zoll lang, haben 5 Zehen, wovon die ersten mit Klauen, die beiden andern längern und letzten ohne Klauen, dagegen aber mit Schwimmhäuten verbunden sind. Der anfänglich dicke Leib streckt sich nach der Geburt und wird bedeutend dünner. Das Auge ist olivenfarbig und ein schwarzer Streif mit weißem Saum geht durch den Augapfel. Ich hatte diese Thiere 6 Monate lang, während welcher Zeit ich ihnen umsonst Fische, Fleisch und andere Speisen vorsetzte; nach der Behauptung der Eingebornen leben sie anfänglich bloß von Schlammerte. Das Fleisch hat auch wirklich bei den ältern Krokodilen einen bitteren Schlangengeschmack. Das Krokodil des Nils zeigt indessen von der Geburt an jenen wilden Charakter, durch den es sich so sehr auszeichnet." Humboldts Beobachtungen sind diesen so ziemlich ähnlich und Heber beobachtete am Ganges Aehnliches.

Die Regierungsform anlangend, so kennt man gar keine andere, als die despotische; indessen ist sie in manchen Gegenden modificirt, indem sie durch Gesetze geregelt oder durch aristokratische Einrichtungen gemildert wird. Vor der Invasion der Türken fand in ganz Nubien, von Syene bis Berber, eine aristokratische Form statt. Bis Wadi Halfa war zwar die Oberherrschaft Aegyptens anerkannt, man wußte sich jedoch durch eine Art Tribut seine Unabhängigkeit auch da zu erhalten. Von Wadi Halfa bis zur Provinz Dirne residirten barabrische Häuptlinge, welche gelegentlich einen Streifzug durch die Provinz machten, um von den Bewohnern die Steuern gewaltsam zu erpressen. Die Häuptlinge waren Abkömmlinge der bosnischen Soldatenbesatzung des Schlosses Ibrim, und führten auch den Titel Kaschef. Sie waren eine Art von Mamelucken mit erblicher Würde, obwohl sie die Oberhoheit des Pascha von Aegypten, wenigstens mit Worten, anerkennen mußten. Nur wenn

sie ihre Stelle antraten, entrichteten sie für die Belehnung eine Art Tribut. Die Bewohner der Insel Sai bildeten jedoch einen Freistaat. Südlich von Sai herrschte eine Art Häuptlinge, welche den Titel Melik führten. Jeder hatte ein kleines befestigtes Schloß, wie unsere Ritter, mit denen sie viele Aehnlichkeit hatten. Als die Fungi mächtig wurden, waren die Melikschaften Senaar zinsbar, und jeder Mel oder Melik mußte einen Tribut entrichten. Indessen wurden aber die Schakie-Araber mächtig, vernichteten den Einfluß Senaars und machten sich diese Meliks unterthan, welche sie nach Gutdanken ein- und absetzten. Nur der Melik auf der Insel Argo, aus der Familie Sibere, dem einstigen Könige von Dongola, behauptete seine Unabhängigkeit mit bewaffneter Hand und geschloß durch den Fluß. Als die Mamelucken aus Aegypten vertrieben wurden (1812 von Mehemet Ali), empfingen sie die Barabra, welche der Bedrückungen ihrer Meliks und Kaschefs, besonders aber der Schakie-Araber, müde wurden, mit offenen Armen, denn sie hofften Beschützer. Sie verbanden sich auch mit dem Melik Argo; ein mächtiger Häuptling der Schakie ward meuchlerisch ermordet, Namens Mehemed el Udlan; nach seinem Tode vertrieb man die Schakie. Wie es aber immer mit fremden Beschützern geht, so bemächtigten sich auch die Mamelucken hier selbst der Herrschaft. Sie ließen jedoch die Meliks im Besitze ihrer Lehen und begnügten sich mit mäßigen Abgaben. Dieses war die goldene Zeit der Dongolawi, wo sie sich viel besser, als unter den Schakie, und noch mehr, als unter der gegenwärtigen Herrschaft des Türken zu Kairo befanden. 1820 unternahm dieser den Zug nach Senaar. Seine Absicht war, sich das unruhige türkische Militair vom Halse zu schaffen und eine große Anzahl Negerklaven zu erhalten, aus denen er eine reguläre Miliz bilden wollte. Jetzt wurden die Mamelucken gänzlich vertrieben, die Meliks ihrer Herrschaft beraubt, und das Ganze auf denselben Fuß eingerichtet, welcher Aegypten verarmen heißt und das Land vernichtet. Nun ist die ganze Verwaltung in den Händen türkischer Militairbeamten, welche

zugleich die Justiz auf gut Türkisch, d. h. nach Gutdünken, verwalten. Es ist vergebens, zu appelliren, ob es wohl gestattet ist; höchstens wird der Kaimakan gewechselt, wo dann der Nachfolger es ärger, als der erste macht. — Zahlungen geschehen in spanischen Thalern; sie haben sich auf der ganzen Erde, wo man nur Geld kennt, Eingang verschafft. Die Türken haben jetzt auch türkische Piafter in Umlauf gesetzt. Als Maß bedient man sich eines kleinen Rödrchens, Tazza genannt. Es ist das bestimmte Maß für die zusammen gehaltenen hohlen Hände eines erwachsenen Mannes. Acht solcher Tazza bilden ein Mib. Längenmaß ist die Drah oder Elle, vom Ellenbogen eines Mannes bis zur Spitze der Mittelfinger, wozu noch zwei Finger Breite hinzugelegt wird. Gewicht ist die Ukie, welche einem Kairoer Pfunde gleichkommt. — Der Muhamedanismus herrscht, wie unter den Arabern und Negern in Senaar, so auch unter den Barabra, wiewohl sie eine Menge heidnischer Gebräuche haben, die wieder mehr an das, was einst war, als an Muhamed erinnern. Auch Spuren des hier schnell vorübergestreiften Christenthums finden sich vor. Das Christenthum war einst in ganz Nubien herrschend und in Dongola regierten christliche Könige. Als jedoch im 13. Jahrhundert die Sultane Aegyptens mächtig wurden und Nubien unterjocht worden war, breitete sich der Islam aus, und die christliche Kirche, von der civilisirten Welt abgeschnitten, ohne äußere Hülfe, ohne innere Kraft, verschwand wieder. Noch im 14. Jahrhundert gab es christliche Kirchen; jetzt liegen sie in Ruinen! Die gefährliche Gewohnheit, seine Priester vom Auslande zu nehmen, ohne Bildungsanstalt für dieselben im Innern, ließ die Kirchen ohne Hirten, sobald das Quellenland der Lehrer in den Händen des Islam war. — Fast in jedem Dorfe ist ein Kinderlehrer (Fakir), der lesen und schreiben kann, auch in den Religionsgebräuchen bewandert ist. Er treibt keinen Ackerbau, sondern lebt von den freien Gaben der Nachbarn; dagegen muß er die männliche Jugend im Lesen und Schreiben unterrichten, wie auch im Be-

ten. Eine Sportel ist das Bauberformellschreiben, deren Ansehen in der Blüthe steht; man hängt sie sogar Pferde an. — Handel wird zwar noch immer getrieben, nicht unbedeutend sind die Karavanen, welche durch die Wüsten Nubiens Sklaven und Goldstaub aus Süden, Straußfedern, Datteln, Zibeth, Elfenbein und europäische Industriewaaren verschleppen; doch gegen das, was einst hier war, ist es ein Schatten. Die Barabra im Thale Halsa verlassen häufig das Land, des Druckes halber, wandern nach Kairo, wo sie sehr beliebt sind; daselbst verrichten sie alle Dienste, bei denen Treue und Kraft erfordert wird. Sie sind Reitknechte, Portiere, Lastträger und das, was man bei uns Hausknechte nennt; haben sie sich durch diese Gewerbe einiges Vermögen erworben, so kehren sie nach Nubien zurück. Es scheint diese Erwerbsart schon sehr alt zu sein; denn auch Cambyse (530 v. Chr.) fand Nubien im Memphis vor, die er als Kundschafter bei den Makrobinen gebräuchen konnte; sie werden Ichthyophagen oder Fischeesser genannt; auch waren sie die Einzigen, welche sich den Makrobinen verständlich machen, und als Dolmetscher auf jenem abentheuerlichen Zuge (er wollte sich Aethiopiens und des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen), den jener wilde Eroberer unternahm, gebraucht werden konnten. Es ist kein Zweifel, daß dieselbe Barabrasprache schon dazumal, vor dritthalbtausend Jahren ganz Ostafrika eigen war. Sie sind auch noch ein starkes gesundes Volk, nur wenigen Krankheiten unterworfen, die sie durch Brennen mit glühenden Eisen auf dem Rückgrate und die dadurch verursachte Eiterung heilen. Die Weiber verfertigen seit mehreren tausend Jahren hier jene zierlichen blaugelb und schwarzgeheckten Koffer und Rödrchen aus Durcharstroh und Palmensaft, die man in den Gräbern Thebens findet und heutzutage noch auf den Bazars Aegyptens, besonders aber zu Kairo, als eine sehr beliebte Waare verkauft.

Nichts auf Erden kann schöner und zugleich erhaben romantischer sein, als die Wasserfälle oder vielmehr Strudel von Wadi Halsa. An ihrem Ende liegen mehrere angebaute

Inseln, unter denen sich Dschivarti, Minarti, Dschannefay und Ennerti besonders durch Schönheit auszeichnen. Die Granitfelsen drängen sich in malerischen, abenteuerlichen Massen den Ufern zu; der höchste dieser Felsen ist Upsir, von dem sich das Ganze mit einem Blicke umfassen läßt. Der gewaltige eingeeengte Strom, der mehr als 200 schwarzen Klippen, von denen viele mit reichem Grün der üppigsten Tropenvegetation bedeckt sind und ihre mannichfach gezackten Spitzen gegen den ewig heitern Himmel erheben; an ihnen die dunkelblaue Fluth, die ohnmächtig wüthend anprallt und sich in weißen Schaum auflöst; der Wechsel der Farben in dem brausenden Gerölle, und mitten innen die schönen Akazien, deren Blüthentrauben ruhig in das Gewühl des Stromes schauen; dieses alles, mit einem Blicke umfaßt, gewährt ein entzückendes Schauspiel. Die Katarakten selbst bieten keinen hohen Wasserfall, und man muß gestehen, daß sie dem Bilde nicht entsprechen, das alte Schriftsteller davon entworfen haben, denn der höchste Fall über die Klippen giebt keine drei Fuß hohe Kaskade. Daraus folgt jedoch nicht, daß diese Wasserfälle nicht einst höhere Stürze gewährt haben. Manche Felswand mag wohl seit 2500 Jahren eingestürzt sein, manche Klippe gebrochen; schon das Verschwinden des Sees, welchen Herodot oberhalb der Insel Tachompso, eben oberhalb dieser Katarakten, erwähnt, läßt auf bedeutende Veränderungen des Nilthales, durch bloße Reibung der Gewässer, schließen.

In dieser Gegend nun liegt uns, den Nil hinabfahrend, auf der linken Seite Ipsambul, auch Assambul. Das Alterthum hat hier zwei Monumente hinterlassen, die allein hinreichend wären, uns zu einem Besuche in Unternubien zu vermögen. Ihre Entdeckung hat eine so große Freude verursacht, daß Belzoni, dieser fühne Aufdecker des Alterthums, selbst sich dadurch unsterblich gemacht hat. Diese Denkmäler, der ältesten Baukunst des Nilthales angehörend, sind rein in den Felsen gehauen und daher wahre Tempel oder Begräbnißgrotten oder beides zu nennen. Es war des Morgens, am ersten August 1817, als Belzoni das Glück hatte, durch

zweijährige Reisen in diesen Gegenden und mühevollen Anstrengungen ohne Gleichen, diese mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nach einer vielleicht Jahrtausende langen Verschüttung durch den Sand der lybischen Wüste thaten sich die Thore der großen Felsenarotte vom Ipsambul wieder etwas auf. Beim ersten Anblicke erstaunte sowohl er selbst als seine Begleiter über die Ausdehnung dieses Wunderbaues; dieses Erstaunen wuchs bei dem Anblicke der Massen von Kunstwerken, womit sie sich umringt sahen und die durchgehends zu den schönsten gehören, welche Aegypten aufzuweisen hat. Die Vorderseite dehnt sich von Außen in einer Breite von 117 Fuß aus mit einer Höhe von 86 Fuß. Zwischen der Höhe des Gesimses und des Thores zählt man 66½ Fuß, das Thor selbst aber hat eine Höhe von 22 Fuß. Den Eingang zieren vier ungeheure sitzende Kolosse, in den Fels gehauen. Die Ohren dieser Statuen haben 3½ Fuß Länge, das Gesicht 7 Fuß Höhe, die Entfernung zwischen den Achseln beträgt 25½ Fuß, und die ganze Höhe, die Maße mit eingerechnet, 65 Fuß. Selbst Erheben hat nichts Größeres aufzuweisen. Drei dieser Kolosse stehen noch aufrecht, der vierte ist umgestürzt. Diese Werke sind zugleich sehr gut erhalten und aus der besten Zeit ägyptischer Kunst, von wunderbarer Vollendung. Die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, welche sich sowohl in der ganzen Stellung, als auch im edlen Angesichte dieser Gestalten ausdrücken, ertheilen ihnen eine eigene Würde und lassen uns fühlen, zu welcher begeisterten Ehrfurcht diese Gestalten hinreißen mußten, zu einer Zeit, wo ihr Kultus blühte und die Herzen der Völker mit dem Aua im Bunde standen. Ueber dem Thore selbst sieht man eine 20 Fuß hohe, riesenmäßige Gestalt, welche den Osiris vorstellt. Ein und zwanzig Bildsäulen äthiopischer Affen machen die Nebenverzierung dieser eben so gewaltigen, als wundervollen Fagade aus. Man tritt durch sie zuerst in ein Gemach von 57 Fuß Länge und 52 Fuß Breite. Es wird durch eine Reihe von viereckigen Pfeilern gestützt, an deren Seitenflächen, sowie an den Wänden selbst, sich schöne Tableaux mit Hieroglyphen verziert befinden, die sowohl in

Hinsicht ihrer Composition als Ausführung dem besten und kühnsten ägyptischen Style angehören. Sie stellen Gefechte, Belagerungen fester Städte, Triumphe und Dankopfer vor. Aus diesem Saal gelangt man in einen zweiten, 37 Fuß breit, 25½ Fuß lang und 22 Fuß hoch. Sowohl die Wände, als die vier die Decke stützenden Pfeiler sind sehr gut erhalten, herrlich verziert und von vollendeter Arbeit. Am Ende dieses Saales führt eine Thür zu einem dritten, weniger langen, aber 37 Fuß breiten, und von hier tritt man in das eigentliche Heiligthum, von dem aus eine Pforte in noch mehr kleinere 8 Fuß lange und 7 Fuß breite Gemächer führt. Im ersten Saale stehen noch acht Bildsäulen von 22 Fuß Höhe, an die Pfeiler gelehnt. Die Fülle der Skulpturen, welche alle bemalt sind, zeichnet sich durch gute Erhaltung aus, so wie die Farben ihren ursprünglichen Glanz beibehalten haben. Nur einige Pfeiler im ersten Saale scheinen durch die ungemeine Hitze, welche darin herrscht, gelitten zu haben. Die Hitze in diesen Denkmälern, welche keinen freien Luftzug gestatten, beträgt 45° Reaum. Unter den Malereien, womit die Wände bedeckt sind, zeichnen sich vorzüglich folgende aus. Erstlich eine Reihe Kriegsgefangener, von denen jedoch nicht allein Aethiopier, wie Belzoni meint, sondern auch andere Völkerschaften zum Vorschein kommen. Der Sieger sitzt auf einem Thron und läßt sich dieselben vorführen. Auf derselben Wand ist ein Krieger, der mit seinem Spieße den Feind durchbohrt, während ein anderer bereits todt zu seinen Füßen hingestreckt liegt. Weiterhin zeigt eine Tafel ein festes Schloß, dessen Erstürmung eben vor sich geht. Alle diese Scenen scheinen zu beweisen, daß wir hier eher einen Todtenpalast, als einen Tempel vor uns haben, obwohl man keineswegs in Abrede stellen kann, daß bei der allgemeinen Gewohnheit des Alterthums, Könige und Helden zu vergöttern und ihnen Ceremonien anzunordnen, diese Felsengrotten nicht auch zur Feier religiöser Geheimnisse und Gebräuche gedient haben mögen. Zu Ipsambul findet sich auch noch ein kleines, obwohl nicht weniger prachtvolles Felsendenkmal vor, der kleine Tempel genannt.

Die Vorderseite dieses Denkmals zeigt eine Fassade mit 6 Kolossen von 35' Höhe verziert. Sie sind in den Felsen selbst ganz erhaben ausgearbeitet und zwar sehr trefflich; ihre schönen runden Formen fallen angenehm ins Auge. Es sind auf jeder Seite der Eingangsporte drei, allezeit eine weibliche zwischen zwei männlichen. Erstere halten den Nil Schlüssel mit der linken Hand auf die Brust, während die rechte frei hinabhängend sich auf den Kopf einer kleinern, sehr schön gearbeiteten Figur stützt. Die weiblichen Figuren sind unbekleidet und das Haupt mit einer Kalantika und einem Aufsatze aus einem Diskus mit zwei Straußfedern zwischen aufrechtstehenden Fischhörnern bedeckt. Die männlichen haben außer den Wägen, bei jeder Figur verschieden, noch eine Schürze mit dem Gürtel, wie solche noch jetzt üblich sind. Die eine, und zwar die linke, Hand, stützt sich auf eine Figur von Lebensgröße, die andere, ebenfalls hinabhängend, hält den Nil Schlüssel. Jeder der Kolosse steht von dem andern durch einen schräg herablaufenden massiven Pfeiler aus demselben Fels getrennt und ist mit Hieroglyphen eingefast, unter denen man die Ringe Ramses des Großen und Amengh II. unterscheidet. Man hält die Pharaonen, deren Ringe man auf den Denkmälern findet, für die Erbauer.

Nicht allein in dem Lande vom Zusammenflusse des Nils (in Dongola) bis Syene, sondern auch in Kordofan und Schendi werden Darabra angetroffen, die zwar ihren Stammgenossen völlig gleichen, sich aber doch in Hinsicht ihrer Lebensverhältnisse von denselben einigermassen unterscheiden und daher nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Die Darabra in Kordofan verstehen sich ebenfalls auf künstliche Bewässerung und sind die Handelsleute jener Gegenden. Um ihre Geschäfte zu erleichtern, pflegen sie sich mit den südlichen freien Nigern (welche sich Nubanen) durch Einheirathen zu verbinden. Indessen erlauben die Nuba in diesem Falle niemals den Familien, dem Manne in die tiefen Gegenden auf seinen Handelsreisen zu folgen, weil sie nicht ohne Grund fürchten, diese habgüch-



gen Handelsleute möchten Weib und Kinder als Sklaven verkaufen. — Sie sprechen auch hier die Berbersprache. — In Thale Maghale bestehen ihre Wohnungen aus Lehmglöben, sind aber solid gebaut. Die Fußböden sind aus einer Art Riesmoörtel gemacht, der, wenn er fest wird, dem Zerreiben lange widersteht. Zwei oder drei Hütten, die einer Familie angehören, sind überdies mit einer Dornhecke eingefast, innerhalb welcher gewöhnlich ein Ziehbrunnen ist, der in 20 bis 30 Fuß Tiefe reichliches Wasser enthält. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts machten die Fürsten von Darfur die Oberherrschaft über Kordofan denen von Senaar streitig, bis vor ungefähr 25 Jahren ein Anführer von Darfur, Melik Makdum el Mussallem den senaarischen Melik El Haschma verdrängte. Er herrschte nun unter Darfurischer Hoheit bis 1820, in welchem verhängnißvollen Jahre er in der Schlacht bei Bara von Meshemet Bey geschlagen und getödtet wurde. Seit dieser Zeit sind die Türken Herren des Landes, welche dem Wohlstande desselben ein Ende machten. Sie errichteten in Obeid (der ehemaligen Hauptstadt, jetzt ein Trümmershaufen) ein besestigtes Lager, unterhielten Vorposten und Besatzungen in Bara und Wolsat. „Man tyrannisiert“, sagt Ruppel, „das flache Land auf die willkürlichste Art, und jedes Jahr werden ganze wohlgeordnete Raubzüge gemacht, wo man die einzelnen Colonien umzingelt und wenn sie sich nicht zeitig genug durch die Flucht retten, nach dem Rechte des Stärkern in die Sklaverei abführt. Man berechnet, daß gewöhnlich zwei Drittel dieser Unglücklichen wegen vollkommener Sorglosigkeit ihrer barbarischen Sieger umkommen, bevor sie Kairo erreichen. Wie viele hat nicht auch dort Krankheit weggerafft? Kurz, von 40,000 Menschenopfern, die die Türken ihrer Heimath entrißen, sind dormalen in Aegypten keine 5000 mehr am Leben.“

El Oeta ist das besetzte türkische Lager, wo jetzt große Kasernen aus Lehm errichtet sind, um die Truppen, welche aus Feuerschlünden das Land in Gehorsam erhalten, unterzubringen. — Denkmäler kennt man zwar bis jetzt nicht in Kordofan; es ist uns jedoch mannichfaltige Kunde geworden, daß sie vorhanden sind und daß dieses Land ebenfalls der alten Welt angehört habe.

In Shendi wohnen die Barabra mitten unter Negern und Arabern und einem Gemisch von Völkern (s. Taf. XXXI.). Die ganze Bevölkerung ist fleißig, die Spindel wird überall von allen Männern und Weibern gehandhabt, Schmiede in Eisen, Gold und Silber sind viele da, auch Töpfer und Zimmerleute nebst Berbern, Sandalenbereitern u. s. w. Alle sechs Wochen treffen die Karavanen aus Senaar ein, und mit Aegypten war der Verkehr lebhaft. Jetzt ist indessen alles dieses nicht mehr; nur die Natur ist noch dieselbe\*). Ismail Pascha unterwarf das Land der Herrschaft seines Waters. Melik Nemir, der Fürst des Landes, wich der Gewalt und unterwarf sich, den Pascha als Oberherrn anerkennend; das reiche Land bot reiche Quellen der Erpressung, welche jedoch der Schwache, die Ueberlegenheit der Waffenscheuend, geduldig trug. So standen die Sachen seit 1820. Im Jahre 1822 jedoch kehrte Ismail Pascha, auf seinem Rückwege nach Kairo, in Shendi mit Ende Octobers ein; er langte in einer Kutsche von einigen Mamelucken begleitet an, und Melik Nemir empfing ihn als seinen Landesherrn mit Unterwürfigkeit. Ismail machte nun plötzlich die entseßliche Erklärung, daß binnen zwei Tagen eine Abgabe von 1000 Stück Sklaven entrichtet werden müßte. Entsetzt bemerkte Nemir, daß dieses ganz unmöglich sei, worauf Ismail Mißhandlungen ihn fühlen ließ, die sein Herz empödeten. Es schwur Ismail auch, er würde ihn lebendig speien lassen, wenn das Verlangte nicht pünktlich erfüllt würde. Nemir,

\*) Unter Shendi versteht man alles Land, das zwischen dem Nil, Abara und der Majaga eingeschlossen ist. Dieses Land ist sehr fruchtbar und gesegnet, die Luft auch etwas milder und gesünder. Reich an allen Gaben der Natur gewinnt man durch Ueberschwemmung, und wo diese nicht hinreicht, durch künstliche Wasserläufe reiche Ernten. In den bergigen, gegen Süden hin gelegenen Gegenden giebt es Zieger, östlich von Shendi Siraffen, Bergziegen und Strauße, deren Federn in den Handel gehören. Nil und Arabidil gehören zusammen.

aufs Aeußerste gebracht, erluchte den Pascha, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen, die für seine Bequemlichkeit und Liebhabereien geeigneter sei, als die Barke. Unter dem Vorwande, für die dem Pascha geschenkten Pferde Futter zu bereiten, ließ der Melik eine große Menge Durrahstroh um das Haus aufhäufen. Gegen Abend entspann sich ein gefährlicher Anlauf; dem berauschten Pascha ward gerathen, auf Sicherheit zu denken, allein seine Stunde hatte geschlagen; voll Uebermuth sprach er: „Ich bin der Sohn Mehemet Ali's, wer wagt, mir ein Haar zu krümmen?“ Da lodert plöglch die Flamme auf, und der Pascha mit seinem Gefolge war nicht mehr. Die Folge davon war die Empörung des ganzen Landes gegen das Joch der Türken. Indessen eilte Mehemet Bey, Statthalter von Kordofan, herbei, seinen Schwager zu rächen. Mehr muthig, als klug, stellte sich Melik Memir mit seinem Volke den mit Feuerschländen bewaffneten Türken entgegen. Die Ehendi wurden geschlagen, niedergemetzelt, Ehendi verbrannt, seine Einwohner vertilgt, eben so die am andern Ufer des Nils gelegene Stadt Materna. Zu Tausenden wurden wehrlose Weiber und Kinder mit Messern niedergestoßen, denen man Verzeihung zugesichert hatte. In Ehendi sperrte man Alles, was man habhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf Ritschund, in mehre große Häuser ein, und verbrannte sie lebendig. Spießen, Braten, Glieversammeln waren der tägliche Zeitvertreib dorer, welche die Wiedergeburt Aegyptens im Werke haben. Ehendi sollte indessen, so war es befohlen, wieder aufblühen. Ehendi-Familien, unter Melik Khans Anführung, welche bei Ismail Dienst genommen hatten, wurden hierher versetzt; man überließ ihnen das Land als Lehen, um sie für ein nichtgehaltenes Versprechen eines regelmäßigen Soldes zu entschädigen. Der Besitz eines Grundstücks ist jedoch hier völlig werthlos, wenn nicht Steuerfreiheit damit verbunden ist. — Der Zustand des

ganzen Landes süblich der Vereinigung des Nils ist provisorisch, d. h. es wird so lange geraubt, als zu rauben ist, und dann von dem Zwingsherrschaft verlassen. Mehemet Ali, der voll unausführbarer Projekte strebt und mit Gewalt ein Fabrikland machen will, hat für seine Rechnung in Senaar Baumwollenspinnereien und Webereien anlegen lassen. Vernünftiger ist ein anderer Plan, die Indigo- und Baumwollenkultur zu vermehren. Da die neuen Trümmer dieses unglücklichen Landes durch nichts ein Interesse erwecken, so wollen wir auf die Alterthümer einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick werfen.

Wir stehen hier auf der merkwürdigen Stelle, wohin das einstimmige Zeugniß des Alterthums die Wiege der Künste und Wissenschaften, mit diesem aber der ganzen Kultur des Abendlandes setzt. Hier soll die Hieroglyphenschrift erfunden worden sein, wo Tempel und Pyramiden emporstiegen, noch ehe sie Aegypten kannte. Hier wohnte jener gebildete Stamm der Aethiopier, der Städte baute, Tempel und große Gebäude errichtete, Staatseinrichtungen und Geseze hatte und einen über die Erde verbreiteten Ruf seiner Kultur besaß — der Staat von Meroe!\*) — Von Meroe ist der Dienst des Ammon ausgegangen und mit einer Ammoncolonie das hundertthorige Theben gegründet. Von Theben aus gründete Meroe vereint mit Theben das benachbarte Orakel des Jupiter Ammon zu Siwah (s. Taf. XXIX.), der alten Ammonoase. Die alte Insel Meroe ist also die jezige Provinz Atbar und Ehendi, zwischen 13° und 18° nördlicher Breite. Es ist ein von Flüssen umgebenes Land, das Sicilien an Größe übersteigt, und ist in der Regenzeit eine wirkliche Insel. So elend auch der jezige Zustand ist, so lag doch einst hier jener wichtige Priesterstaat, welcher 250,000 Mann ausrüstete und 400,000 Künstler und Handwerker besaß. Diese Angabe, so übertrieben sie scheint, wird

\*) Einst hieß die Stadt und Gegend Saba, als aber Cambyses auch dieses Land eroberte, aber auch nicht weiter, als bis Senaar kam, soll er das alte Saba nach seiner Schwester Meroe benannt haben. Alle alte Schriftsteller nennen sie einmüthig die Mutter der Religion und Kultur Aegyptens.

durch den Anblick der mehre tausend Jahre alten Monumente bestärkt.

Daß hier der Ammondienst der herrschende war, zeigen alle Attribute, besonders die Kopfschnecke auf allen jenen Monumenten, und selten erscheint eine Scene oder Gestalt, die nicht durch Widderhörner oder andere Beigaben an den widerköpfigen Ammon erinnerten. Dieser Kultus scheint sich hier sehr unschuldig in Naturverehrung, auf Ackerbau bezüglich, ausgebildet zu haben. Sofern große Naturgegenstände denselben durch ihren Einfluß beförderten oder hinderten, wurde auch ihre Verehrung eingerichtet. Die Sonne, der Mond, insofern sie das Jahr und seine Epochen bestimmen, der Nil, die Erde, als die Quellen der Fruchtbarkeit, die Sandwüste, als Feind des Ackerbaues, erscheinen natürlich alle personificirt auf den Monumenten des obern Niltalles. Ein zweites Element dieser alten Religion war die Ertheilung der Orakel. Nachmals ertheilten wohl auch andere Götter Orakel, eigentlich aber war es Jupiter Ammon, zu dem der Erdkreis wallfahrte. Die Orakel aber wurden den Alten auf folgende Weise ertheilt: In dem Heiligthum (Sanctuarium) stand ein Schiff, auf demselben mehrere heilige Geräthe, in der Mitte aber ein tragbares Heiligthum, umgeben mit Vorhängen, die zurückgeschlagen werden konnten. In diesem Heiligthum war das Bild des Gottes tödtlich geschmückt und mit Edelsteinen und Gold besetzt, nach einigen Zeugnissen nicht von menschlicher Gestalt; wahrscheinlich war der Gott oft auch nur durch ein Symbol, ein Glied oder sonst etwas dargestellt, oft aber gewiß auch als Mensch mit dem Widderkopfe und Hörnern. [In den großen und berühmten Tempeln soll das Schiff sehr prächtig gewesen sein. Das Schiff, welches Esoskris (im 13. Jahrh. v. Chr.) in den Tempel zu Theben als Weihgeschenk setzen ließ, war aus Eberholz, 280 Ellen lang, innen mit Silber, außen mit Gold beschlagen]. Sollte ein Orakel ertheilt werden, so wurde es von einer Schaar Priester in Prozeßion herumgetragen, und von gewissen Bewegungen des Gottes oder des Schiffes, welche beide die Priester wohl in ihrer Gewalt haben mochten, wur-

den die Anzeichen hergenommen, nach denen der Oberpriester das Orakel ertheilte. Diese Orakel waren die Hauptstützen des ganzen Kultus, aber auch der gesamten Einrichtung und Kultur dieser Staaten; daher gingen sie aber auch allzeit unter, sobald ihre Herrscher sich des lästigen Zwanges entledigen wollten, den ihnen Sitte, Herkommen und Religion auferlegten. Ueber den Staat von Meroe müssen wir noch den Diodor anhören, der uns Folgendes berichtet: Die Aethioper haben eine von den übrigen Völkern sehr verschiedene Verfassung, besonders in Ansehung der Königswahl. Die Priester suchen unter sich die Edelsten aus, und welchen von diesen Ausgewählten der in Prozeßion herumgeführte Gott ergreift oder bezeichnet, den macht das Volk zum Könige, fällt ihm auch sogleich zu Füßen und verehrt ihn als Einen, dem das Reich durch höhern Willen übergeben ist. Der Erwählte richtet nun seine Lebensweise nach väterlicher Sitte ein und lebt in allen Stücken nach der von den Gesezen geordneten Weise dergestalt, daß er weder Belohnung noch Strafe Jemandem angeeignet läßt anders, als in den Gesezen verordnet worden ist. Es ist unter andern nicht Sitte, einen Unterthan hinrichten zu lassen, auch wenn er die Todesstrafe verwirkt hat. In diesem Falle schicken sie einen Gerichtsdiener mit dem Zeichen des Todes zu dem Willkührer, der bei seinem Anblicke sogleich in sein Haus geht und sich das Leben nimmt. Er darf nicht in ein benachbartes Land oder aus seinem Vaterlande entfliehen, um sich dem Tode zu entziehen. Man erzählt daher, daß Jemand, da das Zeichen des Todes vom Könige ihm zugeschickt worden, einen Versuch gemacht hätte, aus Aethiopien zu entfliehen; seine Mutter wäre es jedoch inne geworden und hätte ihn mit ihrem eigenen Gürtel erdrosselt, was er sich auch geduldig habe gefallen lassen, um nicht größere Schande über die Familie zu bringen.

Das Allerheiligste ist die Todesart ihrer Könige. Die Priester zu Meroe nämlich, welche den Dienst und die Verehrung der Götter besorgen und die höchste und vornehmste Kaste bilden, schicken, wenn es ihnen einfällt, einen Boten an den König mit dem Befehle, zu ster-

den. Sie melden ihm, die Götter haben es so gewollt, und die Befehle der Unsterblichen dürfen von keinem Sterblichen verachtet werden. Sie fügen auch sonst noch Gründe hinzu, die von einem Herzen, das in alten, schwer zu vertilgenden Vorurtheilen aufgewachsen ist und keine Gründe hat, welche es willkürlichen Befehlen entgegenzusetzen könnte, mit Einfalt angenommen werden. In den ältern Zeiten gehorchten daher die Könige den Priestern. Zur Zeit Ptolemäus II. wagte es jedoch Ergamenes, der eine griechische Erziehung genossen hatte, diese Befehle zu verachten. Wähe dieser Priesterherrschaft, drang er mit seinen Soldaten in den unzugänglichen Ort (Massurah, wo die Priester mit dem Oberpriester wohnten), wo das goldene Schiff der Aethiopier war, ein, brachte die Priester alle um, hob die Gewohnheit, Könige zu morden, auf und richtete Alles nach seinem Gutdünken ein. Indessen hatte er damit die Zauberkraft des äthiopischen Helidenmuthes vernichtet, und sehr bald streckten die Ptolemäer, unter deren Schutz und auf deren Rath er dieses gethan hatte, ihre Hand nach Meroe aus und machten Aethiopien zur Provinz. — Es scheint übrigens, daß die Insel Meroe zu einem Religionsstaate ausersehen sei, denn noch heut zu Tage finden wir am Südufer des Taccasse, wo er in den Nil fällt, also an der Spitze der Nilinsel, welche die Zusammenflüsse bilden, den Priesterstaat Damer mit 500 Häuptern. Hier ist die Herrschaft in den Händen eines Oberpriesters, Fakir el Kebir, der zugleich Oberherr und Orakelgeber und dessen Stelle erblich in der Familie ist. Er lebt in seiner Wohnung des Morgens wie ein Einsiedler und bestimmt den Nachmittag den Staatsgeschäften. Seine Wohnung ist eine sehr beschränkte Zelle, daneben eine Kapelle. Burckhardt fand einen ehrwürdigen Greis in weissem Gewande, um welchen viele Fakirs oder Fakirs standen, deren Rang durch den größern oder geringern Ruf der Heiligkeit, worin sie standen, bestimmt schien. Es giebt hier mehrere Schulen, zu welchen viele junge Leute aus Darfur, Senaar und Soudan kommen, um den Koran und das Gesetz zu studiren. Die Schu-

len sind auf einem offenen Plage um eine große Moschee herum. Man denke sich statt dieser einen Ammontempel, statt des Korans die Bücher des Hermes, und man befindet sich im alten Meroe, in einer Priesterherrschaft des Alterthums. Jetzt ist dieser Priesterstaat zwar ebenfalls an Mehemet Ali tributär, indessen werden doch die Angelegenheiten desselben sehr klug und ordentlich verwaltet. Alle Nachbarn, selbst die Raubstämme, haben Achtung vor den Kindern des Himmels, da die Fakirs sonst leicht durch Regen ihre Saaten verderben oder sonst Schaden über sie herabfließen dürften. Damer ist auch ein Handelsstaat, und seine Karavannen gehen von Zeit zu Zeit nach Dongola, Schendi und Suakim am arabischen Busen; denn es giebt unter den Fakirs auch Kaufleute, und die Lage ist zum Handel günstig. Da das Land auch angebaut und also auch hier Lebensmittel genug vorhanden sind, so halten hier fremde Karavannen gern an, bitten sich ein sicheres Geleite aus, und erhalten es, da zwei unbewaffnete Fakirs, welche den Karavannen vorausgehen, schon durch ihr bloßes Dasein volle Sicherheit gewähren. So war es auch im Alterthume; unterm Krummstab ist gut wohnen! Dieses war der Ursprung der Priesterstaaten. So wurden sie Handelsstaaten und dadurch groß und mächtig. So führen uns in jenem Wanderlande des Nils tausend Anklänge in die Vorwelt zurück.

#### Die Neger in Senaar (I. Taf. XXXI.)

Das Land Senaar ist das erste, welches der von Abyssinien herabkommende Wanderer betritt; es ist ein Negerstaat. Unter dem Namen Senaar begreift man alles Land, von dem Schangallalande an bis zum Katarakt der Takaäli oder der nubischen Wüste. Caillaud giebt folgende interessante Schilderung dieses Landes: „Es war ein schöner Tag für mich, als wir an die Stelle kamen, wo der blaue und weiße Fluß sich vereinigen und nun den Namen Nil führen. Auf der Halbinsel, welche diese Flüsse bilden, liegt Senaar. Der weiße Fluß ist an seiner Mündung höchstens 600 Fuß breit, und seine Ufer sind der Ueberschwem-

mung ausgesetzt; durch seine trübe milchige Farbe unterscheidet sich der weiße Fluß, der auf Lehm-  
boden fließt, von dem kristallhellen, sanft über  
Felsengrund hingleitenden blauen Fluße, der  
um ein Drittheil schmaler ist. Ich machte die  
Reise nach Sennar auf dem blauen Fluße, auf  
dem vielleicht seit der Pharaonenzeit kein Segel  
geweht hat. Mich ergriff ein sonderbares Ge-  
fühl, als ich diese Dämme betrachtete, die un-  
gebrochen von den Stürmen der Zeit, unge-  
kränkt von der Last der Jahre, ihre stolzen  
Häupter erheben; diese dichten Wälder, deren  
ewiger Blüthenschmuck noch nie einem Reisenden  
wohlthunenden Schutz gegen die Strahlen  
der glühenden Sonne verliehen hatte; diese un-  
durchdringlichen Gebüsch, welche noch nie von  
eines Hirten Herde gelichtet worden waren;  
die wilde Natur allein lebt und schafft in der  
Frische neu sich gebärenden Pflanzen- und Thier-  
welt. Die Akazien, die Meskas, die Heglyg,  
selbst die abgestorbenen Bäume, von den unent-  
wärtbaren Linnen umarmt, bildeten nur eine  
feste Masse. Das Schlagen der Ruder und  
das Rauschen der Fluthen, die unsere Barken  
durchschnitt, brachte Angst und Schrecken un-  
ter die Bewohner des Flusses. Die Krokodille,  
gewohnt, ihre Eier ruhig an die Ufer des Flus-  
ses zu legen, flohen eiligst ins Wasser. Die  
Flußpferde stiegen aus der Tiefe auf und schwam-  
men brüllend um uns her. Papageien, Perl-  
hähner, der schwarze und der weiße Ibis be-  
taubten unser Ohr mit ihrem Geschrei; Affen  
belästigten uns mit ihren Fragen und Lustsprün-  
gen; Hyänen, Zebras, Giraffen, Elephanten,  
Löwen und Tiger zeigten sich zu beiden Seiten  
des Flusses, den sie, um sich zu baden, such-  
ten, roben aber beim Knalle der Flinten aus-  
einander. Der Fluß führte Bambus, Eben-  
holz, Galac und andere kostbare Hölzer mit  
sich; ich sah unbekannte Schaalthiere, Pflanzen,  
Insekten!" — Nicht ganz Sennar bietet in-  
dessen diesen Anblick, wie er hier am Ufer des  
Flusses und zur Regenzeit geschildert ist. Wei-  
nigstens acht Monate lang bietet das Land den

Anblick der traurigsten Unfruchtbarkeit dar. Un-  
ermessliche Flächen dehnen sich vor dem Blicke  
aus, ganz mit Sand und dem Staube dürre  
Pflanzen bedeckt, nur eine Distel oder Euphor-  
bie vegetirt kümmerlich im ausgedorrten Erdreich.  
Im April und Mai, der Zeit, in der bei uns  
die Natur in neuer Kraft erwacht, ist hier Al-  
les todt und todt. Sobald jedoch die Regen-  
zeit beginnt, ist Alles wie mit einem Zauber-  
schlage umgeschaffen. Wenige Tage reichen hin,  
um das ganze Land mit Grün zu bedecken  
und jene üppige Fülle von Vegetation hervor-  
zurufen, die das begeisterte Auge mit solcher  
Luft betrachtet. Bald stellt sich jedoch Ermat-  
tung ein, die heftigen Gewitter und ununter-  
brochenen Regen, welche bis ins Mark dem  
Menschen Auflösung drohen, erwecken bald ein  
Gefühl der Unbehaglichkeit. — Die Hauptstadt  
Sennar, auch Medinet Fungi, Siegers-  
stadt, liegt am westlichen Ufer des Flusses, ist  
1560 Meter lang und bildet im Innern einen  
Halbkreis von 2000 Meter, was ihr einen Um-  
fang von drei Viertel-Stunden giebt. Sie hat  
jetzt nur 9000 Einwohner, da die meisten bei  
Ankunft der verwünschten Gäste aus Kairo die  
Flucht ergriffen. Die Häuser sind auf Schutt-  
haufen erbaut, welche aus ungeheuern Trüm-  
mern uralter Bauten bestehen. Sie sind theils  
rund und mit Stroh gedeckt, theils Lehmgebäude,  
stockhoch, mit einem platten Dache, aber im  
elendesten Zustande, dem auch der Anblick der  
Bewohner selbst entspricht. In der Mitte der  
Stadt steht die alte Residenz der Badys, ein  
vierstöckiges Gebäude aus gebrannten Ziegeln.  
Sie ist unbewohnt und daher halb verfallen,  
daneben steht aber eine Moschee, welche die ein-  
zige ist und eben darum in gutem Stande er-  
halten wird. Es finden sich auch noch einige  
Häuser von größerer Ausdehnung und zwei  
Stockwerken; diese gehören Kaufleuten zu und  
sind mit hohen böschigen Mauern flankirt. Die  
Neigung zu böschigen Mauern und selbst zu  
Pylonen\*) ist noch überall herrschend. Fen-  
ster sind sehr klein, und wo größere sind, hat

\*) Pylonen nennt man jene hohen und abgestuften Thürme, welche oft in mehrern Paaren vor den al-  
ten ägyptischen Gebäuden stehen, zwischen welchen das Eingangsthor sich befindet.

man sie mit engem Gitterwerke, wie zu Kairo, versehen. Senaar ist ein Handelsplatz, wo täglich Markt gehalten wird; die Gegend umher ist schön, mit Buschwerk besetzt und ziemlich angebaut; auf einer Nilinsel wird besonders viel Gemüse gezogen. Spuren einstiger Größe zeigt das Land wohl noch überall durch die vielen und bedeutenden Schuttberge, die es aufweist. Sie näher zu untersuchen, ist noch nicht gelungen. Man steht nämlich zu Taibe, nördlich der Hauptstadt, große Trümmer, Brunnen und Cisternen. Die Gemölde bezeugen, daß hier nach Untergang des Pharaonenreichs noch blühende Städte gebaut wurden, die zu großem Glanze kamen.

Die Bewohner Senaar's sind den Schangalla nicht unähnlich und ganz gewiß stammen sie aus den südwestlichen Ländern. Von ihrer Abkunft wissen wir Folgendes: 1504 schwamm dieses Volk der Fungi (Sieger) auf einer Flotte von Rähnen den Bahr el Abiadh oder weißen Strom herab, überzog das Uferland mit Krieg und bemächtigte sich des ganzen Landstriches zwischen dem Bahr Abiadh und Bahr Azrek und seinen Zuflüssen, besetzte also die ganze gegen Norden abhängende Tafel von Senaar. Hier ward denn auch Senaar gegründet und bestand seitdem als mächtiger Negerstaat. Merkwürdig genug werden diese Neger auch Nubagenannt, und zwar im ganzen Gebirge, wo sie zu Hause sind. Es ist also wohl nicht das erste Mal, daß diese Nubaneger von ihren südlichen, gold- und metallreichen Bergen gegen N. in das Nilthal herabdringen; sondern schon vor der Ankunft der Araber waren sie es, welche bis über Dongola gegen Norden hinabdrangen und so dem ganzen Thale bis Syene den Namen Nubien gaben. Wir finden auch Spuren dieser Völker in Kordofan, Fazuglo u. s. w. Es ist also eine weit ausgebreitete Negernation, welche sich vom Hochlande her immer aufs Neue

ergießt, und dieses Schauspiel seit den ältesten Zeiten oft wiederholt hat. Auch hier also eignete sich dieses Ueberströmen der Völker zu derselben Zeit, als die Gallahorden Abyssinien anfielen. — Die Senaaren haben einen kupferfarbigen Teint, sind groß und stark, die Kinder beider Geschlechter von 12 bis 15 Jahren im Allgemeinen häßlich, die Weiber sehr schön, und ihr Gang sowohl, als ihre Haltung haben etwas Edles. Schade, daß der Körper der meisten von ihnen mit Geschwüren bedeckt ist, denn sie haben schöne Augen und angenehme Gesichtsbildung, welche ziemlich lange ihre Frische behält. Dessenungeachtet ist das Leben in dem ungesunden Klima\*) von Senaar, verbunden mit den Ausschweifungen, welchen man sich ergiebt, Ursache, daß die Menschen keineswegs langl Lebend sind. Nur die außerordentliche Fruchtbarkeit der Weiber nebst dem starken Zuflusse von Negern erhalten die Bevölkerung noch auf solcher Höhe. — Das Hauptnahrungsmittel in der Stadt ist Durrahbrod und für die Aemtern Wehl und Brod von einer geringern Art Durra. Sie sind mäßig im Genusse der Speisen, lieben aber gegorne Getränke sehr. Man röstet nämlich die Durrahdörner, überschüttet sie mit kaltem Wasser und trinkt das Gebraue nach 24 Stunden. Wein und Brantwein werden heimlich genossen. — Ihre Kleidung ist einfach, bestehend im blauen Sudanhemden und malerisch abgeworfenen Tüchern. Die Tracht ist im Allgemeinen noch ganz dieselbe, welche man auf den Monumenten abgebildet sieht; was die Ähnlichkeit vollendet, ist die Haartracht, welche ganz genau dieselbe ist, wie wir sie auf den Denkmälern abgebildet finden. Sie tragen Sandalen aus rothem Leder, die Weiber tragen sie aus feinem Leder und mit langen Spitzschnebeln. Ueberraschend muß man es finden, daß es hier Friseure giebt, welche ein eigenes Handwerk aus der Kunst, die Haare zu flechten, ma-

\*) Krankheiten herrschen, wie im ganzen Nilthale Nubien, in Senaar mehrere. Die Blattern sind mörderisch, wie bei allen rohen Völkern. Eine Art Masern, Oksah, ist auch häufig, bei den Negern kommt auch der Fadenwurm vor. Ausfall, syphilitische Uebel sind Folgen der ausschweifenden Lebensart. Wechselfieber und Gallenfieber herrschen besonders zur Regenzeit, und Hautausschläge, Geschwüre u. dgl. m. sind sehr allgemein und hinreichend, dem Senaaren in seinem schönen Lande das Leben ziemlich sauer zu machen.

hen. Bestimmt ist dieses die älteste Kunst auf der Erde, welche sich in ununterbrochener Reihenfolge nachweisen läßt. Diese schöne Kunst wird hier von weiblichen Händen ausgeübt und besteht darin, daß eine unendliche Menge kleiner Zöpfchen geflochten werden, welche dann als eine dicke Perücke nach allen Seiten abfällt, manchmal aber auch sehr zierlich nach einer bestimmten Figur, wodurch ein Vogel oder anderes Thier nachgeahmt wird, geordnet wird. Die Monumente geben uns eine Menge Abbildungen. Drei und vier Tage Arbeit wird für einen einzigen Kopf erfordert. Freilich hat eine solche Frisur den Vortheil, ein ganzes Jahr lang in gutem Zustande zu sein. Ein Strumpfband aus Leder ohne Strümpfe; ein Koller, an dem vorn eine tüchtige Tracht Amulette hängt, vollendet den Putz einer Dame in Senaar. Obwohl beinahe unbekleidet, machen hier doch die Frauen ihre Toilette. Interessant mag es sein, zu sehen, wie sich eine Schöne in Senaar schmückt. Sie lassen sich eine geraume Zeit vom Fuß bis zum Kopf frottiren und zwar mit Butter oder Fett von Kameelen. Die Reichen haben eigene Sklavinnen, welche diesen Dienst bei ihnen verrichten. Nach dieser vorbereitenden Operation werden die Haare koiffirt, welchem eine Operation folgt, die nur die Sucht, zu gefallen, erträglich machen kann. Ein Gefäß, in den Boden ihres Gemachs eingelassen, ist mit Spänen wohlriechender Hölzer angefüllt; die nun verbrannt werden auf eine Art, daß sie keine Flamme, desto mehr aber Rauch verursachen. Eine Art halbrunder Nasenbank ist um diese Rauchstätte angebracht, worauf sich nun die Schöne setzt und sich mit einem großen Tuche, das ihr zugleich zur Bekleidung dient, wohl überhäußt oder überhäußt läßt. So zusammengetrümmt, hockt sie eine Stunde in und über diesem Dampfe, und tritt endlich hervor, indem sie ihr Tuch reizend nach der Sitte des Landes um sich schlägt; die Toilette ist fertig. Auch die Männer räuchern sich auf dieselbe Weise, aber seltener. Sowohl die Beschneidung der Männer als der Weiber ist im Gebrauch. — Will ein Mann heirathen, so durchsprengt er zu Pferde das Dorf oder die Stadt, ihm

folgen mehrere Verwandte und alle seine Diener und Sklaven. Sie singen, lärmen, bleiben von Zeit zu Zeit stehen, um Tänze auszuführen, wobei sie Füße und Hände in die heftigste Bewegung setzen, indem sie immer singen. Der Mann darf seiner Frau erst nach sieben Tagen beizohnen; bis dahin ist sie in eine Art Altoven eingeschlossen, den man in einer Kammer aus Luchern oder Matten bildet. Tag und Nacht hört das Gastmahl nicht auf. Es ist ein beständiges Fest. Nach sieben Tagen vertheilt der Mann einige Stückchen Gold an seine Wächter und verabschiedet sie. — Die Senaarer sind falsch, eigensüchtig, sehr abergläubisch, dennoch aber sehr lau in Beobachtung des Islams, den sie bekennen. Sie haben keine Achtung gegen die Frauen und verkaufen ohne Anstand die Mütter ihrer Kinder in die Sklaverei. Sie sind vom Fatalismus so durchdrungen, daß sie ihr Leben ohne Klage mit stoischer Resignation verlieren. — Es ist üblich, daß ihr König mit eigener Hand während seiner Regierung ein Feld bepflanzt, welches ihm den Beinamen des Ackermanns verschafft, vielleicht ein Ueberbleibsel aus den Zeiten, wo hier der Ackerbau blühte. — Wird jemand krank, so sucht man ihn durch furchtbares Geheul zu heilen; Fakirs und Zauberer werden herbeigeholt und allenfalls Weiber gebungen, welche den Arm vergrößern. Die todtten Körper werden gewaschen und nach muselmännischer Art beerdigt. — Da das Land einen Sultan hat, so ist die Regierung schon ausgesprochen. Die Herrschaft desselben ist bald größeren, bald kleineren Umfangs, je nachdem er mehr oder weniger im Stande ist, Tribut von den südlichen Bergvölkern einzubringen. Indessen soll nach Caillauds Bericht Senaar den Namen eines Königreichs kaum verdienen. Da sie Muhamedaner sind, so werden gegen die heidnischen Bergvölker Ghrazien oder Raubzüge unternommen, die dann natürlich zu Sklaven machen, was nicht an Muhamed glaubt. Indessen muß jetzt der Sultan Tribut zahlen nach Kairo. Handel wird getrieben, und zwar seit Schendi so von Ismail Pascha mitgenommen wurde, ist er sehr bedeutend. Starke, mit Durra und andern Waaren beladene Ka-

ravanen ziehen alle zwei Monate nach Shendi; sie führen 600 bis 1000 Kameele. Nach Aegypten brechen jährlich mehrere Karavanen auf, welche Durrha, Sklaven, Kameele, Elephantenzähne, Straußfedern, mehrere Gummiarten, Zimmarinden, Schilder, Zibeth, Papageien u. s. w. ausführen. Man rechnet jährlich auf 600 Pfund Straußfedern, die aus Senaar kommen, wo man diese Vögel als Hausvögel, deren Federn sorgfältig gepflegt werden, häufig sieht. Die Sudankaravanen gingen einst auch hier längs dem Niltale durch, da man sie jedoch mit unsinnigen Plackereien und Zöllen belastete, auch oft von Scheyfias-Arabern Plünderung drohte, gehen sie jetzt meist über Darfur und durch die Wüste. — Münzen sind nicht unbekannt; doch werden die edlen Metalle gewogen, wie im Alterthume; auch gelten kleine goldene Ringe von bestimmtem Gewicht als Landesmünze. — Man beschäftigt sich mit der Löpferei, und neben der Jagd mit dem Ackerbau und Raubzügen; ferner mit Verfertigung von Baumwollenzengen, Messern, Hacken, Karsten, Wasserrädern, trefflichen Satteln, Steigbügeln, langen eisernen Sporen, Gebissen mit eiserner Kette, zweischneidigen Schwertern, Lanzenspitzen, Schilden und Strohmatte. (Eisen und Gold wird aus den höhern Terrassen, die reich daran sind, bezogen.) — Soldaten haben sie wohl genug, aber Feuergewehre wenige. Sie sind daher mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, nebst länglichen Schildern aus Krokodil- oder Nilpferdhaut versehen. Sie sollen für die Reiterei auch eiserne Panzerhemden haben, die sowohl Reiter als Pferd bedecken und in Senaar verfertigt werden.

Eine eigene Art von Bevölkerung machen die Hülfsvölker des Beherrschers von Senaar aus. Es sind diese

Mubavölker und Neger oder Schilluk-  
negel,

die sowohl als Sklaven gekauft oder aus den Provinzen, über welche der Sultan, oder wie er auch im Lande heißt, der Bady, sich die Oberherrschaft anmaßt, mit Gewalt weggeführt werden. Es ist artig, bei Caillaud zu lesen,

wie der Pascha diese Leute zu der Einsicht brachte, daß sie Sklaven der Muselmänner und Tribut zu bezahlen schuldig wären. Um dahin zu gelangen, diese widerspenstigen Völker zum gehörenden Gehorsam zu bringen, mußte die Armee Ismaills aufwärts marschiren. Da kommt man denn in das Land Bertat oder Bera, das im Osten durch den Nil, im Westen durch unbekannte Provinzen Sudans, im Süden durch das Hochland begrenzt wird. Das Heer zog anfangs am Nil hin, ging über mehrere aus Abyssinien kommende Flüsse, unter andern über den Tumat, auch Wolak, der 200 Schritte breit ist, mehrere Flüsse aufnimmt und in den Nil fällt. Noch ein großer Fluß, dritthalb Tagereisen von Fazugl, hieß Jabussa; er strömt auch dem Nil zu. (Es kommen überhaupt reiche Flüsse die Berge herab. Dieses Land ist sehr gebirgig, wald-, wild- und goldreich. Letzteres besonders war und ist sein Verderben.) Schrecklich haben Ismaills Schaaren hier gewüthet. — Diese Neger, den Negern Mittelsafrika's ähnlich, wahre Bergnegel, bewohoa: also ein südliches und südwestliches Hochland, sie selbst sagen dreihundert Berge, deren Namen meistens mit Fa anfangen, wie: Fazoele (s. Taf. XXXI.), Fabama, Fakua, Fazuglo u. s. w. Sie haben Wollenhaare, sind schwarz, nur ein wenig röthlich, ihre Nasen sind weniger platt, die Lippen sind weniger dick und die Backenknochen weniger hervorragend, als bei den Negern des mittägigen Afrika. Man findet unter ihnen Individuen, die, abgesehen von ihrer Farbe, sehr regelmäßig gebildet sind. Es sind Menschen, welche den Naturvölkern noch nahe stehen. Sie haben zwar Zauberer, leben aber von Schweinefleisch, ohne Beschneidung, sind wahre Heiden, zwar gutmüthig, aber ein Gegenstand der Sklavenjagd. Nach Art der Wilden machen sie Feuer durch Reiben zweier Stücken Holz. — Nicht nur die Provinzen südlich von Senaar, sondern auch selbst ein Theil der Razaga ist von diesen Negern bevölkert. Der Bady von Senaar betrachtet sie als seine Unterthanen, was sie selbst doch nicht anerkennen wollen. Schon seit der Eroberung durch die Fungi ha-



ben sie muselmännische *Wells* oder *Reliks*, wie an der entgegengesetzten Seite die *Marabuts* Ortsvorgesetzte sind. Der König von *Senaar* hatte hier im Gebirge sogar eine Bergfestung, die ihm als Staatsgefängniß diente. Die *Reliks* beherrschen jedoch das Volk im ganzen Lande, das so ziemlich unabhängig unter einem einheimischen Fürsten lebt. Es ist eine allgemeine Erscheinung unter den *Südvölkern*, daß Eroberung keinen Regierungswechsel nach sich zieht, sondern die einheimischen Fürsten nur tributpflichtig werden. Daher waren auch bisher Kriegszüge in diesen Ländern vorübergehende Plagen, und die fremden Eindringlinge behaupteten ihre Oberherrschaft nur so lange, als sie mächtig genug waren, den Tribut zu erzwingen. Nachdem *Muhameds* Schwert unter ihnen gewäthet hatte, versprochen sie, Tribut nach *Kairo* zu senden. — Weiter im Süden gegen *Bertat* trifft man auch nur Heiden, die in der Provinz *Gama wil* (s. Taf. XXXI.) Gold sammeln, das in diesen aufgeschwemmten Ländern aus Schluchten der Hochgebirge herabgeschwemmt wird. Es findet sich vom Goldstaub bis zu Stücken von mehreren Pfunden. Auch hier ist es der röthliche *Ihon*, welcher das Gold enthält. — Die Bewohner des Dorfes *Singue* in der südlicher liegenden Provinz *Dar Foke* sind zum Theil *Muhamedaner*. Es sind dieselben schöne, kräftige und hochherzige Menschen; gleich den Wilden gehen sie beinahe nackt, zieren sich gern mit Knochen, Elfenbein, Armbändern, farbigen Steinen u. dgl. Sie sollen auch eiserne Harnische, Helme und Panzer aus dickem Leder gehabt und den Schaaren *Ismaels* Lanzen mit eisernen Spizen und zweischneidige Schwerter entgegengesetzt haben. Die ihnen noch unbekannten Feuergewehre vermehrten ihre Verachtung gegen die Heiden, welche bis hierher gekommen waren, um wehrlose Völker zu mordeten; sie nannten sie Feige und Sklaven, da sie nur durch Streiche, die man nicht sehen konnte, tödteten. Ihre Dörfer sind meist auf *Umbas*, d. h. isolirte Platteisen, gebaut und außerdem noch mit Dornenbüschen umgeben.

#### Die arabischen Wanderstämme, el *Asfar*.

Diese Araber sind aus dem *Hedjas* und man erkennt sie sehr leicht nicht bloß aus ihren Gesichtszügen, sondern auch aus der Reinheit, womit sie das Arabische sprechen. Sie sind die am wenigsten gefärbten Bewohner *Nubiens*. Sie haben ihre väterliche Gesichtsförmigkeit fortgeerbt: hervorstehende Stirn durch eine Ausbuchtung der Nasenwurzel, eine schön gekrümmte Nase, ein kleiner, schmallippiger Mund, eine aufgeworfene Lippe, lebhafte, tiefstehende Augen, zugerundetes, wohl auch spitzes Kinn mit ziemlich starkem Bart, wenig schlichtes Haupthaar, großer Statur; dieses sind die hervorstechenden Züge des Arabers im *Milgau* oder *Dongola*, wo wir die *Barabra* kennen lernten. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist Viehzucht, ihre Wohnung ein Zelt. ihre Neigung Krieg und Raub. Indessen hat sich in der neuern Zeit ein Theil auch fest angesiedelt und entschlossen, Ackerbau durch Wasserräder zu betreiben. — Ihre Kleidung ist die der *Barabra* ziemlich ähnlich. Ihre beständige Waffe ist ein gerades Schwert; gewöhnlich fügen sie noch zwei Lanzen und ein schwarzes Lederschild von der Haut der *Antilope* *Leucoryx* hinzu. — Außer andern Thieren in jener Gegend jagen sie auch Strauße und Antilopen in der Wüste. Um sie zu jagen, wählen sie einen nicht zu heißen, windstillen Tag. Immer reiten zwei Jäger auf ihren flinken Pferden zusammen aus und suchen frische Spuren des Wildes. Sie sind mit einer kurzen Lanze und dem Korbatz versehen. Ihnen folgen zwei andere Araber mit Kamelen, die mit Wasser beladen sind. Ist man auf frische Wildspur gestoßen, so giebt man den Pferden zu laufen; sobald man die Antilopen erblickt, setzt man sie in starken Galopp. Beinahe immer sind mehrere Antilopen beisammen, aber allezeit die verschiedenen Arten auf abgesonderten Weideplätzen. Das gesagte Thier flieht immer in die Kunde; der eine Jäger setzt nun dem Thiere nach, während der andere ihm den Bogen abzuschneiden suchte, um es einzuholen; meist haben sie seit sechs Monaten kein Wasser gefunden, die große Anstrengung in der Hitze entkräftet sie daher bald, und sie stürzen zusammen, ohne daß der

Jäger des Eisens bedürfte. Man schlachtet sie dann auf gewöhnliche Weise. Die Strauße weiden immer paarweise und werden auf dieselbe Weise gehegt; bei frischer Luft holt sie das beste Pferd nicht ein, bei drückender Schwüle sogar der Dromedar. Zur Giraffenjagd bedarf es allezeit der besten Rennpferde. Die Antilope *Leucorix* wird auch der Haut wegen gejagt, welche auf dem Rücken eines Männchens wohl einen Zoll dick ist, und woraus man die besten Schilde verfertigt, die dann mit drei Speziesthalern bezahlt werden. Die übrigen Häute verkauft man zu gerben, und sowohl zu Schläuchen als zu Sandalen zu verwenden; besonders geschätzt sind die Häute der Giraffen. Luchse und andere kleine Katzen- und Hundearten werden auch mit Pferden gejagt; Affen, wilde Schafe und Stachelschweine aber mit Hunden. Die Löwenjagd ist sehr gefährlich, kostet allezeit einigen Pferden, selbst Menschen, das Leben; deshalb weicht man ihr aus. — Im Allgemeinen sind die Araber, wie die Bewohner von Dongola ein guter Menschenschlag: fröhlich, munter, liebt Tanz und Musik, zeigt Energie und Ausdauer, aber auch Liebe zum Lebensgenuß; ihr Naturell ist biegsam und jeder Kultur fähig. — Der Landstrich von der fruchtbaren Insel *Mo-grat*, östlich vom Nil, bis zu dem eigentlichen Dongola ist der Wohnplatz der Schafie-Araber (s. Taf. XXXI), wüßte, dürr und unfruchtbar. Andere Gegenden bewohnen Araber vom Stamme *Kenus* oder *Aykat*. Die nackten Felsen auf dem Ostufer, zwischen *Ukine* und *Semne*, welche eine wahre Bergkette bilden, deren Höhe sich 1800 Fuß über das Meer erhebt, und ganz unbewohnt sind, werden zu Zeiten von *Bissarie*-Arabern besucht.

In Kordofan \*) haufen mit *Barabra* und *Nubas* zwölf Araberstämme; fünf da-

von wollten jedoch keine türkischen Unterthanen sein und sind nach *Fur* ausgewandert. — Die Wüste ist hier die Mutter, welche allen freien Kindern, die zu ihr flüchten, Aufnahme gewährt; in ihre Arme kann kein Zwingherr folgen. — Mit dem Stamme *Hammer* wurde *Küppel* genauer bekannt. Sie wohnen in Strohhütten; deren Stelle nach Bedürfnis wechselt, oder sobald die Termiten, welche leider in ganz Nubien die herrschende Nation sind, es nöthig machen. Die Gegend ist mit Buschwerk bedeckt, die Unterlage besteht aus Granit, auf welche Fellen gelagert ist und deren Zwischenthäler reich mit Quellen versehen sind. Sie geben sich mit Ackerbau ab und bewahren den reichen Ertrag der Dohemernaten in tiefen Löchern oft mehrere Jahre lang. Dohem ist auch eine Hirseart; sie wird theils zu täglicher Speise, theils zu Pferdefutter und endlich zur Bereitung der *Merise*, eines sehr beliebten Getränkes, verbraucht. Die *Merise* ist eine Art Bier mit Dohem, Schafmilch und Honig bereitet; letzterer kommt aus den Südbergen. Butter und Fleisch ist hier im Ueberfluß vorhanden, aber wegen Mangels eines Marktes nicht immer zu bekommen. Sie haben schöne Pferde, denn Pferd und Araber muß immer zusammen gedacht werden. Die Pferde sind Mischlinge aus Berbern und Dongolaern, die zwei besten Rassen, mithin sehr schön. Man läßt sie bis ins vierte Jahr nach Belieben Kuhmilch saufen, nährt sie mit Heu, Durrha und frischer Luft, indem sie stets im Freien sind. Dies zusammen erzeugt Pferde von ungewöhnlicher Kraft und Schönheit. Sie erreichen aber allezeit die Giraffen im Lauf und holen sogar die Strauße ein. Die Renner werden sehr geschätzt und im Lande selbst bis mit 1000 fl. das Stück verkauft; also für zwanzig Sklaven. Die *Bakara*-Araber sind Elephantenjäger. Einige

\*) Kordofan ist noch ein Theil des Hochlandes, eine hügelige und gegen S. hin bergigte Hochebene schön, fruchtbar und weidenreich, wo Quellen sind; dürr und wüste, wo diese fehlen. Buschwerk bedeckt das Land, wo bebaubarer Boden ist. Wild, besonders Hasen, Gazellen und Strauße giebt es die Fülle. Ackerbau wird überall getrieben, wo feste Ansiedelungen sind und der Boden es zuläßt. Es werden große Distrikte von Buschwerk gereinigt mit einer eisernen Hacke, wo die zum Anfang der Regenzeit Durrha und Dohemkörner in bestimmten Zwischenräumen eingelegt werden. Bei günstigen Wetter gebehrt ohne weiteres Huthun die Saat zu herrlichen Reife. Es wird auch Simsim, eine Del-pflanze, gebaut, aus deren Saamen man Del zum Einreiben der Haut preßt.

mit Lanzen bewaffnete Araber suchen den Elephanten auf, der sich von der Herde, deren es hier bis zu 500 Stück giebt, abgesondert hat; man theilt sich nun in zwei Partien, und während der eine Theil den Elephanten von vorn zu beschäftigen sucht, streben die andern von hinten das Thier durch einen kräftigen Lanzenwurf an den Sehnen zu verwunden. Der so angeworfene Elephant wendet sich nun während gegen den Angreifer, der in eiliger Flucht sich rettet; jetzt eilt die andere Partie nach, um ihn ebenfalls an der empfindlichsten Stelle zu verwunden, wo denn das edle Thier sich wieder gegen diesen wendet. Dies wird nun abwechselnd so oft wiederholt, bis Verblutung und Ermattung das Thier zwingt, sich nieder zu legen, wo es dann an einer mit dem Schwerte beigebrachten größern Wunde sich verblutet. Die Haut verbraucht man nun zu Schildern, das Fleisch wird gedörrt und gegessen, und die Zähne werden in den Handel gegeben. Manche derselben sind so kolossal, daß zwei Stück eine schwere Kameelladung ausmachen. Im Kriege bewaffnen sich die Bafara-Araber mit Sturmhauben, Panzerhem-

den und Armschienen, welche alle in Aegypten und Jemen verfertigt werden. Einige Häuptlinge haben sogar Stirnschienen und Panzerdecken für die Pferde, die man auch gar oft mit Decken aus selbstgefertigter und gesteppter Baumwolle bedeckt. So gewaffnete Helden nehmen oft die Bügel der Pferde zwischen die Zähne und sprengen, in jeder Hand ein Schwert, Tod und Verderben verbreitend, mitten unter die Feinde. Diese Stämme haben sich jedoch auf eine sehr kluge Weise nach Fur gestocht. Sie allarmirten das Land, als kämen Feinde von Fur her, stellten sich an, als wollten sie ihnen entgegen ziehen, brachten ihre Herden in Sicherheit, und flüchteten sich aus dem Bereiche des Pascha von Aegypten hinweg.

### 3. Die Bewohner Senegambiens. (f. Taf. XXXII.)

Senegambien ist derjenige Theil des westlichen Afrika, der sich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum Flusse Mung (nunjeß), in einer Länge von 180 geograph. Meilen erstreckt. Seinen Namen hat dieses Küsten-Land von den Flüssen Senegal \*) und Gambia, \*\*) und wird zuweilen auch

\*) Einer der größten Flüsse Afrika's, entspringt im Gebirge Kong, ungefähr 16 Meilen von der Quelle des Gambia. Zuerst läuft der Senegal zwischen Gebirgsreihen, wo er besonders den Koforo, Basing und Salameh aufnimmt und bildet, wo der Koforo und Basing sich mit ihm vereinen, die Wasserfälle von Sutima, und 20 M. weiter, durch Felsentetten strömend, die Wasserfälle von Jalu. Unterhalb dieser Wasserfälle wird der Senegal ein schönes, sanft strömendes Wasser, klar hinfließend über ein Bett von Kies und Sand, mit offenem, angebautem, grünendem Uferlande, und tritt ein in das flache Land. Er fließt in großen Krümmungen gegen Nordwesten weiter, theilt sich in 2 Arme und bildet die Inseln Wilbas und Morsphil. Hierauf vereint er sich wieder und strömt gegen W. In einiger Entfernung vom Meere aber theilt er sich wieder in mehrere Arme, nimmt eine südliche Richtung und fällt durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Dieser große Fluß, dessen Lauf über 160 geograph. M. mißt, trägt schon in einer 60 Meilen weiten Entfernung von seiner Mündung Barken von 40 — 50 Tonnen, und ist bis zu den genannten Wasserfällen hinauf schiffbar. Er ist periodischen Ergießungen unterworfen, welche das anstoßende Land in der Regenzeit ungelund machen. 15 Meilen von seiner Mündung läuft der Hauptstrom mit dem Meere südwärts in gleicher Richtung. Der Senegalfluß hat gutes Wasser und nährt eine Menge Fische, aber auch Krokodile und Gieperde. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit, aber durch eine Sandbank, die Barre genannt, verengert und die Einfahrt wegen der hieraus entstehenden heftigen Brandung gefährlich; nur bei einer Windstille kann man, ohne Schiffbruch zu leiden, einlaufen.

\*\*) Die Quellen des Gambia liegen unterm 13° östl. L. und 11° nördl. Br., also westlicher, als die des Senegal, obwohl so ziemlich unter gleicher Breite. Zwischen dem Gambia und Senegal findet keine Verbindung statt. Der Gambia soll bei seinem Ursprunge einen Alpensee bilden, und aus demselben nordwestlich durch ein tiefes Thal strömen. Auf diesem Wege nimmt er mehrere von Nordwesten kommende Nebenströme auf, von denen der Nericco der bedeutendste ist. Er durchströmt nun durch Nordwesten eine der herrlichsten Gegenden der Welt. Hohe Berge, mit Tropenwäldern bedeckt, umgeben seine Ufer, reizende Thäler öffnen sich nach allen Seiten und führen ihm neue Wasser und neue Kräfte zu. Mungo Park war entzückt von dem Reichthum der Natur, welcher vor seinen Blicken entfaltet lag, als er die erste der Höhen, welche den Gambia durchbrechen, erstieg. Er nannte ihn Panoramaberg, und vergleicht das Thetal, welches die Bergreihen von Futa Fallu und Musanda bilden, mit Mabetra. Der Gambia kommt hier von Südost und behält diese Richtung bis Barakanda. Er tritt nunmehr in das ebene flache Land hinaus und geht durch fruchtbare Länder ruhig dem Ocean zu. Sein Lauf möchte in gerader Linie 160 geograph. M. betragen.

Westnigritien genannt. Den Ndmern ist es wahrscheinlich nicht bekannt gewesen, aber die Araber besuchten es im Mittelalter, und benannten den Senegalfluß nach einem dort wohnenden Volke Senhagi mit seinem gegenwärtigen Namen. Oberrsenegambien nennt man denjenigen Theil, welcher zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Senegalflusse liegt. Er gehöret eigentlich zu dem großen Landstriche Sahara (Wüste). Mittelsenegambien begreift die am Senegal liegenden Länder an der Küste aufwärts, mißt von Norden nach Süden ungefähr 50 und von W. nach O. etwa 130 geograph. Meilen. Niedersenegambien begreift die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Munez. Die Größe Senegambiens wird verschieden angegeben, je nachdem man darunter nur das Land zwischen dem Senegal und Munez versteht, oder dasselbe nördlich vom Senegal bis zum weißen Vorgebirge (unter  $22^{\circ} 55'$  N. Br.) ausdehnt, wonach es bald zu 16,000, bald zu 30,000 □ M. geschätzt wird. Zu Senegambien gehöret auch das am linken Ufer unfern der Mündung des Senegal gelegene Land Wak, wo die Franzosen Niederlassungen gegründet haben, die von dem gewöhnlichen Colonialzwange frei, auf die Civilisation der nahen Negerstämme einwirken. — Der Boden an der Küste ist 15 bis 20 Meilen landeinwärts sandig, thonig, eben, und fast ganz ohne alle Steine. Dann erheben sich aber Hügel und Berge mit Waldungen, und ein unglaublich hoher Graswuchs fängt an, und das Land wird von vielen Flüssen, Seen und Morästen durchschnitten; jedoch ist der eigentliche Boden immer ein brennend heißer Flugsand. — Die Niederungen gehören zu den heißesten Ländern der Erde. Vom November bis Ende März ist Winter. Da ist es trocken, heiter, mit kühlen Nächten und herrschenden Ost- und Nordostwinden. Diese Monate sind gesund. Vom Mai bis November ist die Regenzeit; da ist es duster, die Hitze am Tage erstickend, der Regen stürzt in Strömen herab. Runge Park berichtet vom mittlern Gambia, daß er sich entsetzlich langweile und mit dieser Jahreszeit durchaus nicht

befreunden könne; am Tage quäle ihn der heftig strömende Regen, des Nachts das Höllenkonzert der Millionen Frösche, zu deren Gequacke das Geschrei der Schakale und das Geheul der Hyänen einen Baß für Verdammte bilden. Dieses wird nur durch das Rollen des Donners unterbrochen, der hier in seiner ganzen Majestät erschallt und sogar die Bestien schweigen läßt. Beim Uebergang der trocknen Jahreszeit zur nassen kommen zwar kurz anhaltende, aber heftige Stürme, Torandos genannt. Ihnen geht allezeit Luststille und drückende Hitze voraus, bis eine finstere Wolke, die plötzlich aufsteigt, den bösen Gast verdrängt, der wogelnd das Land durchtanzt und Dächer und Bäume mitreißt, unter Donner und Blitz. Oft hat er heftige Regengüsse zur Begleitung. Die Luft kühlt sich nun ab, bis bald darauf die Sonne wieder erscheint und dieselbe aufs neue erglöhzt. Die Luft ist indessen zur Regenzeit sehr feucht, so daß Alles, was nicht nahe am Feuer ist, sich gleichsam aufbläst. Selbst der Mensch fühlt sich durch die ewige Nässe der Aufblähung nahe. Nach der Regenzeit schlägt der Wind von Südwesten des Morgens nach Osten und Nordosten gegen Mittag nach Nordwesten um. Jetzt verändert sich das Ansehen des Landes: das Gras wird trocken, die Flüsse fallen schnell, viele Bäume verlieren ihr Laub. Aus der Sahara weht nun der trockene Nordost herüber, der unter dem Namen des Harmattan berüchtigt, und doch sehr wohlthätig ist. Er bringt zwar einen dunkeln Nebel, mit dem die Sonne dunkelroth scheint; Lippen und Haut springen auf und bei den Eingebornen treffen Augenübel ein, aber die Luft wird trocken, der Körper erhält seine Elasticität wieder. Die Krankheiten hören auf und der Mensch fühlt sich erquickt, erleichtert, neu gestärkt. Nördlich vom Senegal ist es in den Sandebenen so heiß, daß man mit bloßem Fuße die Erde nicht berühren kann und sogar Negerklaren Sandalen tragen. Darum sind aber auch die Neger gegen die Kälte sehr empfindlich, und klagen, wenn des Nachts die Wärme bis auf  $25^{\circ}$  Reaum. sinkt! Hier sind auch die Sandwirbel häufig, welche der Nordwind ohne

heftig zu sein, über die Sahara herführt. Er hebt den Sand zu unlaublichen Höhen, die nun jene berühmten Säulen bilden, welche Humboldt sehr passend mit den Wasserhosen vergleicht. Die Neger meiden den Regen, und dennoch von demselben erreicht, waschen sie sich im Meere oder in einem Flusse, und trocknen sich am Feuer, das sie zu dieser Zeit beständig unterhalten. Eben so ist schneller Wechsel von Hitze und Kälte, wie überall, so auch hier der Gesundheit sehr nachtheilig. Nervenfieber, Durchfälle, Verstopfungen, Krämpfe oder Tetanus richten Verheerungen an. Im Hochlande modifizirt sich nun freilich Alles dieses, und je höher, desto ungleicher die klimatischen Verhältnisse. Die mittlere Temperatur dürfte des Jahres im flachen Lande 28° 3' Reaum. betragen, auf dem Plateau jedoch nur 14°.

Die durch das Klima begünstigte Natur wirkt hier unendlich reich. Die Ebene ist Palmenland. Von dieser schönen Pflanzenform finden sich hier mehrere Arten: die Wein-, Dattel-, Cocos-, Delpalme. Höher sind die Tamarinden, der Feigen-, der Butterbaum; letzterer nicht unter der ersten Terrasse. Seine olivenähnliche Frucht enthält einen grünlichen Kern, der etwas gedörrt und gekocht, vegetabilische Butter giebt, die sich ohne Salz ein ganzes Jahr hält. Sie soll fester und schmackhafter als jede andere Butter sein. Die Akajou-, Mangle-, Affenbrod-, Leiba-, Drachendäume sind nebst dem Pisang, dem Mimosen und einer Menge Tropenbäume hier einheimisch. Besonders verdient jedoch hier der Gummibaum erwähnt zu werden, aus welchem die 3 Forste bestehen, die unter dem Namen der Gummiwälder bekannt sind und das bekannte Senegalgummi liefern. Diese Forste liegen unter 18° nördl. Br. und 4° östl. Länge am rechten Ufer des Senegal. Der Baum, welcher Gummi liefert, ist eine Art Akazie oder Mimose (*Acacia olea*), das Gummi schwißt häufig aus, und wird von den Mauren gesammelt und in den Handel gegeben. Es werden in den Gummiwäldern jährlich zwei Ernten gehalten; die erste und reichlichere im Dezember. Sie liefert das schönste und trockenste, mithin das

beste Gummi, die zweite Ernte mitten im März, die weniger und geringerer Art liefert, da die Regenzeit Einfluß äußert. Bevor diese Gummiwälder entdeckt waren, brachte man alles Gummi aus Arabien, seit dieser Entdeckung aber wird das Senegalgummi bei weitem vorgezogen. In den westlichen Gegenden findet man alle Südfrüchte im Innern weniger. Baumwolle, Indigo u. s. w. wachsen wild, und für alle Kolonialprodukte ist ein ergiebiger, vortrefflicher Boden vorhanden. Indessen sind bis jetzt nur Hirse, Weiz, zwei Arten Reis, der Sumpf- und Bergreis, dann einige Holzpflanzenarten als Gegenstände des Ackerbaues betrachtet. Das Land ist reich an Futtergras und Waldung; ersteres wird durch Blumen verhöfnet, unter denen die Liliaceen eine vorzügliche Zierde bilden. Ebenso ist hier auch der Lotus einheimisch. Diese reiche und prachtvolle Pflanzendecke ruht auf der Ebene auf aufgeschwemmtem Lande, unter welchem des Steingerippe tief liegt; wie sich jedoch das Land einwärts hebt, treten auch die Erdknochen an das Tageslicht aus. Der Granit bildet auch hier die Unterlage, auf welcher alsdann die übrigen Gebirgsarten aufgelagert sind. Reiche Steinsalzlager lassen auf frühere vulkanische Thätigkeit schließen. In geognostischer Hinsicht ist Afrika noch ganz unentdeckt. Park spricht von schwarzem Gestein, Basalt? — Bei der natürlichen Spürkraft des Europäers ist ihm doch nicht entgangen, daß Gold in Körnern, Staub und Minen vorkommt, eben so Silber, Kupfer, Eisen und Blei; besonders soll Magnetisenstein häufig sein. Wie man Eisen im Randigalande schmelzt, hat uns Park gelehrt. Das Verfahren ist höchst einfach in einer Art Hochofen. Das Gold wird in Feisenwerken auf dem Terrassenlande gewonnen, aber auch in Pochwerken. Die ganze erste Stufe scheint reich zu werden an diesem Metalle. Man gräbt kleine, 20 bis 25 Fuß tiefe Schächten in aufgeschwemmtem Lande und bewet die farbigen Thonschichten aus, die um so reichhaltiger werden, je tiefer sie liegen. Diese Erde wird in Körben von Palmblättern herausgetragen und von Weibern in Kalebassen geschwemmt. Auf der Oberfläche dieser Hügel,

welche das goldhaltige Erdreich liefern, sollen sich weiße Eisenperlen finden, von denen gelehrte Männer vermuthen, daß es vielleicht Platina sei. Auf den Hochgebirgen wird ebenfalls in den geschiebereichen Flußbetten edles Metall gefunden, und zwar als Gerölle in Stücken, die öfters 2 bis 3 Unzen schwer sind. Alles dieses läßt auf sehr reiche Minen schließen. Das Eisen dieses Landes soll besonders von großer Güte, weiß, klingend und sehr schmiedbar sein.

Der reiche Boden, mit seiner guten, fruchtigen Dammerde bedeckt, die eine so großartige Pflanzendecke nährt und von dieser wiederum prächtvoll geschmückt wird, ist zu einem Aufenthalt lebender Wesen mancherlei Art bestimmt. Das Nashorn, das Nilpferd, der Elephant sind den heißen feuchten Ebenen, den Stromreichen und Hohenbüschen befreundet, wo sie in den Flüssen von den Riesenlacerten, in den feuchten Wäldern von Riesenschlangen sich umgeben finden, während das bewegliche Geschlecht der Vierfüßler in den 160 Fuß hohen Baumwipfeln gaulst. Der Senegal macht hier die Grenze des Elephanten gegen Norden hin. Das südliche Ufer steht noch große Heerden zur Tränke nahen, die man jedoch nicht zähmt, noch ihre Zähmbarkeit sich träumen läßt, wohl aber um der Zähne und des Fleisches willen jagt. Auch betritt dieses Thier die Hochterrassen nicht, vermuthlich weil ihm das Steigen beschwerlich und die Bergluft zu kühl ist. Man findet auch das Nashorn mit zwei Hörnern. Kameele, Dromedare, Rind- und Schafvieh, letzteres mit Fettschwänzen, Giraffen, Pferde. Diese letztern sind in der nördlichen Gegend häufig und schön. Sie sollen auch wild vorkommen, gejagt und gegessen werden. Der Esel ist hier nicht überall häufig. Die Wälder und Wildnisse, besonders die schluchtigen Waldgürtel, wimmeln von Wölfen, Löwen, Tigern und Katzen mancherlei Art, von denen noch einige unbeschrieben. Schakale, Hyänen in so großer Zahl, daß Mungo Parks Expedition beinahe ganz gefressen wurde. Seine Esel verlor er alle, und die Menschen, welche todt liegen blieben, wurden von Hyänen begraben. Ameisenbären und unendliches Futter für sie, Fleder- und an-

dere Mäuse, Ratten und Hasen, Eichhörnchen und Stachelschweine, von allen findet man eine ganze Kabinetausstattung. Ueber ihnen schweben die raubgierigen Geier, Adler und Falkenarten in mancherlei Geschlechtern, die bunten, geschwätzigen Holzschnäbler, die schönen schlanken Pirols, die schönen und possirlichen Strandläufer in den buntesten Arten, während sich das Sturmvogelgeschlecht im Meere badet und der trockne Strauß die Wildnisse durchschreitet. Außer den erwähnten Amphibien sind die Arten dieser schädlichen, widerlichen, schauderregenden Geschlechter, dieser kalten heuchlerischen Schleicher und Hüpfen unzählig und eben so giftig, wie anderswo. Seen, Flüsse und Meere wimmeln von Fischen; man sieht auch häufig die Seeungeheuer, wie Seetränen, Wallfische, Manatis, Meerschweine u. dgl. Die Senegalfische sind häufig giftig.

Daß die Insekten nirgends in der Welt eine angenehme Zugabe sind, weiß der geneigte Leser ohnehin, wenn er dieses besonders an einem schwülen Sommerabende lesen sollte. Allein Tropengeschmeiß haben wir denn doch nicht zu fürchten. Am Senegal, und besonders in den feuchten Wäldern, und vorzüglich zur Regenzeit, da ist es ganz etwas anders. Die leuchtenden Käfer geben zwar eine schöne Illumination und Honig ist auch dort süß, besonders da er aus Tropenwäldern fabrizirt ist. Was hilft aber das Alles gegen den schädlichen Käferlaken, gegen die Sand-, Staub- und andern Floharten, gegen die Spinnen und Skorpione, gegen die giftigen Ameisen und Schnaken Schwärme? Nun kommen erst die Termiten, welche hier in ordentlichen Dörfern wohnen und Häuser bauen, auf denen Büffel aller Art Platz haben. Dann die Muskitowolken! Freilich sind die Ananas eben so gut, wie die zu Esmeralda am Orinoko im Amerika, aber die Muskiten eben so tapfer und vielleicht noch tapferer. Was die Insekten vermögen, geht aus einer Erzählung aus Mungo Parks zweiter Reise hervor. Ein wilder Bienenschwarm hielt sich durch die Karavane beleidigt, überfiel sie, tdtete sieben. Packesel und versezte die ganze Mannschaft in einen so schmerzhaften Zustand,

die ganze Karavane gesprengt wurde, was der Expedition beinahe ein Ende gemacht hätte. Die Termiten sind hier in vier Arten: die kriegerische, trotzig beißende und zerstörende, wovon ihm die Wahl freisteht. Das Geschlecht der Muskitos und Sakundos ist noch zahlreicher. Indessen sind hier zur Entschädigung die Seeschnecken, besonders köstliche Austern und Mergespinnen, um ein wahres Spottgeld zu haben.

Auch in Hinsicht auf den Menschen dürfte dieses Land so ziemlich ein Welttheil im Kleinen genannt werden, weil er uns auch hierin das afrikanische Gepräge treu und ohne Verunstaltung darstellt. Unterdessen fällt in Afrika unter den Völkern eine gewisse Familienähnlichkeit auf, die sich in Sitten, Gebräuchen und selbst in der Sprache zeigt. — Die Bewohner der Oberfenegambiens sind keine Neger, sondern Mauren und muhamedanischer Religion. Sie treiben einen starken Gummihandel mit den sie besuchenden Europäern, besonders Franzosen und Engländern, welche letztere ausschließlich den Handel am Gambiaflusse treiben und dort mehrere Faktoreien besitzen. Portugiesen, Engländer und Franzosen schließen häufig Ehen mit den Eingebornen, die sie mit der Familie des Mädchens verabreden. Daraus nun entspringt eine eben nicht bessere Art der Mulatten, die sich besonders durch Härte und Eifersucht auszeichnen und den Negern ziemlich ähnlich sind, daß man sie nur mit Mühe von diesen unterscheiden kann. Ihre Eifersucht ist zum Sprichwort an diesen Küsten geworden. Von den Engländern in Ostindien wird gerühmt, daß sie ihren dort erzeugten Kindern eine vorzügliche Erziehung geben lassen; das Gleiche gilt jedoch von den hiesigen Weißen nicht, und diese Europälinge werden nicht einmal getauft, sondern behalten von ihren Vätern nur die Namen und die — Rohheit.

Die Bewohner Mittel- und Niedersenegambiens sind Neger, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Fulier (Fuhlahs oder Fuhls), die Jaloser oder Ualoser und die Mandigoer die merkwürdigsten sind, sich zur muhamedanischen Religion bekennen, jedoch auch nebenher dem Fetisch-

dienst anhängen und von denen jeder Volksstamm seine eigene Sprache hat. Diese senegambischen Neger leben theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Ehe wir aber diese einzelnen Stämme näher ins Auge fassen, sei es uns vergönnt,

#### von den Negern im Allgemeinen

zu sprechen. — Die Neger sind eine Menschenrace auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kiefern, dicke aufgeworfene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Man darf mit ihnen nicht die Mauren oder Mohren der Nordküste von Afrika verwechseln, die keine Neger sind. Manche Naturforscher suchen sowohl aus der physischen Organisation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommenen Bildungsstand werden erreichen können, den andere günstiger organisirte Nationen, z. B. die keltischen Völkerschaften, erreicht haben. In den Colonien galt der Negerflave kaum mehr, als ein Hausthier. Die Weißen waren der Adel. Mehrere Beispiele beweisen aber, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker seit undenklichen Zeiten, in größere oder kleinere Haufen zerstreut, ohne feste Grenzen gelebt haben und daß sie durch den sinnlosesten Aberglauben, mit dem größten Despotismus im Bunde, in einen fast thierischen Naturzustand niedergedrückt worden sind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchstens die Karavanenzüge der Araber und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel, auf den wir später zurückkommen werden, das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe

im Innern gewährt, waren schon vom Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zwecke hat; allein ihre Ergebnisse sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist der Bischof Grégoire, nur vermüthet er oft Mohren- und Negerodler. Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprunge des Gambia hinzieht; die Falsoi oder Qualosi oder Ualosi, an der Nordseite des Gambia in Sengambien; die Dahomer, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolauer und Bengualer gehören; die Karrouis in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Sierra Leona behaupten; die Anziskos im obern und niedern Aethiopien auf der östlichen Seite von Kongo; die Jaggas, welche von Einigen mit den Anziskos verwechselt werden, von den Grenzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gallas, deren Sprache mit keiner äthiopischen Mundart übereinkommt, bilden 6 Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiete an den Grenzen von Abyssinien und Ajan (ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südlichen Provinzen Abyssiniens); die Mambos und Zimbos in Mono Emugi; die Mokaransjis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarakolez, in Galani, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptstämmen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nationen in Marokko, Biledulgerid, auf der Küste von Ajan, in Tunis, in dem größeren Theile von Madagaskar, auf mehreren ostindischen und in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einwohner zu sein scheinen.

Der Charakter des Negers ist im Allgemeinen kindliche Einfalt, Gutmüthigkeit, Frohsinn, der selbst durch die schwersten Arbeiten

nicht unterdrückt wird, Treue und Gastsfreihit. Man darf die Gemüthsart der Neger nicht nach denjenigen beurtheilen, die seit langer Zeit in näherer Bekanntschaft mit den Europäern gestanden haben. Eben diese Europäer trafen die besten und gutmüthigsten Neger gewöhnlich nicht an den Küsten, sondern tiefer im Lande. — Dürften wir hier die edlen Züge von Gutmüthigkeit, Treue, Redlichkeit und Großmuth sammeln, so würde es eine nicht unbeträchtliche Sammlung geben. Der Neger, welcher nicht von Europäern verwöhnt ist, lebt sorglos, heiter und fröhlich. Es kümmert ihn nicht am Morgen, was der Abend bringen wird. Alles, was ihn belustigt, ist ihm angenehm. Tanz und Gesang begleiten seine Feste und füllen seine Abendstunden aus; und wenn er des Tages die ermüdendsten Arbeiten verrichtet hat, so kennt er keine bessern Erholungen, als des Abends einige Stunden zu hüpfen und zu singen. — Bedarf es nichts, so arbeitet er nicht. Der Blick in die Zukunft ist ihm fremd, und daher denkt er nur, wie er die Vorräthe des Tages und des Jahres erhalten möge, und läßt den nächsten Tag und das nächste Jahr für sich selbst sorgen. — An Beispielen gastfreundschaftlicher Aufnahme der Fremden, und namentlich der Europäer, fehlt es nicht. Man erfrischt Reisende ohne Unterschied mit Allem, was man hat, und wenn der erste Wirth für den aufgenommenen nicht genug hat, so ist das ganze Dorf bereit, für ihn beizutragen. Man hat Beispiele, daß Neger für den europäischen Gastfreund beinahe das Leben aufopfert, wenn die übrigen Neger an dem Weißen das Verbrechen seiner Landleute rächen wollten. Selbst von der Anhänglichkeit und Treue der Sklaven an ihre nur einigermaßen billigen Herren giebt es bewundernswürdige Beispiele, und eben so schöne von der Unzertrennlichkeit ihrer Freundschaften, von der Innigkeit ihrer Kindes-, Bruder- und Geschwisterliebe. — Die Neger sind, wie alle roheren Nationen, noch Kinder; Alles, was Kinder etwa anziehen könnte, zieht auch sie heftig und stark an, sonst würden die Europäer bei ihnen auch mit Glasorallen und andern Kleinigkeiten nicht so viel ausgerichtet haben



Um einer Grenadiermühe willen führten zwei kleine Negerkönige einen blutigen Krieg mit einander; und die Allongdenperücke eines englischen Rechtsgelehrten wurde so heftig von einem Negerprinzen begehrt, daß ihm in der That aus den Fasern eines Schiffsaues etwas Aehnliches verfertigt werden mußte. — Des Tanzes und Geschwäges wird der Neger, wie schon erwähnt, nie überdrüssig. Bei den öffentlichen Versammlungen spricht und erzählt jeder, was er weiß, und erzählt es mit bewundernswürdiger Geläufigkeit. — Alles, was ihnen gefällt, möchten sie auch gern haben, und freilich, wenn man es ihnen verweigert, so sind sie listig und geschickt genug, es durch mancherlei Künste an sich zu bringen, und einige Negerstämme stehen mit den Zehen der Füße eben so geschickt, als unsre Taschenkünstler mit den Händen, oder sie sind dreist genug, durch wiederholtes Bitten zu erlangen, was man ihnen verweigerte. — Freilich hat auch der Neger seine bösen Seiten. Wo ist die Nation oder der Mensch, der sie nicht hätte? — Er ist sehr rachsüchtig, zumal gegen Europäer, deren Grausamkeiten und Mißhandlungen er auf eine fürchterliche Weise erfahren muß. Man hat Entsetzen erregende Beispiele von der Rache aufgebrachter Neger. Er ist oft diebisch gegen die Weißen und entschuldigt sich damit, daß diese ohnedies der hübschen Sachen so viele hätten und daß man dem Reiz derselben unmöglich widerstehen könne. Große Herren, von welchen man aber nie den Charakter des Volks entnehmen muß, pflegen auf ihren Reisen häufig mit Gewalt zu nehmen, was sie haben müssen, und halten solchen Raub für rechtmäßig. Der Neger ist in den Gegenden dem Trunke ergeben, wo er die starken Getränke der Weißen kennen gelernt hat. Man weist ihm auch Ausschweifungen in der Wollust vor, aber es möchte vielleicht darin schwerlich schlimmer mit ihm stehen, als mit dem Europäern, und die große Zahl der Weiber bei den Vornehmen ist häufig mehr eine Folge der Prachtliebe, als der Begierde. — Ueber die Arbeitsheu und Trägheit der Neger ist nur eine Stimme; aber diese trifft doch in der That nur die männlichen Neger, denn

die Weiber sind immer thätig und beschäftigt, da sie fast für alle Geschäfte sorgen müssen. Daß ein edler, menschlicher Sinn noch nicht so weit bei ihnen ausgebildet ist, um den Wahn alter entsetzlicher Gebräuche zu vertilgen, beweisen die unmenschlichen, selbst bei so vielen friedlichen Gelegenheiten üblichen Menschenopfer und die Schändlichkeit des Sklavenhandels, der jedoch noch mehr den Europäern zur Last fällt. — Der Neger ist übrigens nicht ohne natürliche Anlagen für Künste, Gewerbe und Wissenschaften. Die Negerkinder, welche in der Schule zu Philadelphia in Nordamerika unterrichtet werden, stehen den Kindern der Weißen keineswegs in irgend einem Fache nach, und es giebt Beispiele genug, die es gar nicht zweifelhaft lassen, was aus den Negern gemacht werden könne. Man hat Neger gehabt, die als Aerzte nicht unbedeutend waren, die im Rechnen sich auszeichneten, wie der bekannte Thomas Fuller; man hat Proben von ihrem Dichtertalent, die gar nicht zu verachten sind; Züge von Wiß und Scharfsinn, die Bewunderung erregen, und es ist bekannt, daß die Neger in den westindischen Kolonien zu allen Arten von Künsten angestellt werden. Es gehört nicht hieher, dieß Alles mit einzelnen Beispielen, die ohnehin nur einzelne Fälle blieben, zu beweisen.

Was die Religion der Neger betrifft, so hat sich der Islam sehr unter denselben, nicht nur in den Gegenden des Senegals, sondern selbst sogar vielleicht in den innern Gegenden der Goldküste verbreitet, doch haben wir nur von den ersten einige Kunde. Täglich verrichten die Marbuts oder Serims (Priester) die Religionsgebräuche dreimal mit Gebet und Niederwerfen aufs Angesicht und durch Bestreuen des Hauptes und Gesichts mit Sand. Laut spricht die Versammlung das Gebet nach und geht mit des Marbuts Saleh Malek (Friede sei mit Euch!) wieder auseinander. Moscheen hat man nicht, außer etwa an zwei Orten. Man versammelt sich im Freien. — Die eifrigsten Muhamebaner sind die Wandingos, weniger eifrig die Fulahs oder Jalosen, aber bei allen ist des Negcraberglaubens viel mit

beigemischt, und namentlich wird auf die Grisgris viel gehalten. Uebrigens sind die Marbuten auch Lehrer der Kinder, und sie haben zu Setibo am Gambia einen Erz- und Hohenpriester. — Das Ramahdan, oder die großen Fasten, fällt bei ihnen allemal auf den Neumond nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Sie begrüßen den Mond, indem sie ihm die Hände entgegenstrecken, die sie zuvor mit Speichel benetzt haben; sie machen ihre Geldbeutel auf und bitten, so wie er selbst voller werde, auch diesen zu füllen. Dergleichen Ehre erhält der Neumond aber immer und nicht allein zur Ramahdanszeit. Die Fasten halten sie sehr strenge und rauchen am Tage keinen Tabak, ja manche binden den Mund zu, damit keine Fliege hineinkomme. Aber freilich entschädigen sie sich des Nachts durch Tanzen, Essen, Trinken und Rauchen. Am Tage pflegen (ganz wie im gleichen Falle bei den Türken) die Reichen zu schlafen. Ist der Ramahdan vorüber, so wird das Tabakfest (das Bairam) ausgerufen. Man hält dann erst eine feierliche Prozession unter Anführung der Marbuten, schlachtet Ochsen, und dann fängt sich der Folgar (Tanz) an. Weiber und Jungfrauen fangen einiger Orten das Fest an; ein weiblicher Gueriot (Tänzer) stellt sich an die Spitze der Hausen und singt; das Chor antwortet. Man zieht tanzend und singend um ein großes Feuer, um welches die Vornehmen auf Polstern liegen. Bald nachher erscheinen die jungen Männer, auch in Ehre abgetheilt, mit Trommeln und Geigen, aufs Beste gepußt und bewaffnet, wie wenn es zur Schlacht ginge. Sie belustigen sich mit Ringen. Die Mädchen stehen hinter ihnen, muntern sie auf und preisen den siegenden Jüngling durch ihre Lieder. Dann erst beginnt der eigentliche Tanz, der nicht eher aufhört, bis das Essen fertig ist. Bei dem Balle, dem Udanson bewohnte, kamen, nachdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts einige Stunden getanzt hatten, die Vornehmen auf prächtig geschmückten Pferden herbei, welche dazu abgerichtet waren, mit dem Stampfen ihrer Füße die Bewegung der Musik auszudrücken. Die Reiter blieben auch nicht ohne Ausdruck,

und stellten eine Schlacht, einen Kampf, eine Jagd oder einen Tanz vor. — Die Beschneidung ist, wiewohl bei allen Negern üblich, unter den muhamedanischen Negern sehr wichtig und wird erst dann vorgenommen, wenn die Knaben dem Jünglingsalter nahe und eine Anzahl derselben beisammen sind. Je mehr der Knaben sind, desto mehr Freundschaften werden bei dieser Gelegenheit errichtet, die nachmals auf Lebenszeit dauern. So wie Bruce dieser Feierlichkeit bewohnte, — welcher nur Männer beisammen dürfen — ging dieselbe, wie immer, an einem entlegenen Orte vor. Die Guerioten führten mit ihren Trommeln den Vortrab des Zuges, und ohne Gesang wurde langsam ein Marsch geschlagen. Die Marbuten der benachbarten Dörfer folgten paarweise in langen weißen Röcken und mit langen Haffagaien. Hinter ihnen kamen in einiger Entfernung die Knaben, welche beschnitten werden sollten, in lange Pagnes, wie in Kutten, gekleidet. Sie gingen einzeln, und neben jedem ein oder zwei Verwandte, sie zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Zwei tausend bewaffnete Neger beschloßen den Zug. Auf den Versammlungsplatz war ein Bret gelegt, auf dessen beiden Seiten sich die Priester und Vornehmen (Alkairs) stellten; in der Mitte des Platzes standen die Knaben und deren Freunde, um welche ein Kreis geschlossen wurde. Der erste Marbut verrichtete das Gebet, dann kam der Beschneidungspriester und der Vater des ersten Knaben, der beschnitten werden sollte, wozu er auf das Bret gesetzt wird. An einigen Tagen nur tragen sie seltsame Kleidung und eine Mütze mit einem Paar Ochsenhörnern. In dieser Verkleidung sollen an einigen Orten große Unordnungen von ihnen bezangen werden. Es mag aber diese Kleidung nach Verschiedenheit der Gegenden verschieden sein. — Die Marbuten sollen sich als sehr strenge und gewissenhafte Leute beweisen, die ihr Gesetz mit aller Pünktlichkeit erfüllen, die jungen Leute im Lesen und Schreiben unterrichten (die Schule wird hier vor Tage und Abends gehalten) und vorzüglich vom Grisgrismachen und andern Gaukeleien ihre Hauptnahrung haben. Sie ziehen zum Theil im Lande

umher, selbst dann, wenn Kriege geführt werden, indem sie jedermann verehrt, führen ihre Lebensmittel mit sich und fallen daher Niemand zur Last — das macht, sie können aus einem einzigen Buche Papier viel Grisgris oder Zauberzettel machen, so viel, daß ein ganzer Trupp Warbutis sich davon unterhalten könnte. Uebrigens sind sie die erfahrensten Handelsleute, die wohl wissen, welche Waaren man nach diesen oder jenen Gegenden bringen, was man dagegen eintauschen muß und was sich daran verdienen läßt. — Nur diese Warbuten verstehen ein wenig Arabisch, und wer einmal unter ihnen den Koran gelesen hat, wird für einen großen Meister gehalten. Der Koran steht aber bei allen Negern in großem Ansehen, und die Fürsten, wie die Warbuten, lassen sich denselben auf Zügen und Reisen von einem eigends dazu bestimmten Diener nachtragen, oft in silberne Kapseln verschlossen. Es ist ein Hauptverdienst der Warbuten, den Koran abzuschreiben.

Wie viel Aberglaube bei diesen Negern herrsche, davon wollen wir nur einiges anführen. — Nach ihrer Meinung entsteht die Mondfinsterniß dadurch, daß eine große Kage ihre Pfoten zwischen Mond und Erde hält. Während einer solchen Verfinsternung erwarten sie den Propheten. Die Meisten sterben bei ihnen an Zaubereien. Sie halten sehr viel auf Gelübde und auf Grisgris, die bald größer, bald kleiner, und mit arabischen Schriftzeichen oder mit Sprachen aus dem Koran beschrieben sind. Man näht dieselben in seidene oder lederne, sauber genähte Beutel oder Futterale ein. Der eine Griggris hilft gegen Wunden, der andere gegen das Ertrinken, ein dritter gegen Gift, Gefangenschaft; andere dienen zum Glück auf der Reise, im Fischfang u. s. w. Zwei bis drei Sklaven oder vier bis fünf Ochsen für einen Griggris zu geben, soll gar nicht selten sein. Man trägt dieselben um den Kopf, über die Schultern, auf der Brust, an fein geflochtenen ledernen Riemen, und Manche haben deren so viele, daß sie wohl an 30 Pfund schwer Gewicht haben. Selbst die Pferde werden damit versehen. Uebrigens haben die Neger auch ihre Porehs oder Geister und Gespenster,

und ihren Mumbo Jumbo — eine Art Popanz für die Weiber, der besonders bei den Mandingos üblich ist, wo man auch geheimnißvolle Wälder und andere furchtbare Gauleien findet, unter welchen Knaben — und selbst Mädchen — zur Beschneidung vorbereitet werden. Man bewahrt das Geheimniß dieses Popanzes so sehr, daß ein Negerkönig, dem eine junge Gemahlin dasselbe abgeschmeichelt hatte, dahin vermocht wurde, seine sämtlichen Gemahlinnen hinrichten zu lassen, damit keine ausplaudern könne, was sie von der jüngern Mitgemahlin etwa erfahren hätte.

Was die Religion der nichtmuslimischen Negervölker betrifft, so ist es wohl gewiß, daß die Meisten ein höchstes Wesen annehmen, aber außerdem verehren sie eine Menge Götzen oder Fetische (Fetisse) (Manitus, Boffum), indem sie alles zum Fetisch erheben, was auf ihre Phantasie einen Eindruck macht. Sie haben ihre Bäume, die man als Fetische verehrt und welchen man Opfer bringt, — die Hörner der geopfertten Thiere hängt man an dem Baume auf; — jeder Baum oder Felsen, ein Hühnerrei, ein getrockneter Affenkopf, ein alter Bock, ein Horn von einem Thier, ein Dattelfern, Fischgräten, Holzstücke, Eidechsen, Schlangen und unformlich geschnitzte Bilder, kurz, was sich jeder erwählt, das kann er zum Fetisch erheben. Die Afraneger geben vor, der Mumbo oder das höchste Wesen sei zu vornehm, sich um die Menschen zu kümmern. Er habe daher Untergöttheiten bestellt, welches eben die Fetische seien. Um Sierra Leona (in Oberguinea) sind diese Götzen sehr mißgestaltete, einige Aehnlichkeit mit einem Menschen habende Thonbilder, die man gewöhnlich unter ein kleines Dach von Blättern stellt und denen man Opfer bringt, welche des elenden Götzen völlig werth sind, als alte Echerben und dergl., doch bringt man auch wohl zuweilen Korallen, Ringe, Branntwein, Pagnen u. s. w., und die Gewissenhaftigkeit dieser Leute ist so groß, daß Niemand dem Fetische die Geschenke wegnimmt. Ein Fetisch auf der Pfefferküste, eine ungestaltete Menschenfigur von braunem Thon, empfing alle

Abende die Verehrung des Königs und seiner Unterthanen. Bei gewissen Feierlichkeiten tanzen sie vor dem Fetisch, bestreichen ihm das Gesicht mit Blut, und pudern ihn mit Reismehl. — Der Hauptgötze am Senegal ist eine kleine Figur, welche Ehine genannt wird, und den man bei allen Unternehmungen befragt. Auf der Elfenbeinküste (in Oberguinea) hat jedes Reich seinen Hauptfetisch, und jedes Dorf einen besondern Schutzfetisch, der auf einem Altar von Schilf steht und auf Kosten des Dorfs angepust wird. Fehlt es an Regen, so setzt man ihm einen Wasserkrug hin; wünscht man Wasserglück, so empfängt er Dorsch und Säbel; will man guten Palmwein, so legt man den kleinen Meißel hin, womit man die Einschnitte in die Palmbäume macht. In Ultra bindet man weiches Gras unter das linke Knie, läßt die Enden davon herunterhängen und schürzt Knoten mit Korallen hinein. In Daho steht der Leopard in großem Ansehen — und zu Masurada erhielt die Sonne sonst sogar Menschenopfer, jetzt hält man es für klüger, die Menschen an die Europäer zu verkaufen. — Manche Familien scheinen einen oder den andern Fetisch als ein Erbstück aufzubewahren (weil er ihnen nach ihrem Wahne gute Dienste geleistet hat), man hebt sie sorgfältig in Körben auf, man ruft sie um Schutz an und dankt ihnen für empfangene Wohlthaten. Ueberhaupt stehen manche Fetische ihrer Macht wegen in größerem Ansehen, als andere. Man hütet sich, den Besitzer eines solchen zu beleidigen; man sucht ihm seinen Fetisch abzukaufen und bietet nicht selten große Summen dafür. Uebrigens trägt man auch die Fetische am Leibe und ist nicht selten damit überladen. Alles Unglück kommt von dem Fetisch und man muß ihn nicht nur durch Geschenke, sondern an vielen Orten auch durch Kastrationen versöhnen. Doch trifft es sich auch, daß man den Fetisch geradezu versäumt und einen andern nimmt; dann nämlich, wenn er seinen Verehrern wenig genügt hat. — Gewöhnlich wohnt in der Nähe eines Hauptfetisch ein Fetischheer oder Fetischmacher (ein Priester), der sich bei seinem Gewerbe ganz wohl befindet, indem Niemand den Fetisch umsonst

befragt; doch giebt es Gegenden, wo man keine Priester zu haben scheint. Gold, Schafe, Kühe, Hunde, Vagnen muß man dem Fetisch zum Opfer bringen, besonders aber trinkt derselbe gern Branntwein. Manche Opfer legt man auch dem Fetisch auf offenen Wegen hin, und meint, der Fetisch möge sich dieselben selbst holen. Auf der Goldküste hat der Fetischheer eine eigne Gauflerkleidung, einen eignen Rock und einen Gurt von Hühnerfederschellen darum und Kniebänder aus Fasern. Bei dem Whidaneger sind die Bäume, das Meer und der Agonye [eine unförmliche, von schwarzer Erde gemachte Figur, die der Oberpriester in seinem Hause bewahrt], nebst einer zahmen, sanften und unschädlichen Schlangenart die Hauptfetische. Der Agonye wird vorzüglich bei allen Gelegenheiten befragt. Von den Schlangen wird eine in einem großen Gebäude aufbewahrt und hat Priester und Oberpriester zu Dienern. Bei diesem Fetisch kommt man nicht mit kleinen Gaben weg; denn die Könige selbst müssen bei bestimmten Gelegenheiten zu ihm wallfahrten, und Gold, seidene Stoffe, Vieh, köstliche Speisen und europäische Waaren bringen. Ja, man nimmt jährlich junge Mädchen mit Gewalt hinweg, um sie mit dem Fetisch zu vermählen. Man tätowirt diese Mädchen am ganzen Leibe mit Griffeln und unterrichtet sie in Tänzen zu Ehren der Schlange. — Diese Art Schlangen sind zum Glück sehr nützlich, indem sie fast wie unsere Hauskatze Mäuse, Ratten und andere nachtheilige Thiere verfolgt. Kommt eine derselben in ein Haus, so wird das für ein großes Glück gehalten; sie wird mit Milch gefüttert und ihr auch wohl ein kleines Haus gebaut, in welchem sie ihre Jungen erziehen kann. Eine solche, aus Unwissenheit von einem englischen Kapitän umgebrachte Fetischschlange erbitterte die Neger so sehr, daß sie den Kapitän mit allen seinen Leuten ermordeten und die Waarenlager verbrannten. — Um die Zeit, wo der Mais anfängt in die Höhe zu gehen, sendet man Leute aus, alle Schweine todt zu schlagen, die man auf Straßen und Feldern antrifft, indem diese gebornen Schlangenfresser nicht nur die Maisfelder verwüsten würden — was der Neger wohl

no. 6 ertrüge — sondern auch die in den Feldern sich aufhaltenden Schlangen verzehren. Vor länger, als einem Jahrhundert wäre es beinahe zum förmlichen Kriege gekommen, weil ein Schwein, im Angesicht der Neger, eine Schlange auffraß. Die Schlangenspriester wirkten den Befehl beim Könige aus, daß sämtliche Schweine umgebracht werden sollten. Wirklich zogen ganze Heerschaaren gegen die Schweine aus; mit Schwertern und Keulen; aber die Eigenthümer schützten ihre Thiere auch mit gewaffneter Hand, und der König mußte seine Befehle wieder zurücknehmen. Zum Glück wird die Schlange von einer andern Art Schlange verfolgt und gefressen; sie würde sich sonst viel zu sehr vermehren. — Außer seinen Schlangen hat der Whidaer noch 5 bis 6 Zoll hohe Fetische, die er auf die Felder, vor die Hausthüren, in die Ställe u. s. w. setzt. Sie werden aus rother oder schwarzer Erde gemacht, mit Blut besprengt, mit Palmöl eingesalbt, mit Eiern beschmiert und mit Federn aufgeputzt. — In einigen Gegenden Guinea's steht eine Art Eidechsen in demselben Ansehen, wie in Whidah die Schlangen, so wie auch nicht bloß hier, sondern auch an einigen andern Orten die Fetische ihre Tempel haben, z. B. um Sierra Leona, wo einige Baumstämme in einem Kreise umherstehen, und ein Dach von Blättern und Zweigen bilden, unter welchem ein Altar steht (jedoch ohne Götzenbild), auf dem geopfert wird. — Die wichtigsten Dinge, Verträge, Eidschwüre u. s. w., werden unter Anrufung des Fetisch verhandelt. Man nennt dieß Fetischmachen. — Man sagt: Fetischtrinken, d. h. trinken und den Fetisch anrufen, daß er sie tödte, falls sie nicht den Bund oder Eid halten. Man macht auch Fetisch aus Rache gegen einen Feind. Bei diesen Handlungen ist allezeit ein Priester oder Fetischheer nothwendig.

Unter den Negern ist die Vielweiberei üblich, und die Menge der Frauen richtet sich nach der Größe des Vermögens; doch ist auch das nach den Gegenden verschieden. Um Sierra Leona nimmt man nur eine bis zwei Frauen, aber auf der Goldküste haben die mächtigern Könige wohl an 3000, denn die Menge der

Weiber macht hier ein Stück der Hofpracht aus. In diesen Gegenden haben auch wohl gemeine Leute 6 bis 20 Frauen, daher denn aber auch viele Männer unverheirathet bleiben müssen, woraus manches Unheil entsteht. Es ist häufig, daß ganz junge Mädchen, noch als Kinder, einem Manne verlobt werden. Der Bräutigam giebt eine Morgengabe, ein Kaufgeld an die Eltern oder Verwandten, und selbst auch wohl an den König, für die Einwilligung desselben, und holt dann, mit Gebräuchen, (s. Taf. XXXV.) die nach Verschiedenheit der Gegenden verschieden sind, die Braut ab. Der Preis ist fast überall: einige Pagnen, einige Anker oder Glaschen Brantwein, auch einiges Rindvieh, Glaskorallen, einige Duzend Tabakspfeifen, nebst etwas Tabak. Der Werth dieser Dinge bleibt der Frau, wenn sie etwa von dem Manne zu irgend einer Zeit zu den Eltern zurückgeschickt würde. Sobald die Braut das rechte Alter erreicht hat, holt sie am Gensgal der Bräutigam beim Mondscheine mit einigen seiner Freunde ab, und führt sie dem Scheine nach mit Gewalt fort, ohne auf ihr Sträuben und Schreien zu achten; bei einigen Völkern von Sierra Leona schleppt ein altes Weib die Braut auf dem Rücken in des Bräutigams Haus. Der Weg, welchen sie geht, ist mit Matten belegt. In andern Gegenden geht es friedlicher ab; man bräut die Braut auf den Schultern junger Männer getragen in das Haus des Bräutigams, der an vielen Orten ein Hochzeitmahl ausrichtet, bei welchem die Gäste oft 3 bis 4 Tage schmausen, tanzen und singen, und sich auf andere Weise belustigen. Die muhamedanischen Neger haben mancherlei Gebräuche bei der Verheirathung. Der Marbut läßt das junge Paar ein wenig Sand verschlucken. — So bald die Braut in die Hütte des Ehemannes eingeführt ist, setzt sich dieser in den Besitz alles hausväterlichen oder vielmehr haus herrlichen Ansehens, befehlt der Braut Holz zu holen, Wasser herbei zu schaffen, Essen zu bereiten u. s. w., und Er ist dann zuerst, die Braut aber, wie nachmals die Frau, nach ihm. In vielen Gegenden hat oft der Bräutigam das junge Kind, mit dem er verlobt ist, in seine

Wohnung genommen, und erzieht es selbst auf eigene Kosten, bis es zum Ehestande herangewachsen ist. — Obwohl ein Mann mehrere Frauen nimmt, so scheint doch am Senegal und um Sierra Leona nur eine, die zuerst geheirathete, als die rechtmäßige Gattin anerkannt zu sein, und sie hat, zumal wenn sie Kinder und namentlich Söhne hat, viel Vorzüge vor den übrigen, ob sie gleich doch auch nicht in der Gegenwart des Mannes essen, sondern nur in der Hütte, in welcher sie wohnt, ihre Mahlzeit halten darf. Abends geht jede Frau in ihre eigene Hütte; des Morgens kommen sie alle und begrüßen kniend den Mann. Jede Frau erhält für sich und ihre mit ihr in der Hütte wohnenden Kinder den Unterhalt. Nach der Reihe herum ist und trinkt der Mann bei seinen Weibern. Jede Frau beschenkt den Mann jährlich mit einer Pagne, die ihrer Hände Arbeit ist, und sie wetteifern, wer ihm die schönste bringen kann. — Uebrigens ist das Weib fast überall das Lastthier, welchem die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden, indessen der Mann seine Zeit hinbringt, so gut oder schlecht er will. Oft nach einem Tage voll Arbeit geht die Frau wohl noch dem Manne in seine Gesellschaft nach, um ihm die Fliegen abzuwehren, für seine Tabakspfeife zu sorgen u. s. w. — Sehr leicht kann sich der Neger einer Frau wieder entledigen, aber nur sehr selten kann er die Hochzeitgeschenke wieder zurückverlangen! Weiber, mit welchen Könige einen Unterthan beschenkt haben, können nicht wieder verstoßen werden, wohl aber kann der König das Weib wiedernehmen. Der Ehebruch wird auch von den Negern für schändlich gehalten, gleichwohl aber häufig genug begangen, und in manchen Gegenden geben die Männer wahrscheinlich selbst zu diesen Vergehungen die Veranlassung, und mögen dabei wohl ihren guten Gewinn haben. Ist der Ehebruch dem Manne entgegen, so werden die Schuldigen als Sklaven verkauft und der Mann behält von den Kindern der Verkauften die Stärkeren, die ihm zu Arbeiten nützlich sein können. — Mit der Erziehung seiner Kinder hat der Neger wenig Sorge. Was der junge Neger zu lernen hat, lernt er größtentheils von

selbst durch Zusehen. Jeder Neger ergreift die Lebensart seines Vaters. Vom 20sten Lebensjahre an ist der junge Neger auf der Goldküste sein eigener Herr. Die Mädchen lernen die häuslichen Verrichtungen von der Mutter. — Es ist sonderbar, daß zwar überall die Kinder von dem Vater erben; aber auf der Goldküste — man weiß nicht, warum? — erben die Brüder- und Schwesterkinder. — Von den Beerdigungsgebräuchen der Neger gilt im Allgemeinen Folgendes: Das Klaggeschrei, mit welchem ein Todesfall den Nachbarn und Freunden bekannt gemacht wird, ist unter den Negern eben so gewöhnlich, wie unter andern Völkern, und man setzt es wohl 24 Stunden lang fort. Um Sierra Leona fährt dieses Geschrei den Namen Waa. Bei den muhamedanischen Negern wäscht ein Marbut oder Priester des Verstorbenen Leichnam; die Bekannten richten unterdeß verschiedene Fragen an ihn: warum er nicht noch geblieben sei? wer ihm etwas zu Leide gethan? Er sei ja reich gewesen, habe eine gute und schöne Frau gehabt u. s. w. Einer nach dem andern thut solche Fragen an den Verstorbenen, während die Guerios ihre Klagelieder singen. Die Wittwen und Kinder des Verstorbenen kümmern sich indessen um die Beerdigung nicht, sondern schlachten Vieh, verkaufen Waaren, Brantwein dafür einzutauschen, der bei dem Beerdigungsgeschaufe nicht fehlen darf, nach dessen Beerdigung bei den muhamedanischen Negern der Todte unter eben der Kammer verscharret wird, wo er gestorben ist, nachdem zuvor der Marbut dem Todten noch einige Worte ins Ohr geflüstert hat. Man richtet auch einen Pfahl auf, um Bogen, Hafsagien und Röhren des Entseelten daran zu hängen. Ein Topf mit Kuskus und einer mit Wasser gefüllt wird daneben gesetzt. An einigen Orten führt man auch um die Kammer, wo der Todte liegt, einen Zaun oder Graben, damit die Raubthiere den Leichnam nicht fortschleppen, wie dennoch zuweilen geschieht. Acht Tage lang setzt man die Trauerceremonie fort. — Stirbt ein Mann, so klagen Weiber und Mädchen. Die Männer führen bloße Degen, die sie an einander schlagen, halten mancherlei

seltsame Spiele, schreien einige Tage lang über den Verstorbenen (welches selbst die entfernten Verwandten an ihrem Orte thun). Beim Tode eines Königs schreit man eine bestimmte Zeit, 14 Tage oder 4 Wochen, während welcher Zeit sich viel Volk in dem Klaghause versammelt, welches die von den Nachbarn gesendeten Speisen von Kindern, Vögeln, Reiß u. s. w. verzehrt. Des Nachts werden die Folgars (Bälle) gehalten. Bei manchen Negervölkern werden diese Schmausereien und Folgars einige Jahre hinter einander wiederholt, wenn die Verwandten die Kosten dazu hergeben wollen. — Bei den Iffinis auf der Elfenbeinküste sucht man erst den Todten überall wie einen abhanden gekommenen Menschen. Man fragt nach ihm mit Thränen im Auge, und die Befragten antworten: „Er ist fort.“ Indessen sind andere beschäftigt, den Todten zu schmücken, sein Haar zu kämmen, es aufzuwickeln. Ueber dem Grabe, auch des Ärmsten, thut man einige Schüsse, damit sie in der andern Welt als Roboschire aufgenommen werden. Man giebt hier auch dem Todten etwas Geld mit. Vielfältig verschieden sind die Beerdigungsgebräuche, wozu man an einigen Orten die Kosten erst zusammenstellt. An manchen Orten wird der Leichnam an einem besondern Plage beerdigt, und den Zug führen die Guerlots mit Trommeln an, welchem bewaffnete Männer nachfolgen. Hierauf kommt der Leichnam, von zwei Männern getragen, dann die heulenden und das Gesicht zertragenden Weiber. Auf der Goldküste gehen die begleitenden Weiber eine hinter der andern — die große Frau (oder der Mann der verstorbenen Frau) geht zuerst. Jede hat einen Strohisch auf dem Kopfe und stützt sich auf einen Stock. Man zieht durchs ganze Dorf und legt den Leichnam in eine Grube, die man mit Erde und Stein bedeckt. Hierauf beginnt der Folgar. — Grausamkeit und Aberglaube haben bei den Beerdigungen freies Spiel. An sehr vielen Orten von Guinea werden dem vornehmen Verstorbenen Leute zur Beerdigung mitgegeben, und darum bei seinem Grabe geopfert. Gewöhnlich trifft dieses Loos diejenigen, die dem Verstorbenen am liebsten waren. An der Pfefferküste wird

daher die erste Frau mit begraben, nachdem man sie zuvor halb getödtet hat. Ein Fürst in Guinea muß wenigstens zwei bis drei Frauen in jener Welt vorfinden, die daher auch lebendig mit ihm begraben werden; eine Ehre, nach welcher das Drängen so groß ist, daß es oft vor Gericht ausgemacht werden muß, welche dazu gelangen sollen. An andern Orten werden eine Menge Officiere und Sklaven niedergehauen, und in Benin (in Oberguinea) die vornehmsten Hofbeamten des Königs mit dem Leichnam desselben in eine große, tiefe Grube beigesetzt, welche mit großen Steinen zugelegt wird. Wenn Niemand mehr von den Mitbegrabenen lebt, dann wird der Stein hinweggenommen, das Volk mit mancherlei Speisen bewirthet, welches dann umherläuft und noch Vielen die Köpfe abhaut und auf das Grab des Verstorbenen wirft. Am furchterlichsten herrscht diese grausame Sitte in Dahomei, wo mehrere Tausende bei dem Begräbniß des Königs niedergehauen werden, und wo man, was noch entsetzlicher ist, alljährlich diese Begräbnißfeierlichkeiten wiederholt und eine große Menge Menschen dabei ermordet — d. h. die Gräber der Könige tränket. An mehreren Orten muß man schon darum die Leichname recht lange gegen die Verwesung vor der Beerdigung zu schützen suchen, damit man Zeit zu den Begräbnißfeierlichkeiten erhält. Man trocknet daher den Leichnam über Kohlenfeuer ein, oder man überzieht denselben mit Harz; man kauft indessen noch alte und gebrechliche Leute um wohlfeile Preise, und richtet sie mit den Weibern, Beamten und Sklaven des Verstorbenen hin. So soll es bei den Aminos, Jorhos, Mokkos und Mandingos sein. — Essen und Trinken auf die Gräber der Verstorbenen zu setzen, ist, wie bereits erwähnt, an mehreren Orten gebräuchlich. Besonders sollen die Mandingos hierin den Vorfahren viele Ehrfurcht beweisen. Sie haben diese Gräber mit Bäumen eingefaßt, tragen Milch darauf hin, und die Kinder bringen den Eltern Laubwerk und Blumen. — Man ist bei den Negern sehr geneigt, den Tod der Verstorbenen der Zauberei oder der Vergiftung zuzuschreiben. Während man um Sierra Leona dem Todten nach

dem Schicksal hinträgt, wo die Begräbnisstätte ist, fragen ihn die Verwandten, ob er durch Gift oder Zauberei gestorben sei. Nißt der Verstorbene — ob er nickt oder ein verneinendes Zeichen geben soll, kommt ohne Zweifel auf die Kunstgriffe der Träger an, mit welchen Verabredung getroffen ist — so fragt man weiter, welcher von seinen Feinden Schuld sei? ob der oder der? Bejaht der Leichnam, so wird, wenn er durch Zauberei gestorben ist, der Beschuldigte als Sklave verkauft; will er aber durch Vergiftung gestorben sein, so wird der vorgebliche Thäter zwar eingezogen, aber man macht ihm das Entkommen leicht, damit er nachher durch einen Reinigungstrank seine Unschuld beweisen könne. Eine eigene Trauerkleidung haben wenigstens die Negerinnen um Sierra Leona, bei den Bullamern und Timmanien, in einer weißen Mütze bestehend, die so tief über die Augen herabgeht, daß sie nur auf die Erde sehen können.

Daß die Neger, und besonders die Congoneger, für Tanz (s. Taf. XXXIII.) und Musik höchst eingenommen sind, haben wir schon erwähnt. Freilich ist diese Musik dem Ohre eines Europäers sehr unangenehm. Der durchbohrte, inwendig und auswendig dünn gefeilte kleine Elefantenzahn, der ihr Horn oder ihre Trompete macht, und der ausgehöhlte hölzerne Klotz, der mit einer Thierhaut überspannt ist, machen ein wildes Getöse, welches jedoch bei Feiern ihrer Feiertlichkeiten fehlen darf. — Die Trommel der Mandingos ist eine Elle lang, oben einen Schuh und darüber, unten aber weniger im Durchmesser haltend, und wird mit dem Klöppel in der rechten Hand und mit der bloßen linken Hand gerührt. Eine sehr große Trommel, *Tong tong*, hörbar auf 6 bis 7 Meilen, wird nun, wenn der Feind herannaht, oder bei andern außerordentlichen Fällen, gerührt, um den Nachbarn dadurch Nachrichten zu erteilen. Außer diesen hat man ein dreisaitiges lautenartiges Instrument, wo auf einem halben ausgehöhlten Kürbis ein langer Griff aufgesetzt ist, mehrere Fäden von Rohr, die aber nur einen Ton angeben, und das *Balaso*, welches das angenehmste Instrument ist,

und aus 16 oder 17 federkielsdicken, auf hölzernen Leisten ausgespannten Drahtsaiten besteht, deren ungleiche Länge von 8 bis 18 Zoll beträgt und die man mit mit Leder überzogenen hölzernen Klöppeln schlägt. Die *Gucriots* (s. Taf. XXVIII.) sind Bänkelsänger, Dichter aus dem Steggreif und Kombdianten, die da und dort umherziehen, und denen, die es bezahlen können, durch ihre Lobgesänge schmeicheln, oder bei festlichen Gelegenheiten die Zusammengekommenen durch alte Lieder und Romangen betustigen. Die Könige am Senegal halten sich mehrere solcher Leute zu ihrem Vergnügen, und einer derselben trägt die große Trommel vor, die *Olanda*, wenn der König in den Krieg zieht, schlägt dieselbe mit den Händen und schreit aus vollem Halse dazu. Desingst eines Königs *Gucriot* Jemandes Lob, so wird diese große Ehre mit großen Geschenken bezahlt; auch würde der Sänger den Befangenen sonst in ein sehr übles Gerächts bringen, welches dem Neger unerträglich kränkend ist. Der Hauptinhalt ihrer Loblieder ist: „Er ist ein großer Mann, ein großer Herr, er ist mächtig und edel, er hat *Sangara* (Branntwein) weggeschenkt,“ und das wird bis zum Ekel auf die abscheulichste Weise wiederholt. Indessen gewinnen sie durch ihre elenden Künste so viel, daß man sie für reich hält, und ihre Weiber mehr Krystall, blaue Steine und Glasperlen haben, als die Weiber der Senegalkönige. Viele freilich, die die Kunst zu schmeicheln und zu betustigen nur schlecht verstehen, erwerben so wenig, daß sie sich vom Baumwollweben und ähnlichen Arbeiten ernähren müssen. Sonderbar ist es, daß, wiewohl diese Menschen im Leben ziemlich geachtet werden, man doch dieselben im Tode verachtet, und ihnen ein ehrliches Begräbniß verweigert. Man will nicht neben ihnen begraben sein, und hält die Stelle für verflucht, wo sie liegen; sie dürfen nicht unter die Erde gebracht, ja nicht einmal in einen See oder Fluß geworfen werden, sondern die Verwandten der *Gucriots* sind genöthigt, die Leichen derselben in einen hohlen Baum zu stecken, wo sie gewöhnlich von Raubthieren verzehrt werden. Der Grund der tiefen Verachtung ge-



gen sie mag wohl theils in der Lieberlichkeit dieser Menschen, mehr aber noch in dem Vorurtheil liegen, daß sie mit dem Ho-Re (bösen Geiste) einen vertrauten Umgang hätten. — Für den Tanz sind die Neger, mehr noch die Negerinnen, entflammte, und diese bezahlen die Musikmachenden und ihr Lob singenden Guerriets, wenn es an andern Dingen fehlt, oft mit ihren Kleidungen. Die Weiber tanzen aber fast allezeit allein, geschwind, mit vielenstellungen und Bewegungen, und die Umstehenden klatschen indessen taktischlagend in die Hände. Am liebsten tanzt man des Abends beim Mondscheine, immer in dem nämlichen Kreise sich herum drehend, mit den Händen schlagend und dazu singend. Die mittelsten Weiber im Kreise halten während des Tanzes die eine Hand auf den Kopf, die andere auf den Rücken; biegen sich vorwärts, stampfen mit den Füßen auf die Erde. Die Musik ist eine Trommel von einer Kalbshaut; auch hat man besaitete Harfen und zitherartige Instrumente, und zur Vermehrung des Geräusches Klappern von ausgehöhlten Kürbissen, in welche kleine harte Beeren gesteckt worden. Auf der Goldküste, wo alle Abende einige Stunden vertanzt werden, führen die Männer Fächer aus Elefantenzahn oder Rosschweif; die Frauen haben Schellen an den Füßen. — Manche Tänze oder Välle (Folgars), werden mehrere Nächte mit Leidenschaft fortgesetzt und das Trinken dabei nicht vergessen. Kinder selbst wissen ihre Bewegungen nach dem Takte der Musik einzurichten. Für einen Europäer würden ihre Tänze sehr abmattend sein; aber für sie, selbst wenn sie des Tages Last und Hitze getragen haben, sind sie erholend. Fürsten geben wohl für angesehene Fremdlinge einen Ball oder Folgar, welchem beizuwohnen sich Alles herzubrängt, sowohl seine Tanzlust zu stillen, als seine Geselligkeit zu zeigen. Werden um Sierra Leona feierliche Tänze gegeben, so sind dazu eigene Tänzer gewählt, die eine seltsame Tracht anzeichnen. Den Kopf schmückt eine hohe Winkelmütze mit Federn umkränzt; das Gesicht ist um Augen, Nase und Mund weiß bemahlt; ein Winkelmütze bedeckt die Hüften, und die flachen Holz-

Stühle in den Händen dienen den Tänzern zu schlagen. An der Goldküste führt man sogar mimische Balletts auf, und stellt Land- und Seeschlachten, das Erbauen eines Forts u. s. w. vor. Mancherlei Spiele hat noch der Neger zu seiner Belustigung, und verschiedene darunter scheinen Glücksspiele zu sein. Man setzt das ganze Vermögen, und zuletzt sogar, wie bei den alten Deutschen, seine eigene Person aufs Spiel, und verliert man sich, so wird man Sklav.

So vielfältig die Stämme der Neger sind, so verschieden ist auch ihre politische Verfassung. Man findet Monarchien neben Republiken; fürchterliche Despotien neben freien Leuten; gemilderte Demokratien und ein verschiedenes Gemisch von diesem Allen. Hier ist ein Dorfkönig, welcher nichts zu sagen hat, und dort sind Könige großer Reiche, die ebenfalls nichts vermögen, und von den Oberhäuptern der Dörfer und Distrikte abhängen, auf deren Berathschlagungen und Entscheidungen fast Alles ankommt. Am Senegal ist die monarchische Regierung eingeführt, und die Könige befehlen unumschränkt, ob sie sich gleich von ihren Unterthanen nur darin unterscheiden, daß sie mehrere Häuser, Weiber und einige Stühle haben. Die Kinder eines solchen Prinzen müssen oft nach des Vaters Tode als Gomettas, oder Matrosen, Dienste nehmen. Des Throns bestiegt der Bruder oder Neffe des verstorbenen Königs, und in Ermangelung dieser einer der Söhne seiner vornehmsten Gemahlinnen, welcher in dem Rathe der Großen dazu ausersehen wird. Um Sierra Leona, wo die Könige Väter genannt werden, hat jeder Distrikt seinen König, der durch die Wahl gewisser Oberhäupter ernannt wird. Ihm folgt sehr oft sein erster Minister, wenn sich dieser Liebe zu erwerben verstand. Die königlichen Einnahmen bestehen in den Geschenken der Unterthanen, die in mancherlei Angelegenheiten den Beistand des Königs bedürfen. Die Rechtsstreitigkeiten werden im Hurrih, oder in öffentlichen Gerichten untersucht, wobei man auch Palaverspracher (Advokaten) hat, die mit einer bewundernswürdigen Geläufigkeit das Wort führen. Viele von den kleinen Distriktkönigen auf

der Goldküste würden gar nichts gelten, wenn sie nicht durch ihren Reichthum ein Ansehen hätten. Sie haben auch von ihren Unterthanen keine Art der Auszeichnung, als zwei Knaben, deren einer den Stuhl, der andere den Degen des Dorfsprinzen trägt; weshalb ihm aber keiner, der ihm begegnet, eine besondere Ehre erzeigt. Gehen sie aber in ein anderes Dorf, so suchen sie sich mit so großem Glanz zu umgeben, als nur immer möglich ist. Sie lassen sich von so vielen Leuten begleiten, als sie aufbringen können, und lassen Schilder und Sonnenschirme sich vortragen; bei solchen feierlichen Gelegenheiten sind auch die Weiber köstlicher gekleidet. Ein solcher König geht täglich des Nachmittags auf den öffentlichen Versammlungsplatz, wohin selbst Sklaven kommen dürfen, wo man gemeinschaftlich schwagt und erzählt, und sich in Palmwein berauscht. Keiner ist dadurch genirt, daß der König unter ihnen ist, der gleichwohl zuweilen einen Unterthan zur Sklaverei oder gar zum Tode verdammt. Doch muß dann der König sehr fest in der Gunst des Volkes stehen. — Die bedeutenden Könige in Guinea haben ihre Kabosire oder Kabuschere, welches Beamte verschiedener Art und Ranges sind. In Dahomei ist nur ein freier Mann — der König, und in dessen Händen Leben und Tod, Hab und Gut, des ersten Ministers eben sowohl, als des geringsten Unterthanen steht. Auch der Minister muß sich vor dem König aller Zeichen seiner Würde begeben, die er außerhalb des Palastes führen darf. Einer der Minister wartet stets am Thore des Palastes, und wenn er von einer der Frauen zur Audienz gerufen wird, kriecht er auf Händen und Füßen in den Audienzsaal und bleibt demüthig liegen. Dagegen aber müssen die Edhne des Königs, selbst der Kronprinz, die Minister kniend und mit Händeklatschen begrüßen. Niemand, Europäer und die Weiber des Königs ausgenommen, darf in seiner Gegenwart sitzen. — Eine große Ehre ist es, wenn der König Jemand mit geistigem Getränke beschenkt. Der Geehrte legt sich rücklings auf die Erde nieder, der König mit der Flasche füllt ihm die Flüssigkeit ein, und er darf nicht aufhören zu

trinken, bevor nicht der König abzieht oder die Flasche geleert ist. Den Weißen wird jedoch das Getränk in Gefäßen gereicht. Obschon die ganze Regierung höchst grausam und unmenschlich ist, und mehrere Menschen nicht etwa um Vergehen willen hingerichtet werden, sondern um die Größe und Macht des Königs zu beweisen, so kommt den Unterthanen doch kein Gedanke an Empörung ein, und der grausamste Befehl wird eben so willig, als der mildeste befolgt. Aber der König steht auch dafür bei dem Volke in dem Ansehen einer Gottheit, die nie ist (was auch nie öffentlich geschieht), sondern nur trinkt. — Daß bei den Negern vom bestimmten Gesezen wenig die Rede sein kann, läßt sich leicht denken. Die Willkühr des Despoten und altes Herkommen vertreten meist die Stelle derselben. Der Ehebruch wird an den meisten Orten mit Sklaverei oder mit Geldstrafen belegt. Am Senegal wird der vorsätzliche Mörder mit seiner ganzen Familie verkauft. Falls er nicht Sklaven für sich stellen kann — der unvorsätzliche kann von dem Könige losgesprochen werden. Der Dieb wird hier, gleichviel, wie viel der Diebstahl betrage, auch zur Sklaverei verurtheilt, an anderen Orten kostet es Wiedererstattung und Geldbuße. — Gold, Sklaverei und Tod sind immer die Hauptstrafen für Hauptverbrechen. Die letztere Strafe wird oft in eine der beiden andern verwandelt. — Statt der bösen Schuldner, die nicht zahlen wollen, sucht der Gläubiger von der Familie oder von den Landsleuten des Schuldners so viele Personen gefangen zu nehmen, daß sie dem Betrag der Schuldpfost gleichkommen. Dann läßt er dem Schuldner wissen, daß er auf ihn gefangen habe und daß er seine Verwandten oder Landsleute durch Rückzahlung der Schuld lösen oder erwarten müsse, daß dieselben in die Sklaverei verkauft würden. Es entstehen nicht selten aus solchen Vorfällen große Zwistigkeiten, nicht nur zwischen Familien, sondern auch zwischen benachbarten Distrikten und Oertern. — Viele Hauptübel sind auch in diesem Punkte durch die Bekanntschaft mit den Europäern, und durch die Begierde nach ihren Waaren veranlaßt wor-

den, die sonst diesem Volke wohl indgen unbekannt gewesen sein. Kleine Vergehungen sind groß geworden, Ungerechtigkeiten häufiger und die Strafen strenger, dann jedes kleine Vergehen wird mit Sklaverei bestraft, weil der Sklavenhandel viel einbringt, und tausend Ränke, einander zu verderben, sind in den Gang gekommen.

Unter den verschiedenen Negervölkern herrschen fast immer unaufhörliche Kriege, die aber gewöhnlich nicht lange dauern. Armeen von 200 bis 500 Mann rücken ins Feld, ihre Nachbarn zu überfallen, Beute und Sklaven aus den Gefangenen zu machen. Armeen von einigen Tausend Mann sind schon seltner, und man weiß in dem Innern von Guinea nur von zwei Völkern, die gegen 20,000 Mann und darüber ins Feld stellen könnten. Man führt Kriege um jeder Kleinigkeit willen, meistens in der Absicht, Sklaven zum Tauschhandel gegen europäische Waaren zu gewinnen. Die alten Waffen, deren man sich bediente, und die noch jetzt an den meisten Orten im Gange sind, bestehen aus Säbeln, kurzen Degen, Bögen und Pfeilen, und aus Hassagaien oder Wurffspießen und Lanzen. Die Pfeile zu vergiften soll jetzt weniger statt finden, als ehemals. Dagegen kennt man jetzt an verschiedenen Orten das Schießgewehr nur allzugut, und bedient sich desselben häufig, wiewohl man daneben oft noch sich der alten Waffen bedient. Im Gebrauche der Waffen sind sie alle sehr geschickt. Sie bedienen sich auch der Schilde; bemahlen sich übrigens den Körper, um ein furchtbares Ansehen zu erhalten, setzen eine mit Opferblut besetzte Mütze von Thierfell auf, an welcher oft noch der Schwanz des Thieres hängt, oder ziehen wohl gar einem Tiger-, Büffel- oder Nashornkopfe die Haut ab, und setzen sie statt Mütze auf, so, daß die Augenhöhlen der Haut auf ihre Augen passen. An Grisgris und andern Amuletten läßt man es niemals fehlen, und man ist zuweilen ganz damit überladen. — Jeder Krieger versieht sich mit Lebensmitteln, mit einem Sack oder Topf voll Kustus, oder mit zerriebenem Maismehl und einer Kalebasse zum Trinken. Dem Anführer wird die Fahne vorgetragen

und der Sonnenschirm über den Kopf gehalten. — Eine Schlacht ist gewöhnlich in einer oder zwei Stunden beendet, und ein Krieg in 10 oder 14 Tagen, oft in 2 bis 3 Tagen. Was man lebendig fängt, muß Sklave werden, einen König selbst nicht einmal ausgenommen. Den Erschlagenen haut man die Köpfe ab und bewahrt sie als Siegeszeichen auf. — Die gewöhnlichen kriegerischen musikalischen Instrumente sind eine Art hölzerner Trommel und das Horn, unter deren Klang die einzelnen Trupps mit gräßlichem Geschrei den Feind angreifen. Dann sich 50 bis 80 Schritte zurückziehen, wieder das Gewehr laden, und aufs neue feuern oder angreifen. Handgemein wird man hier fast niemals. — Höchst merkwürdig ist es, daß in Dahomei auch weibliche Soldaten gehalten werden, die eine Art Leibwache des Königs bilden, und aus den 3000 Weibern genommen werden, welche derselbe sich hält. Sie haben ihren General und ihre Officiere, die gleiches Geschlechts mit ihnen sind, und werden zu allen üblichen Manövern eingeübt. Trommeln, Hörner, Flöten und Trompeten, ihre Fahnen u. s. w. führen sie eben sowohl, als die Männer-Truppen.

Es ist sehr merkwürdig, daß sich an mehreren Orten Spuren von geheimen Ordensverbindungen bei den Negern vorfinden. Schon was wir von dem Mumbo Jumbo erzählt haben, scheint eine Art solcher Verbindung vorauszusetzen; aber weit auffallender ist der Purrah, welcher bei den fünf Völkerschaften der Fulhas Sufus, zwischen dem Sierra Leona-Fluß und dem Cap Monte, statt findet. Diese fünf Völkerschaften leben in einer republikanischen Verfassung, die unter einer gemeinschaftlichen Direktion, welche eben dieser Purrah ausmacht, mit einander verbunden sind. Jede Völkerschaft, oder Bezirk hat seinen eigenen Purrah, und aus den Ältesten des Purrahs aller fünf Völkerschaften bildet sich der große oder oberste Purrah, der den Oberbefehl über alle fünf Nationen hat. Man muß 30 Jahre alt sein, um in einen der Bezirk-purrahs aufgenommen zu werden, und fünfzig, um in den großen Purrah einzutreten zu können. Will Jemand in einen kleinen Purrah treten, so muß

sen sich alle bereits im Bunde stehende Verwandte für ihn verbürgen. Sie schwören dem neuen Mitgliede den Tod, falls es nicht die Probe besteht, und seine Ordenspflichten, namentlich die Verschwiegenheit, bricht. In jedem Distrikt giebt es einen Wald, in welchen man denjenigen bringt, welcher dem Orden einverleibt werden will. Hier empfängt er einen Monat lang von verlarvten Personen seine Nahrung, darf nicht sprechen, und nicht ohne Todesgefahr die angewiesenen Grenzen überschreiten. Darnach erst nehmen die unbekannten Proben ihren Anfang, wobei die Wälder von furchtbaren Tönen wiederhallen, große Feuer entstehen, die in verschiedenen Richtungen den Wald durchlaufen sollen. Sind diese Proben überstanden, so wird das neue Mitglied einverleibt und schwört Verschwiegenheit und dem unbedingtesten Gehorsam. Bricht er ja das Geheiß, so trifft ihn der Tod, wo er es am wenigsten erwartet. Vielleicht mitten im Schooße seiner Familie, durch einen verlarvten Krieger, welcher die Worte spricht: der große Purrah sendet dir den Tod. Worte, bei welchen Alles ohne den Versuch eines Widerstandes zurückweicht. Ein Bezirkspurrah besteht aus 25 Personen. Aus jedem Bezirkspurrah werden 5 Personen gewählt, aus welchen der Oberpurrah gebildet wird. Die ersten schlichten, was bei ihrem Stamme vorgeht, aber der große Purrah kommt nur bei sehr wichtigen Angelegenheiten, bei den Kriegen der Völkerschaften, oder wenn jemand Geheimnisse verrathen hat, zusammen. Der Oberpurrah läßt den kriegsfähenden Stämmen wissen, daß er nicht zugeben könne, daß sich Brüder und Verbündete moorden, und daß man alle Feindseligkeiten so gleich einstellen müsse, deren Grund er schon untersuchen wolle. Bei Todesstrafe darf von diesem Augenblicke an kein Blut mehr vergossen werden. Einen Monat lang untersucht der große Purrah den Grund der Fehde, und zieht in dessen aus den neutralen Völkerschaften Krieger zusammen zur Bestrafung des schuldigen Theils, die gewöhnlich in viertägiger Plünderung besteht, wobei alle Krieger entlarvt mit brennenden Fackeln und Dolchen bewaffnet, in Rot-

ten von fünfzig bis sechzig vertheilt, vor Tagesanbruch in die zu bestrafenden Oerter einbrechen, den Befehl des Oberpurrah ausrufen, und dann plündern. Es stüchtet sich dann Jedermann in die Hütten, denn wer auf den Straßen gefunden wird, wird niedergemacht. Den Ertrag der Plünderung erhält zur Hälfte der leidende Theil, die andere Hälfte nimmt theils der Oberpurrah, theils bekommen sie die Krieger. Oft plündert man auch einzelne Familien, die zu mächtig werden könnten, und nimmt ebenfalls verkleidete Krieger dazu. Vorher dem Familienhaupte, das sich widersetzen wolle; man führt es in die Wälder und es verschwindet auf immer. Unter den Quoschanen, im Innern der Länder an der Pfefferküste, giebt es auch eine Verbindung, die Bruderschaft des Bessi, die aber, was sie thut, für Wirrungen der Jananin, oder Geister, ausgibt. Eine der Untreue verdächtige Frau muß einem heiligen Schwur ablegen, daß sie schuldlos sei; wird sie dann eines Meineids überführt, so führt sie ihr Mann Abends auf den Markt, wo die Mitglieder des Ordens sitzen, welche die Jananin anrufen, ihr dann das Gesicht verdeckt, ihr einen Beweis geben und sagen, daß, weil es das erste Mal sei, so ließen sie die Jananin noch los. Es giebt dabei ein verwirrtes Getöse, so daß die Frau glauben soll, dies werde von den Geistern erregt. Fehlt die Frau zum zweiten Male, und wird überwiesen, so wird sie, unter dem Getöse eines Saiteninstrumenta, des Morgens auf den Markt geführt, muß während eines lauten Gerüsches dreimal rings herum gehen, damit jeder der Verbündeten — denn kein Anderer wagt es, sich blicken zu lassen — Alles, was vorgeht, sehen könne. Dann wird die Verbrecherin in den heiligen Wald des Bessi geführt, und man hört nichts weiter von ihr. Die Ungezwungenen sagen, sie sei von den Jananin geholt, die ihrer Meinung nach in den Wäldern wohnen, und bei jeder Gelegenheit angerufen werden, jedoch nur von Männern, denn das weibliche Geschlecht und Kinder dürfen nicht hinein, weil sie sonst gleich von den Geistern getödtet werden würden. Die Mitglieder dieses Bessi-Or-

dens haben große Vorrechte, und sind die Priester der Religion, und Räthe und Richter des Volks. Der König ist der Erste des Ordens, der im Besiz geheimnißvoller Beschreibungen und des Alimungsamtes ist, und durch die Jananin (das heißt durch seine Mitglieder) die Verbrecher aus dem Wege räumen läßt. Alle 20 bis 25 Tage werden neue Mitglieder aufgenommen, und man nimmt die vorzüglichsten Jünglinge dazu. Es wird ihnen eingebläuet, als würden sie fast ganz verbrannt, und hierauf würden sie ganz umgewandelte höhere Menschen. — Man bringt diese Novizen auf 4 bis 5 Jahre in die Einsamkeit eines Waldes, dem sich Niemand nähern darf. Hier werden sie unterrichtet und empfangen alsdann das Ordenszeichen — gewisse Schnitte am Halse, welche veranlaßt so aussehen, als wären Nägel ins Fleisch gedrückt. Die Jünglinge lernen hier, neben manchen andern nützlichen Dingen, eigene Gesänge und Tänze, wovon sie später öffentliche Proben ablegen müssen. Uebrigens ist der Belli, von dem der Orden den Namen hat, in der That nichts anderes, als ein Feiisch, den der Oberpriester aus einem Teige knetet, und der nicht immer dieselbe Gestalt hat, aber bei dem Volke in unglaublichem Ansehen steht. — Einem andern Bund, Resogge, haben hier die Weiber, es ist aber dabei nichts Geheimnißvolles; doch werden die Novizen einige Monate in einen Wald gebracht, wo ihnen eine Art Schule gehalten wird, indem sie Tänze und Lieder lernen müssen, die eben nicht ehrbar sein sollen. Man schneert ihnen zuletzt die Köpfe, wäscht und badet sie, und sie kommen endlich sehr gepuht (welches auch bei den Belli Eingeweihten der Fall ist) zu den übrigen wieder zurück. In beiden Orden werden die Einzweihenden von den übrigen belästigt, wiewohl sie ihnen die Speisen nicht selbst hinbringen dürfen; sie wohnen in Hütten und müssen während der Schul- und Prüfungszeit unbekleidet gehen. Uebrigens ist der Hauptgegenstand des Belli-Ordens die Staatskunst zu erlernen, des Resogge-Ordens aber die Beschneidung. — Seltener fast als solche geheimnißvolle Orden sind unter den Negern Ehrenorden von

welcher Art sich wohl nur in Benin allein ein Beispiel an dem Korallenorden findet, welchen der König seinen ersten Bräutigam, mittelst einer Korallenschnur, ertheilt. Doch bekommen auch Kaufleute öfters diese Schnur. Wer sie empfangen hat, muß sie stets um seinen Hals tragen, und läßt er sie sich rauben oder verliert sie, so gilt es sein Leben. Es wurden einmal fünf Menschen darüber hingerichtet, weil ein Neger seine Schnur verlor. Er selbst, der Dieb und noch drei, die darum gewußt hatten, hängten das Leben ein. — Der König selbst hat diese Korallen (oder Agrien) im Besiz, und verfertigt die Schnüre daraus.

Hier erwähnen wir noch Einiges über die Art, sich zu begrüßen. — Die Art, auf Sierra Leona sich zu begrüßen, ist verschieden. Ein Sklave beugt vor seinem Herrn das rechte Knie, indem er den rechten Arm mit geballter Faust ausstreckt, und die linke unter den Ellbogen der rechten stützt. Freunde legen die rechte Hand auf die Brust, umarmen sich auch wohl, schütteln sich die Hände und schlagen sich gegen einander sogar Schnippschen. Man ist hier so höflich bedenklich, daß, wenn sich ein auswärtiger Freund zuvor nicht melden läßt, man ihn kalt aufnimmt. Kommt ein Sohn nach einiger Abwesenheit nach Hause und die erste Begrüßung ist vorüber, so legt er sich zu der Mutter Füßen hin, löst sich das Ungezieser abkuchen, und erzählt indessen seine Abenteuer. — Die meisten Neger längs der Küste grüßen, indem sie Finger und Daumen des Fremden zwischen ihren Händen schnappen oder knacken lassen, wozu eine eigne Lage erforderlich ist; die Neger am Sesto sagen dazu: *Arjuio* (Ihr Diener). — Auf der Pfefferküste faßt man sich erst bei den Schultern und sagt: *Towa*; dann wird erst mit den Fingern geknackt und gefragt: „Wie befindest du dich, Freund?“ Die Goldküstenbewohner sprechen dabei *Augi*, oder auch *Bere* (Friede). Bei Besuchen der Vornehmen dieser Küste bringen die Weiber nach den ersten Begrüßungen Wascher, Palmöl und eine Art Schmeer, damit sich die Fremden waschen und salben mögen. Besuchten sich benachbarte Könige, so giebt es dar-

bei viele Ceremonien, die mehrere Stunden dauern können. — Das umständlichste Volk in Höflichkeitsbezeugungen mögen wohl die Wlodaer sein, und es sind hier so strenge Gebräuche, daß sie fast mit den Chinesen wetteifern könnten. Das Klopfen in die Hände ist bei ihnen ein Zeichen großer Ehrerbietung, welches der Geringere gegen den Vornehmern nicht versäumen darf.

Das gewöhnlichste Nahrungsmittel ist Reis, Hirse oder Weizenmehl, welches man in ausgehöhlten Kürbissen warm austrägt. Die Reichen thun noch etwas. Milch, Vögel und Fische hinzu; aber Vieh schlachtet Niemand gern, außer bei besonderen Festlichkeiten. Man kocht aus diesem Gemenge zwei einander sehr ähnliche Gerichte, wovon das eine Sangle und das gewöhnlichere Kuskus heißt. Den Kuskus nimmt man in kleinen Beuteln mit auf Reisen. Brod kennt man in Untersenegambien, wo man es aus Kasse verfertigt. Man ist täglich nur einmal und zwar nach Sonnenuntergang. Der türkische Willau, welcher hier und da bekannt ist, ist ein Herrnesen. Uebrigens ist man weder hier, noch in Guinea, in der Wahl der Nahrungsmittel sehr ekel. Außer einer Menge von Wurzeln, Gewächsen und Früchten, welche die Natur in großer Menge liefert, ist man fast alles Fleisch, und am liebsten halbverfaultes, sowohl von vierfüßigen Thieren, Elephanten, Krokodilen, Rühn, Ziegen, als von Schlangen, Eidechsen u. s. w. Heuschrecken sind ein gewöhnliches Gericht. Schlachtet man ein Kind, so ist man die Eingeweide, Pfoten und Gedärme, wenn man sie nur ein wenig über dem Feuer geröstet hat. Die Gedärme kleiner Thiere, z. B. von Hühnern, röstet man auch nicht einmal, sondern man kommt kürzer dazu, dieselben gleich roh zu verschlingen. Der Senegalneger ist noch am reinlichsten, wiewohl er auch mit den Händen seinen Kuskus aus der Schüssel nimmt. Er wäscht sich aber vor und nach der Mahlzeit den Mund und die rechte Hand (nach maurisch-muhamedanischer Sitte) nimmt aber gewöhnlich das Wasser dazu, wovon man getrunken hat. Um Sierra Leona ist Reis die tägliche Kost. Man kocht

ihn trocken ein, gießt Palmöl oder eine Brühe darüber, die mit Fischen, Fleisch, Federvieh, mit einigen Gewächsen zusammengekocht, und mit vielem Pfeffer, Gewürz und Palmöl zugerichtet ist. An der Goldküste bereitet man durch Backen, mehr noch durch Kochen, ein Brod aus Mais. Yams, Bataten und andere Wurzeln waren hier und in andern Gegenden das einzige Brod, ehe man Europäer kennen lernte. Man ist überhaupt sehr genügsam, außer wenn man beim Festmahle ist, zumal bei einem europäischen, wo man sich das Beste herausholt, und mit einer Eier sich versorgt, als wollte man auf einen Monat sich satt essen. In Guinea ist man an vielen Orten vorzüglich Fische, am liebsten mit einer Brühe von Pfeffer und anderem Gewürz begossen; genießt alle Arten Fleisch, und außer den schon genannten zahmen und wilden Thieren auch Affen, Hunde, Katzen, Ratten und Krokodilen-Eier (am liebsten, wenn das Krokodilchen schon darin ist). Aber Salat wird kein Neger essen, weil sie nicht Thiere sein wollen, die Gras fressen. Der Dahomeier hat weniger, aber gute Gerichte. Eine schwarze Suppe von Fleisch und Fisch, mit vielen Gewächsen zubereitet, mit viel Pfeffer und Salz gewürzt und mit Palmöl fett gemacht, ist das vorzüglichste. Man thut noch ein durch Gährung bereitetes Gewürz von dem Saamen der wilden Tamarinde dazu, die der Suppe einen köstlichen Geschmack geben soll. Mais oder Hirse wird gesäuert und ungesäuert zu einem wirklichen Brod gebacken oder zu einem Pudding gekocht. — Das gewöhnliche Getränk aller Neger ist Wasser, auch trübes und fauliges. Milch aber ist auch sehr beliebt. Das hindert jedoch nicht ihre Liebe zu starken Getränken. Man weiß, wie wichtig der Branntwein für den Sklavenhandel ist. Alles giebt man hin; die Oberhäupter verkaufen ihr Volk, die Väter und Edhne ihre Kinder und Eltern, um diesen Göttertrank zu erlangen. Und wo eine feierlich religiöse Handlung vorgeht — Hochzeit, Begräbniß, Rathhalten — da muß so stark getrunken werden, daß gewöhnlich blutige Austritte daraus entstehen. Der Europäer kann seinen Negerbedienten eher Alles anvertrauen

als Branntwein. — Eine Art Bier aus Getreide, Null, und eine andere Art Bier aus den Früchten eines Baumes Farob, braut man in Senegambien. Palmwein kannten alle Neger vor den Europäern. Man zapft den Saft der Kokos- und anderer Palmen ab, indem man Einschnitte in den Baum macht, einige Blätter da hineinsteckt und den auströpfelnden Saft in Töpfen auffängt. Nach 24 Stunden Gährung ist der Saft trinkbar und berauschend. Am dritten Tage ist er am stärksten, am vierten aber wird er Eßig. Die Weiber dürfen öffentlich ohne besondere Erlaubniß keine starken Getränke nehmen, so wie sie auch bei Mahlzeiten den Männern aufwarten müssen und erst nach ihnen essen dürfen. Doch die Umeren sollen diese letztere Sitte so genau nicht befolgen. — In Senegambien werden die Mahlzeiten meist Abends gehalten.

Die Kleidung der Neger ist im Ganzen sehr kunstlos. Man trägt am Senegal ein Stück Leinwand zwischen den Beinen durchgezogen, befestigt es mit einer Schnur um die Mitte des Leibes und läßt die beiden Zipfel vorn und hinten herabfallen. Dieses Kleidungsstück heißt in Sierra Leona Tutunjeh, und wird sonst auch Pagne genannt. Ueber die Schultern hängt nachlässig ein vierseitiges Stück Baumwollenzug, etwa von der Größe einer Serviette. Dieß ist die eigentliche Pagne, welche die Weiber fast wie ein Mäntelchen umnehmen, so daß auch zuweilen der Kopf damit bedeckt wird. Man legt sie ab, so oft sie beschwerlich ist. Um die Lenden tragen die Frauen ebenfalls eine Pagne, welche aber wie ein Schurz um dieselben gewunden wird. Kinder beiderlei Geschlechts haben bis zum mannbaren Alter gar keine Bedeckung. Manche Vornehmen tragen auch eine Art Kutte, die fast wie ein Hemde gemacht ist, und im Winter Beinkleider, die um so schöner sind, je weiter sie sind. Auf dem Kopfe haben sie eine kleine Bastkappe. Die Füße sind unbedeckt, und nur Leute von Stande tragen lederne Sohlen, die man mit Bändern befestigt. Das kurze Wollenhaar schmückt man mit Grisgris, mit Stückchen Leder, Silber, Korallen, Kupfer; das Ohren-

gehänge ist von eben den Metallen. Sehr pugsüchtig sind die Frauen in Senegambien. Sie geben ihren Pagnen tausenderlei Formen, haben allerlei Korallen und Glitterwerk in den Haaren, haben eine Menge Arm- und Fußringe, Ohrengehänge so schwer, daß sie mit Bändern auf dem Kopfe befestigt werden müssen, damit die Ohren nicht zerreißen. Weiber, aber auch wohl Männer, tragen als hohen Staat ein Bündel kleiner Schlüssel an der Seite. — An der Goldkiste scheert der Neger den Kopf und zwar der ältere Neger fast ganz kahl; die andern aber lassen die geschorenen Figuren von Blumen und andern Dingen darauf stechen. Einen Bart tragen sehr wenige; keiner aber leidet Haare an irgend einem andern Theile des Körpers, außer Kopf und Kinn. An Dingen in Ohren, um Arme und Beine läßt man es nicht fehlen, und besonders sind die Finger der Frauen alle beringt, ja selbst unter dem Knie ist noch eine Schnur Korallen angebracht, wo die Bastfäden der Schnur in großen Büscheln herabhängen. Auf dem Kopfe bleibt nur ein Schopf Haare stehen, in welchem Papageien-Schwanzfedern, Goldschmuck u. s. w. eingestochten sind. Der Leib wird mit wohlriechendem Talg überstrichen, auf welchen dann verschiedene Farben aufgetragen werden. Man hat Hölzer, in welche mancherlei Figuren geschnitten sind, die man in Farbe taucht und auf verschiedene Theile des Körpers abdrückt. Für das Gesicht wählt man am liebsten die blauen und grünen Farben. Schwangere Frauen aber legen allen Schmuck und alle Schminke ab, und lassen sich dagegen mit einer Menge Grisgris behängen. — In Dahomei trägt man weiße oder bunte kattunene Unterkleider und darüber ein großes viereckiges Tuch. Vornehme tragen dieses Tuch von Sammt oder Seide und bis 18 Ellen groß, und hier und in Sierra Leona trägt der Vornehme auch einen Hut, da man in den andern Negerländern Kopf und Füße unbedeckt hat. In Dahomei darf nur der Königin Pantoffeln haben, so wie sich überhaupt in diesem Lande Trachten nach den Ständen unterscheiden. Ein Staatsminister hat einen Stock von Elfenbein, geringere königliche Die-

ner (Kaboſiers) einen plumpen Säbel mit hölzernem Handgriff; Krieger tragen ein Kleid, von den Fasern der Palmblätter gemacht, eine Büchse nebst dem Pulverhorn aus einer Kalbasse, und den Leib bemahlen sie mit fürchterlichen Figuren. Auch führt jeder Dahomeier einen Beutel mit Flintensteinen, Tabak, Stahl und Zunder und zwei Tabakspfeifen. Die Weiber haben weit mehr Tücher und Zeuge, sich zu bedecken, als die andern Negerinnen. — Der Quaquaneger sucht seinen höchsten Staat in langen Nägeln, in scharf gefeiltten Zähnen und in langen geflochtenen Haaren, welche er mit Palmöl und rother Erde salbt. In die Haare flechtet man die Haare der Weiber ein, und dieser Wulst ist dann der höchste Staat des Quaqua's. Fast unter allen Negervölkern herrscht die Sitte, sich Einschnitte in die Haut zu machen, und jede Nation hat ihre eigenen, daher dieselben auch als Nationalunterscheidungszeichen gelten. Am Senegal und Gambia scheint man jedoch wenig auf diese Sitte zu halten. Besonders wird das Gesicht mit Einschnitten versehen, und diese bestehen aus wagrechten oder senkrechten Linien oder laufen in Winkeln zusammen; runde Zeichen sind selten. Manche Nationen haben kleine trumme Schnitte, fast von der Gestalt eines Kreuzes, andere schief von den Augen nach den Wangen zulaufende; andere tätowiren die Stirn, und bei einer Nation wird sogar Brust und Bauch mit Laubwerk eingeschnitten, welches eine künstliche Einfassung hat. Der Dahomeier hat nur ein kleines Zeichen zwischen den Augenbraunen; der Whidaer zeichnet Stirn und Wange so, daß sie das Ansehen von Pockenarben bekommen; der Udræer weiß seine Einschnitte auf den Backen so zu heilen, daß sie gegen das Ohr zu erhöht stehen; und die Mahis machen auf der einen Backe drei Querschnitte und auf der andern ein Kreuz. — Seltsam ist es, daß man um Sierra Leona nicht das Gesicht, sondern Rücken und Lenden, Bauch und Brust tätowirt. Es ist eine schmerzliche und gefährliche Operation, die man an den Kindern vornimmt, sobald sie einige Monate alt sind. Man verrichtet dieselbe in allen Gegen-

den nicht auf einerlei Art und nicht mit einerlei Werkzeugen. Das Allerkünstlichste dieser Zeichnungen ist, die Haut so aufzutreiben, daß sie das Aussehen von erhobener Arbeit bekommt.

Die Wohnungen der Neger haben ziemlich überall die Gestalt von Bienenkörben, denn die wenigen am Gambia, die europäisch eingerichtet sind, machen eine Ausnahme. Einige Pfähle in die Erde geschlagen, um welche die Rohrwände oder Wände von rothem Lehm befestigt werden, oben eine Rohr- oder Strohecke darüber, eine Thür, in welche man hineinkriechen muß, sind am Senegal die Haupttheile der zehn bis fünfzehn Fuß breiten Hütte. Ein Reicher, welcher mehre Hütten hat, zieht um diese einen Zaun von Rohr. Jeder baut das hin, wohin es ihm gefällt, daher denn bei einem Negerdorfe gewöhnlich nicht an Gassen zu denken ist. Am Gayria und bei den Fulahs ist das Dorf mit einer zirkelförmigen Einfassung umgeben, die entweder eine lebendige Hecke oder eine todte ist und dazu dienen soll, den Einbruch wilder Thiere abzuhalten, wogegen aber das Trommeln und Schreien und die angezündeten Feuer doch bessere Dienste leisten müssen. Inwendig im Kombet oder in der Hütte brennt beständig Feuer. Der Rauch muß seinen Ausgang durch die Thür nehmen, und ein Europäer kann daher kaum in derselben aushalten. Mehrere Kombets machen erst eine Wohnung, indem das eine Kombet statt Speisekammer, das andere zur Küche und das dritte zum Schlafzimmer u. s. w. dient. Arme haben zwei bis drei derselben, reiche Leute an dreißig, und Könige wohl hundert. Alle sind mit Stroh gedeckt. Ein Inbegriff solcher Hütten, woraus ein Dorf besteht, ist ein so verworrenes Labyrinth, daß sich ein Unbekannter kaum herausfinden kann. Um jede Wohnung stehen Bäume; sie stehen aber, wie sie der Zufall da oder dorthin pflanzt. Des Damels (des Königs in Eajor in Mittelsenegambien) Palast ist der prächtigste. Ehe man an das Thor der ersten Ringmauer kommt, trifft man ein weites und freies Feld, wo das Duzend Pferde zugeritten wird, welches derselbe besigt. Außerhalb dieser



Ringmauer stehen die Kombets der großen Herren des Hofes. Durch einen breiten, mit Kassabassen-Bäumen bepflanzten Weg kommt man in den Palast, und die Diener des Königs haben an beiden Seiten des Weges ihre Wohnung, immer näher nach den Kombets des Königs zu, je höher sie im Range sind. Jedes Kombet Sr. Majestät ist mit Palisaden umgeben. Die Weiber des Königs, deren etwa dreißig sind, haben ihre eigenen Wohnungen, jede mit 5 oder 6 Sklaven zur Bedienung. Manche reiche Neger, besonders am Gambia, bauen ziemlich europäische und viereckige Häuser. Ueberhaupt vermischen sich auch in diesen Gegenden die alten ursprünglichen Sitten mit den europäischen. Man theilt die langen Häuser in Kammern und Zimmer ab. Diese sind mit Fenstern versehen, die aber der Hitze wegen nur sehr klein sind. Ein Vorhof vor dem Eingange dient für Besuche, zum Essen und zu den Geschäften. Die Mauern der Häuser sind drei bis vierthalb Ellen hoch und bestehen aus Lehm- oder aus Rohrwänden, innen und auswendig mit einer Mischung von Thon und Stroh bekleidet.

So schlecht die Wohnungen sind, so elend ist das Hausgeräth. Der vornehmste Herr hat einige irdene Töpfe, einige hölzerne Gefäße, einige zerschnittene Flaschenkürbisse oder Kassabassen statt der Becher und eine Menge Grisgrits. Wenn man sich in Senegambien (s. Taf. XXXII.) mit einer Thür begnügt, so hat man in Guinea deren zwei, um den Zutritt zu befördern. Auf den Hauptpfählen sind die in eine Spitze zusammenlaufenden Sparren befestigt, welche mit Schilf überlegt sind. Aber die Vornehmen erbauen sich auch hier Häuser mit Sälen und Zimmern, haben kostbares Hausgeräth, Trinkgefäße, Löffel von Silber, Schüsseln und Schalen von Zinn, Messer, Gabeln, Tische und Bänke. — Die Betten bestehen aus einem Geflechte, das auf Quersäulen befestigt ist, welche einen Fuß hoch über der Erde auf Gabeln ruhen. Eine Strohmatte darüber ist ihre ganze Bedeckung. In einem oder zwei solcher Betten schlafen Herrschaft, Kinder und Gefinde unter einander. In den

meisten Dörfern ist ein freier Platz, der Bantang, oder welchen Namen er sonst führte, für den Palast, oder für die Rathschlagung und für jede Zusammenkunft ernster und frohlicher Art. Manche Dörfer haben ein Haus, Bourrin, welches zu diesem Zwecke bestimmt ist; andere nur einen offenen Platz mit einem großen Baum. Auf diesem Plage werden Lebensmittel verkauft, und man kommt hier Abends zusammen, um sich zu unterhalten oder zu tanzen. Werden durch Kriege oder andere Ereignisse die Neger von ihren Wohnungen vertrieben, so machen sie sich wenig daraus; denn man baut sich leicht und ohne Mühe an andern Orten wieder an. Das wenige Hausgeräth aber läßt sich leicht retten.

Der Neger überläßt sich seinem natürlichen Hange zur Trägheit, und arbeitet nicht mehr, als gerade zur höchsten Noth sein muß. Er ist nur im Tanzen unermüdet, und man kann sagen, daß auf der ganzen Negerküste alle heitern Abende und ein großer Theil der Nacht mit Tanzen hingebracht werden, und so gern der Neger tanzt, so gern plaudert er auch. Die Fulahs jedoch haben den Ruf des Fleißes im Ackerbau und in der Viehzucht. Am liebsten baut man den Tabak, der so gern geraucht wird, und nächst dem Baumwolle, wiewohl von der letztern lange nicht genug. Uebrigens pflanzt man Hirse, Mais, Reis, Melonen und mancherlei Küchengewächse. Die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, sind sehr einfach, und meistens bloß eine Hacke. Jeder kann ungehindert so viel Land nehmen, als er haben will, und es entsteht darüber niemals Streit. Man haut mit einer Art das stärkere Buschholz um; und rottet mühsam die Wurzel aus, oder aber man brennt einen ganzen Platz ab und baut ihn an, indem man mit der Hacke die Erde ein wenig auflockert. Bei der zweiten Bestellung werden, einen Monat vor der Regenzeit, die Stoppeln angezündet, deren Asche statt Dünger dient. Der Mann zieht mit Eintritt der Regenzeit die Furche, hinter ihm geht ein Weib und wirft den Samen ein, und ein kleines Kind hinter diesem macht die Furche zu. Die größte Mühe macht das Jäten mancher

Felder, noch mehr aber die Beschädigung derselben gegen Thiere. Denn wiewohl am Senegal alle Felder umzäunt sind, so ist doch das nicht hinlänglich, sondern man hat 3 Ellen hohe Gesträucher für Weiber und Kinder errichtet, die die Felder hüten, damit sie, sobald sich Schaa- ren von Vögeln oder ein Trupp Schweine, Affen oder Elephanten nähert, ein großes Geschrei erheben. Des Nachts zündet man Feuer um die Felder her an. Am Senegal thut man reiche Ernten, und alle Einwohner eines Dorfs heben den Ertrag derselben an einem gemeinschaftlichen Plage in Körben auf. Auch haben sie gemeinschaftlich das Feld bearbeitet, selbst Könige und Priester nicht ausgenommen. — Bei allen Negern ist die Bestellzeit die Zeit fröhlicher und lustiger Feste. In vielen Gegenden geht der Eigenthümer der Pflanzung in Begleitung von Guerriots oder Sängern mit seinen Arbeitern auf das Feld. Die Guerriots schlagen ihre Trommeln aus Leibeskräften, und der Herr mit den Arbeitern stimmen singend dazu mit ein. Die Arbeiter sind ganz unbekleidet und krasen die Erde ganz leicht mit den leichten Hacken oder Spaten auf (deren Eisen wie ein Halbmond gekrümmt und nicht über 3 Zoll breit ist), machen aber so heftige Bewegungen, daß man meinen sollte, sie hätten die allersauerste Arbeit. Mehr, als für ein Jahr genug ist, erbaut sich der Neger nicht, ob er gleich aus Erfahrung weiß, in welche Hungersnoth er durch Mißwachs gesetzt wird. In den meisten Gegenden, besonders bei den Fulahs und Jaloffen, gehören, wie schon erwähnt ist, die Ackerfelder oder Luganen, einem Dorfe gemeinschaftlich, die Gärten aber jedem Eigenthümer allein. In andern Gegenden behauptet der Herrscher, daß Alles ihm gehöre, und die Unterthanen müssen ihm und den großen Herren die Felder bearbeiten. — Viehzucht betreibt man eigentlich nur in solchen Gegenden, wo Europäer sich angesiedelt haben. Am stärksten darin sind die Fulahs. Im Reiche Ura muß auch starke Viehzucht sein, denn es kommen von dorthier ganze Heerden. Der Neger aber benützt nur die Milch, selten das Fleisch seiner Heerde. Viele wissen aber auch nicht

einmal das Vieh zu melken; und Butter wird nur an einigen Orten bereitet.

In der Jagd leistet der Neger nicht viel, außer an solchen Orten, wo er Feuergewehr besitzt, wie am Senegal und in Dahomei, wo man vortreffliche Schützen trifft. Den Elephanten fängt man in Gruben und tödtet ihn mit Wurfspeeren; seltener wird auf ihn von 100 oder 200 Menschen eine eigentliche Jagd angestellt, wobei die Wurfspeeren so lange auf das Thier geworfen werden, bis es erliegt. Glücklicher und geübter sind die Neger in der Fische- rei, und die meisten Küstenbewohner sind Kubalots oder Fischer. Ein Zug mehrerer Kanots, jedes zu 10 bis 12 Mann, kann leicht Fische genug fangen, um 200 Personen damit zu sättigen. Man fischt mit Netzen und mit Angeln, ja man harpunirt manche große Fische und fängt selten. Manche fischen auch des Nachts, indem sie durch angezündete Holzstücke die Fische anlocken. Die Angeln erhalten sie von Europäern, die Harpunen aber verfertigen ihre eigenen Schmiede. Da sie die Fische nicht einzusalzen verstehen, so trocknen sie dieselben. Freilich werden sie stinkend, aber das hindert den Neger nicht, diese Kost vortrefflich zu finden. — Die Künste und Handwerke des Negers sind noch in ihrer ersten Kindheit, und ob sie gleich schon lange mit Europäern umgegangen sind, so haben sie dennoch wenig von ihnen gelernt. Die Weiber spinnen Baumwolle und weben handbreite, zwei bis drei Ellen lange Stücke daraus, und nähen diese zu Kleidern, Gürteln, Matten, Segeln u. s. w. zusammen. Die Jaloffen sollen jedoch über 20 Ellen lange und 9 Zoll breite Stücke weben. In einigen Gegenden Senegambiens reisen die Weber mit ihren Stühlen im Lande umher, in Sierra Leona aber verfertigt jede Familie sich ihren Bedarf selbst. Die Kattane der Whidaer werden vorzüglich geschätzt, so wie auch dieses Negervolk aus Palmblättern und den Blättern des Cyperus mancherlei grobe und feine Zeuge zu weben versteht. Die Kunst zu färben ist dem Neger nicht fremd. Am Senegal färbt man blau, mit Indigo, und schwarz, und in Benin auch grün, roth, gelb mit dem

Absud gewisser Hölzer. — Die Matten, welche man webt, dienen fast überall als Münze. — Die Kunst, Seife von Palmöl, von dem Fette mancher Insekten, von Bananablättern zu machen, kennt man in Guinea und vorzüglich in Benin. — Leper wird in Senegambien, wie in Bambuk bereitet, zu Scheiden für Messer, Dolche, zu Sätteln, Taschen, Pantoffeln, und vor allen Dingen zu Grisgristuteralen, in welche dann der Grisgris oder das papierne Zauberzettelchen hineingesteckt wird. — Die nothwendigsten irdenen Gefäße macht der Neger sich selbst, doch treiben einige das Töpfermachen als ein Handwerk. Ihre Töpfe sind alle rund und mit enger Mündung. Da man keinen Ofen zum Brennen hat, sondern nur um das verfertigte Geschirr Feuer im Freien anmacht und es dann einige Tage an der Sonne trocknen läßt, so ist die Waare sehr zerbrechlich. Man macht aber nicht bloß Töpfe, sondern auch Pfeisentöpfe, Schüsseln und Schalen. Doch bedient man sich in verschiedenen Gegenden statt der letztern häufiger der Kalebassen, wo es anders nicht ums Kochen zu thun ist. — Mancherlei Sachen verfertigt sich der Neger, Mödler, Stampfen, Stühle aus einem Stücke, hölzernes Geschirr, mancherlei Dinge aus Stroh und Baumbast, Trompeten, Armringe und Kämme aus Elfenbein. Besonders herrscht unter den eifrigen und industriösen Whidaern in diesen und allen übrigen Negertümern eine große Geschicklichkeit, und sie sowohl, als die Popoer, verstehen sogar die Kunst, einige Steinarten zu schleifen. — Eisen, Gold und Silber bearbeitet man nicht übel. Aus Eisen macht man Messer, Aexte, die Eisen zum Ackergeräthe, die Pfeilspitzen u. s. w.; aus Gold und Silber Armringe, Halsketten und mancherlei andern Schmuck. Zwei bis drei Schmiede arbeiten gewöhnlich zusammen; der eine bläst das Feuer mit einer Bockshaut an, und die andern fügen, den kleinen Umbos von Stein in der Mitte, und arbeiten. Diese Schmiede ziehen von einem Orte zum andern, bleiben aber auch oft eine Zeit lang an einem Orte.

Der Handel im Allgemeinen, den die

Neger unter einander treiben, ist freilich von ganz anderer Art, als der Handel der Europäer. Der Hauptgegenstand des Handels sind die Sklaven, und im Innern von Senegambien ist Salz die erste Handelswaare auf allen Märkten. Die Negermärkte sind aber größtentheils sehr unbedeutend; etwas Baumwolle, baumwollene Zeuge, Bohnen, Hülsenfrüchte, hölzerne Schüsseln u. dgl. sind ihre Waaren; doch werden auch zuweilen goldene Ringe und ähnliche Dinge dahin gebracht. Die wichtigsten Waaren sind aber Sklaven, Elephantenzähne und Ochsenhäute. Die Fulahe und noch mehr die Mandingos sind wohl die vorzüglichsten Handelsleute. Da man keine Münze kennt, so bestand ehemals der Handel bloß im Vertauschen, und mancherlei Arten von Matten vertraten, wie noch jetzt bei Kleinigkeiten, die Stelle der Münze, statt deren gegenwärtig auch Glaskorallen, Glasperlen und ähnliche geringfügige Waaren gebraucht werden. Eisenstangen — Barrer — werden jetzt als der Maßstab des Waarenwerthes angenommen, aber nicht gerade in Natura gegeben, sondern man rechnet so oder so viel von dieser oder jener Art Waare auf eine Barre. Auch die Muschelmünze oder Kauris sind auf der Goldküste und an andern Orten nicht unbekannt. — Man hält übrigens die gewöhnlichen Märkte an den äußersten Enden der Dörfer.

#### Sklavenhandel (s. Taf. XXXIII.).

Man würde Europa Unrecht thun, wenn man es für die Erfinderin dieses unmenschlichen Handelszweiges halten wollte. Afrika selbst ist die Heimat der Sklaverei. Die Sklaverei in Afrika ist uralte, und es ist unmöglich, ihren Ursprung nachzuweisen. So viel wissen wir jedoch, daß in den ältesten Zeiten die karthagischen Karavanen, nebst Gold, Elfenbein, Straußfedern und Ebenholz, auch schwarze Sklaven, die in Italien und den umliegenden Ländern sehr beliebt waren, nach dem Handelsplage brachten und verführten. Auf den ältesten Basreliefs der Denkmäler Nubiens und von Meroe kommen Negerfiguren vor, über deren Lage als Sklaven man nicht in Zweifel sein kann; und

die Sklaverei ist so wenig etwas Außerordentliches in Afrika, daß Jeder darauf gefaßt ist, und das Begegniß, Sklave zu werden, für ihn beinahe nichts Abschreckendes hat. Der Sklave in Afrika und im Orient aber hat sich über sein Loos so wenig zu beklagen, daß es in sehr vielen Fällen sogar freiwillig gewählt wird. Besonders Hungersnoth bringt den freien Neger in seiner Heimath oft dahin, daß er Sklaverei als Verbesserung seines Zustandes ansieht, indem die Sorge für seinen Unterhalt nun einem Andern zur Last fällt. Er wird von seinem Herrn als Kind betrachtet und gelangt nicht selten dahin, das Wort des ältesten Sohnes in der Familie zu führen. Er sieht seinen Herrn nur wenig besser gekleidet und genährt, als sich selbst, und von Mißhandlungen oder raffinirtem Ausreiben seiner Kräfte ist nicht die Rede, besonders da Treue und Liebe zu seinem Herrn zu den Haupttugenden des Negers gehört. Erst seit 1600 ungefähr kam eine Veränderung in das Leben der Völker von Mittelsafrika; eine Veränderung jedoch, die den stillen ruhigen Völkern ihren Fortschritt plötzlich hemmte und sie in einen Zustand von Vöhrung brachte, der seitdem entsetzlichen Jammer über unglückliche Generationen verbreitet hat. Es erschienen Schiffe, welche die Kinder Afrika's raubten und in einen fernen Welttheil führten, um denselben für ihre Heker urbar zu machen oder ihnen die Schätze seiner Eingeweide zu überliefern. Die Küstenvölker sahen bald den Vortheil ein, der ihren Begierden nach Puß daraus erwuchs, und anstatt sich selbst zu Sklaven rauben zu lassen, leiteten sie einen förmlichen Küstenhandel ein, um die aus dem Innern Afrika's kommenden Sklaven für europäische Waaren von den Karavanenführern einzuhandeln und mit Gewinn an die Weißen abzugeben. Dieser Tauschhandel des Landes für Menschen griff von einer Küste Afrika's zur andern hinüber, und die gesuchte Waare wurde förmlicher Maßstab des Handels, so daß jetzt die Waaren zu dem Werthe einer gewissen Anzahl Sklaven geschätzt werden. Es ergibt sich von selbst,

daß, nachdem alle europäischen Nationen, denen das Meer offen steht, Kolonien anlegten, auch alle der Sklaven bedurften; dieses machte den Menschenhandel so lebhaft, daß Afrika dadurch jährlich an 300,000 seiner Kinder verlor. Dieses muß jedoch um so mehr Schauer erregen, wenn wir die Art und Weise betrachten, wie dieser Handel getrieben wird. Um die Sklavenzahl, welche der Europäer bedarf, an die Küste zu bringen, reichten die alten Mittel und Wege, wie man zu Sklaven gelangte, nicht mehr hin. Es entstanden also immer, von den Europäern nicht selten entzündete und unterhaltene Kriege. Die Kriegsgefangenen wurden an die Küste geliefert, und dafür Waffen, Feuerwaffen und Munition eingetauscht, um neue Kriege zu führen. Außerdem konnte es nicht anders kommen, als daß Häuptlinge sich als Eigenthümer ihrer Heerden und Unterthanen ansahen, und so wie europäische Herren in ihrem Forst auf Hasenjagd ausziehen, so ziehen afrikanische Despoten in ihrem Revier auf Menschenjagd aus und stellen förmliche Treibjagden an. Die Errooms oder Krafs werden nebst dem Forste umstellt, die Unterthanen schlafen in ihren runden Hütten ruhig; plötzlich läßt der Häuptling Feuer in die Hütten werfen und mit fürchterlichem Geheul seine getreuen Unterthanen aus dem Schlaf jubeln. Nacht fliehen nun die Gejagten aus den Hütten, hinter ihnen aber sprengt jetzt mit gezacktem Säbel der Reiter; vergebens flieht die Mutter, den Säugling in den Armen; vergebens klammert sich dieser um den Hals derer, die ihn geboren; von der Brust wird er gerissen. Schon hat man die Hände der Mutter an den Schweif des Pferdes gebunden, hintenauf sitzt das Kind, sich instinktmäßig um den Leib des Mannes klammernd, während die Hufe seines Rosses bereits auf dem Rücken des fliehenden Vaters liegen, um ihn zu Boden zu werfen. So wird zertreten, gefangen und das gefangene Wild höhnlachend und Beifall erwartend dem Dammel vorgeführt\*). — Die Sklaven werden nun, sobald ihnen dieses Loos zu Theil geworden,

\*) Außer dem Kriege und der Jagd wird der freie Neger auch Sklave durch Urtheil. Schulden, Diebstahl und andere Verbrechen bringen Sklaverei durch Richterspruch. Außerdem verurtheilt auch der Ausspruch

von ihren Eigenthümern mit Ketten oder mit einem durchlöchernten Holzblock um Hals oder Beine gefesselt, und so lange in strenger Gewahrsam gehalten, bis die Sklavenhändler erscheinen, von denen sie gegen Schießgewehre, Munition, Land und Puz eingetauscht werden. Man nennt diese Sklavenhändler *Sargträger*, welches zeigt, daß man mit dem Loose der Mitmenschen nicht unbekannt ist. Der Händler brennt ihnen nun ein Zeichen ein, um sie im Falle der Flucht wieder zu erkennen. Hat er nun dreißig bis hundert zusammengebracht und seine Waaren verhandelt; so werden sie gefesselt fortgeführt und die Kinder nebenher getrieben. Jeder Sklave ist mit einem Sack von frischem oder geröstetem Mais, süßer Maniokwurzel und Maniokmehl, welche gehörig zubereiten man ihnen keine Zeit läßt, beladen. Ihr Getränk ist warmes, oft unreines Wasser. Nachts sind sie der Kälte und dem schädlichen Thau ausgesetzt, und die Schwächlichen müssen unterwegs durch Strapazen sterben, und zwar in Ketten, weil der Kaufmann ihre Krankheit für Verstellung hält. Welche nun unter solchem Elend die Küste erreichen, werden hier an weiße, getaufte, aber nicht menschlichere Händler verschachert und von diesen in großen hölzernen Häusern aufbewahrt, elend gefüttert mit alten ranzigen Seefischen, preisgegeben dem Kummer und der Verzweiflung und einem tödtlichen Küstenklima, das ihnen eben so fremd als die Nahrung ist, die sie kärglich erhalten. Erkrankten sie, so werden sie häufig durch Fausstieber, Muthruen und das Heimweh von ihren Banden durch den Tod befreit. — Kommt endlich ein Schiff an, so beeilt sich der Eigener, seine Waare um jeden Preis los zu werden, und zwar werden die Schiffe so überladen, daß weder Raum noch Provision vorhanden ist. Die Portugiesen, von deren Ansiedlungen aus die meisten Sklaven verführt werden, brennen ihnen nun noch einmal das portugiesische Wappen ein, und die Regierung erhebt von jedem Stück 16½ Cruzados oder 20 fl. 36 Kr. Conv.-Münze Ausfuhrzoll. — Da nun die Skla-

venhändler nicht für eine lange, sondern nur für eine kurze Fahrt verproviantirt sind, so tritt häufig Mangel ein, und nicht selten wird ein Viertel bis zur Hälfte der Unglücklichen über Bord geworfen, weil der Tod sie nicht mehr verkaufbar macht. Man sollte denken, der eigne Vortheil sollte die Sklaveneigner menschlich gegen die Schwarzen sein lassen; allein der, welcher mit seinem Hunde Mitleid fühlt, hat keins für Menschen, selbst wenn es sein eigner Vortheil geböte.

Empört von dem Eufzen und Jammergeschrei einer halben Menschheit haben sich in Europa mächtige Stimmen erhoben und so laut gerufen, daß dieser schändliche Handel Gegenstand von Verträgen und Staatsverhandlungen wurde. Das Eufzen der Unglücklichsten der Menschen drang über das Meer herüber, und es fehlte in Europa nicht an Herzen und Köpfen, die sich ihnen öffneten, noch an Wangen, die über die entehrende Barbarei des Jahrhunderts errötheten. Der König von Dänemark Christian VII. war der Erste, welcher seinen Unterthanen den Sklavenhandel verbot, und 1807 wurde auf die Bemühungen Wilberforce's der Sklavenhandel allen Engländern untersagt. Obgleich nun der Sklavenhandel durch Parlaments- und Congressakten abgeschafft ist, so dauert er dennoch fort, und die Berichte der afrikanischen Gesellschaft vom Juni 1827 liefern den überzeugendsten Beweis, daß bis dahin der Negerhandel mit aller Abscheulichkeit fort dauerte und von Grausamkeiten begleitet war, welche die Menschheit verabscheuungswürdig machen, z. B. ein französisches Sklavenschiff, die *Perle*, hatte in Afrika 250 Sklaven geladen und die Hälfte auf *Gnadeloupe* abgesetzt, als es von einem französischen Kutter, der zur Verhinderung des Handels abgeschickt war, angehalten wurde. Um der Confiskation zu entgehen, warf der Kapitän, als er das Regierungsschiff auf sich zukommen sah, die am Bord noch übrig sich befindenden 65 Sklaven — ins Meer. Da indessen die Leichname, welche das Meer an den Strand trieb, die

des Familienvaters zur Sklaverei. Unumschränkt welche sein freies Eigenthum sind.

gebietet der Neger über seine Weiber und seine Kinder,

Sache offenbar machten, veranlaßte der Gouverneur Untersuchungen, denen der Unmensch sich durch die Flucht entzog. Den 27. December 1827 wurden von der Deputirtenkammer strenge Verordnungen gegen den Negerhandel erlassen, und der wackere Lord Brougham scheint dem Spotte interessirter Lords zum Trost in Oesterreichs Fußstapfen treten zu wollen, welches anstreitig die Sache am rechten Ende angriff, da es unterm 5. August 1826 erklärte: „Jeder Sklave, der Oesterreichs Boden oder nur ein österreichisches Schiff betritt, ist frei.“ Dieses ist die wahre Art, Sklaverei abzuschaffen und den Negerhandel zu hindern. Uebrigens trieben trotz aller Verbote Frankreich, die Niederlande, Spanien, Portugal und Brasilien am ärgsten unter allen, und selbst die vereinigten nordamerikanischen Staaten 1827 noch lebhaften Negerhandel. Auch Engländer haben häufig daran Theil. Brasilien hat endlich dem Negerhandel entsagt, weil es die Anhäufung der Neger fürchtet, Haiti's Schicksal bedenkend. — Wie angenehm es jedoch selbst den afrikanischen Fürsten war, ihre Unterthanen als Ausfuhrartikel betrachten zu können, das erhellt aus den Verhandlungen Bowdichs mit den Ashantis, wo der König die Wiederherstellung des Sklavenhandels als eine Bedingung festsetzte, ohne deren Erfüllung er mit den Engländern nicht unterhandeln wollte; welche Bedingung indeß nicht zugestanden ward. — So viel ist gewiß, der Negerhandel ist im Abnehmen, und das kommende Jahrhundert dürfte keine von Sklaven bearbeitete Colonie mehr aufzuweisen haben.

Von dieser Schilderung der Neger im Allgemeinen kehren wir zu den Negern und Bewohnern Senegambiens zurück, und zwar zuerst zu den

#### 1. Fulahs oder Fulkern,

die südlich und nördlich des Senegals wohnen, und ob sie gleich weit bis tief in den Continent hinein verbreitet sind, doch die Hauptbevölkerung des Westabfalls vom senegambischen Hochgebirge ausmachen, weshalb auch Ritter diesen Abfall das Alpenland der Fulahs nennt. Sie sollen keine eigentlichen Neger sein, weder

der Gesichtsbildung, noch der Farbe nach; vielmehr sollen sie sich den Büßen, wie der gelbbraunen Farbe nach, dem Südeuropäer nähern. Sie haben zwar krauses Haar, aber doch mehr seiden- als wollenartig, auch sind die platten Nasen und dicken Lippen nicht so hervorstehend. Alle Beobachter stimmen in ihrem Lobe überein. Ihre eigentliche Heimath ist unbekannt; indessen läßt Alles vermuthen, daß sie einst mächtiger waren, als gegenwärtig, wo sie von dem Mandingoor nach und nach verdrängt werden. Sie wohnen in weit von einander entfernten Gebieten; auf der Westterrasse sind sie indessen als ein gesittetes, Städtebauendes Volk bekannt, in deren Lobe Alles übereinstimmt. Mehrere ihrer kleinen Staaten werden zwar von Fulahs bewohnt, aber von Mandingos beherrscht, mit denen sie, als diese von der Hochebene herabdrangen, um 1534 herum im Kriege begriffen waren. Da sie sich mit den schwarzen Wölkern überall vermischt, so haben sie sich zu einem beinahe röthlichen Menschenstamme verändert. Dieses ist gewiß merkwürdig, da es auf den Ursprung der röthlichen Amerikaner einiges Licht wirft. Je nachdem sie auch an eine Völkerschaft grenzen, hat ihre Hautfarbe Veränderung erfahren. In Bondou nämlich sind sie schwärzlich, an der Grenze der Mauren sind sie gelblich, und wo europäisches Blut sie ndancirt, werden sie braun. Die Frauenzimmer sind schon in der Jugend, sollen aber ganz entstellt werden, sobald sie Kinder bekommen. Die Fulahs der Alpen haben auch lichtbraune Farbe, angenehme Gesichtsbildung, seidenartiges Haar, sind schon gebaut, dem Islam ergeben, aber nicht bigott. — Männer tragen Weinkleider bis an die Knie, eine Pagne um die Schulter, Ohrringe und gläserne Halsketten. Bei Festen schmücken sie ihr helmartig geflochtenes Haar mit Straußfedern. Diese Art Haarschmuck ist dieselbe, welche wir bei den Nubavölkern heutzutage und bei den Aegyptern vor 4000 Jahren finden. Die Frauen kleiden sich nach Negerart, Kopf, Hals und Beine mit Schnüren aus Glaskorallen umwunden. Als Waffen führen sie Flinten, Speiße, vergiftete Pfeile. — Ihre Dörfer gewähren einen freund-

lichen Anblick, wie die beigegebene Abbildung aus dem Lande Bondu\*) zeigt (s. Taf. XXXIV.). Ihre Hütten sind rund, aus Lehm, mit ihren Kegeldächern in Reihen geordnet und mit einer Art Palissaden umgeben, bilden sie ein Fulahdorf. Eine lebendige Umzäunung bildet die Hürde für das Vieh, um das Verlaufen und den Raub zu verhüten. In der Mitte ihrer Hürden ist ein Wachthaus errichtet, um räuberische Menschen oder Thiere zu entdecken und abzuhalten. Um dieses Wachthaus herum stehen Pfähle, an welche sich das Vieh willig anbinden läßt, das Abends und Morgens gemolken wird. Hier bis fünf bewaffnete Männer halten des Nachts Wache. — Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, sind aber dem Handel und Karavanenreisen weniger hold. Sie behandeln das Vieh gut und sanft, wie Alles, was um sie ist, und die Viehzucht gedeiht auch bei ihnen viel besser, als bei den Mandingos. Auch Milchwirtschaft treiben sie, bereiten Butter und aus dieser Schmalz. Die Kühe geben zwar, wie in allen Tropenländern, weniger Milch, aber bessere, als in Europa. Sie erlauben nicht, daß man Milch kochet, aus Furcht, dem Viehe zu schaden. Sie haben auch kleine, aber vortreffliche Pferde, und sind in einem Lande voll Umthiere gute Jäger. — Sie weben Zeuge und flicken dieselben mit Sorgfalt. Schuster und Schneider giebt es in jedem Dorfe, da sie Sandalen aus rothem Cassian tragen, ihre Steigbügel mit silbernen Schmalen zieren und einfache, aber gute Thüreschlösser haben; auch Ohringe und metallene Nuscheln verfertigen sie mit vielem Fleiße. Topferwaare wird schön und gar bereitet und gut gebrannt. Die Handwerker machen eine eigene Kaste aus, mit der man umgeht, ißt und trinkt, aber keine Verwandtschaft schließt. — Eine eigene, gefürchtete und verachtete Kaste machen die Diavandos aus, welche von einem pasquillantischem Geiste beissen scheinen. Sie schonen in ihren Liedern Niemanden, und erlangen eben dadurch, daß man ihnen Alles giebt, was sie verlangen,

da sie durch ihre Lieder die Meinung der Menge leiten. Sie wohnen zwar in den Dörfern Synopatr und Canel abgesondert, ziehen aber als Bänkelsänger umher, spielen bei keinem Gelage und spenden da Lob und Tadel. Trotz der Furcht vor ihrem Munde verachtet man sie, und kein edler Fulah würde seine Tochter einem Bänkelsänger geben. — Will ein Fulah heirathen, so schickt er einen Ochsen, den er aber vorher schlachtet, an seinen künftigen Schwiegervater. Ist dieser davon, so ist der Antrag angenommen, und wenige Zeit darauf kommt ein zweiter Ochse. Trifft er in dieser Zwischenzeit Mutter oder Tochter irgendwo, so muß er ausweichen. Am Hochzeitstage giebt er der Braut 3 Sklaven und 10 Ochsen, nimmt sie aber wieder mit, wenn ihr Mann sie fortgeschickt. Die Kinder bleiben in diesem Falle dem Manne, beerben aber die Mutter nach ihrem Tode. Wer die Morgengabe nicht aufbringen kann, arbeitet dem Schwiegervater dafür. Welcher nimmt jeher, so viel er will, und hält sie wohl gut, aber doch immer als Sklavinnen, auf die alle Arbeit fällt, welche das Hauswesen besorgen, von dem Manne verachtet werden und nicht einmal mit ihm essen dürfen. — Purragegesellschaften, diese Art Fehmgerichte, sind häufig. Aus Allem scheint sich zu ergeben, daß außer dem polizeilichen auch noch ein anderer, den Myserien der Griechen und Römer ähnlicher Zweck, erreicht werden soll. Dieß läßt sich aus den Äußerungen mehrerer Eingeweihten schließen, welche sich dadurch hochbeglückt fühlen und beinahe in eben so begeisternde Lobsprüche ausbrechen, wie Cicero, da er von seiner Einweihung spricht. — Die Sprache der Fulahs soll die lieblichste unter den Afriksprachen sein. In sie sind auch eine Reihe christlicher Religionsbücher übersetzt, und man hat Hoffnung, daß bei diesem rechtlichen, gastfreien, menschlichen und empfänglichen Volke das Christenthum sich beliebt und einheimisch machen werde. Eine große Ehrfurcht vor Allem, was Religion heißt, scheint diesem Volke angeerbt. Mit den

\*) Ein schönes, fruchtbares, wohldurchströmtes und fischreiches Land. Man macht hier aus Fischen eine Art Pemikan, der bei den benachbarten Mauren sehr gesucht ist. Das Land steht unter dem Einflusse der Mandingos, die auch allen Handel in Händen haben. Sklavenhandel wird auch hier getrieben.

sichtbarsten Zeichen der Ehrfurcht sehen sie dem Gebet der Christen zu und beobachten dabei tiefes Schweigen. Ihr Ohr ist durch ihre Sprache an sanfte Laute gewöhnt, und eine rauhe Sprache, heftige Redensarten, starker Wechsel der Stimme verletzen ihr zartgebautes Ohr. Die größte Beleidigung ist: alter Großvater! Alles dieses führt uns Erinnerungen aus dem entgegengesetzten Hochlande von Abyssinien herüber. Ist überhaupt eine Auswanderung der Aethiopier und ein Herüberdrängen nach Westen denkbar, so kann man sich geneigt fühlen, die Nachkommen der hochgebildeten Aethiopier, bei denen selbst Götter zu Gaste gehen, in diesen Fulaß, als in den wilden Aschantis (von diesen weiter unten) zu finden. Wirklich erinnert uns bei nahe jeder Zug dieses Volkes an jenes gepriesene Geschlecht des Alterthums. Diese Meinung wurde auch durch das Vorhandensein der Fulaßstämme in ganz Sudan begünstigt, und Aethiopien wäre dann so sehr ein Lieblingskind der Natur, daß es mit allen seinen Geschöpfen sich im Westen wiederholt hätte.

## 2. Die Mandingos (s. Taf. XXXIV.)

Dieses eben so merkwürdige Volk bewohnt den Nordabhang des Hochlandes von Sudan. Von der Mandingoterrasse haben sie sich als Herrschervolk nach allen Seiten hin ergossen. Sie bilden gleichsam den Adel aller Nachbarländer, und sind unstreitig, wenn auch nicht der beste, so doch der wohlhabendste und gebildetste Theil der Bevölkerung Senegambiens. Als Elaris, d. i. Großhändler, welche die Handelsstraßen leiten und die Karavane beaufsichtigen, als Apostel des Islams, als Molahs, Künstler, Friedensstifter und Priester haben sie sich allgemeine Achtung und Einfluß verschafft. Ihr Ansehen reicht von der Meeresküste bis nach Niedersudan hinein. Ein Mandingopriester, Isako, war Parks edler und heldenmüthiger Begleiter auf seiner zweiten Reise bis über Sego hinaus nach Sansanding; Park ist bis jetzt der einzige Europäer, welcher die Mandingostraße betreten und dieses wackere Volk in seinem Werke besucht hat. Schon im 16. Jahrhundert läßt die Sage sie als ein eroberndes Volk auf-

treten, welches Reiche stiftet und Völker civilisirt, freilich nach afrikanischen Civilisationsbegriffen. Seit etwa hundert Jahren verbreiten sie sich über die Fulaßterrasse nach Westen hin, nicht als Eroberer, sondern als Priester, Ausleger des Koran, Kolonisten, mithin ruhliche Einwanderer. So weit ihre Schritte fest auftreten können, ist von keinen Menschenopfern die Rede, obwohl sie den Senegalufern keineswegs fremd waren. — Die Mandingos sind ein Negervolk, jedoch in seinen Formen etwas gemildert und mehr olivenfarbig, als schwarz. Ihre Gesichtsbildung ist freier, als die der benachbarten Strandneger. Ihre Gestalt ist groß, schlank, und ihr ganzes Wesen mehr dem Hindu, als dem eigentlichen Neger ähnlich. — Ihr Wesen ist unbefangen, freier und gut. Dabei sind sie gastfrei, mitleidig und, was sie vor allen Afrikanern auszeichnet, wißbegierig; besonders sollen ihre Völkerhäupter viele Kenntnisse besitzen. Park kam aus Sudan halb nackt, krank, in ihren Augen ein verworfener Landstreicher, ein Ungläubiger, zu ihnen; sie nahmen ihn auf, gastfrei, mitleidig, uneigenndig, sie pflegten sein mit Liebe und führten mit Treue ihn seinen Landsteuten zu. Dieses bezeugt eine hohe Stufe sittlicher Ausbildung und Humanität. Kennel nennt sie daher geistreich die Hindu Afrika's. Der Europäer würde einen Afrikaner in ähnlicher Lage schwerlich so aufnehmen.

Sie sind ein Volk, welches alle seine Bedürfnisse selbst versorgt und deren wirklich mehr, als irgend ein einheimisches Volk in Afrika hat. Sie tragen viele Baumwollenzuge, die sie selbst verfertigen. Die Männer tragen weiten Rock, Beinkleider, Sandalen und wollene Mägen; die Weiber zwei bis sechs Fuß lange und drei Fuß breite Lächer, in die sie sich materisch hüllen. Diese Tracht ist allen Völkern dieser Gegend gemein, nur in der Art, das Weiberhaar zu flechten, herrscht Verschiedenheit. — Ihre Häuser sind denen des übrigen Afrika gleich; runde Lehmhütten mit kegelförmigen Dächern, einfaches Hausgeräth. Des Seewindes wegen sind alle Hausthüren nach Südwest gerichtet. Jedes Weib hat eine Hütte, und die Güter ei-



ner Familie umgibt eine Umzäunung von Bambus. Eine Reihe solcher nach Willkür geordneter Gehöfte mit langen Straßen nennt man eine Stadt. — Vielweiberei ist Sitte. Die Weiber werden indessen gut behandelt und genießen Achtung und Einfluß. Hausstreitigkeiten entscheidet der Mann; wird ihm von einem oder mehreren Weibern nicht Gehorsam geleistet, so appellirt er an den Mumbo Jumbo. — Will ein Mann ein Mädchen haben, so muß er mit dem Vater desselben einig werden um den Preis, um 2 bis 10 Sklaven. Ist man einig, so eröffnet er seine Wünsche der Auserwählten, die dann ja! sagen muß, oder nie mehr heirathen darf; will sie doch einen Andern heirathen, so hat ihr erster Bewerber das Recht, sie zur Sklavin zu nehmen. Am Hochzeitstage werden Ochsen und Rindvieh geschlachtet, und Alles bereitet. Die Braut wird in Baumwollenzuge gehüllt vom Kopf bis zu den Füßen, und zwar schneeweiß. Sie wird nun in eine abgesonderte Hütte geführt, auf eine Matte gesetzt und abwechselnd von allen Weibern über ihre Pflichten belehrt und vor dem Mumbo Jumbo gewarnt, dann wieder von jungen Mädchen umfungen und umtanzt. Vor der Hütte geht der Schmaus vor sich; die ganze Gesellschaft ißt, trinkt und tanzt bis an den Morgen. Indessen hat man um Mitternacht die Braut in ihre bestimmte Hütte geführt, in welche der Bräutigam ihr folgt. — Der Mumbo Jumbo ist bei den Wandingos eine Maske aus Baumrinde, mit einer tödtigen Ruthe bewaffnet. In dem Dorfe kommt man Abends in dem Ban lang, dem Versammlungsort in der Mitte des Dorfes, zusammen; die Weiber müssen auch dabei sein. Hier nun wird geschwagt, gesungen, getanzt bis Mitternacht. Hat nun eine Ehre etwas verbrochen, oder gar einen Liebhaber begünstigt, so tanzt der Mumbo Jumbo plötzlich auch mit, wirft sich auf die Schuldige, die man entkleidet an einen Pfahl gebunden und unter Spott und Gelächter der ganzen Gemeinde vom Mumbo Jumbo durchgerutht wird bis aufs Blut! — Mütter lieben ihre Kinder und werden von diesen geliebt und in Ehren gehalten. Schläge verschmerzt der Wandingo,

aber Beschimpfung seiner Mutter nie. Was an den Wäldern Afrika's gut ist, verdankt man den braven Müttern, die nicht nur ihre Kinder sehr zärtlich lieben, sondern auch mit Sorgfalt erziehen. Besonders gewöhnen sie dieselben zur Wahrhaftigkeit. Will die Mutter den Sohn rühmen, so sagt sie: Er hat nie eine Unwahrheit geredet. Die Erziehung ist ganz in den Händen der Weiber und daher in sehr guten Händen. Sobald die Kinder laufen können, üben die Knaben ihre Kräfte, werden von dem Vater unterrichtet; Mädchen lehrt die Mutter spinnen und häusliche Arbeiten. Knaben lernen hier das Feld bestellen. — Beide Geschlechter werden beschnitten, sowohl bei den Jesamiten, als bei den Kassies. Diese Operation wird in Masse vorgenommen und zweimonatliche Feste folgen derselben. — Musik und Tanz liebt dieses Volk sehr, Gultarren mit 3, Harfen mit 18 und kleinere mit 7 Saiten, Trommeln, Schellen, Hörner und Flöten bilden das Orchester. Eben so sind sie Freunde vom Ringen, welches vor vielen Zuschauern, welche die Kämpfer anfeuern, geschieht. Die Ringer ziehen sich bis auf ihre kurzen Beinkleider nackt aus, salben sich mit Oel oder Baumbutter und ringen unter Schellen- und Trommelflang. Auch hier sind Homeriden, Sängern, scheinen aber in größerem Ansehen, als bei den Fulahs zu sein. Sie loben in Liedern den König oder jeden, der sie bezahlt. Sie ziehen aber auch mit ins Feld, wie unsere alten Varden, um die Krieger anzufeuern, die Heldenthaten zu bezeugen und in ihren Gesängen die Geschichte des Landes zu überliefern. Die Muhamedaner singen auch geistliche Lieder, um den Zorn Gottes zu besänftigen und Strafen abzuwenden.

Der Wandingostaat bildet eine Art Republik, die jedoch in den eroberten Staaten zu einer durch Aristokraten eingeschränkten Monarchie wird. Eben so verbreiten sie in ihren Kolonien den aristokratischen Geist. Es ist diese Art so ziemlich der Römerverfassung gleich, die auch zu Hause republikanisch, in den Provinzen aber aristokratisch-monarchisch war. In ihren Städten haben sie erbliche Richter, mit des-

nen sich die freien Männer zu Palabers versammeln unter schattigen Bantangs, die gewöhnlich aus einem großen Baum bestehen, mit weiter schirmartiger Krone, wie sie in den Tropen wachsen. Streitigkeiten werden nach dem Herkommen oder nach dem Koran entschieden. Indessen machen die freien Männer nur den vierten Theil der Bevölkerung aus, drei Viertel derselben sind Sklaven. Ihr Loos ist jedoch nicht das der in den Zuckerpflanzungen. Im Hause geborne Sklaven dürfen nicht verkauft, noch viel weniger getödtet werden. Nur Kriegsgefangene kommen in den Handel, in welchem Gewerbe sie Meister sind. Sie sind die unternehmendsten und gewandtesten Kaufleute vom Dscholiba bis zum Westmeer. An dieser ganzen Küste ist der Name Mandingo ein Ehrenname geworden, durch den sich jeder gern auszeichnen möchte. Im Binnenlande werden sie, indem sie als Priester, Ärzte und Weise auftreten, Marabuten genannt. — Mit den Mandingos verbreitete sich auch der Islam. In den von den Mandingos beherrschten Negerstaaten gehört der größte Theil des Volkes noch zu den Kaffirs; indessen sind auch die Muhamedaner noch immer Fetischdiener. — Stirbt endlich ein Mandingo, so wird er beklagt, mit einer Matte umgeben und entweder in der Hütte selbst, oder unter seinem Lieblingsbaume oder auch außerhalb des Orts begraben. Im letztern Falle wird sein Grab durch Dornen und Steine vor wilden Thieren bewahrt. — Zwei Krankheiten sind ihnen sehr gefährlich: die Elephantiasis, bei welcher die Beine unglaublich dick anschwellen, und der Guineawurm, oder Nervenwurm, den man im südlichen Asien, in ganz Senegambien und Guinea und in Westindien findet. Er ist ein dünner, wohl 3 Ellen langer Wurm, der sich an Beinen und Schenkeln, — man weiß nicht wie — erzeugt und nur mit vieler Mühe und nicht ohne Schmerz und Gefahr herausgezogen wird.

Die Mandingos in Bambuk\*) sollen sehr

ausgeartet sein und nicht den höhern Bergmandingos gleichen. Man sagt ihnen sehr viel Böses nach. Rauchen, Schwagen, Tanzen sollen ihre Hauptfehler sein. Vielleicht verleumdet nur der nordische Meid diese Naturkinder, weil sie den Tag weniger arbeiten und die kühlen Nächte mehr tanzen dürfen. Weiber, die das Gelübde der Treue brechen, verflößt der Mann, und die versammelte Gemeinde legt dem Verführer einen Ochsen oder den Werth desselben als Buße auf. Schon im zehnten Jahre werden beide Geschlechter beschnitten und für mannbar erklärt. — So faul und dieses Völkchen geschilbert wird, so treibt es doch sorgfältigen Ackerbau, mancherlei Handwerke, und ist sehr kunstreich in Verfertigung allerlei und sehr mannichfaltiger Gegenstände aus Eisen und Gold. Reisende sahen Kunstfachen aus Gold, welche dieses Volk mit seinen groben Werkzeugen hervorbrachte, welche selbst unsern Goldschmieden mit ihren feinen Handgriffen gewiß nicht ohne Mühe gelungen wären. Das kommt wohl daher, weil dort jeder treibt, wozu er Lust und Geschick hat, und nicht gezwungen ist, wider Willen etwas zu thun. Zudem werden diese Leute als kunstreiche Töpfer gerühmt, die sehr herrliche Gefäße aus goldreichem Thone verfertigen. Sie treiben auch Handel, und die Vornehmen gehen in Seidenstoffe gekleidet. — Der König heißt Serattif, ist ein Mandingo, dessen Nation sich dieses Landes um 1100 bemächtigte. Als die Portugiesen mächtig waren, hatten sie auch Bambuk erobert und so lange beherrscht, bis sie daraus vertrieben wurden. Desgleichen wollten einmal Marabuten, moslemitische Priester, sich zu Herren machen, wurden aber vertrieben, und nun mag man weder Portugiesen noch Marabuten mehr. Der Serattif hat einen Senat, die Farims, zur Seite; diese wählen den König, setzen ihn auch wieder ab. Alle Dörfer zahlen an den König Tribut, dessen Quantität von der Liebe, die man zu ihm hat, abhängt. Die Könige führen einen Strick um den Kopf und

\*) Bambuk, bergig, sehr gut bewässert, mit prächtigen, schon wieder palmenreichen Tropenwäldern besetzt. Der Boden ist fruchtbar und liefert wohl angebaut reiche Ernten, seine Berge Gold, köstliches Eisen, Kupfer, Silber u. s. w. Das Klima ist heiß und ungesund. Die Hauptstadt Bambuk liegt in einer goldreichen Gegend.

einen eiserne Ring um den Hals, als Zeichen der Würde, welche Macht hat, Gefangene zu machen.

### 2. Die Jaloſen (Ballof.)

Dieses merkwürdige Negervolk bewohnt die Ebene Senegambiens, von dem Strande bis an die Bights hin, zwischen dem Senegal und Gambia. — Glänzend schwarz, wie Ebenholz, ist die Hautfarbe des schlanken, gewandten, beweglichen, eine besondere Elasticität der Muskeln besitzenden Jaloſen oder Joloſen \*). Der Jaloſe hat noch nicht ganz das Gepräge des Negers; seine Gesichtsbildung ist fein, sein Auge schön und sein Mund weniger aufgeworfen. Er will auch kein Neger sein und betrachtet diesen Namen als einen Schimpf. — Thätig, kräftig und kriegerisch, führen die Stämme oft unter einander Krieg. — In ihren Sitten und Leben haben sie viel Ähnlichkeit mit den Mandingos, die sie in Verfertigung der Baumwollengeuge, welche sie besonders schön zu färben verstehen, noch übertreffen. — Ihre Kleidung besteht aus zwei Lagen, deren eine über die Schulter geworfen, die andere um den Unterleib befestigt wird. Die Oberhäupter zeichnen sich durch ein baumwollenes Hemd und gelbliche Weinkleider aus. Sie scheeren sich das Haar, tragen weder Barden noch Schnurbart, sondern bloß am Kinn. Die Weiber haben den Körper von den Knien bis zur Brust bedeckt, die übrigen Theile unbekleidet. Frauen von Stande tragen goldene und silberne Armringe, müssen aber, wie die Niedrigen, alle Geschäfte der Männer verrichten. Eine seltsame Abnormität, welche naturwidrig scheint, findet sich hier unter diesem Volke. Weiber sind ganz ohne Schamhaftigkeit, und scheuen keine Ehen vor fremden Augen zu wissen. Dagegen sind die Männer schamhaft, baden sich an abgelegenen Orten, und scheuen sich zu entblößen vor fremden Augen. Eben so zeigen auch die Knaben schon diese Scham-

haftigkeit, von der die Mädchen kaum einen Begriff zu haben scheinen. — Nur die tiefste Erniedrigung des Weibes, nur der höchste Grad der Sklaverei, in welche dieses Geschlecht versunken ist, kann diese seltsame Verstümmelung natürlicher Gefühle erklären. Uebrigens ist die Lebensart des Jaloſen einfach. — Sein Haus aus Rohr, in der Form eines Biencukorfes, dient zur Wohnung; eine gleiche steht als Küche zur Seite. Hausgeräth ist einfach; eine eiserne Pfanne, Kürbissflaschen, Binsenkörbe zur Aufbewahrung des Getreides, und ein hölzerner Mörser zum Zerstoßen desselben, ist ihr ganzer Hausrath. Die Getreidevorräthe stehen in den Binsenkörben auf Pfählen im Freien, um es vor Insekten zu bewahren. Die bestiehl ein Jaloſe den andern. — Musik, Tanz, Wettrennen und Schießen lieben sie sehr. — Sklaven werden mild behandelt. — Gastfreiheit ist Erbtugend und jeder Fremde begleitet sich zum Vorsteher oder auf den Palastplatz, wo er schnell und unentgeltlich versorgt wird. — Sie sind in merkwürdige Kasten getheilt, und zwar folgt, wie bei den Chinesen, der Sohn dem Gewerbe des Vaters. — Schmiede, Weber, Schuster und Poeten sind sehr verachtet; letztere am meisten, denn sie werden nicht einmal ehrlich begraben. Ihr Leichnam wird in einen hohlen Baum gelegt, damit die Hirsenernte nicht mißrathe. Doch haben sie großen Einfluß, ziehen in die Schlacht, singen die Thaten der Vorfahren, schwern zu solchen Thaten an und halten durch ihre Schlachtgefänge die Fliehenden zurück. Gelingt ihnen jedoch Letzteres nicht, so ist ihr Tod unvermeidlich. Oft werden sie von den guten Jaloſen, d. h. von denen, die nicht arbeiten, sondern Privilegien genießen, gedungen, um bei Gastmählern, die sie geben, ihr Lob zu singen. — Die Vorsteher genießen volles Ansehen; sie allein haben richterliche Gewalt. Der Angeklagte wird durch Mehrheit der Stimmen entweder schuldig oder unschuldig erklärt, und der Vorsteher allein spricht das Urtheil. Also findet man hier eine

\*) Das Reich Jolaf, zwischen 14° und 17° Br. war ehemals das mächtigste in Senegambien, von dem sich aber im Laufe der Zeit mehr losrissen und unabhängig machten. Sein Herrscher steht aber noch so sehr im Ansehen, daß sich alle Fürsten seiner Farbe zur Erde werfen, ihn zu begrüßen, sobald sie ihn ansichtig werden. Er ist unumschränkt. Das Land ist eben, mit Gummibäumen bedeckt, fruchtbar und reich an allen Erzeugnissen. Pitartor ist die Residenz des Despoten.

Vet Geschwornengerichte. Sie schwören bei ihrer Nase und erproben die Wahrheit durch Feuerproben. — Auch dieser Negerstamm zeichnet sich durch die Erbtugend der Schwarzen, durch seine Geduld, aus. Er erträgt Alles mit heroischem Muth bis zum Tode. Sein Tod wird beklagt; sein Grab gegen wilde Thiere durch Dornen geschützt. — Viele von ihnen sind Jesuiten, die sich dann mit den Heiden nicht verheirathen. — Ihre Marabuts sind zugleich Aerzte, und Hautausschläge, Augengübel, Ausfluß, Schnupfen und Brustübel machen ihnen oft, besonders gegen das Ende der Jahreszeit, zu schaffen. Was nun den einfachen Arzneimitteln nicht weicht, wird durch Zauberei geheilt, die man auf Papier schreibt, verbrennt und das Papier dem Kranken eingeibt.

Die Jalofen im Reiche Wallo, oder Howal (dem nordwestlichsten des Landes, die Mündungen des Senegal umfassend), werden von einem Brak beherrscht, dem die Franzosen Tribut bezahlen, da sie hier Niederlassungen, namentlich das Fort St. Luis, besigen. Das Land ist fruchtbar und das Volk kriegerisch; nach dem Siege theilt man die Beute gleich. Diese Jalofen sind jetzt nicht mehr so mächtig, da innerliche Kriege, welche die Engländer während ihres Besizes von St. Luis begünstigten, das Land verwüstet haben. Der Brak herrscht unumschränkt. Stirbt er, so folgt ihm sein Bruder, sind alle ausgestorben, so folgt ihm der Erstgeborne des ältesten Bruders, ist dieser minderjährig, so folgt ihm der Sohn der Schwester. Es ist auch hier afrikanische Succession, welche jedoch nicht sowohl Reinheit des königlichen Blutes, als vielmehr das Vermeiden einer Vormundschaft zu bezwecken scheint. Bei der Thronbesteigung hat der Brak Vieles zu beobachten. Er muß alle Stände durchlaufen, zum Zeichen, daß er alle kennen und beschützen soll. Fischer sind die verachtteste Rasse; dennoch muß der Brak auf dem Flusse fahren und mit der Hand einen Fisch herausholen, den er fangen soll, von dem aber die böse Welt sagt, daß man ihm denselben heimlich zustecke. Uebrigens lebt er nicht viel besser, als seine eignen Un-

terthanen; jeder naht ihm frei, legt aber die Sandalen ab, beugt sein Knie, legt die Hand aufs Haupt und verneigt sich tief. Seine Familie besitzt eine wunderthätige Heilkraft. Mütter bringen ihre kranken Kinder zur Königin; diese berührt feierlich mit ihrer Fußspitze die Kinder, Magen, Kopf und Füße; und die beglückte Mutter eilt mit Jubel von dannen. Der Brak speißt nie öffentlich, denn das ist eine thierische Sache. Die Verfassung ist feudal. Der Brak hat unter sich Berté und Betté; diese Lehnsleute, diese Ortsvorsteher, diese die Gemeine. Eins zahlt das andere von unten hinauf. — Man kann zwei Arten von Dörfern unterscheiden: solche mit erblichen Herren, die dasselbe Erbrecht, wie die Brakfamilie beobachten und förmliche Beamte, die ihre Beamten haben und einen Gemeinrath, an dessen Spitze oft ein Marabut steht. In solchen Dörfern müssen die Gemeinden oft sogar den Zehnten von ihren Ernten entrichten, den zur Hälfte der Marabut, zur Hälfte der Brak bezieht, der ihn wieder an den Kriegsanführer des Dorfes überläßt. Land und Menschen gehören dem Brak, das ist Grundsatz: er kann darüber nach Willkür verfügen. Doch haben die Großen und die Gemeinden Mittel, ihn in Schranken zu halten. Jedes Land hat seinen Herrn, der zugleich die Gerichtbarkeit hat, und damit auch das Recht, Zoll zu erheben, Geldstrafen und Confiscationen zu verhängen und das Heimfallsrecht zu genießen. Criminalstrafen sind mild und selten. Der Dieb muß erkatten, eine Geldstrafe erlegen und einen Verweis hinnehmen, doch werden in der Regel nur Fremde bestohlen. Der Mörder wird Sklave oder er legt eine dem Range des Verstorbenen angemessene Geldstrafe. Indessen ist Mord selten, obgleich der Jalofe immer stark bewaffnet ist. — Die Neger sind heftiger Gemüthsart, zudringlich, plump und dem Trunke ergeben, und doch dabei gutmüthig und von einnehmendem Uebersinn. Sittlicher ist der Marabut, ernster und würdiger. Er liebt sein Haus, Feld, Weib und Kind mit starker Anhänglichkeit; er lebt gern von den Seinigen umgeben nach Patriarchenart, unterrichtet sich gern und ist wißbegierig.

Durch ihre Bemühungen können ganze Dörfer arabisch lesen und schreiben.

#### 4. Die andern Negervölker Senegambiens.

1) Die kleinen Fetupen (f. Taf. XXXIV.). Sie gleichen den Negern vollkommen und leben längs der Südseite des Gambia und an der Nordseite des Casamancia; sind sehr wild und grausam, wohnen in Dörfern, bauen Reis, Hirse, ziehen Kindschaf und Ziegen, sollen gern fremde Sitten annehmen und gegen Dienste erkenntlich sein. Ihre Dörfer sind mit Palissaden und Wällen besetzt. Sie sind kriegerisch und tapfer, daher sie auch von den viel zahlreichern Mandingos nie überwältigt werden. — Ihre Könige und Oberhäupter haben keine erbliche Würde, und manche stehen unter gar keinem Oberhaupte. — Ihre Kleidung ist, wie bei den Negern überhaupt, der Schurz um die Lenden. Das Haar tragen sie ägyptisch und flechten sogar den Bart, wie wir an den Standbildern, besonders in Aethiopien, bemerken. Sie zählen gegen 50,000 Köpfe.

2) Die Cabbes's, welche unter den Jafosen zerstreut leben, ein Nomadenvolk eigener Art, das in Wäldern lebt und Holzgeräthe verfertigt. Sie sind das, was unter uns die Zigeuner, nur daß sie statt, wie diese Eisen, Holz bearbeiten. Auch sind sie nicht so schön wie die Jafosen.

3) Die Saveren, ein den Jafosen verwandter Hirtenstamm und darum von roheren Sitten, leben in kleinen republikanischen Gemeinden, sollen nackt gehen, ohne Gottheit und Götter, gutmüthig und rachsüchtig, einfach in ihrer Lebensart und diensterfertig und freigebig, besonders gegen die Weißen, sein. Ihre Weiber sollen die schönsten im Morgenlande, ihre Viehheerden sehr zahlreich und ihre Geschicklichkeit im Feldbau bedeutend sein. Ihre Leichen werden außerhalb der Dörfer in runden Hütten beigesetzt. Die Gräber der Männer haben oben auf der Spitze Bogen und Pfeile, die der Weiber einen Wäfer (zum Reistampfen).

4) Die Dschahongen, wahrscheinlich einst mächtig im Verglande von Futadschiatom; vielleicht hat auch der Dscholibab sein

nen Namen von ihnen. Jetzt sind sie verdrängt von Fulahern und Mandingos, wild und rauh, die Buschmänner Senegambiens.

5) Die Cerravuti oder Radschaga, ein handeltreibendes Negervolk, unruhig und lebhaft: er schaffe sich lieber einen Esel als ein Weib an, sagt er; denn diese mindere, jener vermehre sein Vermögen.

6) Die Balanten, nordwärts der Insel Bussi, bewohnen ein kleines Ländchen, leben als Republikaner und sollen sehr tückisch sein.

7) Die Papels, südlich am Domingo-Flusse, bewohnen die Insel Bissao nebst einigen benachbarten Inseln, haben ihre Könige, bei deren Tode mehr als 30 Menschen, besonders junge Mädchen und Sklaven, erwürgt werden, so wie man auch mit ihnen alle ihre Reichthümer begräbt. Die Vornehmen haben sehr regelmäßig künstlich den Leib tätowirt und selbst den Töchtern des Monarchen von Bissao dient dies als Kleidung, nebst der kleinen Pagne um den Leib und einigen Korallenschmüren. Sie sind sehr gute Ruderleute; nennen ihren Hauptgötzen, der in kleiner Figur vorgestellt wird, Ehylna (wiewohl Jeder noch seinen besondern Fetisch hat), leben mit ihren Nachbarn in stetem Kriege, der aber in wenig Tagen meistens ohne Menschenblut beendet ist, wenn man auch nur ein Dorf geplündert hat; verkaufen die Gefangenen, wenn der Ausgang des Krieges glücklich war, und halten den Jüngern, die etwa im Kriege bleiben, seltsame Leichenbegängnisse.

Die Balanten, Biakaren, Papels, Nats, Bivaver u. s. w. sind wahrscheinlich alle den Mandingos, Fulahs und Jafosen verwandt, die wieder unter einander Familiendehnlichkeit haben mögen. Die vielen Flüsse aus einer menschenreichen Ebene führen nicht nur Gold herab, sondern auch Menschenstämme und verursachen auf den Terrassen und im Tieflande ein ununterbrochenes Treiben und Drängen der Nationen. Wie sehr das Herabdrängen der Völker nach allen Rissen des südlichen Continents schon früher den Völkern auffiel, beweist die aus diesem Umstande entsprungene Sage. Die Zingis des innern Hochlandes, heißt es, vermehren sich so sehr, daß sie die

ganze Erde überschwemmt haben würden, wenn nicht der Wind *Neha el Senydach* in ihrem Lande wehte, welcher sie alle 60 Jahre mit Sand bedeckt, und Alles, was er trifft, verdorren macht. Dieses zeigt außerordentlichen Kin derreichthum im Innern Afrika's an, der den Strandvölkern eben so schon in frühern Zeiten auffiel, als lästig war. Selbst am *Lumbuku* soll die Luft so aufregend sein, daß die Geschlechter außerordentlich früh reifen. In *Dongola* soll man nach *Cailaud* nicht nur Zwillingengeburt sehr gewöhnlich, sondern so schnell auf einander folgend finden, als die Naturgesetze es erlauben; so, daß Weibchen von 15 bis 16 Jahren bereits von 6 Kindern umgeben sind, von denen das älteste noch unsichern Lauf hat. Diese überwiegende Fruchtbarkeit in diesem Welttheile mag wohl eine Ursache sein, warum das Menschenleben so wenig gilt.

Alle diese Völker treiben Ackerbau, Viehzucht, Handthierung und Gewerbe, Handel, Jagd u. s. w.

Die Acker werden im April bestellt, aber ohne Pflug. Es wird der Boden gereinigt, welches geschieht, indem man das Strauchwerk auszieht und verbrennt. Im Juni, sobald der erste Regen fällt, eilen die Neger aufs Feld, machen kleine Löcher, Frauen und Kinder folgen, werfen in die Löcher eingeweichten groben Hirse, und bedecken ihn mit etwas Sand. Schon nach 4 Tagen keimt er, nach 12 Tagen ist er 6 Zoll hoch. Nun wird, wo zu viel Stengel sind, der Ueberfluß ausgerauft, mit einem Eisenwerkzeuge, das 6 Zoll lang und 3 breit ist, ganz leicht gefelgt und von Unkraut gereinigt. Wächst die Saat heran, so bewacht der Neger Tag und Nacht sein Feld, um Vögel und Affen abzuhalten. Im October ist die Ernte reif, die Wehren werden nun abgeschnitten und in großen Körben auf dem Kopfe heim getragen. Die Neger arbeiten gern in Gesellschaft, singen dazu, daß die Fluren den Takt wiederhallen, und lassen diesen oft mit der Trommel begleiten. Außer Hirse werden noch eine Menge andere Gewächse gebaut, als *Crescentia*, deren Früchte sie halb reif essen, reif als Gerathenschaft benutzen, andere Kürbisarten, Wassermelonen, Hülsen-

früchte. Baumwolle wächst ihnen beinahe wild, und behält das ganze Jahr grüne Blätter. Nach der Regenzeit hört der Dürre wegen der Ackerbau auf. Am Senegal und den großen Flüssen ist es freilich anders, da den Anwohnern auch hier die Uberschwemmungen zu gut kommen. Hier werden daher zwei Ernten gehalten. Die erste Saat geschieht mit großem Hirse Ende September, an höhern Stellen, die früher vom Wasser entblößt werden, auch früher. Die Ernte geschieht im März, nach welcher die weniger fordernde Saat des kleinen Hirse statt findet. Man sieht auch hier Tabakfelder, aber keine Kartoffel! Häufig werden die abgeernteten Felder, oder wo das Unkraut oder Buschwerk überhand nimmt, in der trocknen Jahreszeit angezündet, dasselbe geschieht mit Waldungen, die man als Ackerland gegen das ausgesogne Feld vertauschen will. Hier löst man zuerst die Rinde ab, haut die Zweige herunter und häuft Alles dieses um die Stämme auf. Ist es dürr, so zündet man es an. Der Anblick davon ist furchtbar. Das Getraide und Getreiser ist schrecklich; Alles, was Leben hat, flieht rasend hervor und sucht dem Verderben zu entinnen. Mit großem Geschrei umkreisen Raubvögel, mancherlei Art, sowohl Luft- als Wasservögel die Flamme. Jene haschen die fliehenden Bierfäher kleinerer Art, diese die Schlangen und Eidechsen, welche sich aus dem Brande zu retten trachten, während die fliehenden Mäuse und Ratten am Tage von Falken und Raben, des Nachts von Eulen erhascht werden.

In den französischen Niederlassungen am Senegal hat man Pflanzungen von Baumwolle, Maulbeerbäumen und Nopal angelegt, die alle durch ihr treffliches Gedeihen Wolle, Seide und Cochenille dem Ausfuhrhandel versprechen. Auch Zucker und Kaffee, Kakao und Indigo würden trefflich gedeihen. Da die Franzosen hier den Willen zeigen, die Colonisation im Großen zu betreiben, so können in diesem Bezug für beide Welttheile die größten Vortheile erzielt werden.

Der Handel ist hier sehr lebhaft. Hauptsächliche Handelsartikel sind — die Sklaven; nach alle dem, was man uns Schönes vorsagt, dauert dieser Handel hier in seiner gan-

zen Ausdehnung fort. Selbst die allerneuesten Nachrichten vom Jahre 1832 berichten, daß dieses schändliche Gewerbe von allen Seefahrernationen betrieben werde, und zwar in unglaublicher Ausdehnung. Ohne Scheu soll dieses Verbrechen selbst unter dreifarbigter Flagge von den französischen Sklavenschiffen, trotz den Gesetzen von 1827, betrieben werden. Dieses gräßliche Gewerbe bringt noch immer dieselben gräßlichen Erscheinungen hervor. Ein Negerkönig setzt eine wollene Mütze aus grobem Luche auf, der lauernde Nachbar hört diesen Zuwachs der Herrlichkeit und hält dieses für eine Unmaßung, welche Recht giebt, denselben mit Krieg zu überziehen. Beide nun machen Gefangene, beide verkaufen sie an lauernde Sklavenhändler, und der Zweck der Wollenmütze ist erreicht. — So helfen die strengsten Gesetze nichts, und die Regierungen sind ohnmächtig, wo der Eigennutz und die Gewinnsucht der Niederträchtigkeit Vorschub leistet. So wurden im Jahre 1830 von der Westküste Afrika's nicht weniger als 42,000 Sklaven ausgeführt. Es giebt nur ein Mittel, dem Sklavenhandel zu steuern, und dieses ist Abschaffung der Sklaverei selbst, trotz allem, was eigennützige Pflanzler dagegen sagen. Es ist nicht wahr, daß ohne Sklaven keine Plantagen. Es ist nicht wahr, daß die Freilassung der Sklaven das Leben der Weißen in Gefahr bringt. Ein Gesetz, von allen Kolonien besitzenden Mächten sanktionirt, daß nach den Dienstjahren binnen 10 Jahren alle Sklaven die Freiheit erhalten müssen, würde den Sklavenhandel bald abschaffen und mit der Wurzel ausrotten. Bis jetzt treiben ihn noch immer französische, englische, portugiesische, brasilische, spanische und nordamerikanische Schiffe. Außer

Sklaven wird Gummi, Harz, Orseille, Holz, Gold, Elfenbein, Baumbutter u. dgl. gegen Gewehre, Pulver, Eisenwaaren, geistige Getränke, Tabak und Manufacturwaaren ausgeführt. Der englische Handel blüht in Senegambien mehr, als der französische.

Das Fort St. Louis ist der Mittelpunkt des französischen Handels. Nach beiden Seiten hin gewährt die Insel einen schönen Anblick, der durch die Täuschung erhöht wird, welche glauben läßt, daß der Theil des Senegalufers, welcher hinter der Insel ist, allezeit zur Insel mit gehöre. Indessen ist die Insel öde und dürr. Ein kleines mit Batterien versehenes Fort vertheidigt sie. In ihm ist die Kirche und das Hospital eingeschlossen. Die Stadt zählt einige tausend Einwohner; Neger und Franzosen. Es ist eine Schule zum Unterricht der Neger nach Lancasters Methode angelegt. Am südlichen Ufer des Senegal hat man ohne Sklaven durch gedungene Arbeiter Baumvölle und Indigopflanzungen mit großem Erfolg angelegt. Am Nordufer des Senegal liegen die Gummiwälder, welche drei Forste bilden, die Alkalate, Lebjar und Sahel heißen. Nordwärts von der Küste liegen Groß- und Kleinportantik, die zum Gummihandel dienen; dann kommt die Wüste!

5) Die Bewohner des untern Theils von Sudan oder Nigritien. (s. Taf. XXXVI.)

Nigritien begreift den großen, uns noch größtentheils unbekannten, Landstrich zwischen Senegambien, Sahara, Oberguinea, Abyssinien und Rußien. Es hat seinen Namen vom Flusse Niger\*), auch Nil der Neger genannt. Dieses Sudan ist eben so ein Terrassenland, wie alle, welche wir bisher kennen lernten. Gleich-

\*) Niger, Nigritien, oder das große Wasser, auch der schwarze Nil, der größte Steppenfluß in Mittelasien, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt. Vor mehr als 2000 Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf, und sagte, daß er von W. nach O. fließe. Die Folgerkeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von Neuem entdeckt, und die Behauptung des Vaters der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park war der erste Europäer, der diesen Fluß sah und bemerkte, daß er von W. nach O. fließe. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenné, Tombuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa und nach den neuesten Nachrichten Wissanah. Dieser Strom erregt daher mit allem Rechte den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; deshalb wurden von den Briten 1816 zwei Unternehmungen ausgerüstet. Die eine sollte auf dem Kongoflusse bis in das Innere von Südasien bringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Kongoflusse ein und derselbe sei. Die andere sollte vom Senegal aus bis an den Niger gehen und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Einige Geographen glauben, daß der Niger mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, Andere, daß er sich in einen großen Binnensee endige, wieder Andere, daß er das mittlere Gz-

wie Hochafrika sich nach Osten, Süden und Westen hin in mehreren Stufen gegen das Meer hin abdachte, so auch gegen Norden; der einzige Unterschied ist, daß sich das Wassermeer gegen Norden hin in ein Sandmeer verwandelt hat, was vielleicht in mehr als einem Sinne wahr ist. Man wird sich von Sudan den besten Begriff bilden, wenn man sich im Geiste in den Mittelpunkt der Sahara hineinstellt; eine sonst unmerkliche Abdachung würde seinen Blick auf das Tiefland Sudans gleiten lassen, gleichsam die Arena, wo sich die Völker umtummeln. Er würde ein Gemälde sehen, mit fruchtbaren Fluren, trefflichen Hochwäldern, glänzenden Seespiegeln und reichen Wasseradern, das Herz Afrika's, dem die Völker der Reiche Sego, Haussa, Bornu, Kanem und Begharmä Leben verleihen. Dieses Hochthal liegt immer noch wenigstens 1,200' über dem Meere. Im Süden dieses Hochthales erhebt sich amphitheatralisch die erste Terrasse, eine Reihe anmuthiger, bewaldeter und wohlbewässerter Berge mannigfacher Gestalt. Hat der Blick diesen schönen Abhang überstiegen, so gelangt er auf eine Hochebene, durch welche die Parallele des 10° nördl. Br. läuft. Außer daß sich Denham einer Schaar Räuber angeschlossen, die in Mandara eindrang und geschlagen wurde, hat noch kein Europäer diese Terrasse betreten. Das Land ist natürlich, als ein unter 10° Br. gelegenes, wenigstens 2000' hohes Hochland, sehr schön, und wird von wackeren Negeren bewohnt. Hinter dieser Terrasse erhebt sich majestätisch das Hochgebirge zum Hochlande Südafrika's. Die Berge von Adamowa bilden den Hintergrund des großen Gemäldes von Sudan. Ihr westlichster und zugleich höchster Punkt ist das Hochland der Ambofer mit 13,000' hohen Vulkanen. Dieser ganze amphitheatralische Hintergrund Sudans bildet das Nordgebirge, als Nordabfall Südafrika's. Dieses ist die Lage und Gestalt Sudans. — Unter den Parallelkreisen des 8° und 17° nördl. Br. gelegen, wird es in allen seinen Theilen von den

Tropenstrahlen erleuchtet, welche seine unschattigen Bewohner schwarz färben. Ueberall fruchtbar, ist es überall mit großen Städten besetzt, die von verdickten Dörfern umringt sind. — Unter den Gewässern Sudans sind besonders folgende Seen zuerst aufzuführen: Der Dibbinsee, der Sudan, der Tschad, der Fittre. Das Ostufer des Sudan's soll von weißen Leuten bewohnt werden, die sogar Christen sein sollen. Sie reiten auf Sätteln, die denen der Engländer ähnlich sein sollen. Auch haben sie Sporen und Bogen, Speise und Pfeile zu Waffen. Auch sollen sie Schiffe bauen, die 60' Länge haben, nebst Verdecken um 200 Mann Besatzung aufnehmen zu können. Statt des Ankers bedient man sich eines großen Steines, da der Grund zu sumpfig ist, um einen Anker zu fassen, selbst wenn man ihn hätte. — Unter den Flüssen bemerken wir, nächst dem Nigerr, den Yeou (entspringt im Westabfall des südlichen Hochlandes, nimmt mehrere Flüsse auf, strömt nordöstlich, dann östlich und fällt in Bornu in den Tschadsee), den Schay und Gazellenfluß. — Freigebig hat die Natur dieses Land ausgestattet. Kostbare Holzarten liefern die Hochwälder, welche sich besonders an den Bergabhängen lang hinrecken und selbst Sudan erfüllen. Man darf sich das Land nicht als ein Flachland denken, sondern als ein Land voll Hügel und Wald. Eben so köstliche Produkte würde der Ackerbau liefern, sobald seine Anbauer es in ihrem Vortheil fänden, ihn darum anzusprechen. Wie im Thale von Caracas würden auch hier Weizenfelder mit Zuckerpflanzen und Indigofeldern, Obstgärten mit Kaffee- und Kakaopflanzungen abwechseln, Baumwolle, Reis, Hirse und Indigo gedeihen. Die Wälder sind voll Wild, vom Elephanten bis zum Stachelschweine und der Ratte; die Bäume voll Affen, die Luft voll Vögel, die Flüsse und Seen voll Fische der trefflichsten Art; aber auch große Eidechsen, und Nilpferde. — Die Berge geben Eisen, Blei und Gold im Ueberflusse. — Der Mensch nährt ungeheure Schaa-

birgsländ durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Konco) in den Guineabufen ergieße. Legeres beruht auf der 1817 gedruckten Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamerik. Brigg Commerce, welche an der Westküste von Afrika 1815 Schiffbruch litt.



ren Geflügel (40 Hühner kaufte Denham in Bornu für einen Piaster), Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, herrliche Pferde und geduldige nughbare Kameele. — Salz hat Sudan nicht, denn dieses ist der Reichtum der nördlichen Wüste, deren Bewohner es an die Sudaner abgeben. Salzhandel ist daher hier das belebende Princip des Völkerverkehrs. — Das Klima ist ein Tropenklima, und im Schatten steht das Thermometer vom Februar bis Mai, als in welcher Zeit die Europäer da waren, nicht selten auf  $24^{\circ}$  Réaumur. Im Winter ist die Mittagstemperatur gewöhnlich 13 bis  $15^{\circ}$ . Indessen sind die Nächte sehr kalt, und gewiß wird der Leser überrascht zu lesen, daß mitten im niedern Centralafrika unter dem  $12^{\circ}$  nördl. Br. ein Nordländer vor Kälte umkam. Es war dieses der Dr. Dudeney, der Gelehrteste des Kleeblattes, das er mit Clapperton und Denham bildete. An der Grenze von Kanem und der Westgrenze von Bornu, höchstens 1200' Höhe, überfiel am 26. December die Karavane eine solche Kälte, daß die Schläuche hart froren, und zwar auf dem Rücken der Kameele: was sogleich die Krankheit und 17 Tage darauf den Tod des Reisenden herbeiführte. Das Thermometer sank auf 0, was indessen aber nicht nöthig ist, um in den Tropenländern Eis hervorzubringen. Hieraus läßt sich mit Recht auf ein sehr veränderliches Klima Sudans schließen; und wie in allen heißen Ländern ist den Europäern auch hier warme Kleidung zu empfehlen, die besonders in einer Flanellkleidung am bloßen Leibe bestehen sollte, so sehr auch dieselbe bei heißer Tageszeit ihre Unbequemlichkeit haben mag. Die Vernachlässigung dieser Vorsicht hat hauptsächlich zum Mißlingen so vieler Expeditionen und zum Hinsterben so vieler Europäer beigetragen. — Endlich bildet auch der Nordrand Sudans zugleich die Grenze der tropischen Regen, welche noch in ganz Sudan herrschen und das Jahr in zwei Jahreszeiten, in die trockne und in die nasse, theilen.

Die Bewohner Sudans sind Neger, was sie schon zu Herodots Zeiten waren. Indessen haben die Araber die freien Neger bereits schattirt; und da sie sich mit diesen durch Hei-

rathen auch jetzt noch verbinden, so ist der freie Bewohner Sudans ein Arabo-Neger. Die Sklaven hingegen sind eine reine Negerrace, denn kein Araber heirathet ein Mädchen, deren Eltern nicht frei sind. Dieses Alles gilt jedoch nur von den Nationen, deren freie Leute zugleich Muhamedaner sind. Die Heiden sind wahre Neger mit dem vollen Gepräge, das sie als Ureinwohner Afrika's bezeichnet. Die Heiden werden von den Muhamedanern auch Kerdi, d. h. Ungläubige, genannt. Indessen soll Sudan von 20 bis 30 verschiedenen Nationen bewohnt sein, welche sich alle durch ihre Sprache sowohl als einzelne Eigenheiten unterscheiden. Den Muhameder zeichnet besonders sein Fanatismus aus, der durch den Eigennuß neue Nahrung erhält. Der Koran erlaubt ihm, jedes Volk, das keine Offenbarung hat, zu unterjochen und zu Sklaven zu machen; mithin betrachtet er jeden Ungläubigen als gute Beute. Dieser Umstand wirkt auch hier sehr nachtheilig auf den Zustand der Völker ein und läßt im Innern die Aufhebung der Sklaverei erst von der gelungenen Einführung des Christenthums oder des Islams erwarten, da kein Moslim den andern als Sklaven behalten darf, sondern frei geben muß.

#### 1) Die Neger des Reiches Sego oder Bambarra.

Dieses Negerreich zieht sich am Flusse Niger oder Foulba zwischen dem  $12^{\circ}$  und  $18^{\circ}$  nördl. Br. und 15 bis  $19^{\circ}$  östl. L. v. Ferro hin. Der westliche und südliche Theil dieses Landes ist sehr gebirgig, so daß Pferde nur mit Mühe darin fortkommen; weiterhin wird es jedoch sanfter, hügelig, bis es sich endlich um Timbuktu herum in die Wüste verliert. An Produkten ist das Land reich. In den Wäldern wächst hier häufig der Schi oder Butterbaum, jene köstliche Naturgabe, die auch allgemein im Lande als eine solche anerkannt wird. Feigen und Ananas erquicken den lechzenden Gaumen, und Gemüse mancherlei Art dienen dem frugalen Neger zur Speise. Eigenthümlich sind diesen Gegenden bis Bornu hin die Gurunüsse, welche in ganz Afrika großen Werth haben, die

ihrer angenehmen Bitterkeit wegen besonders dazu beitragen; das oft schlechte Wasser unschädlich zu machen. Die Europäer, welche diese Gegenden besuchten, rühmen, daß nach dem Kauen dieser Nüsse selbst das schlechteste Wasser wohlschmeckend gefunden wurde. Deshalb werden die Nüsse des Guru (*sterculia acuminata*) sehr gesucht, und bis in das Land der *Ushanti* verführt. Sie haben die Größe einer Kastanie, und wachsen in 8 bis 10 Zolligen Schoten, in denen 7 bis 8 solcher Bohnen oder Nüsse von gelbgrüner Farbe liegen. Kaffee und Indigo wachsen wild; Reis, Hirse, Bohnen und Baumwolle werden angebaut. — Rind, Ziegen, Kameele und Esel nebst Hunden sind Hausthiere. Pferde werden von Mauren eingeführt. Guineahühner und Tauben umgeben das Haus, der Strauß wirthet in der Wüste. — Die größte Plage der Bewohner sind die Muskitos; Skorpione, giftige Schlangen und dgl. bedrohen das Leben. — Unter den *Bambarranern* haben sich auch Fulahs, hier *Fellatah* genannt, angesiedelt und leben unter ihnen zerstreut. Mauren sind nur in großen Städten. Nomaden durchstreifen das offene Land, und die *Tuareks* sind eben so gefürchtet, als die Beduinen in der Wüste, deren Bewohner nicht selten Einfälle unternehmen. Weniger zahlreich sind hier die *Tibbos*, von denen Taf. XXXVI. zwei Frauen in ihrer vollständigen Hauskleidung darstellt. Wo diese in Suban sich auch finden mögen, so bauen sie das Land und treiben Viehzucht.

*Bambarra* ist ein gebildetes Negerreich, das unsern Staaten im Mittelalter sehr ähnlich ist, um so mehr, da auch hier reiche Handelsstädte mitten unter ritterlichen Wegelagerern aufblühen. — Die Felder werden, besonders in den nördlichen Gegenden, immer mit den Waffen in der Hand bestellt, vorzüglich von den Einwohnern der Stadt *Murja* (s. Taf. XXXVII.), die als Bogenschützen berühmt sind, eine Vorsicht, die sehr nöthig erscheint. Muhameds Lehre hat hier schon vielen Eingang gefunden, was immer schon die Sitten mildert; Aberglaube und Amuletenkram, Zauber und Hexerei sind vom Islam nicht zu überwinden.

Je näher indessen der Wüste, desto verbreiteter ist auch die Religion der Wüste. Ackerbau nährt die Bevölkerung, Handwerker kleiden und versorgen mit Gegenständen der Nothdurft und Bequemlichkeit, Handel bereichert sie. Letzterer wird in weit größerem Umfange getrieben, als man gewöhnlich glaubt. In allen größeren Städten werden große Märkte gehalten, der größte zu *Jenné*, der bei weitem wichtiger ist, als der in dem so berühmten *Timbuktú*. Eingeführt wird Salz, Tabak, Leinwand, Seidenzeuge, Sammt, Musselin u. s. w., auch Gewürze und Luxuswaaren durch die Wüste und aus den Raubstaaten. Auch die Wilder Hochsudaßs stehen in lebhaftem Verkehr mit *Bambara*. — Als Scheidemünze gelten *Kauris* (kleine Muscheln). Ein *Minkali Gold*, 1 Fl. 45 Kr. E. M. galten 3000, ein Silberschaker 6 bis 12,000 *Kauris*, eine Koralle 60, eine Bernsteinkoralle eben so viel, eine Schnur blauer Glasperlen 100. Seltsam ist, daß man trotz dem, daß man sehr wohl bis 100 zu zählen versteht, dennoch 80 *Kauri* ein Hundert nennt, und 60 ein *Mandingohundert*. — Die Regierung ist in der Hand des Königs von *Sego*; indessen hat jeder Ort seinen Vorsteher und zu *Jenné* und *Timbuktú* sind eigene Statthalter oder *Scheiks* eingesetzt.

*Timbuktú* soll ein Wunder der Welt sein, unermesslicher Handel, ungeheure Schätze sollen in ihr aufgehäuft und sie bald von 200,000, bald von noch mehr tausend Menschen bewohnt sein. Es wurden daher abenteuerliche Reisen unternommen, um dieses Rom Afrika's aufzufinden. Seit 1588 zählt man nicht weniger als 48 Abenteurer, welche die Auffuchung wagten und sämmtlich ihr Ziel verfehlten. Major *Lain* erreichte zwar die Stadt, ward aber auf der Rückreise ermordet von den räuberischen *Tuareks*. Part verunglückte ebenfalls schon früher auf einer Beschiffung des *Joniba*. Ein junger Abenteurer *René Caillié* unternahm es endlich, Europa von der Jungfrau Stadt Afrika's Bericht zu erstatten, und wir geben hier wieder, was er berichtet. Am 20. April 1828 Nachmittags ein Viertel auf vier Uhr setzte sich unser Abenteurer mit der Karavane,

der er angehörte, in Marsch, um nach dem weltberühmten Timbuktū aufzubrechen. Zwischen zwei Sümpfen, an deren Rande einige 5 bis 6 Fuß hohe Mimosen sproßten, ging es durch die traurige Oede hin. Nichts war mehr zu sehen, als beweglicher Sand, Fußgänger konnten nicht fortkommen, so daß die jungen Sklaven auf die Esel genommen werden mußten. Endlich erreichte man das Ziel und mit dem letzten Strahle der Sonne zog der junge Caillié in Timbuktū ein. — „Beim Eintritt in die geheimnißvolle Stadt fühlte ich eine nie zuvor empfundene Freude. Indes kam ich bald von meinem Enthusiasmus zurück, und fand, daß meine und Europas Erwartungen nichts weniger, als erfüllt waren; ich hatte mir von der Größe und dem Reichthume dieser Stadt eine ganz andere Vorstellung gemacht. Sie bietet beim ersten Anblick nur eine Masse schlechtgebauter Häuser aus Erde dar. Nach allen Richtungen sieht man nur unermessliche dörre, mit gelblichem Sande bedeckte Flächen. Der Himmel erscheint Abends am Horizont blaßroth und das tiefe Schweigen deckt die ganze Natur, nicht vom Laute eines Vogels unterbrochen. Nichts bewundert man hier, als den Einfall und die Anstrengung des Menschen, dem es gelang, hier mitten in der todten Sandsteppe der Wüste eine Stadt zu gründen. Früher scheint der Strom nahe an der Stadt vorbeigeflossen zu sein, jetzt fließt er 8 Stunden nördlich davon.“ — Caillié war an einen Timbuktuer, Sidi-Abdallahi, empfohlen, der ihn väterlich aufnahm und während der Zeit seines Dortseins durch 13 Tage liebevoll und gastlich behandelte. Nach dem Abendessen ging Caillié in sein Gemach auf seine Matratzen. „Nachdem ich mich von meinem Wirth ge trennt hatte, ging ich, um auf einer Matratze, die man in meiner neuen Wohnung auf die Erde gelegt hatte, zu schlafen. Die Nächte sind hier eben so warm, als die Tage; ich konnte nicht im Zimmer bleiben und legte mich im Hofe nieder, wo es mir ebenfalls unmöglich war einzuschlafen. Die Hitze war drückend, kein Lüftchen erfrischte die Atmosphäre, auf der ganzen Reise war es mir nie so unbehaglich zu Marhe.

Den 21. April machte ich Morgens meinem Wirth Sidi meine Aufwartung; er nahm mich gütig auf, dann ging ich in der Stadt spazieren, um sie zu untersuchen. Ich fand sie weder so groß noch so bevölkert, als ich sie erwartet hatte; sie ist viel unbedeutender, als ihr Ruf sie verkündete; man sieht auch hier keineswegs den Zusammenfluß der Fremden aus allen Theilen Sudans, wie zu Jenné. Ich fand auf den Straßen Timbuktū's nur Kameele, die von Caabra (einem Städtchen) herzogen, beladen mit den Waaren der Piroguenflotille; etliche Gruppen von Einwohnern saßen auf Matten und plauderten; viele Mauren lagen auf Matten vor ihren Thüren und schliefen im Schatten. Alles gewährte einen höchst traurigen Anblick. Diese geringe Thätigkeit, und die Trägheit, welche in der Stadt herrschte, war überraschend; nur einige Kobanushändler schrien, wie zu Jenné ihre Waaren aus. Um 4 Uhr Nachmittags, als die Hitze abgenommen hatte, sah ich einige Negerkautleute zum Spazierritte aufbrechen, alle wohlbekleidet und auf schönen reichgeschmückten Pferden; indessen durften sie sich nicht weit von der Stadt entfernen, aus Furcht vor den Tuarik, die um dieselbe herumschwärmen. Die Hitze war überaus drückend, als der Markt um 3 Uhr begann, auf dem man jedoch wenig Fremde sah; nur die Mauren vom Stamme Zauat kommen oft dahin. Im Vergleich mit Jenné ist der Markt jedoch fast öde.“

Dieses Bild entspricht freilich nicht demjenigen, was man nach den mancherlei Sagen, die zu uns gelangten, in Europa vermuthet hatte. Die Stadt liegt unter 15° 15' nördl. B. und 19° 40' östl. L. Sie hat 12,000 Einwohner, schlechte Cisternen, niedrige Häuser, die aus Lehmziegeln von Walzenform erbaut sind. Eine Lehmmauer mit 12 Fuß tiefem Graben umgiebt die Stadt, welche zwar einigen Karavanenhandel hat, aber nichts weniger, als das Herz von Sudan ist. Sie wurde 1213 von Suleiman erbaut und ward bald mächtig, doch eben so bald ihrer Unabhängigkeit beraubt, war sie Marokko, dann Haussa und endlich Bambarra unterworfen, von wo auch jetzt ein erblicher Statthalter eingesetzt ist.

— Die Bewohner sind Neger vom Stamme Kiffür, so wie auch der Statthalter ein Neger ist. Die Mauren lassen sich jedoch hier nur temporär des Handels wegen nieder, werden bald reich und kehren darum in ihre Heimath zurück. Auf die Regierung haben sie jedoch keinen Einfluß. Die Statthalterwürde ist erblich und die ganze Regierung patriarchalisch väterlich und gut. Der Statthalter leitet das Volk, welches leicht zu leiten ist. Im Falle des Krieges sind alle bereit. Zwist und Prozesse sind wenig unter ihnen, welche im Entstehungsfalle immer von den Vorgesetzten und einer dazu berufenen Versammlung entschieden werden. Caillie besuchte den Statthalter mit seinem Wirth Sidi, der ein Freund des Fürsten war. „Er empfing uns in der Mitte seines Hauses, saß auf einer schönen Matte mit einem reich gezierten Kissen; wir saßen in einiger Entfernung von ihm. Der Besuch dauerte nur kurz und es wurden nur einige Fragen über den Aufenthalt Caillie's unter den Christen gewechselt. Der Fürst schien von freundlichem Wesen, mochte 55 Jahre alt sein; sein Haar war kraus und weiß; er war von gewöhnlichem Wuchse, schöner Gesichtsbildung, dunkelschwarzer Farbe, hatte eine Adlernase, dünne Lippen, grauen Bart, große Augen. Seine Kleider waren wie die der Mauren von europäischem Zeuge; er trug eine rothe Mütze, mit Musselin in Form eines Turbans umwunden, Pantoffeln von Saffian, im Lande verfertigt. So wie alle Bewohner, ist er ein eifriger Moslim. — Die Einwohner dieser nach allen Seiten offenen Stadt haben alle dieselbe Tracht wie die Mauren; sie nehmen mehrere Weiber, gewöhnlich vier, und Sklavinnen, so viel sie wollen. Die Weiber leben in sehr untergeordneten Verhältnissen, doch giebt es hier keinen Mumbo Jumbo. Die Timbuktuener stehen immer in Verkehr mit den

Anwohnern des Mittelmeeres und haben wenigstens einige Begriffe von der Würde des Menschen.“ — Uebrigens kleiden sich die Bewohner reinlich und schön (s. Taf. XXXVI.); auch nähren sie sich sehr gut. Die Frauen sind nicht verschleiert, sie gehen aus, wenn sie wollen und können Besuche abstatten, wie es ihnen beliebt. Sklaven giebt es sehr viele; ihr Loos ist jedoch gelinde und sie werden sehr gut behandelt, weswegen sie auch sehr ungern von Timbuktu weggehen, nur mit Thränen scheiden sie aus dieser Stadt. Dieses ist wohl das größte Lob, welches man dieser Wüstenstadt nachrühmen kann. Für den Gottesdienst giebt es sieben Moscheen, unter denen sich aber nur drei durch ihr äußerliches Ansehen auszeichnen. — Die Plage Timbuktu's sind die Tuariks, dieses Beduinenvolk. Sie kommen, so oft es ihnen gut dünkt, als böse Gäste in die Stadt, fordern Tribut unter dem Namen Geschenke, und können als die eigentlichen Herren der Stadt angesehen werden. Obwohl sie feig und leicht zu überwinden sind, so wagt man es dennoch nicht, ihnen eine Forderung abzuschlagen. Sie haben die Stadt in ihrer Gewalt, da sie dieselbe der Hungersnoth preisgeben können. — Timbuktu sowohl, als Bussahelei, eine Wüstenstadt, wie auch Tudenyni, hängen ganz vom Salze der Wüste ab. Salz ist der Grund ihres Wohlstandes, für dieses beziehen sie ihren Proviant von Jenné aus, da sie durchaus keinen Ackerbau haben, auch ihr Land desselben unfähig ist. Schneiden ihnen nun diese die Zufuhr ab, oder stören den Handel, so ist die ganze Bevölkerung der Hungersnoth preisgegeben. Daher sah auch Caillie das Haus seines Gastfreundes immer voll Tuariks, die so lange inlagen, bis befriedigende Geschenke verabfolgt waren\*). — Daß die Lebensmittel in Timbuktu sehr theuer sind, wird nach dem Gelesenen nicht befremden. —

\*) Diese Tuariks, welche wir bereits in der Sahara fanden, heißen in Sudan auch Sargus; sind Nomaden und treiben am Joliba bis Hausa ihr Begelelagerergewerbe. Sie nähren sich, wie die Raubritter des Mittelalters, fordern Tribut von den Reisenden und üben schreckliche Räubereien, wenn nicht ihr Geleite theuer genug bezahlt wird. Sie haben auch Sklaven, die sie sehr hart behandeln. Uebrigens sind sie reich an Vieh. Zahlreiche Schaf-, Rind- und Ziegenherden versorgen sie und die Wüstenstädte mit Fleisch und diese hängen auch in diesem Bezuge von diesen Hirten ab. Sie besitzen auch große Kameelherden, welche sie zum Transport der Waaren mitunter vermietthen; jedoch thun dieses nur die Kermeren. Sie beobachten die Gebräuche des Moslemin, und haben, wie diese, mehrere Weiber, deren Schönheit gewogen wird; je fetter, desto gesuchter.

Dieses ist also das weltberühmte Timbuktu; eine negrische Wüstenstadt aus Lehmhütten und von räuberischen Nomaden umschwärmt.

2. Die Neger des Reiches Haussa oder das eigentliche Sudan mit den Felatah.

Das mächtige Reich Haussa, welches zwischen dem 12° und 13° 10' nördl. Br. liegt, ist sehr gut bewässert, fruchtbar und schön, reich an Erzeugnissen aller Art. Die Elephantenheerden, Flusspferde, Kagen, Zibeththiere u. s. w. sind auch hier mit dem ganzen Gefolge der sechs Klassen des Thierreiches einheimisch. Wäldungen und Feldbau sind im Ueberflusse vorhanden. Nicht genug durchforscht, kennen wir das Land erst durch Denham's und Clapperton's glückliche Expedition. Die Bevölkerung des Landes steht auf einer bei weitem höhern Stufe der Civilisation, als man je in diesen Theilen Afrika's für möglich hält. — Jene Reisenden hatten sich schon länger bei dem humanen Scheik von Bornu aufgehalten und gingen nun, mit einem Empfehlungsschreiben von diesem versehen, nach Haussa. Das Gebiet von Haussa betraten sie mit der Provinz Katagun, in welcher die Hauptstadt gleiches Namens liegt. Sie ist eine der festesten Städte in Sudan, mit 7 bis 8000 Einwohnern. Früher gehörte diese Provinz zu Bornu, seit sie jedoch von den Felatah erobert wurde, hat sie sehr gelitten. Korn, Baumwolle, Rindvieh und Sklaven sind die Handelszweige, in denen man sich als Scheidmünze der Kauris bedient. Die Bevölkerung besteht aus Bornuern, die gegen

Fremde sehr zuvorkommend und verbindlich sind. Der Statthalter sandte auch den Engländern eine Ehrenwache entgegen und behandelte sie mit zuvorkommender Aufmerksamkeit. Allein auch hier war die erste Frage, ob man Sklaven brauche. Schießgewehre waren noch unbekannt, und als Clapperton das Ziel auf 60 bis 70 Ellen Entfernung traf, rief der Statthalter aus: Herr, bewahre uns vor Teufeln! wach ihm aber gleich ein schönes Gewand als Zeichen seiner Zufriedenheit um.

Jenseit Katagun nimmt die Landschaft eine andere Gestalt an. Nach Osten und Westen erheben sich Hügel, zwischen deren bewaldeten Gipfeln anmuthige Thäler mit fleißigen Menschen die Früchte des wohlangebauten Landes genießen. In der Ebene weiden zahlreiche Heerden, und die Straßen sind immer mit Menschen bedeckt, welche den großen Markt von Kano\*) besuchen. Einige tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, andere beladen damit ihre Esel und Ochsen. — Clapperton kam durch mehrere ummauerte Städte, deren einige durch den Krieg verödet waren. Die Gegend ist aber noch immer sehr bevölkert und angebaut. Am Wege sitzen die Baumwollenspinnenden Felatah-Frauen, und bieten gegen Bezahlung den Vorübergehenden Gussubewasser, gebratenes Fleisch, süße Bataten und Kaschunüsse. Sie sind gefällig gegen Fremde, anmuthig und freundlich, und überaus lustig und munter. Mit besonderer Reinlichkeit und Fertigkeit verstehen sie Butter zu bereiten und überhaupt sind sie gute Milchwirthinnen. Unmuthig sind die Bäume, welche Clapperton erzählt: „Ich

\*) Diese Stadt hat 15 engl. Meilen im Umfange. Sie ist mit einer 30' hohen Mauer und einem Graben nach Außen und Innen befestigt. Es hat 15 Thore, welche mit hölzernen, mit Eisenblech überzogenen Thürnen bei Sonnenuntergang geschlossen werden. Innerhalb der Mauern ist nur ein Viertel mit Häusern besetzt, den leeren Raum nehmen Felder und Gärten ein. Die Häuser sind vieredig, nach maurischer Art und von Thon gebaut. Sie haben einen innern Raum, dessen Dach durch Palmenstämme unterstützt ist, wo Besuche und Fremde angenommen werden. Das Schloß des Statthalters gleicht einem ummaurten Dorfe und bedeckt einen großen Raum, indem es eine Moschee und mehrere 3 bis 4 Stockwerke hohe Thürme mit Fenstern nach europäischer Art, aber ohne Glas und Rahmen, enthält. Man geht durch zwei dieser Thürme zu den innern Zimmern des Statthalters. Kano hat über 30,000 Einw. und wird von Karavanen aus allen Theilen Afrika's besucht. Der Markt ist gut eingerichtet, und jedes Stadtviertel ist besondern Handelsartikeln zugewiesen, die alle in größter Ordnung in Bereitschaft stehen. Die Buben sind aus Bambus bereitet und bilden regelmäßige Gassen, und jede hat einzelne Waare, zu welcher man durch Musik hinzulocken sucht. Clapperton kaufte hier einen englischen baumwollenen Regenschirm für 3 spanische Thaler, wobei er einen Erlaß von 2½ pSt. als Segen erhielt. In einem abgesonderten Theile der Stadt wird Sklavenmarkt gehalten. Zwei Schuppen sind zu dem Ende, der eine für Negerinnen, der andere für Neger, erbaut. Doch ist hier die Sklaverei so gelinb, daß sie für kein Unglück gehalten wird.

war krank und vom Fieber angegriffen unter einem Baum liegen geblieben, als mich ein Felatah-Mädchen, das auf den Markt mit Milch und Butter ging, anredete. Sie war so nett und sauber in ihrem Anzuge, wie ein englisches Milchmädchen, heiter und anmuthig. Sie sagte, ich wäre von ihrem Volke, und nach vielen unterhaltenden Gesprächen drängte ich sie zum Spaß, mich auf meiner Reise zu begleiten, während sie mit schalkhafter Lustigkeit meine Anträge ablehnte und mich zu ihrem Vater und ihrer Mutter wies. „Ein anderer Zug von der Güte dieses Volkes! „Das Wetter war heiter und schön; wir ritten durch kleine Thäler, die anmuthig und grün waren und zwischen hohen Granitrücken lagen; klare Quellen kamen aus Felsen, aus denen junge Weiber Wasser schöpften. Ich bat mehrere Male um eine Kürbischale Wasser, um ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Indem sie sich auf die Knie beugten, ihre Perlenzähne und Augen von brennender Schwärze leuchten ließen, reichten sie mir dasselbe auf das Pferd und schienen hoch erfreut, wenn ich für ihre Höflichkeit dankte. Eine sagte zur andern: Hörst du, der weiße Mann dankt mir! — Von Kano gegen Sakatu hin wird das Land immer bevölkerter und Stadt reiht sich an Stadt, Dorf an Dorf; die meisten waren mit Mauern umgeben. Der Anbau wurde immer fleißiger, das Land immer schöner, je näher man der Hauptstadt kam. Hier ist also mehr, als Timbuktu. Seitwärts gegen Norden zu liegt die große Stadt Katschana (s. Taf. XXXVIII a), welche 50 Moscheen haben soll. Dieser Theil von Hausa schien Clapperton ein geschmückter Garten von England, mit großen Bäumen beschattet. In jedem Dorfe empfing man ihn mit Trompetenschall, und in der Nähe von Sakatu kam ein Bote des Sultan Bello ihm entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Er ward mit dem Jubel des Volkes empfangen, als er um Mittagzeit anlangte. Man führte ihn zum Gadabo oder ersten Minister Bello's, der ihn zuvor kommend empfing und ihm ankündigte, daß er morgen zur Audienz geführt werden sollte. Am nächsten Morgen nach der Ankunft empfing ihn

der Sultan. Dieser saß auf einem kleinen Teppich zwischen Pfeilern, welche das Dach stützten; Pfeiler und Wände waren nach maurischer Art weiß und blau bemalt. An der Wand stand ein Schirm, auf den ein Blumentopf gemalt war, und zu jeder Seite ein Armessel mit einer eisernen Lampe. Nach einem herzlichen Willkommen fragte Sultan Bello allerlei über die Christenparteien in Europa, und ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer wären. Der arme Clapperton klapperte hier wirklich eine sehr ungeschickte Antwort heraus, indem er die Engländer Protestanten nannte, welchen Namen er jedoch sehr schlecht erläuterte, und endlich mit einem eben nicht ehrenvollen Geständnisse, daß er in den religiösen Unterscheidungen nicht verbandert sei, auswich. Die Unterredung kam nun auf einen eben so delikaten Punkt. Der Pascha von Tripoli hatte nämlich den europäischen Reisenden eine Eskorte aus Arabern nach Bornu mitgegeben, welche jedoch zugleich den Auftrag hatten, im Einverständniß mit dem Scheik von Bornu und dem von diesem abhängigen Sultan von Mandara eine Skavenjagd gegen die Felatahs zu unternehmen. Ungern, aber durch Rücksichten gegen den Pascha gezwungen, ließ der Scheik sein Heer ausrücken gegen Mandara; ungern, aber aus Rücksichten gegen den Scheik gezwungen, stieß der Sultan von Mandara dazu. Allein die Einwohner der wohlbesetzten Felatahstadt Musfela wehrten sich tapfer (s. Taf. XXXVII.) und schlugen die Armee, welche sich verbündet hatte, um Sklavensesseln zu bringen den freien Kindern der Berge. Der unvorsichtige Denham, welcher sich diesem Kriegezuge angeschlossen hatte, rettete sich nur nackt, verwundet und hilflos mit genauer Noth. Sultan Bello war natürlich sehr entrüstet über diesen Zug, da die Felatahs seine Unterthanen sind, welche die herrschende Nation Sudans ausmachen. „Was machte euer Freund bei diesem Raubzuge?“ „Er ging mit aus Neugierde, um neue Länder zu sehen.“ Der Sultan war mit dieser Antwort zufrieden! Er zeigte Bücher vor, die Denham verloren hatte; befahl, Alles demselben zurück

zu geben, was sein war, und erwähnte dieser Sache nicht mehr. — Die zweite Aufnahme Clappertons, als er 1825 wieder nach Safatu kam, war freilich kälter und Bello mißtrauischer gegen Fremdlinge, die nach seiner richtigen Ahnung eben nicht immer die humansten Geschenke bringen. Major Denham hatte dem Scheik von Bornu einige Ketten zum Geschenk gemacht, und dieser hatte sich derselben zur Abbrennung einiger haussa'scher Felsstadt bedient. Die Geschenke empfing Bello mit Bewunderung und Entzücken; er zeigte sich für den Gedanken der Aufhebung der Sklaverei sehr empfänglich und freute sich darüber. Eben so war er von dem Kriege der Griechen gegen die Türken unterrichtet, begriff das Institut der Zeitungen, der Krieg mit Algier, die Ausdehnung des englischen Handels und die Eroberung Indiens waren ihm sehr wohl bekannt. Er schien sehr geneigt, mit England in Verbindung zu treten, verlangte einen Consul und einen Arzt. Interessant ist folgende Erzählung: „Der Sultan schickte eines Nachmittags zu mir. Ich wurde in einen Theil des Palastes geführt, den ich zuvor nie gesehen hatte. Es war ein hübsches Zimmer in einem viereckigen Thurme, der mit einer Kuppel bedeckt war, auf 8 geschmückten Bogen ruhend, mit einer glänzenden Messingplatte in der Mitte. Zwischen den Bogen und der Außenwand des Thurmes war die Kuppel von einem niedrigen Geländer längs einer Gallerie umschlossen, welche in die obere Zimmer führte. Wir hatten ein langes Gespräch über Europa; er sprach über das Mohrenkönigreich in Spanien und schien zufrieden, als ich ihm sagte, daß wir im Besitze von Gibraltar wären. Er bat mich, von England ihm einige arabische Bücher und eine Weltkarte zu schicken, und versprach den Gelehrten Belohnung und Schutz in seinem Lande.“ Er entließ die Weißen mit herzlichen Gebeten für ihre glückliche Heim- und sichere Wiederkehr. — Dieser Sultan wird uns so geschildert: „Er hat ein edles Ansehen, ist 44 Jahre alt, obgleich er weit jünger aussieht; er mißt 5' 10", ist stattlich von Gestalt, mit einem kurzen, lockigen, schwarzen Bart, kleinen

Munde, schöner Stirn, griechischer Nase, großen schwarzen Augen. Er war in ein lichtblaues Baumwollengewand gehüllt, mit einem weißen Musselinturban bedeckt, dessen Shawl er über Nase und Mund nach Art der Tuareks trug. — Haussa ist ziemlich das, was Rom zu Zeiten eines Numa Pompilius war.

### 3. Die Regent des Reiches Jakoba. (f. Taf. XXXVIII. b.)

Dieses Reich ist von Haussa abhängig. Die Einwohner verschmähen alle Kleidung, sind aber ein gutmüthiges, den Sklavensjagen sehr ausgesetztes Volk. Die Stadt Kutur besteht aus 500 kleinen Dörfern, welche in einer großen und schönen Ebene fast unmittelbar neben einander liegen. Hier sah Lander, seitdem er die Küste verlassen hatte, zum ersten Mal Pisang, Palmen und Kokosnußbäume in großer Menge und trefflich gedeihen. Felatahs, welche hier ansässig sind, treiben starken Vieh- und Sklavenhandel. Der Sultan wurde von Lander beschenkt und beschenkte wieder mit einem Schaf, 2 Ochsenbuckeln und Reis. Das Rindvieh zeichnet sich nämlich durch die Abnormität aus, wodurch die bildende Natur Afrika's sich zum Kamelstören neigt. Diese Buckel gelten indessen für Leckerbissen und sind 10 bis 12 Pfund schwer. Die Frauen des Sultans von Kutur haben unumschränkte Freiheit.

### 4. Die Regent des Reiches Jarriba oder Juriba. (f. Taf. XXXVIII. e.)

Das Königreich Jarriba besteht aus einem anmuthigen, flachen Lande, das von einem ackerbauenden Hirtenvolke bewohnt wird. Felatahs sind die vornehmere Rasse, vertragen sich aber gut mit den eingebornen Negervölkern, ohne sich jedoch mit diesen zu vermischen. — Die Hauptstadt Eio oder Katunga ist mit 20' hohen Lehmmauern umgeben, hat Straßen und 10 Thore. Die Lehmhäuser sind mit Rohr bedeckt und auf 7 Marktplätzen ist beständiger Verkehr. Die Stadt liegt an einem Abhange am Fuße einer kleinen Granitfette, deren Gipfel sich wie eine Citadelle ausnimmt. Außerdem umgiebt sie noch ein dichtes Gehölz,

das nicht wenig zu ihrem Schutze beiträgt. Die Häuser haben Pfeiler, welche die Zeltböcher stützen und an den Pforten steht man Schnitzwerke von halberhabener Arbeit, die lebhaft an die Basreliefs Aegyptens erinnern. Schlangen, welche Antilopen erdrücken, kriegerische Aufzüge mit Trommern und Musikanten begleitet, gerade so, wie der Zug war, womit Clapperton eingeholt wurde. Dieser Zug ging fünf engl. Meilen durch die Stadt durch eine Menge Volks, durch welches die Feißen und Sidsen der Königlichsten erst Bahn machen mußten, auf den Platz, wo der Sultan war. Er saß vor seiner Residenz unter einem Zelte; zwei rothe und blaue Sonnenschirme mittelst langer Stangen waren über seinem Haupte ausgespannt und von Sklaven gehalten. Man wollte die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen fordern, stand aber auf die Weigerung Clappertons davon ab. Diese Ceremonie besteht in Folgendem und wird von allen Vornehmen gefördert. Man bestreut sich mit Staub und wirft sich flach auf die Erde nieder. Gegen den Europäer hatte der König von Jarriba so viel Achtung, daß er ihn mit einem Händedruck empfing, bei welchem die im Hintergrunde befindlichen Frauen in den Gruß mit einstimmen. Der König kannte weder die Zahl seiner Frauen noch seiner Kinder. Er hatte zwei große Hemden von blauer Farbe an und um den Hals einen Schmuck von 3 Schnüren blauer Perlen, auf dem Haupte aber eine mit blauem Kattun überzogene papierne Krone. — Uebrigens sind die Jarribaer Fetischdiener und ihre Sitten erinnern nur gar zu sehr an die Guineastaaten. Der König stirbt in großer Gesellschaft, selbst die Cabocirs von Janna nebst 3 vornehmen Cabocirs, vier Frauen und eine bedeutende Anzahl begünstigter Sklaven sind verbunden, aus den Händen des Fetischpriesters Gift zu nehmen, das in einem Papageieneie gereicht, und wosern es nicht hintreibt, durch einen Strang unterstützt wird. Da der letzte König von seinem Sohne ermordet, nicht eines natürlichen Todes starb, ward Niemand verpflichtet, ihm Gesellschaft zu leisten. Der Arme wird jedoch ohne alle Ceremonie begraben, bei den Reichen

schießt man Gewehre ab, und die Verwandten bezeugen sich im Trauerhause wacker mit Num. Merkwürdig in der Sittengeschichte dieser Völker sind die Schauspiele, und hier, in Centralafrika hätte man derlei wohl schwerlich gesucht; dennoch sind in Katunga dieselben gebräuchlich, und eine Vorstellung, die Clapperton hier sah, wird dem Leser gewiß hohes Interesse abgewinnen.

Zur Linken steht ein Fetischhaus; zwei große Granitblöcke von sonderbarer Form, in deren Nähe sich ein alten entblätterter Baumstamm erhebt, stehen im Süden; und vom Hause des Gouverneurs, im Norden gelegen, überschaut man die ganze Scene; den Mittelpunkt nehmen zwei hübsche Baumgruppen und eine hohe Fächerpalme ein, welche den Circus beherrscht und deren Umfang 7 bis 800 Ruthen ins Gevierte beträgt. Die Schauspieler, in weite Säcke gehüllt, und den Kopf phantastisch mit seidenen, damastnen und baumwollenen Bändern in den schreiendsten Farben geschmückt, saßen unter den Baumgruppen; die Leute des Königs hielten sich in der Nähe, um Ordnung zu haben und die Menge zu verhindern, daß sie sich nicht in den für die Schauspieler bestimmten Platz eindrängte, auch eine Bande Musikanten war da, um ohne Unterlaß zu trommeln, zu pfeifen und zu blasen. — Der erste Akt bestand in einem ungemein gut aufgeführten Tanz, wenn man bedenkt, daß die Acteurs, welche sprangen und unter den verschiedensten Geberden sich umhertummelten, weder den freien Gebrauch ihres Gesichtes, noch ihrer Hände und Füße hatten. Der zweite Akt war eine Riesenschlangenjagd. Einer der Sackmänner warf sich vor der Versammlung auf alle Viere nieder; sodann nahm sich eine hohe majestätische Gestalt, deren Kopfschmuck und Maske sich nicht leicht beschreiben läßt; das Ganze hatte eine glänzende Erzfärbung und glich bald einem über einem Helme ruhenden Löwen, bald einem mit einer ungeheurn Perücke bedeckten schwarzen Kopf; jede Bewegung zeigte ein neues Gesicht und eine neue Ähnlichkeit. Diese Figur hielt ein Schwert in der Rechten und erschien nach Kostüm und Haltung als die Hauptperson.



Sie nahte sich dem niederge Streckten Manne, gab mit ihrer Waffe ein Zeichen, und ein zweiter Acteur ward, so zu sagen, dem ersten beigefügt, denn man legte den Einen dicht an das Ende des Andern an. Die Enden der beiden Sacke wurden jetzt aufgetrennt und schienen sich in einen zu vereinigen. Nun schwenkte der Koryphäe sein Schwert in den Läften mit solcher Kraft, daß man mit Wahrheit befürchten mußte, es möchten einige der Acteurs, welche ihn umgaben, um ihre Köpfe gekommen sein, allein diese wichen geschickt aus. Mit den zwei Sacken allein gelassen schwenkte der Schwertmann mit Siegermiene von Neuem seine Waffe und die Vorstellung begann. Der Kopf der Riesenschlange kam plötzlich zum Vorschein und versuchte den Koryphäen zu beißen, fuhr aber zurück, um dem drohenden Schwerte auszuweichen; sodann mehr und mehr dem bergenden Sacke entkriechend, zeigte sich endlich der ganz aufs täuschendste nachgebildete Schlangenkörper. Die gelenksamen Bewegungen des Thiers wurden mit besonderer Wahrheit nachgeahmt; die Schlange öffnete und schloß ihren Rachen, der wahrscheinlich nur aus den beiden Händen des Schauspielers in ihrer natürlichen Form bestand. Sie konnte ungefähr 14' lang sein, und der diesen ungeheuern Leib bedeckende Stoff glich vollkommen der Haut der Riesenschlange. Als das Thier eine Weile den Mann rings durch den Park hin verfolgt hatte, ohne daß es ihn einholen und beißen konnte, näherten sich alle Tänzer auf ein Zeichen des Koryphäen, welcher mit seiner Waffe ein Rad schlug und der Schlange anscheinend den Schwanz durchhieb. Dieser krümmte sich wie in den letzten Zuckungen, die Schauspieler luden sie auf ihre Schultern und trugen sie, indem sie gleichsam rückwärtig den Rachen öffnete und schloß, im Triumph nach dem Fetischtempel. — Im dritten Akte folgte der weiße Teufel. Die Schauspieler hatten sich in den Hintergrund zurückgezogen, und nur ein einziger blieb auf

der Bühne. Sein Sack glitt mehr und mehr ab, und zeigte einen weißen Kopf, der mit lärmendem Zuruf begrüßt wurde. Die Menge erbaute sich höchlich an der Kunstvollkommenheit des Schauspielers, dessen Körper jetzt allmählig ganz zum Vorschein kam. Nun sah man eine Kreatur in Menschengestalt, wie in ein weißes Wachs gegossen, von mittlerer Größe und entschädlicher Magerkeit, die vor Kälte mit den Zähnen zu klappern schien. Sie geberdete sich häufig, als ob sie Taback nähme, oder sich die Hände riebe. Wenn sie ging, so that sie dies so linkisch, wie der weichlichste Weiße, der zum ersten Male die Füße nackt aufs Eis setzt, es nur immer zu thun vermöchte. Die Zuschauer, äußerst ergötzt über diese Karrikatur, beobachteten den Eindruck, den diese Vorstellung auf ihren weißen Gast machte. Clapperton bezogte sein Vergnügen über die trefflichen Leistungen. Die Aufgabe war aber in der That sehr gut gelöst. Damit schloß das Stück, dessen Zwischenakte mit Chören, welche die Frauen des Königs ausführten, und in welche die ganze Versammlung einstimmt, ausgefüllt wurden.

##### 5. Die Neger des Reiches Bornu.

Bornu ist nebst Haussa eins der mächtigsten Reiche in Centralafrika. Es grenzt im Norden an Karon, von dem wir nichts sagen können (s. Taf. XXXVII.), südöstlich an Loggum und den Fluß Schary; in Süden an Mandara, in Westen an Haussa, und in Osten an den Schadsee \*). — Die Hitze in Bornu ist außerordentlich groß, aber nicht gleichförmig; vom März bis Juni wirken die Sonnenstrahlen am heftigsten, und der Thermometer steigt um 2 Uhr Nachmittags oft auf 32 bis 33½° Réaum., welche Hitze von brennenden und erstickenden Winden aus Süden und Südosten begleitet wird. Die Nächte sind ebenfalls heiß, da die Temperatur nicht unter 30° Réaum. sinkt. Mitte Mai herrschen gewaltige Stürme mit Gewittern, dann bestellt man die Neger zur

\*) Dieser ungeheure See ist mit mehreren bewohnten Inseln und besonders mit unermesslichen Schaaren Vögel bedeckt. Gänse und Enten weiden auf eine halbe Schuhweite in großen Schaaren und der See scheint eigens für die besiederten Vögel erschaffen. Er ist sehr reich. Eine Anzahl Weiber gehen in den See, knien im seichten Wasser nieder, bilden eine Art Einzäunung und treiben so die Fische an den Strand.

Saat, welches Ende Juni geschieht. Im Juli setzen unaufhörliche Regengüsse das Land unter Wasser, die Flüsse treten über und verwandeln die Ebenen in Wasserflächen; der Himmel ist nun beständig mit Wolken bedeckt und die heftigen Süd- und Ostwinde sind sehr heiß. Im October ist die Ernte und der Winter beginnt. Der Regen läßt nun nach und Nordostwinde reinigen die Luft. Ende Dezember und Anfang Januar ist Bornu kälter, als seine geographische Lage (zwischen  $10^{\circ}$  bis  $15^{\circ}$  nördl. Br. und zwischen  $29^{\circ}$  und  $33^{\circ}$  östl. L.) anzeigt, und seine Temperatur zwischen  $18^{\circ}$ , 6 und  $19^{\circ}$ , 3 Réaumur, welche wohl des Morgens bis auf  $11^{\circ}$ , 5 fällt. In dieser Jahreszeit wehen frische Nord- und Nordostwinde, welche Alles erquickten und die Gesundheit der Eingebornen wieder herstellen, die während der heißen und feuchten Jahreszeit von ansteckenden Fiebern, die sehr oft tödlich sind, heimgesucht werden. — Unter die Hausthüre sind zu zählen die unermesslichen Ochsenheerden. Pferde sind auch in Menge und großer Schönheit vorhanden. Diese werden zum Reiten und der Ochse als Lastthier gebraucht; nur die Hauptlinge besitzen Kameele. Wildpret ist in großer Menge zu haben. Die Wälder wimmeln von Antilopen, Gazellen, Hasen, einer Antilope von der Gestalt eines Hirschkes, aber mit schraubensförmigen Hörnern, *Korigum* genannt. Rebhühner, Enten, Gänse, Wasserschneppen, Pelikane, Kranicharten und Strauße, deren Fleisch man ißt, sind in großer Zahl vorhanden. Auch das Fleisch der Elephanten, Flusspferde und Krokodile wird gegessen, das letztere soll in manchen Theilen wie Kalbfleisch schmecken. Raubthiere in Bornu sind: der Mensch, der Löwe, der Leopard, die Hyäne und der Schakal, mehrere Katzen u. s. w. Eine Unzahl Reptilien und Insekten machen das Leben unangenehm, und Schwärme von Heuschrecken verdunkeln bisweilen die Luft. Wo diese niederfallen, ist in wenig Augenblicken die ganze Vegetation bis auf die letzte Spur vertilgt; zur Strafe werden sie aber von den Eingebornen verzehrt.

Bornu ist sehr stark bevölkert. Man zählt 13 große Städte, und 10 Dialekte der

Fulaha oder Felatahsprache werden gesprochen. — Aus Aegypten sind in Bornu Araber eingewandert, die in verschiedene Stämme abgetheilt sind, und ihre heimischen Namen führen, im Ganzen aber Schuwa's (s. Taf. XXXVIII.) genannt werden. Diese sprechen sehr reines Arabisch, sind gewandt und verschmigt, als Wahrsager und Diebe berüchtigt, unverschämt und zudringlich. Sie können aber 15,000 Mann ins Feld stellen. Uebrigens beschäftigen sie sich mit Viehzucht und verkaufen jährlich 2 bis 3000 Pferde nach Sudan. — Die Kanowen oder eingebornen Bornuer haben eine hohe Stirn, ein breites ausdrucksloses Gesicht, platte Neger Nase, einen großen, aber mit sehr schönen Zähnen geschmückten Mund. Sie sind sanft, friedfertig, gutmüthig, und, wie alle Neger, mit glücklichem Leichtsinne begabt. Dabei aber sind sie furchtsam und leicht einzuschüchtern, jedoch sehr zur Rache geneigt. — Die gewöhnliche Nahrung des Volkes und auch des Viehes ist eine Art Hirse, Gussub genannt, welche in Menge fast ohne Kultur wächst. Arme Leute essen sie roh oder an der Sonne gedrrt; gequetscht und mit Wasser angemacht, bildet sie den Proviant des Soldaten. Zu Mehl gerieben und mit geschmolzenem Fette bereitet heißt sie Koddol und ist ein Lieblingsgericht des Landes. Kasheia ist eine Art Korn, das wild wächst überall, wo sumpfiger Boden ist; es wird gekocht, oder als Mehl genossen. Man baut auch vier verschiedene Bohnenarten, welche Nahrung für Sklaven und Arme bilden. Vor den verheerenden Kriegen baute man auch Reis, bezieht ihn aber jetzt aus Sudan. Mais, Indigo und Baumwolle sind die köstlichsten Produkte des Landes; die beiden letzten wachsen überall wild, wo der Ischad das Land unter Wasser setzt. Auch der Sennastrauch ist in Menge vorhanden. Der Indigo Bornu's ist von besonders guter Qualität, und könnte einst wichtig für den Handel nach Europa werden. Der Ackerbau fordert wenig Mühe und wird auch sehr einfach betrieben. Mit Ausnahme einiger Feigen- und Citronenbäume, die der Scheik in seinem Garten zu Koufa pflanzen ließ, giebt es

keinen einzigen Obstbaum in Bornu; wie denn überhaupt das Land arm an menschennährenden Vegetabilien, aber reich an Rindviehheerden und Pferden ist. — Die Bekleidung der Eingebornen besteht in ein, zwei oder drei weiten Hemden, nachdem das Vermögen ist. Männer von Rang bedecken sich den Kopf mit einer Mütze von dunkelblauer Farbe; die übrigen gehen mit unbedecktem Haupte. Aus Tripolis und Mesurata führt man auch große Mägen ein, die jedoch nur für Sultane und deren Gefolge bestimmt sind. — Die Bornuer sind Moslems und in dem Maße intoleranter, als sie auf einer niedern Stufe der Kultur stehen. Sie halten sehr auf die Beobachtung der Waschungen und Vorschriften des Koran. Selten haben sie mehr als zwei oder drei Frauen auf einmal, können sie jedoch entfernen, wenn sie ihrer satt sind, müssen aber die Aussteuer erstatten. Arme begnügen sich mit einer Frau; indeß wird von den Bornuerinnen wenig Unnehmlichkeit gerühmt. Ihr Mund ist groß und breit mit dicken Lippen, die Stirne hoch, und im Haarflechten besitzen sie wenig Kunst, bestreichen es indessen mit Indigo und Wachs. Sie bemahlen sich Wangen, Stirne, Arme, Schenkel und Hüften. Sie sind gehorsam und unterthänig!

Zu Anfang dieses Jahrhunderts ward Bornu, welches stets ein Sultanat war, von den Felatahs unter Sultan Bello erobert. El-Kanemy ist der Camillus Afrika's, der das Volk aufregte, da alles verloren war, und sein Vaterland befreite. Mit 400 Mann begeisterter Truppen schlug er 8000 Felatahs. In wenig Monaten war sein Vaterland frei. Dieses, dankbar gegen seine Verdienste, bot ihm den Thron an, den er ausschlug und sich mit dem Titel eines Scheik (s. Taf. XXXVIII.) begnügte, indem er den legitimen Monarchen, Mahomed, Bruder des letzten Sultans, einsetzte. Freilich ist dieser Sultan der Schatten und der Scheik der Herr, den stets eine kräftige und glänzende Leibwache umgiebt, welche theils aus Reitern, (s. Taf. XXXIX.) theils aus Lanziers, besonders aus dem Gebiete Kanem (s. Taf. XXXVII.) besteht. Seine An-

hänger vermehrten sich nun schnell, er gewann große Macht, führte glückliche Kriege und züchtigte Ule, die den Felatahs beigestanden hatten. Die Gefangenen vertheilte er als Sklaven unter seine Anhänger. Acht Jahre lang führte er einen harten Krieg mit dem Sultan von Begharmi, welches Reich auch noch zu entdecken ist, und man sagt, daß er 30,000 Begharmis theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht habe. Der Sultan Mahomed, welcher den Scheik stets begleitete, verlor sein Leben in einem Kriege gegen den Sultan von Begharmi. Er ward vom Feinde erreicht; weil sein Pferd niedergestürzt war, so hielt er es unter seiner Würde, sich zu vertheidigen. Er setzte sich unter einen Baum, von einem Duzend Sklaven, die ihn nicht überleben wollten, umgeben; den Kopf mit einem Schawl bedeckend, erwartete er ruhig die Feinde, welche ihn mit ihren Lanzen durchbohrten. Sein Bruder Ibrahim, ein junger Mann, folgte ihm im Titel des Sultans nach. — Mit Ausnahme des Sultans Bello der Felatahs besitzt kein Fürst Centralafrika's gegenwärtig eine so ausgedehnte Gewalt, und man muß gestehen, sagt Denham, daß er sie gut anwendet. Er hat das Land von Räubern gereinigt und beschäftigt sich ernstlich damit, seine Unterthanen zu civilisiren. Er hat das lebhafteste Verlangen nach europäischen Waaren und wünschte sogar einen Münzapparat, um ein bequemerer Tauschmittel einzuführen. Als ihm Denham Vorstellungen wegen des Sklavenhandels machte, sagte er die merkwürdigen Worte: „Es ist wahr, wir Ule sind Kinder eines Vaters; und wenn ihr sagt, daß die Adamsöhne einander nicht verkaufen sollen, so habt ihr allerdings Recht, denn ihr wißt Alles und Gott hat euch große Gaben verliehen. Aber sagt einmal, was sollen wir thun? Die Araber, welche mit Waaren zu uns kommen, verlangen nichts anderes dagegen, als Sklaven. Warum sendet ihr nicht einige von euern Kaufleuten zu uns? Jetzt kennt ihr uns, ihr wißt, daß wir sie gut aufnehmen werden. Beredet sie, daß sie mit ihren Weibern herziehen, um sich unter uns niederzulassen, und uns Häuser und Schiffe bauen zu lehren, von denen ihr

mir erzählt habt!“ Guter Scheit El-Kanemy, du hast das wahre Mittel angegeben, wenn es uns um die Civilisation deines Volks Ernst wäre!

Vorzügliche Oerter sind durch Denham und Clapperton bekannt geworden. Dombu liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche mit Straußen und Antilopen bevölkert ist. Die Bewohner dieser Stadt (s. Taf. XXXVIII. d.) treiben Handel und beschäftigen sich mit der Straußenjagd. Ein ansehnlicher Handelsartikel sind die Straußfedern. Mehr ist nicht von ihnen bekannt, so wie wir auch die Bewohner der Gebiete Tieffi (s. Taf. XXXVIII. c.) nur dem Angesichte nach zu kennen die Ehre haben. — Kanka ist die Residenzstadt des Scheit, eine sehr große Handelsstadt, mit einem Erdwall umgeben. Alt-Birnie und Neu-Birnie sind ebenfalls große volkreiche Städte mit 20,000 Einw. In Neu-Birnie hat der Sultan seinen Sitz. Er spielt die Rolle der einstigen Kalifen von Bagdad und der indischen Fürsten unter englischem Schutze. Als die Europäer ihren Besuch abstatteten, wurden sie Tags vorher mit einer ungeheuern Mahlzeit bewirthet, dann den folgenden Tag sehr leutselig aufgenommen.

„Vor seinem Schlosse waren 300 seiner Höflinge versammelt, welche auf dem Boden, den Rücken gegen den Sultan gewendet, kauerten. Seine Majestät saß in einem Käfig von Rohr oder Holz am Thore seines Gartens, auf einem Sitze, der mit Seide bedeckt schien, und sah durch das Gitter auf die Versammlung, welche einen Halbkreis bis zu uns bildete. Nichts war abgeschmackter, als die Gestalten, welche seinen Hof ausmachten. Da war alle äußere Pracht ohne die geringste innere Kraft; er herrscht nur durch Duldung des Scheits, und um sich bei allen Parteien beliebt zu machen, wird der Sultan mit allen Thorheiten und Usanzereien eines alten Regierfürsten unterhalten. Dicke Bäuche und dicke Köpfe sind so nothwendig bei diesem Hofe, wie einst bei uns Perücken. Welche unglücklicher Weise diese Vorzüge weder besitzen, noch durch Essen erzwingen können, ersetzen sie durch künstliche Mittel.

Acht, zehn bis zwölf Hemden verschiedener Farbe über einander vermehren den Umfang. Der Kopf ist mit Binden von Musselin oder Linnen von verschiedener Farbe umwickelt. Ueberdies sind sie ganz mit Amuletten behängt, die in rothe Lederstücke eingeschlossen und zusammengeknürt waren.“ — Angorno ist die größte Stadt in Bornu, welche wenigstens 30,000 Einw. zählt und auf deren Märkte oft 100,000 Menschen zusammenkommen.

#### 6. Die Bewohner Oberguinea's (s. Taf. XXXIX.)

Oberguinea oder das eigentliche Guinea begreift die Küste von Senegambien an bis zum Vorgebirge Lope Gonsalva und mag in seiner ganzen Krümmung etwa 420 Meilen lang sein. Die eigentliche Küste ist flach und eben, nur das Sierra-Leona-Gebirge ausgenommen, welches mehrere Vorgebirge hat; aber im Innern giebt es mehrere waldige, uns ganz unbekannte und zum Theil mit Schnee bedeckte Gebirgsreihen. — Das Klima erreicht hier einen hohen Grad der Wärme, bis über 35° R., jedoch kühlt die Seeluft die Atmosphäre am Tage etwas, und im Innern mildert die höhere Lage des Bodens die Hitze. Das ganze Jahr ist ein Wechsel der trockenen und Regenzeit, deren Eintritt und Dauer aber verschieden ist und sich nach den herrschenden Winden, der Richtung und Höhe der Gebirge und dem Stande der Sonne richten. Während der trocknen Zeit herrschen Ostwinde, besonders der unglaublich ausdörrende N. O. Wind, der Harmattan, der gewöhnlich vom December bis Januar weht. Der S. und S. W. bringt die Regenzeit, die mit entsetzlichen Gewitterstürmen, Tornados, Traxaten, begleitet ist. Für Europäer ist das Klima, besonders bei europäischer Lebensart und ohne die höchste Vorsicht, vorzüglich auf mühseligen Reisen ins Innere, sehr nachtheilig, daher bis jetzt auch die meisten kühnen Entdecker, die es wagten, ins Innere vorzubringen, ein Opfer ihrer Anstrengungen geworden sind. — Die Flüsse Kongo oder Zaire (Saïch) und Coanza (Ioanfa) sind in ihrem obern Laufe noch unbekannt. Im In-

nerken des großen Guineabufens kennt man noch die Mündungen einiger bedeutender Flüsse, welche seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen haben; weil hier durch die Flüsse Nun (Formoso), Benin und Kalabar der Niger seinen Ausfluß hat. Auch die beiden westlicher fließenden Volta und Lagos sind nicht unbedeutend. Unzählige kleinere Küstenflüsse kommen außerdem von den nahen Gebirgen. — Groß ist der Produktenreichtum, jedoch verschieden von dem der bisher genannten Länder. Europäische Hausthiere sind nicht von besonderer Art: der Hund verliert in Guinea sein Wollen, das Schaf hat statt der Wolle bloßes Haar; das Pferd, welches nicht viel gebraucht wird, und das Rind sind nicht ausgezeichnet. Ziegen sind in Menge, auch wilde Büffel giebt es; das gewöhnlichste Lastthier ist der Esel; das Kameel ist hier schon seltener, der Elephant wohnt zwar in ganzen Rudeln in den Wäldern, aber nirgends ist er Hausthier, sondern er wird nur des Elfenbeins, in manchen Gegenden auch wohl des Fleisches wegen, gejagt. Die afrikanischen Raubthiere sind hier alle in großer Zahl, neben ihnen aber auch eine zahllose Menge Wild. Die großen Flüsse beherbergen Krokodile und Flußpferde, die Wälder viele Schlangen, darunter sehr giftige und die Riesenschlange, Affen in ganzen Schaaren und eine unglaubliche Menge von Vögeln, Papageien, Fasanen, Perlhühner und tausend unbekannte Arten, aber darunter keine durch angenehme Stimme, wohl aber viele durch schönes Gefieder ausgezeichnet. In üppigster Fülle

finden wir die Pflanzenwelt. Europäisches Getreide kommt im heißen Flachlande der Küste nicht gut mehr fort, wohl aber in dem mildern innern Berglande; dagegen zeigt sich ein unglaubliches Gedeihen einheimischer unzähliger Gewächse, die hier, wie in einem Treibhause, unaufhörlich grünen. Hier ist das Vaterland der Kokos-, Dattel-, Wein-, Del-, Fächer-, und anderer Palmenarten, die durch Früchte, Saft, Blätter, Bast oder Holz nützen, des ungeheuern Baobab, des Kalebassenbaumes, der Tamarinde, des Schi- oder Butterbaumes, des Ebenholzes und tausend anderer zum Theil noch ganz unbekannter Gewächse, deren Früchte oder Holz nutzbar sind. Hauptnahrungspflanzen sind Mais, Reis, Bataten, Yamswurzel, die aus Amerika hierher versetzte Maniok und Hirse. — Die Gebirge enthalten Gold, Kupfer- und Eisenerz; jedoch ist kunstgerechter Bergbau zu unbekannt, um diese Schätze ordentlich benutzen zu können; aber in einigen Gegenden sind solche Goldsandlager und auch Sand der Flüsse, selbst oft des Meeresufers liefert Goldkörner, die in verschiedenen Gegenden in Menge gesammelt werden. Salz gewinnt man aus dem Meere. Zu den Plagen des Landes gehören die verwüstenden Termiten \*), deren Lehmwohnungen man schon 20 Fuß hoch getroffen hat (s. Taf. XL.), die Zugheuschrecken und die quälenden Moskitenschwärme. — Eingetheilt wird diese Küste a) in die Küste Benin, b) die Sklavenküste, c) die Gold- und Elfenbein- oder Zahnküste, d) die Malaghetta oder Pfefferküste, e) die

\*) Termiten, eine merkwürdige Art von Insekten. Man nannte sie bisher auch weiße Ameisen, Holzläuse, Wühlwürmer. Jetzt werden sie unter dem Namen Termiten, als ein eigenes Geschlecht in die fünfte Ordnung unter die Insekten mit häutigen Flügeln gesetzt. Es giebt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Aus den Eiern, deren das Weibchen binnen 24 Stunden wohl 80,000 legt, entwickeln sich Naden, die nach einiger Zeit in den Nymphenzustand übergehen, worin sie bis auf die fehlenden Flügel dem vollkommenen Insekt ziemlich gleichen. Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde errichten. Es sind kegelförmige, aus Sand, Lehm u. s. w. aufgeführte Hügel, 10—12 Fuß hoch, unten 7—8 Fuß weit und so fest, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können, ohne sie zu zertrümmern. Sie ähneln in der äußern Form den Hütten der wilden Afrikaner und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Neuholland so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche fast einen Fuß im Durchmesser haben. Im Innern sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie her die Zellen der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die Vorrathskammern. Die Geschlechtslosen, als Arbeiter, sind in steter Thätigkeit. Den Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schmelzen weit umher, dringen in die Wohnungen und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Das scharfe Del aus dem Akazienbäumen schützt vor ihnen. Die Afrikaner essen sie.

Sierra-Leone-Küste. Jede dieser Küsten ist wieder in verschiedene Gebiete getheilt.

Die Einwohner sind alle Neger, in zahllose Stämme getheilt, theils unter despotischen Königen, theils unter erblichen oder gewählten, durch Aristokratie oder Priesteranschen beschränkten Häuptlingen, an Körper und Geistesbildung verschieden. Wir verweisen hier unsere Leser auf die oben mitgetheilte Schilderung des Negerlebens im Allgemeinen; das Besondere, Abweichende wird sich leicht herausstellen, wenn wir die Neger Oberguinea's in den besondern Distrikten aufsuchen und kennen lernen.

a) Die Neger der Küste Benin. (f. Taf. XLI.)

Die Küste umfaßt folgende Reiche: Alt-Calabar oder Dinkestown. In einem kleinen Dorfe, Kingstown genannt, residirt der König. (Schon diese Namen bezeugen, daß hier die Engländer Herren sind und sich des Handels bemächtigt haben.) Die Bewohner dieses Ländchens werden uns als ackerbauend und gebildet beschrieben. Sie selbst leben von Yamswurzeln; mit Getreide füttern sie das Vieh. Die meisten Männer lesen und schreiben englisch und halten sich ordentliche Handelsbücher. Der Handel ist hier bedeutend und die Kaufleute bilden eine eigene sehr geachtete Kaste, in welche aufgehommen zu werden ein gewisses Vermögen erforderlich ist. Sie verkaufen sehr viel Palmöl und Rothholz, etwas Elfenbein, Ebenholz, Wachs, Pfeffer und Baumwolle. Die Britten liefern ihnen dagegen indische und europäische Manufakturwaaren und Salz. — Ihre Sitten sind ein Gemisch von Aberglauben und Barbarei. Menschenopfer sind gebräuchlich, Vielweiberei, besonders bei den Bornehmen, gewöhnlich. Originell ist die Art, wie Weiber gezüchtigt werden. Die Männer fahren, so oft eine Anzahl schuldiger Schönen vorhanden ist, an das andere Ufer des Stromes, maskiren sich mit bunten Gewändern, Troddeln und Schellen, brechen Zweige von den Bäumen und kehren so mit großem Geschrei zurück, holen so mit seltsamen Geberden die armen Frauen heraus und eine tüchtige Tracht

Schläge ist das Ende vom Maskenball. Nach dieser Operation legt der Mann sein Alltagskleid wieder an.

Bonny. Die Einwohner sind lüppig, träge, haben viel Palmwein; Yamswurzeln und Taback werden gebaut, auch Meersalz gewonnen. — Hier sollen bis jetzt jährlich 20,000 Neger verhandelt worden sein! Um die Elaven herbeizuschaffen, werden die Kähne bemannt, mit Waaren beladen und unter Lärm und Getrommel alle an einem Abende gelichtet; nach 6 Tagen kehren sie beladen mit den armen Sklaven zurück. — Menschenopfer sind auch hier üblich, und das Fetischhaus des Königs ist mit Menschenschädeln verziert. Eine große Eidechse ist der Fetisch, wie in Aegypten.

Neu-Calabar. Die Einwohner sollen ziemlich klug, gewandt und die Niedern ein nerviger Menschenschlag sein. Priester und Aerzte, die zugleich Zauberer sind, haben großen Einfluß und Gewalt über sie, die sich gern über Alles durch starke Getränke dafür trösten, wenn sie gedrückt werden. Sie sprechen meist englisch, obgleich sie mit Franzosen, Portugiesen und Spaniern häufiger verkehren. Auch die Bauart der Häuser zeigt ein Volk, das die ersten Stufen der Kultur überschritten hat. Sie bauen dieselben nach maurischer Art, viereckig, mit einem Hofplatz, mehreren Zimmern, welche durch die Hand der Frauen mit hübschen Arabesken verziert sind. Europäische Meubles sind häufig, und die Wohlhabenden sind ganz nach Art der Europäer gekleidet. Sklavenhandel hat sie bereichert, aber nicht menschlicher gemacht. Auf den Gräbern der Todten werden Menschen geopfert. „Wir müssen,“ sagen sie, „den Abgeschiedenen Bedienung nachsenden, sonst quälen uns ihre Seelen und lassen uns keine Ruhe; auch würden unsere Nachbarn uns der Freigiebt und des Mangels an Verwandtenliebe beschuldigen.“ Zum Handel mit dem Innenlande haben sie große Barken, deren jede eine wohlbediente Kanone führt. Ihre Priester heißen Dschudschu und sind die Tyrannen des Landes.

Die Bewohner des Reichs Akerri sind die civilisirtesten auf der ganzen Küste am

**Benin.** Menschenopfer verabscheuen sie und man findet noch Spuren, daß die Portugiesen ehemals den römisch-katholischen Glauben unter ihnen verbreitet hatten. Handel ist die Hauptbeschäftigung; aufgeführt werden — Sklaven.

Das Reich Benin, wovon die ganze Küste gewöhnlich den Namen hat. — Die Bewohner sind weicher, wiewohl weniger in der Einwilligung vorgeschritten, als die von Akerri. Sie sind gut und gastfrei, aber unter einer despotischen Regierung verehren sie den Herrscher als Gott und sind folglich von allen Nachtheilen einer solchen Regierung gedrückt. Sie sind daher auch sehr leicht zu reizen und alsdann rachgierig. Sie sind gedrückt, und darum habüchlig und geizig. Ihre Religion verbietet ihnen, das Blut der Weißen zu vergießen, darum befriedigen sie ihre Raubgierde oder Rachsucht, indem sie dieselben vergiften. — Ihre Häuser sind ziemlich wohlgebaut; ihre Nahrung besteht in Rind-, Hammel- und Hühnerfleisch; Fische werden gedörrt oder geräuchert nur von Armen verspeist. Yams und Banianen dienen statt Brodes, Wasser und Palmwein als Getränke. — Vielweiberei ist nicht bloß erlaubt, sondern scheint durch eine eigene Organisation Bedürfnis. Ohne Ceremonie folgt das Mädchen dem Manne, sobald die Einwilligung zu seinem Antrage erfolgt ist. Das Weib ist auch hier Sklavin des Mannes, sie bestellt das Haus, das Feld, die Kinder. Alle Mannspersonen sind der Beschneidung unterworfen und das Tätowiren gebräuchlich, besonders bei Mädchen. Dieselbe Unterwürfigkeit, welche Weiber ihren Männern erweisen, beweisen diese wieder dem König, mit dessen Leben dieselbe Idee, wie mit dem Lama in Tibet verbunden wird: Er kann, wenn er will, ohne Essen und Trinken leben, und wenn er stirbt, so kommt sein Geist wieder in einiger Zeit zu seinem Nachfolger. Nicht nur seine Unterthanen, sondern auch benachbarte Völker reden mit ihm nur, indem sie sich auf die Knie werfen, die Augen niederschlagen, die Hand vor den Mund halten. Da die Europäer gleiches Recht mit dem Fürsten des Landes sich erfreuen, so dürfen diese sitzen und durch einen

Dolmetscher mit ihm reden. Der König geht oft Abends spazieren: wer ihm begegnet, muß sich wegwenden, niederwerfen oder sterben. Nur zwei Mal des Jahres, am Yams- und Korallensfeste, zeigt er sich öffentlich. Die Beniner glauben nämlich, wie alle Völker der Erde, an ein gutes und böses Wesen, oder an Gott und Teufel, und dieser letztere spielt auch hier eine große Rolle, weil die Menschen immer mehr von Furcht als Liebe getrieben werden. Fetische und Zwischengeister giebt es auch hier, und Opfer werden auch hier gebracht. Zwei jährliche große Feste, das Yams- und Korallensfest, werden nebst mehreren andern gefeiert. Menschen und Thiere werden dabei geopfert, die erstern jedoch nur in geringerer Zahl, seit man gefunden hat, daß sie, als Sklaven verkauft, mehr eintragen, als die Götter dafür bezahlen. Es wird jedoch auch der Fetisch bedacht und alle Kriegsgefangene, welche von den Ellavenhändlern als Ausschuß zurückgewiesen werden, sind ihm geweiht. Am Korallensfeste werden die Halsbänder des Königs, seine Frauen und die Großen des Reichs in das Blut der geschlachteten Männer und männlichen Thiere getaucht und die Gottheit gebeten, es nie an diesem Schmucke fehlen zu lassen. Das Yamsfest wird durch ein Wunder gefeiert, welches der König dadurch wirkt, daß er in ein Gefäß etwas trockene Erde und eine dürre Yamswurzel der letzten Ernte legt, jenes vor Aller Augen in die Erde setzt und gleich darauf ein ähnliches Gefäß, das ihm mit einer in vollem Wuchse begriffenen Yamswurzel untergeschoben wird, wieder hervorbringt, das Volk stimmt nun Gesänge an, das Wunder ist vollbracht und eine gesegnete Ernte wird mit aller Zuversicht erwartet. — Dem König zur Seite steht der hohe Adel, Fidars; die Befehlshaber, die Kaufleute und das gemeine Volk sind scharf geschieden. Der Adel erhält als Zeichen seiner Würde eine Korallenschnur und wird mit dem Tode bestraft, wenn er sie verliert. Der König und seine Hauptleute verwalten auch die Justiz und suchen in schwierigen Fällen durch Gottesurtheile die Wahrheit an den Tag zu bringen. Dreierlei Strafen erwarten den Schuldigen:

Geldbuße, Tod oder Sklaverei. Der Sklave von Benin ist aber der empfindsamste. Heimweh verzehrt ihn im fremden Lande und treibt ihn, wie den Schweizer und Schotten, oft zum Selbstmord. Beim Tode des Königs werden bei dessen feierlichem Begräbnisse viele Menschen geschlachtet. — Neben dem Ackerbau wird auch auf dieser Küste großer Handel mit Sklaven, Elfenbein und Palmöl getrieben, wofür, nebst Manufakturwaaren Europa's, besonders Salz und Tabak gesucht wird.

#### b) Die Neger der Sklavenküste.

Das Land zwischen dem Benin und Volta wird die Sklavenküste genannt, bezeichnend das Gewerbe, welches hier getrieben wird, und begreift die Reiche:

Lagos, das Utkumi der ältern Geographen. Die Eingebornen verehren den Fluß Lagos als Fetisch mit dem ganzen Uberglauben der afrikanischen Neger, deren Blut die Sonne gebraut hat. Jährlich wird eine Jungfrau lebendig gespießt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Vielweiberei ist hier ebenfalls Sitte; jedoch haben selbst die Vornehmen selten mehr, als 4 Frauen, die sehr eingezogen leben müssen. — Der König herrscht unumschränkt und streng. Adams traf ihn bei einer Audienz, bei welcher die Hofleute auf allen Vieren zum Throne krochen, die Stirne mit Staub riechen und als Geschenk ein Stück stinkend Rindfleisch empfangen, dieselbe Ceremonie wiederholten und wieder auf ihren Platz krochen. Da es scheint, daß jeder dieser Könige eine andere Gabe zur Erhaltung des Heidenthums besitzt, so hat auch der König von Lagos die Herrschaft über die bösen Geister. Bei jedem Vollmonde sendet er daher einen derselben aus, der alle, die ihm begegnen, erdolcht. Wohlweislich läßt er jedoch vorher diese Erscheinung verkünden, damit sich jeder in sein Haus verbergen könne. — Die Stadt Lagos ist indessen ein vielbesuchter Handelsort, wohin Kaufleute tief aus Sudan und von Haussa herkommen. Auch werden hier schon Mauren gesehen. Als Scheidemünze gelten Kauris, als Tauschmittel Tabak, den die Portugiesen bringen.

Das Reich Dahomey. Vor hundert Jahren waren die Dahomeyer noch unbekannt, sie haben sich jedoch bekannt gemacht durch ihre Einfälle in die Küstenländer, die sie schrecklich verheert haben. Sogar eine weibliche Leibgarde soll den Guadja Trudo, den Eroberer, umgeben und eben so wie die streitbaren Männer gewüthet haben. Fühllos gegen alles Elend, ohne Erbarmen verheerte er das eroberte Land, verwüstete die Städte und vernichtete den Wohlstand dieser civilisirten Gegenden so sehr, daß ein Jahrhundert nicht hinreichend war, ihn wieder auf den vorigen Stand der Cultur zu bringen. Dieser Utila Afrika's starb 1751, mit ihm hörten die Kriege dieses Volkes auf, aber sein Name stillt noch immer die weinenden Kinder, wird bewundert und dient den Negern als Schwur. Sein Reich zerfiel und hatte das Schicksal aller Eroberungen; seine Nachkommen traten in die Dunkelheit zurück. Dieses Volk hat jedoch viele Züge mit den Spartanern, Aegyptern und Indiern in Sitten, Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit gemein. Unererschrocken und Standhaft, wie der Spartaner, ist ihm der König, was diesem das Gesetz war. Sie gehdren, sagt Ritter, unbedingt dem Könige an, nennen sich selbst seine Sklaven, leben, sehten, sterben nur für ihn. Was er befiehlt, wird befolgt. Die Durchführung der ärgsten Grausamkeit ist als ein Gottesrecht des Königs anerkannt. Ausdrücklich heißt es: „Der König geht im Blut von seinem Thron bis in's Grab und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.“ Man kennt hier auch das Majestätsverbrechen und es ist ein solches, zu behaupten, der König von Dahomey sei, wie andere Menschen, auch sterblich, esse, trinke, schlafe. Besteigt er den Thron, so erklärt er, daß er niemand kenne, keine Bekanntschaft machen wolle, sondern nur Gerechtigkeit handhabe. Er hat das Monopol der Weiber, die alle sein Eigenthum sind. Wer eine Frau will, bringt 20,000 Kauri vor die Thür des Palastes und wirft sich in den Staub, worauf ihm ein Weib gegeben wird. Indessen hat dessen allen ungeachtet der König seine Minister, die ihn immer umgeben, und die aus



den Ministern und dem Befehlshaber der Truppen, dann dem Vicekönig von Bidah und dem Oberstallmeister bestehen. Tritt einer von diesen in den Palast, so muß er sein seidenes Kleid ablegen und mit einem wollenen vertauschen. Mit einer Korallenschnur um den Hals, silbernen Armbändern, dem Säbel an der Seite und einem Stock aus Elfenbein in der Hand tritt er ein. Läßt ihn der König rufen, so kriecht er auf allen Vieren in den Saal, wirft sich in den Staub, reibt sich den Kopf mit Staub; in dieser Stellung empfängt er Befehle, oder hält in den demüthigsten und kriechendsten Worten seinen Vortrag. Selbst die königlichen Prinzen machen hier keinen Unterschied. Sie genießen nur das Vorrecht, statt enthauptet erdrosselt oder erdauft zu werden. Außer dem Lamejah und Wehu, seinen beiden vornehmsten Ministern, besteht seine nächste Umgebung aus einigen tausend Verschnittenen und Weibern, welche letztere bewaffnet sind und seine Leibgarde bilden. — Ihm müssen alle Unterthanen Abgaben entrichten, welche bei Gelegenheit eines großen Festes eingebracht werden. Dieses Fest hat die Abgabentrachtung zur Ursache, aber die freiwillige Darbringung der Geschenke zum Hauptzweck, und fällt in den Januar. Alle angesehene Personen müssen erscheinen und Geschenke darbringen, und selbst die Gouverneurs der europäischen Forts werden ganz eigentlich dazu eingeladen, müssen Geschenke bringen, werden aber auf Kosten des Königs erhalten und von ihm wieder beschenkt. Das Fest dauert einen ganzen Monat. Die Abgaben werden eingebracht sowohl an Vieh, als Getreide. Der König hört die Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen an, jeden vierten oder fünften Tag wird ein Schauspiel gegeben. Sängern umgeben den König und singen ihm sein Lob, tragen die Geschichte des Landes vor, und er versäumt nicht, seine Schmeichler zu loben. Das Fest schließt mit Vertheilung von Geschenken. Nahe am Palast ist ein 100 Fuß langes und etwa 46 Fuß breites Gerüst errichtet und mit einer Einfassung umgeben. Das Ganze ist mit Teppichen bekleidet. Fahnen und Wimpeln flattern und prächtige Sonnen-

schirme sind aufgespannt. In einiger Entfernung ist ein Zaun von Dornen zur Abhaltung des Volkes angebracht. Eine Menge Kaurischnüre, seidene Stoffe, Korallen, einheimische und fremde Zeuge, Tabak, Pfeifen u. dgl. liegen da. Der König erscheint mit seinem Hofstaat und Vasallen, unter denen auch Europäer figuriren, und theilt an sie Geschenke aus, dann wirft er etwas unter die Menge und sein ganzes Gefolge ahmt dies Beispiel nach, bis Alles vorbei ist. Den Schluß macht, daß ein gefesselter Mensch unter das Volk geworfen wird, das sich darum balgt, um den Kopf dem Herrscher zu bringen, der ihm dafür ein Geschenk giebt. Nun werden noch 40 bis 50 Menschen geschlachtet, um das Grab der königlichen Vorfahren mit Blut zu benetzen, und in das aufgefahrene Blut taucht der König den Finger und leckt ihn ab. — Diese Sitten sind eines Volkes würdig, das den Tiger zum Fetisch hat; denn, sagen sie, wir müssen mit diesem zufrieden sein, weil ein besserer Gott, der den Weisen so vieles gegeben, sich uns noch nicht kundgethan hat. — Beim Feste tanzen die Leute; wer fällt, wird enthauptet, ohne daß die Lust der Uebrigen gestört wird. — Stirbt der König, so wird im Palaste so lange gemordet und zerstört, bis die beiden Minister aus der Familie des Königs einen neuen Nachfolger gewählt haben. Man findet auch viele Kapellen, wo Schlangen unterhalten werden und Priesterinnen Orakel erteilen. Sie werden als Jungfrauen gewaltsam geraubt, um mit Schlangen vermählt zu werden.

Das Volk ist in vier Stämme getheilt: Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner. Sie sind stark gebaut, aber mit verwilderten Zügen, die Weiber, wie natürlich bei solchen Sitten, häßlich. Sie sind mehr erdfahrl als schwarz, verschlagen, habgierig, diebisch, weniger civilisirt als die Küstenbewohner, aber keine Menschenfresser. Sie haben Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt. Die Paläste des Königs, viertorige Lehmhütten von großem Umfange, sind mit Menschenköpfen geziert. Datzel hatte das Glück, in einen dieser Paläste zu gelangen, und das Schlafgemach zu sehen; er giebt uns

folgendes Bild davon. „Es war rund, 18' im Durchmesser mit kegelförmigem Schilfdach, die Lehmwände weiß bemalt. Vor diesem Ruhekammerchen war ein Platz mit einer Mauer eingefast, die aber mit Menschenkinnbacken aufgeputzt waren! Der Weg zur Thüre war mit Menschenschädeln gepflastert! Die Matraze und das Bett des Königs waren europäische Arbeit, die Möbelsn bestanden in einem kleinen Tisch, einem Kasten und ein Paar Stühlen.“ — Die Kleidung der Männer in Dahomey ist übrigens malerisch und der altägyptischen nicht unähnlich. Sie tragen weite Beinkleider, mitunter aus weißen baumwollenen Zeugen, über die ein großes viereckiges Tuch aus afrikanischer oder europäischer Manufaktur geworfen wird. Je vornehmer, desto größer ist das Tuch, welches um die Lenden geschlagen, mit 2 Zipfeln an der linken Seite gebunden, mit den 2 andern aber fliegend gelassen wird. Die Labocers tragen Seide oder Sammet und brauchen 16 Ellen zu einem Anzuge. Der Kopf ist mit einem Hut bedeckt, die Füße aber bloß und nur der König darf Pantoffeln tragen. Die Krieger tragen Zeuge aus Palmenbast und malen sich Gesicht und Leib. Ein Beutel bewahrt Tabak und Feuerzeug nebst Tabakspfeife. Die Kleidung der Weiber ist noch kostspieliger, da sie auch den obern Theil des Kopfes verhüllt. Hals, Arm und Knöchel sind mit Korallen und Kauris, die Finger mit Ringen verziert. Die Ohren sind so durchbohrt, daß man einen Finger durchstecken kann. Die Mädchen tragen vor der Mannbarkeit eine Schnur aus Korallen oder Schnecken um den Leib. Die Kleidung der Reichen ist vornehmer. Mehrere Tücher werden umgeworfen, Arms- und Halsbänder nebst Finger- und Fußringen sind von Gold und Perlen. Die Männer tragen europäische Hüte, die Weiber flechten ihr Haar künstlich. Bis zur Mannbarkeit gehen beide Geschlechter unbekleidet, sie tätowiren sich und haben einen geraden Einschnitt von der Stirn bis zum Nasenthorpe. Ihre Zeitverkürzungen, wenn sie nicht durch Kopfabhauen verkürzt wird, bestehen in einer Art Würfelspiel, im Rauchen, Trinken und Schwagen; wie alle Neger tan-

zen sie gern bei rauschender Musik. Uebrigens pflegen sie gut zu schmausen, besonders wird eine schwarze Suppe gerühmt. Ihre Speisen sollen scharf gewürzt sein. Auch Getränke bereiten sie; eine Art Bier, Pitta genannt, Palmwein und der europäische Brantwein sind berühmt. Das Fleisch der Hunde gilt für einen Leckerbissen.

Der Boden ist leicht zu bearbeiten und fruchtbar; in Fidah pflanzt man, des häufigen Regens wegen, zwei Mal des Jahres: Hirse, Mais, Palaten, Yams, Erbsen, und Wassermelonen geben reichliche Ernten. — Die Krankheiten Guinea's, Fieber, Durchfall und Hautausschläge, sind auch hier nicht selten. — Ausgeführt werden auch hier Sklaven und Eisenbein gegen Tabak, Gewehre, Pulver und Brantwein. Die Schiffe, welche anlanden, sind einem Zölle unterworfen.

c) Die Aschantis, Fantis und Iffinesen der Goldküste. (s. Taf. XXXII.)

Auf der Goldküste hat sich seit ein Paar Jahrzehnten ein Volk furchtbar gemacht und ein mächtiges Reich gegründet, wodurch es zum Herrn der ganzen Goldküste geworden ist, die Aschantis, deren Könige für jetzt alles Land bis zum 10° nördl. Br. gehorcht. Dieses Land schildern uns die Reisenden, besonders Borchardt, als ausnehmend schön. Wie man sich von der flachen Küste entfernt, so steigt man nach und nach aufwärts in ein bergiges Land, voll reizender Thäler, alle reich bewässert und fruchtbar. Da das Land Uebermaß an Quellen, Flüssen und Wasser hat, so sind die Wege schlecht und sehr schwer zu bereisen. Der Boden soll, nach dem Mithale, der fruchtbarste und culturfähigste in ganz Afrika sein. Das Klima ist ein gemäßigtes Tropenklima; die Jahreszeiten theilen sich in die trockne und nasse Jahreszeit, mit dem Vortheile, daß die nasse zwei Mal des Jahres hier eintritt und also zwei Ernten möglich macht. Der Regen ergießt sich im Mai und October in gewaltigen Strömen und mit furchtbaren elektrischen Entladungen begleitet herab. Westwinde, die sich zur Regenzeit in Ostwinde verkehren, reinigen

die Luft, heftige Tornados, d. h. Sturmstöße, die wirbelnd von allen Seiten zu kommen scheinen, sind zur Regenzeit häufig. Ein schwarzes Wölkchen zeigt sich am Himmel, verbreitet sich plötzlich über dem ganzen Horizont, die Blitze flammen, der Donner kracht, Bäume liegen entwurzelt umher, Häuser sind abgedeckt, Pflanzungen vermodert, ein Meer stürzt vom Himmel herab und nach einer halben Stunde ist Alles vorüber. Der Harmatan ist eine andere Plage. Er stürmt im December, Januar und Februar von Nordosten, wahrscheinlich aus der Sahara. Die Luft ist dunkel und nebelige, aber nicht feucht, so wie eine Art Föhnenrauch; es fällt kein Thau. Der Wind bläst eben nicht stark, aber kühl mit einer brennenden Schärfe. Das Gras, das Laub, die Bäume verdorren, die Früchte schrumpfen ein und fallen ab; die hölzernen Möbeln und alles gefügte Holzwerk kracht und zerspringt, der Erdboden zerklüftet, selbst die Rinde der Bäume springt auf, das Thermometer fällt 4° bis 4°, 5 Réaumur, und der Mensch zittert vor Kälte und dorrt ebenfalls aus. Alle Ausdünstung ist gehemmt, die Lippen springen auf, der Körper zeigt einen weißen Schorf und bei längerem Anhalten löst sich die Haut ab. Nur zu Mittag dringt die Sonne durch und röthet die Atmosphäre. Aber Epidemien werden durch ihn gezähmt, Krankheiten, die von Feuchte herrühren, bessern sich, Wunden heilen, und Kraftlose nehmen schnell an Kräften zu, Fieber verschwinden, und der gefährdete und verschriene Harmatan bringt neues Leben. — Das Geschmeiß der Insekten ist hier eben so zahlreich, als irgendwo. Heuschrecken, Termiten, giftige Ameisen, und der berühmte guinea'sche Faden- oder Muskelwurm sind häufig zu haben. Letzterer besonders ist eine seltsame Plage. Er legt auf eine unbegreifliche Weise seine Eier in die Muskeln der Waden und Schenkel, und wird dann mehrere Ellen lang. Dieser fatale Wurm, *Gordius medinensis*, heißt in Guinea *Colebrilla*. Er ist fadenförmig, glatt und an beiden Enden spizig. Die Mundöffnung besteht aus zwei Bläschen. Man spürt sein Dasein daran, daß, sobald er dem Auswachsen nahe

ist, eine beständige Kälte in dem Gliede, wo er haust, vorhanden ist. Ist er ausgewachsen, so bohrt er sich durch die Haut, es fließt eine wässerige Feuchtigkeit aus der Wunde, das Glied entzündet sich, und endlich kommt der Kopf zum Vorschein, der zwei haardünne Fühldörner hat. Der Kopf ist platt, der Körper rund und dünn, wie ein Faden. Um ihn aus dem Körper wegzuschaffen, muß er über einem Stäbchen herausgewunden werden, doch täglich nur etwas, weil er sonst abreißt und der zurückgebliebene Theil gefährliche Entzündungen verursacht. Die Operation des Herausziehens dauert oft 40 Tage lang!

Der Staat der Aschantis ist ungefähr im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Dänen sprechen von ihm als einem rohen und wilden Bergvolke um 1749. Bald kamen sie als Handelsleute nach Akra (ein Küstenstrich, wo sich schon 1482 Portugiesen ansiedelten), indem sie ihren Weg über das Hochland von Aquapim nahmen. Ihr Ruf als einer großen Kriegeration verbreitete sich tief nach Afrika bis an die Küste von Tripoli und Dahomey. Uns machten sie ihre Kriege 1806, 1811 und 1816 bekannt und die Britten sahen plötzlich ein Volk vor sich, das 150,000 Mann ins Feld stellen konnte und in der Civilisation viel weiter, als alle Negervölker Guinea's vorgerückt war. 1817 schickten die Britten eine Gesandtschaft dahin, die auch ganz nach Art civilisirter Völker aufgenommen wurde. Die Gesandten nahmen sich dem Könige, um seine Hand zu fassen. Seine Haltung zog die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Eine angeborene Würde zeichnete diesen Barbarenfürsten aus. Seine Manieren waren seinem Stande angemessen und doch zugleich herablassend. Er schien 38 Jahre alt, zur Korpulenz geneigt und von wohlwollendem Wesen. Um seine Schläfe trug er ein Stirnband aus rothen Korallenkugeln, ein Halsband von goldenen Rispschalen, die an breiten Enden aufgereiht waren, und über seine rechte Schulter eine seidene Schnur, an der drei blau- und goldgefärbte Sapphirs herabhingen. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch

von Korallen und Gold, seine Finger mit Ringen bedeckt. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe zierlich um seine Stirn gemalt, so wie eine Art Epaulettes auf jeder Schulter, und eine andere Zierath gleich einer aufgeblühten Rose, wo ein Blatt sich über das andere erhob, auf seiner Brust. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen und seine Knöchelbänder aus goldenem Schmuck von der reinsten Arbeit, woran kleine Trommeln, Becken, Stähle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht an einander hingen. Seine Sandalen, aus weichem weißem Leder, hatten Querbänder von erhabener Arbeit mit Sapphirs in kleinen goldenen und silbernen Einfassungen. Er saß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhle und hatte ein Paar Castagnetten an seinen Fingern und Daumen, mit denen er Stillschweigen gebot. Die Gürtel der Wachen hinter seinem Stuhle waren reich mit Gold und Zierathen, die menschlichen Kinnbacken von demselben Metall, gleichen, besetzt. Die Elephantenschwiife, die wie kleine Wolken um ihn wogen, funkelten von Gold, und große Straußfedern schwenkte man dazwischen. Der Eunuch, der den Vorstoß der Dienerschaft führte, hatte ein Stück massives Gold um den Hals. Der Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirme, von welchem Trommeln, Becken, Hörner und verschiedene andere musikalische Instrumente von Pergamentdiele herabhingen. Eben so hingen große goldene Ketten an scharlachrothem Tuche von Staatschwertern herab, deren Schneiden und Griffe eben so eingefaßt waren. Beile, eben so verziert, hingen dazwischen. Die Brust des Dorahs und Anderer vom Gefolge war mit großen Sternen, Stählen, Halbmonden und Kapseln der Baumwollenstaude, alles aus Gold, verziert. — Bei den Unterhandlungen zeigte der König und sein Rath Schaulheit und stolze Politik. — Die Regierung ist monarchisch-aristokratisch und in den Händen des Königs und seiner Hauptleute. Menschenleben hat geringen Werth. Sklaverei ist üblich und hart. Vielweiberei ist erlaubt; der König muß 3333 Weiber haben, von denen er jedoch wieder an seine Lieblinge

verschenkt. Die Weiber sind Eigenthum des Mannes. Weiber nebst Sklaven sind die Lastthiere des Landes.

Tanz gehört, wie bei allen Negervölkern, so auch hier, zum Wesen des Lebens. Die Afschantis sind besonders behende Tänzer. Ihre musikalischen Instrumente: Hörner, Trompeten, Flöten, eine Art Sackpfeife ohne Pfeife, haben sie ganz in ihrer Gewalt. Sie sollen sogar die Kunst besitzen, durch ihre Hörner und Instrumente gewisse Sätze auszudrücken. So blasen die Hörner des Königs: Ich übertreffe alle Könige der Welt. Jeden Abend begeben sich die Hörner des Königs um Mitternacht auf den Marktplatz und blasen folgendes Lied: König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Häuptlingen für heute.

Die Afschantis tragen aber nicht ganz das Negerprofil an sich. Sie sind glänzend schwarz, stark und schön gebaut; ihre Muskeln sind von großer Elasticität. Sie sind gesund, wiewohl Hautausschläge nicht selten vorkommen. Die Weiber gebären viel und leicht. Sobald ein Kind geboren ist, bekommt es in Gegenwart eines Fetischmannes einen Namen. Auf der Küste von Afrika werden auch Mädchen beschnitten. Für den Ehebruch rächt sich der Mann, indem er von dem Verführer Geldbuße nimmt; das Weib kann er wegstagen. In einigen Gegenden trifft beide der Tod. — Sie leben frugal, wie alle Neger, und wenige Speisen aus Palmöl, Fleisch und Kuskus genügen. Ihr Getränk ist Palmwein, aber schon auch Rum. — Die Wohnungen bestehen aus Flechtwerk, das doppelt errichtet und dessen Zwischenraum mit Erde ausgestopft wird. Die Mauer wird dann mit Lehm übertrüncht, mit zarten, in Figuren gebogenen Reiskern ausgelegt und wieder übertrüncht, sodann weiß angestrichen. Die Zierathen erinnern an die Hieroglyphen. Der Fußboden ist aus Steinen und Thon festgestampft, höher als der äußere Boden, und wird täglich mit Wasser, worin eine rothe Farbe, vermuthlich Eisenocker, ist, übertrüncht. Als Thür dient ein mit Schnitzwerk verziertes Bret des Baumwollenbaumes.

Sie haben auch eine eigene Art Schlösser, die sie aus Haussa beziehen. Statt der Fenster haben sie Bambusgitter, deren Rahmen oft mit Gold belegt sind. Den Häusern werden häufig auch Stockwerke aufgesetzt, besonders thun dies die Vornehmen im Gebiete Juida (s. Taf. XL.). Das Haus des Königs ist groß, besteht aus mehreren an einander gefügten Höfen und Gebäuden. Ein Theil der Höfe ist mit Arkaden umgeben, deren Gesimsverzierungen an den Styl der Aegypter erinnern. In jedem der viereckigen Höfe ist an jeder Seite ein großes, vorn offenes Zimmer mit Säulen, hoch, regelmäßig, mit einem Vorhange von künstlich geflochtenem Rohre. Die Wölbeln bestehen aus reich mit Gold gestickten Sesseln und Sophas mit seidenen Decken. In den meisten Gegenden haben aber die Häuser die afrikanische Bienenkorbform. Ein kleiner bedeckter Herd ist gewöhnlich neben dem Hause. Der Hausrath des Volkes ist sehr einfach. Eine Matte als Bette, Koch- und Trinkgeschirre sind Alles. Stühle sind selten, statt zu sitzen, kauern sie sich auf die Fersen. — Der Aschanti beschäftigt sich mit Ackerbau und erntet zwei Mal des Jahres. Er gräbt Metalle und schmelzt sie und wäscht Gold aus dem Sande. Am Strande ein geschickter Fischer, ist er im Walde ein vortrefflicher Jäger. Seine Wasser bieten ihm Fische die Fülle von allen Geschlechtern, sogar der Wallfisch besucht seine Küsten; seine Wälder sind reich an allem Wilde; Singvögel besetzen die Gipfel der Bäume, wie die Skumpfe; Eidechsen, Schlangen und Kröten aller Art und Größe belästigen das Land. Das Pflanzenreich bietet ihm Holz und köstliche Farbstoffe, Baumwolle und Indigo; die Hausthiere Fleisch und Leder. Alles dieses hat der Aschanti bereits benutzen gelernt. Sie spinnen, weben und färben, und bereiten sogar eine grüne Farbe aus Indigo und Gelbholz; dauerhafte und zierliche Gefäße werden aus Ihon verfertigt, Gold und Eisen zierlich verarbeitet, und das Leder verstehen sie unter allen Negern am besten zu gerben. Sie haben vortreffliche Schreiner und Ebenisten und in der Bildschnitzerei sind sie weit vorwärts. Der Vin-

nenhandel ist lebhaft, in den Städten täglich Markt. Zu den Artikeln, die zu Markte gebracht werden, gehören auch Sklaven, deren einer im Innern ungefähr 3 Fl. E. M. gilt! — 2000 Kauris. Ein großer Elefantenzahn gilt 16 Fl. E. M. Aus dem innern Lande holen sie vegetabilische Butter, Teppiche, Elfenbein. Aus Dancumba, einem verbündeten, oder vielmehr abhängigen Königreiche, Seiden- und Wollengewebe, dafür geben sie Salz, Rum und Eisen. Mauren und Mandingos aus Haussa und Sudan trifft man als Kaufleute überall. Aus Europa bringt man Eisenwaaren, Rum, Flinten, Pulver, Säbel, Messer, portugiesischen Tabak, Kattun, Seidenzeug, Wollmützen, Spiegel u. s. w. werden, gegen Gold, Elfenbein und Sklaven eingeführt.

Die Zahl der Einwohner wird von Bowdich auf 1,362,000 Seelen geschätzt, und die wehrfähige Mannschaft auf 204,000; die noch nicht wehrfähige Jugend aber auf 150,000. — Die Erbfolge geht in der weiblichen Linie fort, und immer folgen die Kinder der Schwester. — Die Aschantis werden in fünf Klassen getheilt: die königliche Familie, die Labocers, Häuptlinge und Befehlshaber, oder der Adel; die Kaufleute, das Volk und die Sklaven. Letztere sind kriegsgefangen oder sonst in Sklaverei gerathen. Nichts verliert man hier leichter, als Freiheit und Leben. Dennoch sind dieselben Aschantis reinlich, höflich, gastfrei, klug, bescheiden und mild. Sie haben sogar Liebe unter einander, und weder Mitleid, noch irgend eine menschliche Regung zum Bessern ist ihnen fremd. Edelmuth, Freimuthigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind geschätzte Tugenden. Heldenthum ist ihnen angeboren und Feilschaft wird mit dem Tode bestraft. — Die Religion der Aschantis ist dieselbe, welche wir bisher bei allen Negervölkern antrafen. Die Idee eines Gottes ist auch in ihnen lebendig, und diese Menschen, da sie kein Gesetz haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz. Die Ehrfurcht vor Gott, Glaube an seine Gerechtigkeit und die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist der Ahnung des Aschantis auch nicht entgangen. Unzählig sind

die Opfer, welche der Aberglaube bringt, um Gott oder den Fetisch zu gewinnen oder zu versöhnen. Keine Begebenheit wird ohne Menschenopfer gefeiert, kein Fest ohne Menschenblut. Die geringste Beleidigung des Fetisch macht, daß der Beleidiger geopfert werde. — Die Fetische haben kleine runde Häuser und ihre Priester befragen die Orakel. Eine zweite Art Priester besorgen die öffentlichen Religionsgebräuche, veranstalten Orakel, Beschwörungen u. s. w., und sind überhaupt überall zugegen, wo es um Beziehungen auf das Unsichtbare zu thun ist. Uebrigens sind die Priester hier eine sehr zahlreiche Classe und in manchen Orten wimmelt es davon. Wie bei den meisten heidnischen Völkern giebt es einen Nationalfetisch, Provinzial-, Stadt-, Dorf- und Hausfetisch. Diese zu gewinnen, wird Alles aufgeboten. — Wenn eine Hinrichtung statt finden soll, oder ein öffentliches Opfer, so verkünden es die Hörner des Königs. In diesem Augenblicke hört die Sicherheit des Lebens auf. Auf der Straße werden die Leute aufgefangen, nach dem Palaste geschleppt und ermordet. Cabocers, wie sie den Palast betreten, fließt ihr Blut. Wer irgend dem König mißfällt, wird herbeigerufen, des Nachts aus den Häusern geschleppt und geopfert. Solche Feste dauern oft wochenlang. Daß auch Habsucht dabei ihre Rechnung findet, ist gewiß; denn die reichsten Cabocers mißfallen am ersten. Stirbt ein Ushanti, so werden Sklaven an seinem Grabe geopfert; je vornehmer, desto mehr. Stirbt der König, wird ihm ein schreckliches Leichenfest gefeiert, allenthalben fließt Blut.

Bei allen Verträgen mit dem Uslande müssen die Cabocers und der König von Dancumbä zu Rathe gezogen werden, und alle müssen die Traktate beschwören. Eben so wurde auch der Vertrag abgeschlossen, den Borthisch negotzirte. Der Vertrag war ganz zum Vortheil der Engländer, die sich aber verpflichten mußten, den Tribut für die Fests, welchen sie bisher an die Fantis bezahlt hatten, nunmehr an den Sai, als Uebervinder der Fantis, zu entrichten. Dagegen sollten die Fantis, als Unterthanen des Königs betrachtet, dessel-

ben Schutzes, wie die Ushantis, theilhaftig werden. Der Sklavenhandel jedoch, dessen Abschaffung den Ushantis nicht vortheilhaft sei, sollte wieder erneuert werden. Dieses war die Klippe, an welcher der Vertrag scheiterte. Die Spanier setzten den Sklavenhandel fort, und der brittische Handel kam ganz in Verfall und machte auch die Britten bei den Eingebornen verhaßt. Nicht lange dauerte daher der Friede mit den Ushantis, die Unruhen brachen aus und 1823 ward der brittische General, Sir Charles Maccarthy, aufs Haupt geschlagen. Er, nebst vielen seiner Offiziere, wurde getödtet, und noch lebend waren ihnen die Kinnbacken zur Verzierung der Trommeln ausgeschnitten, die Herzen aber von den Häuptlingen als Ragout verspeist, und davon nach Landesitte den jungen Kriegern mitgetheilt. 1824 führte nun der Ushantikönig sein Heer vor Cap Coast Castle und belagerte es förmlich, und nur die Blattern, welche ausbrachen, hinderten ihn seine Drohung: die Weißen ins Meer zu werfen, zu erfüllen. — 1825 schickten die Ushantis Gesandte nach Cap Coast Castle, rühmten sich ihrer Siege und drohten wieder zu kommen, und alle Weißen zu vernichten. Obwohl die Engländer auf die Fantis und Ushantis gerechnet hatten, diese auch mit vieler Prahlerei Alles verheißen hatten, so wurden sie doch, als es zur Sache kam, als gänzlich unnütz befunden, und die Engländer mußten sich selbst helfen. Mit großer Umsicht wählten die Ushantis ihre Stellungen, griffen die Engländer an und fochten mit einer Kriegskenntniß, welche bis jetzt in keinem Barbarenstamme angetroffen wurde. Die Engländer waren nebst ihren Besizungen verloren, wenn nicht die Brandraketen, welche sie in ihrem Aberglauben als Fetische betrachteten, sie zum Rückzuge bewogen hätten. Die Fantis setzten ihnen nicht nach, sondern verübten an den Gefangenen und Gefallenen fürchterliche Grausamkeiten, und empödeten sich zuletzt gegen die Engländer selbst, so daß sie durch Geschenke besänftigt werden mußten. Seitdem hat die Regierung die Niederlassungen an der Goldküste einer Gesellschaft von Kaufleuten übergeben,

welche sie jährlich mit 4000 Pf. St. unterstügt und unterhält bei den Aschantis einen Gesandten. Dieses Alles zeigt die Energie einer Nation, welcher zur Civilisation nichts abgeht, als eine reine, milde Religion.

Merkwürdig durch ihre einseitige Macht, ihre Sitten, Ausartung und Nationalunglück, das in unsere Tage fällt, sind die

#### Fanti oder Fantees.

Sie haben die ganze Goldküste inne, und waren bisher diejenigen, denen alle europäische Niederlassungen und Forts Tribut bezahlten. Früher waren sie ein Binnenvolk unter Aschantiden, eine Revolution trieb sie zur Auswanderung an die Küste. Hier nun wählten sie eine ihnen passend scheinende Regierungsart. Ihr Oberhaupt mußte aus der Familie der Brasso, die die Hauptstadt Abrah bewohnen und mit ihren Sklaven die Umgegend beherrschen durfte, gewählt werden. Als Zeichen der Ergebenheit an sein Volk mußte er sich den linken Arm abhauen lassen! Ihre Sprache ist ein wenig verschiedener Dialekt der Aschantisprache. Ihr Schicksal ist kürzlich folgendes: Vor den Aschantis und ihren wildern Sitten und härtern Regierung entflohen, sahen sie zwischen sich und dem Brudervolk gern das Regervolk der Ussins. Die Aschantis, ein eroberndes Volk, das aus dem Innern ebenfalls zur Küste sich zudrängt, schlugen den König der Ussins und nahmen sein Land ein. Die geschlagenen Häupter der Ussins suchten in Unamaboe Hilfe und Schutz, und fanden ihn. Der König der Aschantis forderte die Auslieferung der geschützten Gäste, aber die Fantis lieferten sie nicht aus. Die Aschantis überzogen sie mit Krieg, schlugen sie mehrmals und nahmen 1806 Abrah, die Hauptstadt der Brasso, ein und rotteten hier beinahe den ganzen Adel der Nation aus. Eine ausgebrochene Seuche im Lager der Aschantis hatte einen Friedensschluß und schnellen Rückzug aus dem Lande der rachsich wendenden Fantis zur Folge. 1809 belagerten die Fanti El Mina und 1810 Akrah, wurden aber 1811 von den Aschantis abermals mit Krieg überzogen, ohne jedoch, nach dem Willen ihrer Feinde,

gänzlich vernichtet zu werden; aber ihre Macht ist gebrochen. Durch diese Ereignisse ist zwar den Europäern der Verkehr mit dem Innern der Goldküste geöffnet, aber die Fantis stehen noch immer zwischen diesen und jenen. — Ihre Sitten sind von eigenthümlichem Gepräge. Todes- und Körperstrafen haben sie nicht, sondern Alles wird mit Verlust der Freiheit gestraft; ein Mord bringt sieben Mitgliedern der Familie des Mörders die Sklaverei. — Sie sind unter einander treu und redlich, und unter ihnen sind ihre Güter auf offener Straße sicher. Keinlichkeit ist eine Kardinaltugend, und Waschungen und Salbungen sind häufig. Die Mädchen sieht man schon im 10. Jahre Mütter und die Knaben im 12. Jahre Väter werden, dagegen überlebt sie das Alter schnell. Ihre Todten begraben sie aus Achtung für dieselben in ihren eigenen Häusern. Ihre Regierungsform wechselt oft mit republikanischer Form und im Fall der Noth mit der Diktatur ab. Sie parlamentiren, zanken und processiren gern, und haben in ihrem Rechtsverfahren Ordalien im Gebrauch. Giftiges Wasser von sich gebrochen, zeigt Unschuld an, stirbt man daran, so ist man überwiesen. Eine Negerin, die frei gesprochen ist, zeigt sich rein weiß gekleidet. In diese Farbe kleidet sich der Fetisch, der Teufel und der Marabute. Sie glauben an Woorah, Agah Monnah, den Meister der Meister, Vater Aller! Außerdem hat aber jedes Haus seinen Fetisch und an Aberglauben aller Art ist man hier reich.

#### Die Issinesen

(zwischen dem Fort Apollonia und Cap Palmas) sind ein schöner Menschenstamm, ohne platte Nasen, mit schönen Zähnen und starkem Körperbau. An ihrem Körper dulden sie kein Haar, täglich reiben sie den ganzen Körper mit Palmöl ein, und die Haare werden zierlich geflochten mit Goldzierrathen geschmückt. — Sie sind klug und vorsichtig, in ihrer Nahrung nicht ekel, verspeisen aber meist Yams, Reis und Hirse, aus welchem sie auch Teig machen, und gekocht oder gebacken, verzehren. Eben so essen sie Fische mit Gewürz gedämpft. — Die wohlgewachsenen Weiber tragen Pagnen von

glänzenden Farben am den Leib; Ringe von Eisen, Kupfer, Elfenbein um Arme und Beine; einen großen Schlüsselbund mit Erzstücken und einer großen Tasche um den Leib, um wohlhabend zu scheinen. Die Mädchen sind zärtlich, ohne sich Schande zuzuziehen; aber Ehebruch wird bei dem Weibe mit Tod, beim Manne mit Geld gebüßt. Der Vater sucht das Weib für den Sohn, und dieser hat sein Wohl oder Mißfallen zu äußern. Im ersten Falle ist man Fetisch zusammen, belustigt sich drei Tage lang mit Tanz und führt die Braut in das Haus des Mannes. Er kann mehrere Weiber nehmen, aber die erste ist die Frau. Die Weiber benennen ihre Kinder nach Bäumen, Flüssen, Thieren oder einem Eurapäer; weswegen die Namen: Adam, David u. s. w. nicht selten sind. Im zehnten Jahre übernimmt der Vater die Söhne, und richtet sie zu seinem Geschäfte ab; die Töchter bleiben bei der Mutter. — Die Wohnungen sind kleine Hütten aus Rohr; der Mann und das Weib haben eine besondere, das Ganze ist mit einem Zaune eingefaßt. — Fieber und syphilitische Uebel sind häufig, letztere besonders bödsartig. Jeder sucht sich bei Zeiten einen zierlichen Todtenschnuck zu verschaffen, weil er diesem gemäß jenseits aufgenommen zu werden hofft. Die Todten werden beheult, in eine viereckige Kiste eingehockt und im Walde verscharrt. Vant und Topf wird ihm mitgegeben, und über seinem Grabe feuern Jünglinge ihre Gewehre ab. Schon diese Gebräuche zeugen von Religion. Gott und Fetisch werden auch hier verehrt. Sie thun dem Fetisch Gelübde, feiern ihm Feste. Am Geburtstage streicht jeder seinen Fetisch weiß an, hängt ihm eine weiße Pagne um; manche thun es jeden Freitag. Jedes Dorf hat seinen Fetisch in einer Art Capelle, in der Mitte derselben aufgerichtet. Glück und Unglück kommt vom Fetisch. Sie haben einen rignen Fetischmacher oder Priester, Osnon genannt. — Die Jffinesen stehen unter einem Könige, der Labocers an der Seite hat, die er ernennet. — Das Volk ist arm. Drei Verbrechen werden mit Tod bestraft: Entlaufen der Sklaven, Verrath und — Zauberei. Meiz-

eid, Mord u. dgl. wird mit Geld und Sklaverei gebüßt. Auch Schulden führen zur Sklaverei.

#### d. Die Neger der Malaghetta- oder Pfefferküste.

Diese Küste ist steil, mit Felsen besetzt, an denen das Meer tosend brandet, so daß das Land schwer ist. Das Innere des Landes ist höchst fruchtbar, flach und mit Hochwald besetzt. Das Klima ist gesund; die Regenzeit währt vom Mai bis Oktober. — Diese Küste wird von Negerstämmen bewohnt, die kein Gold haben, und daher früher zu den bödsen Leuten gerechnet wurden. Sie sind aber fleißig und gelehrig, kühn, ausdauernd; sie verfertigen Kähne, auf denen sie ins Meer hinausrudern. Sie sind treffliche Schwimmer. Nach Art der Patriarchen ist der älteste Sohn Erbe der Güter und Herr über seine Brüder, bis sie Familienväter werden. Am zehnten Tage nach der Geburt giebt man dem Kinde einen Namen, indem es von dem, dessen Namen es erhalten soll, auf einen Schild gelegt wird, wobei der Namengeber an die Umstehenden eine lange Rede hält, die er mit guten Wünschen für das Kind schließt; auch giebt es hier und da noch eine andere Sitte (XLI.), wie das Untertauchen unter das Wasser. — Die Ehen werden durch die Eltern mit dem Bräutigam geschlossen und dabei nichts beobachtet, als daß das Hemd der Neuvermählten umhergetragen wird, als Zeichen ihrer Verbindung. Die Regierung dieser Negerstaaten ist oligarchisch, da alle die Königlein oft zu gemeinsamen Unternehmungen sich mit einander berathen. Sie nehmen gern europäische, meist englische, Namen an.

Die Bewohner des Landes Krub sind ein wackeres, arbeitsames Völkchen, die sich zu Arbeiten gern verbinden. 1809 lebten zu Sierra Leone 800 als Arbeiter, und man trifft ihrer in allen Faktoreien über 80 Meilen im Umkreis. Sie dienen auch auf Schiffen, und manche haben auch die Reise nach England mitgemacht. — Die Krubier sind von gedrungener, kräftiger Gestalt, elastisch, thätig,



leicht gekleidet, aber gegen die Kälte der Regenzeit empfindlich und dann mit wollenen Jacken bekleidet. Ihr Kopf nähert sich in seinem Bau dem europäischen. Sie sind heiter, frohsinnig, tanzen und schwärzen gern. Dabei sind sie aber frugal, genügsam, unter einander gastlich, treu und verschwiegen. Kein Krühier darf als Sklave verkauft oder gebraucht werden. Sie haben eine gelind monarchische Verfassung, und das Vorrecht des Königs besteht darin, daß er, wenn er stirbt, sieben Tage beklagt wird. — Die Gesetze sind gelind, Diebstahl wird mit Peitschenhieben, Ehebruch mit Abbitte, Mord aber mit dem Tode oder Geldbuße gesühnt. Vielweiberei ist gebräuchlich. Jeder Krühier sucht so viel in den Faktoreien zu verdienen, daß er sich ein Weib nehmen kann; hat er eine Zeit lang mit ihr gelebt, geht er abermals auf Verdienst, um sich noch eins nehmen zu können. Dieses wiederholt er 12 bis 18 Mal, und muß jedes Mal von seinem Weibe eine Abgabe an die Ältesten bezahlen. Ihre Sklaven bringen sie aus dem Innern des Landes. Sie treiben Fischfang und Ackerbau, verkaufen Reis von besonderer Güte und Pfeffer. Englisch verstehen die meisten, aber lesen und schreiben wollen sie nicht lernen.

An dem Flusse Mesurado hat sich seit 1821 eine merkwürdige Veränderung zugetragen, deren Einfluß auf die Negervölker Afrikas unberechenbar, aber gewiß höchst wohlthätig ist. In Nordamerika haben sich nämlich Vereine gebildet, an deren Spitze ein Centralverein zu New-York steht, welcher die Absicht hat, Afrika durch schwarze Auswanderer aus Nordamerika zu kolonisiren. Jeder freie Schwarze kann sich zur Uebersiedelung melden und wird auf Kosten des Vereins übers Meer nach seinem oder seiner Väter Vaterland übergesiedelt. Er erhält hier außer Grundeigenthum auch den Genuß des ausgedehntesten politischen Rechts. Der Verein kauft auch Sklaven los und die Regierung setzt in den neuen Kolonien auch die von Sklavenhändlern abgenommenen Afrikaner in Freiheit. Gegen Ende des Jahres 1821 brachte der Verein das Land am Mesurado, welches die südliche Spitze der Mündung

dieses Flusses bildet und unter dem Namen Cap Mesurado bekannt ist, käuflich an sich. Eine kleine Anzahl freier Neger, Auswanderer aus Amerika, gründeten unter Aufsicht der Agenten des Vereins Monrovia oder Liberia. Ein dichter Wald mußte gelichtet werden, und mit den Eingebornen, welche die schwarzen Ankömmlinge nicht als Brüder anerkennen wollten, mußte eine Hand voll Kolonisten einen blutigen Kampf bestehen. 35 Mann mußten gegen 900 Bassaneger, die mit Flinten bewaffnet waren, um das reblich erkaufte Land ihrer Väter kämpfen. Endlich kam Friede zu Stande und neue Auswanderer folgten nach; Städte und Dörfer erhoben sich, und 1827 fanden sich bereits 1200 Individuen in der neuen Republik, darunter 142 von Sklavenschiffen Befreite. Nur die Commissäre des Vereins, die Oberbeamten und Aerzte sind Weiße; alle andere sind Schwarze. Diese zerfallen in drei Klassen: 1) Neger, welche in Amerika ihre Freiheit erlangt haben; 2) Neger, die in Amerika geboren, Nachkommen freier Neger sind, daselbst eine Bildung genossen, Christenthum empfangen haben und darin gebildet wurden, auch einen gewissen Beruf erlernt und dadurch sich manchmal bedeutendes Vermögen erworben haben; 3) Neger, die von Sklavenschiffen befreit wurden. 1828 hatten sich abermal 600 gemeldet und sechs Eigenthümer hatten unter der Bedingung der Uebersiedelung 165 Sklaven angeboten frei zu geben. Durch solche Bevölkerung, die bereits zum Bürgerthum herangebildet ist, blüht die Kolonie herrlich auf, und einstimmig rühmen alle Berichte ihr Gedeihen. — Die Lebensmittel sind wohlfeil, trotz dem, daß der Sklavenhandel beinahe allen Ackerbau vernichtet hat. Man kann einen Ochsen in der Nähe der Kolonie um 5 bis 6 Dollar kaufen, den Scheffel Reis um  $\frac{1}{2}$  Dollar, ein Pfund Kaffee um .5 Cents u. s. w. Es wird auch breitis Handel getrieben und die Rhede ist von englischen und amerikanischen Kauffahrern nie leer. Der Handel des Landes besteht in Reis, Palmöl, Eisenbein, Schildkrötschalen, Farbehölzern, Wachs, Kaffee, Gold. Man nimmt dafür Manufakturwaaren; und es giebt

bereits Pflanzern, die sich ein Vermögen von mehreren tausend Dollars innerhalb drei bis vier Jahren erworben haben! — Souverain dieser Kolonie ist eigentlich der große Verein zur Kolonisation freier Farbigen aus den vereinigten Staaten. Er besteht aus einem Präsidenten = Sekretär, Schatzmeister, Notar und 12 Mitgliedern. Er erfreut sich des Schutzes der vereinigten Staaten, die den Zweck lieben, ohne daß die Gesellschaft etwas anderes, als ein Privatunternehmen bliebe. Als souveräne Behörde entwarf sie die Verfassung der Kolonie mit großer Weisheit. Alle vernünftige Freiheit, deren ungebildete Menschen fähig sind, ist geschützt. Gegen verderblichen Libertinismus oder Liederlichkeit ist Vorsorge getroffen. Eigenthümer des Bodens, den ihre Hände bebauen, genießt jeder der Freiheit, deren er immer empfänglich ist, so wie eines öffentlichen Schutzes und einer Sorgfalt, deren er sich in seinem Geburtslande nie zu erfreuen gehabt hätte. Die wilden Eingebornen empfinden den wohlthätigen Einfluß eines so wohlgeordneten Nachbarstaates. Sie lernen die Vortheile der Civilisation schätzen. Sie sehen ein, daß Civilisation und Religion die Uebermacht verleihen, welche der Mensch über seines Gleichen hat. Ja selbst die Häuptlinge, welche früher die Kolonie mit Mißtrauen beobachteten, kommen nun in dieselbe, bitten Kolonisten, unter ihnen sich niederzulassen und ihre Lehrer zu werden. Wahrscheinlich hat sich daher bereits die Kolonie bis zu den Quellen des Mesurado ausgedehnt, und dürfte sich bald so weit ausdehnen, daß sie die Eingebornen in ihren Schoos einschließt und ihnen das wird, was einst Manco Capac den Peruanern ward.

e) Die Neger der Sierra Leonaküste.

Die Sierra Leona heißt diejenige Küste, welche vom Cap Mesurado sich nordwestwärts bis zum Cap Bergas erstreckt, und hat ihren Namen von dem hohen Edwengebirge, welches als ein Ausläufer der Konggebirge, als gewaltige Masse in das Meer hinaustritt. Von dem innern Lande haben wir nur äußerst unvollkommene Nachrichten. Die Küste ist gut

bewässert und das Land schön. Die Engländer schildern es äußerst reizend. An Fruchtbarkeit ist es dem Lande des übrigen Guinea gleich. Zwischen dem 6° und 10° n. B. gelegen ist dieses Land um so heißer, als es gegen Westen gelegen und von keinem hohen Gebirge abgekühlt wird. Auch hier giebt es also nur eine nasse und eine trockene Jahreszeit. Die Dämmerung kennt man hier nicht, und Tag und Nacht sind scharf geschieden. Das Klima ist sehr ungesund und selbst den amerikanischen Negern tödtlich.

Dieses Küstenland wird von vielen Negerstämmen von wilden Sitten bewohnt; unter ihnen werden uns genannt:

Bergnegern: darunter die Kongo- oder Mangreneger und die Fulahnegern, nicht bigotte Muhamedaner;

Küsten- oder Strandnegern: die Susser, Balbomer und Timmanier.

Auch hier drängen sich seit Jahrhunderten Bergvölker an den Strand herab, gleichsam ein überlaufender Menschensee. Indem nachfolgende Stämme die vorhergehenden drücken, werden sie wieder gedrängt, vertilgt, in Sklavensesseln geschlagen, oder sie vermischen sich. So waren die Balbomnegern ehemals Herren der Küste und des Landes, sind aber gegenwärtig unbedeutend geworden durch die Timmanen, die jetzt die Küste einnehmen. Auf dieselbe Weise kamen die Susustämme nördlich der Sierra Leona an den Strand. Uebrigens werden auch sie schon wieder von den Mandingonegern von der Mandingoterrasse herabgedrängt.

Im Allgemeinen sind diese Neger eben nicht großer, aber gedrungener Natur, schön gebildet, stark, mit einem stolzen, offenen Auge. Ihre Bewegungen sind fein und zeigen nicht das leidenschaftliche Zucken der Geberden, welches sonst wilden Völkern so eigen ist. Der Farbe nach sind die Balbomer schwarz, die Susu gelblich, die Mandingo aber nicht eben schön schwarz, dafür jedoch groß und muskultös. Von Gemüthe sind sie gut und gastfrei; gereizt aber heftig und rachsüchtig. Die Küstenbewohner sind überdies durch den Umgang mit Europäern verdorben. Die Man-

ner verbringen die weiste Zeit im Palaver mit Schwäzen, die Weiber mit Arbeit. Die Mädchen, besonders der Mandingoneger, sind hübsch, spinnen Baumwolle, helfen den Müttern in der Bereitung des Salzes und der Töpfe. Mädchen hören sie über Alles gern. — Ihre Hauptnahrung ist Reis und Palmöl, wiewohl sie auch Fische, Fleisch und andere Nahrung nicht verschmähen. Reis geht ihnen aber über Alles. Als Getränk dient ihnen Wasser und Palmwein. Sie bereiten auch gegohrte Getränke, eine Art Meth aus Honig, Beeren und Milch; aber aus den Wurzeln narkotischer Pflanzen auch berauschende Getränke. Der nüchterne Mandingoneger jedoch verabscheut alle diese Getränke und trinkt blos Wasser. Selbst wenn nur ein Tropfen eines Rauschtrankes auf sein Kleid kommt, legt er es ab und nimmt es nicht wieder auf sich, bis es gewaschen ist. Der Tabak ist ihnen jedoch nichts weniger als ein Gegenstand des Abscheues: sie schnupfen, rauchen und kauen ihn, wie auch die speichelerregende Collanuß. — Die Kleidung der Männer besteht in einem Hemde, langen weiten Beinkleidern und wolkenner Mütze, wo sie ihn haben können, noch lieber einen europäischen Hut. Die Vornehmen kleiden sich gern europäisch, in grellfarbige, mit Gold besetzte seidene Kleider. Die Fulahneger, als Muhamedaner, kleiden sich mehr in lange weiße Gewänder. Die Männer sind weit eitel, als die Frauen und öffen europäische Moden nach. Die Weiber kleiden sich in ein Stück Baumwollenzug, das, um den Leib befestigt, wie ein Rock bis auf die Knöchel sich herabsaltet; um die Knöchel haben sie Ringe mit Schellen. — Die Wohnungen sind kleine leichtgebaute Hütten, oder, wenn man sie so nennen will, Häuser. Städte und Dörfer sind hier klein, meist in Wäldern versteckt und selten mehr als 30 bis 50 Haushaltungen zählend. Da sie immer die dichtesten Wälder aufsuchen und darin Plätze für ihre Banzen wählen, so sind sie, um den Nachtheilen durch Menschen zu entgehen, allen Nachtheilen des Klima's ausgesetzt. Unerwartliche Mäße, Hitze, Mücken, Schlangen und Geschmeiß-

plage verbittert ihnen das Leben und macht ihre Wohnörter zu den ungesundesten des Landes. Eigen ist, daß in der Mitte ihrer Dörfer überall das Palaver oder Gerichtshaus steht, wo sie zum Schwäzen und zu Berathungen zusammenkommen. Die Hütten sind rund, mit kegelförmigem Dache und zwei Thüren, vor denen eine Matte die Stelle der Thür vertritt. Indessen sind die Häuser der Mandingoneger besser gebaut. — Sie haben auch etwas Ackerbau. Indem sie ein Stück Wald niederbrennen, säen sie nach dem Regen Reis, den sie nachlässig mit Erde bedecken. Später wird die Saat vor den ungeheuern Schaaren der Reiskügel gehütet. Vier Monate nach der Saat ist die Ernte reif, die nun geschnitten wird. Man schneidet mit gewöhnlichen Messern die Ähren kurz ab, bindet sie in Bündel, dörert sie an der Sonne, drischt das Korn aus, welches in kleinen Mulden unter die Familien des Dorfes vertheilt und aufbewahrt wird. Große mit Lehm bestrichene Körbe dienen zur Aufbewahrung; sie werden im Freien unter einen Schoppen gestellt. Der Vorsteher des Orts läßt sich aufrechtstehend seinen Antheil über den Kopf schütten, so lange, bis er denselben mit dem Munde erreicht. Dafür muß er jedoch die Fremden bewirthen und einen Aufwand bestreiten, der ihm wenig übrig läßt. Jedes Dorf arbeitet gemeinschaftlich und vertheilt den Ertrag. Nie wird der Acker zweimal besät, sondern nach einer Ernte bleibt er sechs Jahre brach. Pflug und Sichel sind unbekannt; der Karst und das Messer müssen den Mangel ersetzen. (In der Kolonie versteht sich von selbst, daß der Ackerbau nach europäischer, die Pflanzungen aber nach westindischer Sitte betrieben werden.) Viehheerden giebt es in Menge und das Vieh der Fulaher bedeckt die grasreichen Savannen. Der Kunstfleiß ist auf niederer Stufe, dagegen sind die Mandingos unternehmende Handelsleute, welche den an der Goldküste üblichen Handel sowohl an der Küste, als im Innern des Continents mit vieler Energie betreiben. Sie werden von Königen beherrscht, welche meist Wahlkönige und durch beigegebene Råthe sehr beschränkt sind. Einige Stämme

wählen jedesmal den König aus einer andern Familie, damit jede an's Regieren komme. Niemand darf anders, als in Folge eines Urtheils als Sklave verkauft werden. Auch Schulden machen zum Sklaven. Beklagte können sich vertheidigen und Gottesurtheile sind auch hier gebräuchlich. Glühendes Eisen anfassen, einen Ring aus einem Kessel siedenden Oeles holen, rothes Wasser trinken, sind die gewöhnlichen Mittel zur Erforschung der Wahrheit. Das rothe Wasser wird öffentlich aus der Rinde eines Baumes bereitet, indem man sie wäscht, zu Pulver stößt, in eine große kupferne Pfanne mit Wasser thut, und so lange mit Ruthen peitscht, bis es schäumt. Nun wird ein Gebet darüber gesprochen und in einer ein Mädel haltenden Kürbissflasche wird ihm 8 bis 16 Mal schnell nach einander zu trinken gereicht. Wirkt es als Brechmittel, ist die Unschuld erwiesen; wirkt es als Durchführmittel, so ist er schuldig. Wer ein Gottesurtheil glücklich bestanden hat, wird höher geachtet und geehrt als zuvor. — Die Knaben gehen bis ins dritte Jahr unbekleidet, dann aber hängt man ihnen Puz um, und als köstliches Zeichen der freien Geburt wird ihnen ein Leopardenzahn um das Handgelenke gehängt. Kein Sklave darf seinem Kinde etwas Aehnliches thun. — Sie bringen viel Zeit mit Schminken und Haarschlechten zu; auch pflegen sie sich zu tätowiren, in welcher Kunst sie eine eigene Fertigkeit besitzen, welche darin besteht, auf Rücken, Brust, Unterleib und Arme Figuren zu tätowiren, welche wie erhabene Arbeit aussehen. — Beschneidung ist allgemein. In einigen Gegenden wird diese Operation auch an Mädchen vorgenommen. Bei beiden Geschlechtern geschieht dies unter vielen Ceremonien. — Je reicher der Mann, desto mehr Weiber; nach ihrer Zahl schätzt man ihn. Die erste Frau hat jedoch den Vorzug. Immer aber bleiben auch hier die Weiber Sklavinnen des Mannes, eine nothwendige Folge der Polygamie. — Tanz, Singen, Musik sind auch hier Lieblingslustbarkeiten der Neger; die Jugend ergötzt sich überdies mit gymnastischen Spielen. Sie haben auch Dichter; besonders figurirt der Kaiman und Leopard als die schlauesten Thiere

ihres Landes in ihren Mäbeln. — Eine ganz besondere Eigenheit dieser Völker ist das oben schon beschriebene Institut des Fehmgerichts, *Purrah*. — Die Religion dieser Völker ist aber eben so ausgezeichnet durch manche Eigenheiten. Sie glauben an Gott, aber halten ihn für zu gütig, als daß sie ihn verehren sollten. „Er thut uns ohnehin nichts zu Leide.“ Desto größer ist die Furcht vor den bösen Dämonen, womit Berg und Thal bevölkert ist. Sie sind in zwei Klassen getheilt, in obere und niedere. Die Termitenhäuser, Felder, Wälder sind ihre Wohnungen, Wasser, Bäume, Alles ist mit ihnen bevölkert, ja jeder Mensch steht unter dem Einflusse eines derselben. Darum werden ihnen auch häufige Opfer gebracht, und zwar Schafe, Ziegen, Vögel und Fische. Libationen werden ihnen stets gebracht und kleine Häuserchen errichtet, in welche ein Termitenhäufchen geschafft wird. Auch die Unsterblichkeit der Seele glauben sie, freilich ohne bestimmte Begriffe. Viele Seelen, besonders die der Hexen und Zauberer, verwandeln sich in Erdgeister, die als gute Geister an dem Menschenleben und Wohlfeyn theilnehmend umhergehen. Mit großer Feierlichkeit wird von den Sufuern vor jeder wichtigen Unternehmung ein Stier geopfert, den der Priester des Dorfes schlachtet, alle Dorfgenossen berühren und zuletzt gemeinschaftlich verzehren. Weiß ist die heilige Farbe; bei jedem Opfer halten sie daher einen weißen Vogel oder ein weißes Papier in der Hand. Obgleich die Fulah und Mandingo Muhamedaner sind, glauben sie doch eben so an alle diese Gebräuche. Selbst die Zukunft ist vor diesen Leuten nicht sicher; sie erforschen dieselbe durch Sandwerfen; Zauberer mit verbundenen Augen schreiben Figuren in den Sand und weissagen. Andere werfen Nüsse und weissagen aus ihrem Falle. Blinde Zauberer haben Vorzug vor denen mit verbundenen Augen, darum bedient man sich jener bei allen wichtigen Angelegenheiten.

#### 7. Die Bewohner der Küsten Adal und Ajan.

Die Küste Adal, von Babelmandeb bis zum Vorgebirge Gardasui, ist sandig und heiß.

Im Innern des Landes giebt es jedoch Getreide, Myrrhen, Honig und Wachs, Herden von Rindvieh, Schafe, Elephanten etc. Die Schafe sind sehr groß, breitgeschwänzt, weißhaarig und glänzend schwarz am Kopf. — Die Bewohner, die Somalins, ein Negerstamm, sind nebst ihrem Oberhaupte meistens theils Muhammedaner und werden als grausame Menschen geschildert. Sie sind olivenfarbig, groß, hager und von starkem Knochenbau. Sie tragen ein Paar lange Beinkleider, oder statt deren ein grobes Tuch um die Lenden; ein vorn offener, ärmelloser Rock, Kamlin, und ein Turban von Callico darf nicht fehlen. — Indes und Araber aus dem fernsten Innern kommen zur Zeit der Ankunft der Karavanen des Hochlandes hierher. Arabisches Gummi, Myrrhen, Weihrauch, Gold, Elfenbein, Pferde, Kammele und Sklaven werden hier gegen indische Waaren umgesetzt. Zwanzig Tagereisen westlich von der Stadt Berbera soll das Negerreich Hanim liegen.

Die Küste Ujan, oder die Küste der Somalis und Sowalis oder Sowatel in S. ist größtentheils wüßt. Einige Araber- und Galla-Stämme sind die Bewohner dieser Einden.

a.) Die Bewohner der Inseln des grünen Borgebirges, der Inseln bei Guinea, der 16 Bissaoinseln, Sokotora.

Die Inseln des grünen Borgebirges, Capverdische Inseln. Es sind 14, von denen 4 fast nur unfruchtbare Klippen sind. Sie liegen in der Gegend des grünen Borgebirges, zwischen  $14^{\circ}$  und  $17^{\circ}$  N., sind sehr gebirgig und fruchtbar an allen afrikanischen Produkten, wenn nicht, was oft geschieht, die sehr unregelmäßig eintretende Regenzeit ausbleibt, was einst die furchtbarste Hungernoth (1775) zur Folge hatte; auch leiden die Inseln, die zusammen etwa 80 Q. M. groß sind, sehr an Wassermangel, denn Quel-

len finden sich auf einigen gar nicht. Die Luft ist sehr heiß und nicht gesund. Unter den Hausthieren hält man Ziegen in großer Menge und die Häute derselben, so wie Seesalz, welches an der flachen Küste sich in Ueberfluß erzeugt, sind die vorzüglichsten Ausfuhrprodukte; auch Esel, welche die Einwohner in Menge ziehen, werden nach Westindien ausgeführt. Südfrüchte, Mais, Reis und Kokosnüsse hat man in Ueberfluß; nicht weniger Federvieh, darunter auch Pfauen und zahllose Schildkröten. Auf dem Meere findet sich Ambra \*) häufig. Zuckerrohr und Baumwolle werden gebaut, aber wenig ausgeführt. — Schon 1449 wurden diese Inseln von den Portugiesen entdeckt und diese besitzen dieselben noch.

Die 42,000 halbwilden Bewohner sind eine gemischte Race aus Portugiesen und Afrikanern, haben krauses und wolliges Haar, dicke Lippen, schwarze Hautfarbe und sind trüg, abergläubisch und roh. Sie leben vom Fische fange, Viehzucht und einigen Gewerben, als: Spinnen, Weben, Gerberei; der Landbau wird nachlässig betrieben. Sie kleiden sich alle in Baumwollentoffe, die sie zum Theil einführen müssen. Sie sind katholischer Religion und haben einen Bischof; vom Volksunterrichte ist indessen keine Rede. Ein Statthalter wohnt auf der Insel Jago.

Die Guinea-Inseln liegen 15 bis 50 Meilen von der Küste von Guinea in dem großen Busen dieses Landes, sind klein, voll hoher Gebirge, aber höchst fruchtbar an den gewöhnlichen afrikanischen Produkten und gesund. Sie wurden schon 1472 von den Portugiesen entdeckt. Sie heißen: Fernandob, die Prinzeninseln, St. Thomas und Annabon.

Die Einwohner sind von mittlerer Größe, ziemlich gut gestaltet, und wie alle Wilde kräftig. Sie haben wolliges Haar, hervorstehende Backenknochen, aber keine Negernase, noch wulstige Lippen, dabei einen

\*) Ambra oder Ambre, eine Materie von vortreflichem Geruch, und weil sie nicht häufig gefunden wird, eine der theuersten Speereien. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gefischt. Wahrscheinlich ist er eine in dem Mastdarme des Rachelots sich sammelnde Materie, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Dintemwarne, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt. Man verwechselte nicht mit diesem grauen Ambra den Bernstein, auch Ambre jaune genannt.

lebhaften, durchdringenden Blick in einem feurigen Auge. Ihre Haut ist schwarz, sie reiben sich aber mit Palmöl und rother Erde ein, und beschmieren ihr Gesicht mit Ocker. Schnüre voll Muschelschalen und Thierknochen tragen sie als Schmuck um den Hals, Armgelenke und Beine. Sie gehen nackt und tragen höchstens eine Art Gürtel von Rohr oder Laub um die Hüfte. Sie flechten sich eine Art Hütte aus Stroh und befestigen daran vorn ein Paar Vockshörner. Berauschende Getränke und Tabak waren ihnen bisher unbekannt. Ihre Nahrung besteht aus den Erzeugnissen ihres Bodens, Schafen, Ziegen und Hühnern, sie trinken ungegohrnen Palmensaft und Wasser. Sie scheinen eine eigene Sprache zu sprechen und sind im Ganzen ein gutes Volk. — Die portugiesischen Kolonisten auf der Insel Anna-bon sind zu Halbwilden ausgeartet; man findet jetzt ein Gemisch aus Negern und Portugiesen, die rohes Fleisch essen und sehr wild sind. Sie bekennen sich zwar zur katholischen Religion, welcher Art jedoch ihr Christenthum sei, kann man daraus abnehmen, daß ihre Geistlichen weder lesen noch schreiben können.

Die Bissaoinseln liegen westlich von der Küste vor der Mündung des Niogrande. Die größten darunter und auch am meisten bevölkert sind Warang und Formosa. Sie sind flach und fruchtbar. — Die Bewohner sind so roh, daß sie selbst bei ihren Nachbarn auf dem festen Lande die Wilden heißen. Sie sind von mittlerer Größe, gedrungenem, starkem Körperbau, mit Wollenhaar. Sie reiben sich mit Palmöl und rothem Ocker ein. Sie sind alle Krieger, tragen eine Flinte, lange, scharfe Schwerter, geflochtene und mit Büffelleder überzogene Schilde, nebst einer Lanze. Sie bauen nur etwas Reis, die übrige Zeit des Jahres bringen sie mit Jagd und Raub zu. Die auf dem benachbarten Lande wohnenden Biafaren werden von ihnen besonders verfolgt, und waren bereits genöthigt, ihnen die schöne Insel Bulama zu überlassen. Zum Glück sind sie schlechte Seeleute. Sie haben Könige, die aber wenig Ansehen genießen.

Eine Eigenheit ist, daß sie vor einem Unternehmen Hähne schlachten, und aus dem Magen den Ausgang weisagen.

Die Insel Sokotora ist 20 Meilen lang und 8 M. breit, 30 M. vom Cap Gardafui entfernt. Sie ist felsig und wenig fruchtbar. Das Ansehen ist dürr und verbrannt und vulkanischer Natur; die Berge sind kahl und nur in einigen Thälern, wo Quellen sind, ist auch Vegetation. Die Dattel, der Drachbaum, die Aloë hepatica gedeihen hier, Wassermelonen und dergleichen werden von den Einwohnern gebaut, mit Getreide und Hülsenfrüchten versieht sie sich von Muskat aus, wozu sie Rinder, Ziegen und Schafe ausführt. Ein kostbares Handelsprodukt ist der Umbra. — Die Bewohner dieser Insel sollen aus vier Klassen bestehen. Die Urbewohner in den Gebirgen sollen jakobitische Christen sein; Araber und andere Muhamedaner sollen auch da wohnen; die wenigen Waldungen aber von einem wilden Stamme besetzt sein. Früher sandte der Iman von Muscat einen Saib oder Gouverneur hin, jetzt soll er sie an die Engländer abgetreten haben. Die Häuser bestehen aus Korallenblöcken und sind weiß angeworfen, viereckig, mit flachen Dächern, klein und unordentlich durch einander gebaut, so namentlich in dem Hauptorte Tamarida. Ein kleiner Hof theilt das Haus in zwei Theile, wovon den vordern die Männer, den hintern die Frauen, auf die sie sehr eifersüchtig sind, bewohnen. — Um Sokotora herum liegen mehrere kleine Inseln, darunter nur Uddat Churiah merkwürdig ist; die Schiffer besuchen diese letztere Insel, um frisches Wasser einzunehmen.

### III. Die Völker Süd-Afrika's.

Es umfaßt folgende Länder: 1) Nieder-guinea, 2) das innere Südafrika, 3) das Kaffernland, 4) das Hottentottenland, 5) die Capkolonie, 6) die Küstenländer Banguébar, Mosambique, Monomotapa, 7) die Inseln: Madagaskar, die Komoren, St. Helena.

## 1. Die Bewohner Nieder-Guinea's.

Niederguinea erstreckt sich von der Biafra-Bai bis E. Negro = 300 Meilen. Obgleich dieses Land schon seit 1484 von Portugiesen besucht wird und ihnen zum Theil unterworfen ist, so ist es dennoch wenig bekannt. Das Innere ist hohes Gebirgsland; man hört hier sogar Schneeberge nennen; ja ein neuerer Reisender, Douville, hat unter  $15\frac{1}{2}^{\circ}$  S. und  $29\frac{1}{2}^{\circ}$  O. den über 10,000 F. hohen Vulkan Sambi, den einzigen, welchen man auf dem festen Lande Afrika's kennt, entdeckt; außer den beiden großen Flüssen Zairu oder Congo, welcher aus einem See Aquilunda kommt, und dem Coanza, der den Saxia-See bilden soll, giebt es noch eine Menge Küstenflüsse. Aus den umliegenden Bergen quillt viel Erdharz und die Luft ist mit stinkenden Dünsten angefüllt. Trotz des größten Reichthums an Produkten (reiche Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisengruben und ganze Wälder von Pfeffer- und Kaffeebäumen, von Zuckerrohr und den kostbarsten Holzarten sollen im Hochlande sein) scheint doch der portugiesische Handel, der sich wahrscheinlich durch das Innere bis zur Ostküste erstreckt, nicht bedeutend gewesen zu sein, jedoch war diese Gegend noch immer Hauptklausenmarkt. — Die Portugiesen haben hierher manche Pflanzen der Heimath gebracht, die gut gedeihen; auch Hausthiere, die ebenfalls fortkommen; sie selbst finden aber ihr Grab sehr schnell bis auf den heutigen Tag, ohne es jedoch an neuen Ankömmlingen fehlen zu lassen.

Die Bewohner bestehen aus Negern, die unter dem Namen Congoneger bekannt sind. Zeune berechnet sie im Küstenlande und auf der Mittelterrasse auf 6 Millionen. — Sie sind wohlgestaltet, haben sich in und nächst den europäischen Ansiedlungen häufig mit den Portugiesen vermischt und daher gebleicht. — Ihre Speise ist gegohrner Maniokteig, gedörrter Pifang, Brei aus Mehl von Buchweizen, der zwischen Steinen zermalmt wird. Es werden aus diesem auch Kuchen gebacken; selten hat man Fleischbrühe und Fleisch. Sie jagen wenig und essen kein Wild. Sie essen Geflügel und Biegen halbroh und ungesäubert, und sind überhaupt

II.

sehr unrein in Bereitung der Speisen. Sie essen viel, wenn sie es haben, und hungern wacker zur Zeit der Noth, wie alle rohe Völker. Die Anwohner der Flüsse leben von Fischen. — Die Kleidung der Könige und Häuptlinge, welche prachtliebend sind und sich auf die abenteuerlichste Weise durch Ueberladung mit europäisch-afrikanischer Pracht schmücken, ist kostbar. Man sieht sie mit Mützen und bordirten Hüten, darüber in Purpurmänteln mit seidenen Strümpfen und Ueberladungen von Gold u. s. w. Die Höflinge tragen Mäntel von Damast und dem König haben die Portugiesen einen Hofstaat nach portugiesischer Art beigeordnet. Das gemeine Volk trägt Mäntel aus Leinwand und Kattun, die Vornehmen fügen noch ein mit Schellen behängtes Kagenfell als Schürze hinzu. Verschiedene Ringe aus Haaren, Elfenbein und Metall werden am Arm und Hals getragen; an Amuleten fehlt es auch nicht. Die Sklaven aber gehen nackt. Manche Könige dürfen nur Landeserzeugnisse zu Kleidung und Nahrung nehmen. — Diese Negerbevölkerung bewohnt Städte, oder wie sie in der Landessprache heißen, Banzas. So hörte man besonders die Residenzen mit den Namen Banza Malemba, Banza Coango u. s. w. nennen. Außerdem haben sie eine Menge Dörfer, welche Libatta heißen. Ihre Häuser sind Rohr- und Strohütten, deren Dach aus trocknen Palmblättern artig gefertigt wird. Mitunter werden diese Hütten mit hölzernen Thüren verschlossen oder mit Strohmatte. Der Wohlhabende hat es auch hier wohl: er besitzt mehrere Hütten, denn jede Frau hat ihre besondere, und der Mann hat seine eigene, und zur Küche ist auch eine bestimmt. Alle stehen in einem großen, mit Rohr umzaunten Gehöfte, das wieder abgetheilt ist. Die Abtheilung der Weiber darf kein Mann betreten. Vor seiner Hütte hat der Mann noch einen besondern Platz, wo er Fremde empfängt. In den von Europäern bewohnten Gegenden sind die Häuser besser gebaut, und die Kaufleute machen unter ihre Wohnungen einige Fuß hohe Substruktionen und solche Häuser nennt man Sidanga. Sie sind auf starken

29

Balken aus Stroh und Rohr gebaut, mit Fenstern versehen und austapezirt. Ritunter findet man sie bei den Reichen artig meublirt und mit Kissen, Teppichen und europäischen Geräthen sehr bequem versehen. Die Wohnungen stehen in Dörfern und Banzen sehr unordentlich durch einander und die schmalen Gassen bilden Labyrinth. Eben darum nehmen die Städte großen Raum ein, da das Land genug ist. So hat eine Stadt, die eine Quadratmeile einnimmt, selten über 12,000 Einw. Jedes Gehöft hat aber dabei ein Stück Feld, um Maniok und Früchte zu pflanzen. Auch hat jeder Ort einen großen Platz, auf dem ein Banianenbaum steht, der den Kindern zum Spiel und den Alten zur Berathung dient. — Wie alle Schwarzen, lieben sie die Ruhe; die schwerste Arbeit fällt den Frauen zu. Sie arbeiten drei Tage und ruhen allezeit am vierten. Mit Tagesanbruch stehen sie auf, waschen sich, die Reichern, namentlich die Frauen in Congo (s. Taf. XL.) reiben sich mit Palmöl und lieben überhaupt Einreibungen mit rothem Ocker, womit auch die Braut, wenn sie ihrem Manne zugeführt wird, über und über bestrichen werden muß, um in den Augen des Bräutigams schön zu sein. Die Männer bauen Häuser, treiben Handel und fischen; die Weiber bestellen die Ucker und das Haus, sammeln trocknes Holz und erziehen die Kinder. Sie haben Sklaven zu Gehälfen. Ehe die Mädchen heirathen, werden sie jedem, der dem Vater oder Bruder zwei Stücke Zeug giebt, preisgegeben, ohne daß es ihrem guten Rufe schadet. Die Weiber werden streng gehalten, aber den Weißen nicht entzogen. — Der Uckerbau ist, mit wenig Sorgfalt betrieben, reichlich lohnend. Mais, Hirse u. dgl. giebt hundertfältige Ausfaat. Nur in der Nähe der Städte ist bebautes Feld. Vieh haben sie wenig, von schlechter Pflege und daher nur haarige Schafe, gestreckte Ziegen und schlechtes Rindvieh. — Sie arbeiten geschickt in Metall; die Weiber machen Löpfe ohne Scheibe, die Weber weben ohne Webstuhl, indem sie den Fettel zwischen zwei Stäbe spannen und mit großer Behendigkeit

den Einschlag mit dem Finger durchziehen. Man macht Zeuge zu Kleidern, Shawls und Mägen. In mäßigen Stunden ist Alles beschäftigt, den Bast von dem Bambusrohr abzulösen, der dann getrocknet, gefärbt und gesponnen wird und zu den Geweben dient. Sie treiben auch Fischerei und befahren in dieser Absicht auf Kanots von 24 Fuß Länge und 18 Zoll Breite, ohne Segel, das Meer. Ihre Netze haben große Maschen und sind schlecht. Sie stellen auch Neusen und bedienen sich in manchen Gegenden sogar betäubender Kräuter. Die gefangenen Fische werden gedörrt und für die Regenzeit aufbewahrt. — Sie treiben Handel mit den Portugiesen. Ausgeführt werden Sklaven, Elfenbein, Sandel- und Ebenholz, nebst Lebensmitteln. Dafür werden eingeführt: Gewehre, indische und europäische Zeuge, Schießbedarf und Korallen. Eisenstangen, englische Baumwollenzeuge und Brantwein aus Brasilien werden vorzüglich gesucht. Sobald der Handel geschlossen ist, gehört, um ihn giltig zu machen, dazu, daß Käufer und Verkäufer mit einander einen Grassalm zerreißen. Auf dem Markte im Innern wird starker Handel mit dem Salze der Küste nach den höhern Gegenden getrieben. Als Scheidemünze gelten Fasern und Bambusrohrbast in kleine 18 quadratzollige Matten geflochten, deren 20 ein Huhn gelten. Fünf Fuß lange blaue baumwollene Tücher heißen Pagni oder Makuten und nach diesen wird gerechnet. Diesen Namen haben auch portugiesische Kupfer- und Silbermünzen angenommen. Der Sklavenhandel ist zwar nicht so lebhaft, wird aber dafür um so grausamer betrieben, als die Gefahr dabei größer ist; wird auch schwerlich früher aufhören, als bis in allen Kolonien alle Sklaven frei sind, und die Küsten Afrika's so viel an Civilisation gewonnen haben werden, um das Schändliche dieses Handels einzusehen und zu verabscheuen. Sehr nachtheilig hat derselbe vorzüglich auf die von Natur gutmüthigen, leicht- und frohsinnigen Congoer eingewirkt. Hier die Schilderung aus der neuesten Zeit! „Die Negereinwohner leben in tiefem Frieden und gehen ohne Waffen, aber die Männer zeichnen sich



durch den höchsten Grad der Indolenz, die Weiber durch Keuschheit und Sklavensinn aus. Die Matrosen und Sklavenhändler haben auch hier Branntwein und Lieberlichkeit eingeführt. Sklavenhandel ist das Hauptgewerbe, und die afrikanischen Fürsten sind gar nicht mit der Abschaffung des schändlichsten aller Handelszweige einverstanden. Ihre erste Frage an europäische Schiffsbefehlshaber ist, ob sie Sklaven brauchen? Der König bot dem Kapitän Luten, der die Expedition zur Erforschung des Zaire commandirte, nach geschlossenem Bedingnisse, eine seiner Frauen zur Gefährtin an und die Hofleute machten dasselbe Anerbieten der Suite des Kapitäns. Eine furchtbare Frucht europäischer Civilisation an den Küstenländern ferner Erdtheile. Kein Reisender oder Wanderer ist sicher, sobald er seinen Wohnort verläßt, ob er nicht aufgefangen und verkauft wird. Daher ist aller Verkehr, alles Vertrauen vernichtet, kein Ort steht mit dem andern in Verbindung, daher die größte Unwissenheit. Kaum wird dem Fremden der Weg von einer Banza zur andern gewiesen. Fast alle Verkaufssklaven sind durch Straßenraub oder im Kriege, der immer erregt wird, weggefangen. Hausklaven werden nie verkauft. Die Großen wünschen die Beibehaltung, das Volk die Abschaffung des Sklavenhandels.“ — Gesang und Tanz sind, des Drucks, unter welchem sie seufzen, ungeachtet, ihre Leidenschaft und verwandeln sie plötzlich in lebendige, muntere und unermüdbliche Menschen. Der M'sambi, eine Art Gitarre, die Longa, zwei eiserne Glöckchen, die mit Stäbchen geschlagen werden, M'gamba, eine Art Trommel, und die Marimba, ein Instrument aus 14 bis 16 Kalbassen, das einen angenehmen Ton giebt, nebst einigen Pfeifen und Trommeln aus Gazellenhörnern und Eisenbein, machen die Musik des Negers aus. Sie singen angenehm und harmonisch, und die Angolauer, deren Art zu reisen sonderbar genug ist (XLIII.) verkürzen sich auf ihren Reisen die Zeit nicht selten durch Singen. — Im Ganzen sind sie gesund, doch kommen Krüden, Stropheln, Elephantiasis, Blutflüsse, Geschwülste und Fieber vor. Als

Arznei gebrauchen sie Pflanzenabkude und die Gankelen ihrer Priester. — Der Religion nach sind sie Heiden mit allem Uberglauben, der dem afrikanischen Fetischdienste anhängt. Die portugiesischen Missionäre hatten trotz dem, daß sich 1490 in der Residenz Umbasse der König sammt seinem Volke taufen ließ, keinen Erfolg. Es sind wohl noch Missionen vorhanden und die Neger der Küste, besonders am Zaire, nennen sich alle Christen; allein außer einigen äußern Geberden, die christlich sein sollen, wissen sie vom Christenthum nichts, und sind eben so Fetischgläubige mit allem heidnischen Uberglauben, wie die übrigen Neger, wie unter andern auch die auf Taf. XLI. dargestellte Stätte mit ihren Neugeborenen beweist. Hier findet man unter dieser Negernation auch Götzenbilder von Menschengestalt bis eine Elle hoch, die nicht abel geschnitten sind. Sie haben alle große gebogene Nasen und keine Negerprofi; man stellt sie immer bewaffnet dar. Sie haben auch kleine Kisse oder Hausgötter von grotesker Form und eine Menge Reliquien und Amulette, eine Art Fetisch. Die Libationen sind gebräuchlich, und kein Mann trinkt, ohne für den Fetisch etwas auszugießen. Die Priester haben großen Einfluß, sie prophezeien, bannen Thiere, stellen Augurien u. s. w. — Die Todten werden mumifizirt, in viele Lächer gewickelt, deren Qualität sich nach dem Range und Vermögen des Verstorbenen richtet und manchmal vier Jahre bis zur Beerdigung aufbewahrt. In manchen Gegenden werden die Leichen auch über Feuern aus wohlriechenden Hölzern ausgebrüht. Der Todte wird beweint, man hat eigene Klageweiber dazu, wie in Aegypten. Ist er begraben, so gehen Weiber und Verwandten in die Hand des Erben über. Auf das Grab pflanzt man einen Elephantenzahn, und die Vorübergehenden eilen schnell und still mit abgewandtem Gesichte vorüber.

Ehemals bestand diese ganze Küste und die Mittelterraße aus Einem Reiche, unter Einem Herrscher, und zwar noch kurz vor der Ankunft der Portugiesen 1484. Bald jedoch machten sich die Statthalter unabhängig. Jedoch blieb Congo die Mitte des Reichs der

alten Königsfamilie, welche auch noch gewissermaßen vorzügliches Ansehen genießt. — Die Regierungsform in allen den einzelnen Ländern ist rein despotisch, roh und unbeschränkt. Es giebt Schatten von Gerichtshöfen, wo Gift- und Feuerproben als Gottesurtheile gelten. Für Mord wird zum Tode, für andere Vergehungen zur Sklaverei verdammt. Der Wille des Königs raubt ohne Motivierung das Leben. Die Herrschaft und Statthalterschaften sind erblich. Weiber dürfen den Thron nicht bestiegen und der König muß allezeit von königlichem Geblüte sein. Er wird von den Großwärdenträgern gewählt und nach der portugiesischen Niederlassung St. Salvador gebracht, wo er von portugiesischen Prälaten in seine Würde eingesetzt wird. Alles ist Willkühr, Alles vorübergehend. Menschenleben ist auch hier ohne Werth und von moralischer Würde und Gottähnlichkeit noch nie eine Idee in die Seele dieser Barbaren gekommen. Eben so wenig kennen sie, was Gemeinsinn, gesellige Pflichten und Patriotismus sind. Alles dieses hat der Sklavenhandel und die Goldgierde der Europäer längst vertilgt, da Dummheit ihrer Habguth günstiger ist. — Die Sprache ist Eine, freilich in verschiedenen Dialekten. — In Congo sollen vernegerte Juden leben; was jedoch ungewiß ist.

Ohne Zweifel sind die Neger in Benguela die rohesten. Für blaue Glaskorallen geben sie das Beste hin, was sie besitzen; kleiden sich in Thierhäute, besonders in die der Tiger, die sie mit außerordentlicher Kühnheit jagen (s. Taf. XLII.) und darin fast alle afrikanische Neger übertreffen; führen eiserne Lanzen, Keule, Bogen und Pfeile als Waffen (s. Taf. XLII). Die Weiber tragen Pagnen von Baumbast und am Halse einen schweren eisernen Ring. — Manche sollen frei, wild und nackt in den Wäldern wohnen und Menschenfleisch essen.

An der Gaboon-Bai lebt ein Negervolk, das Bowdich mild und freundlich fand. Jeder wohlhabende Kaufmann in einem Dorfe oder einer Ortschaft rüft sich zum Könige aus und nimmt diesen Titel an. Die Gewalt über

seine Unterthanen ist jedoch gering und alle scheinen die Oberherrschafft des Königs Georg in Georgenstadt (Maango) anzuerkennen. Die Gewalt, Gesetze zu geben und zu vollziehen, ist in des Königs Hand, der ein Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen hat. Der Verurtheilte kann jedoch auch außer Landes gehen. Beim Ableben des Vaters theilen die Erben die Verlassenschaft in gleiche Theile; nur der Älteste erhält das Doppelte. Tödtet ein Mann einen andern, so wird er öffentlich verhöhrt, und kann er sich nicht rechtfertigen, zum Tode verurtheilt. Tödtet er eine seiner Frauen, deren Zahl sein Rang bestimmt, so zahlt er an ihre Familie eine Geldstrafe. Tödtet er ungerechterweise einen Sklaven, so kann ihm sein eigener Sohn oder der Erbe den Prozeß machen und zum Schadenersatz zwingen. Blutschande wird verabscheuet, und darum darf Niemand seine Schwiegermutter ansehen. Weiber aber leihen sie einander, und wer seine Frau verspricht, muß sein Versprechen halten oder verfällt einer Geldbuße. Das Haar tragen sie in Flechten, nach den Seiten herabhängend, an der Stirn stehen sie wie Hörner hervor. Weiber tragen um die Beine eine Menge eiserne Ringe vom Knie bis an die Knöchel, so daß es klappert, wenn sie gehen oder tanzen. Jede Familie hat ihren Fetisch, aber vom Unsterblichkeitsglauben findet man wenig Spuren. Stirbt Jemand, so verschließt man die Thür seines Hauses sieben Tage lang. Die Bewohner dieser Gegend sprechen die schönste Neger Sprache in Afrika. Sie ist biegsam, lieblich, sich in Ohr und Seele durch geschmeidige und viele Vocalsylben spielend. Auch sprechen die Anwohner des Gaboonflusses fertig englisch, wie auch viele französisch und portugiesisch sprechen. — Im Innern wohnen die Kaylers, welche sich durch Industrie auszeichnen. Sie wissen das Eisen zu bearbeiten, das hier überall gefunden wird. Sie hüten sich aber sehr, diese Kunst der Behandlung dem Küstenvolk zu zeigen, da sie für ihre Messer, Scheeren, Speere, Matten und Bambuszuge Kupferwaaren und europäische Gegenstände eintauschen. Ihr Bambuszug sieht wie unze-

bleichte holländische Leinwand aus, aber ihre Matten sind sehr schön und von mannigfaltigen Farben und Mustern, die nichts Rohes an sich haben, sondern auch bei civilisirten Völkern den Ruhm der Eleganz erhalten würden.

Diese Völker sind Menschenfresser. Sie essen nicht allein ihre Gefangenen, sondern auch ihre Verstorbenen, deren Leichname sogleich nach dem letzten Athemzuge feil geboten werden. Häufig ist der Vater sein eignes Kind. Geflügel und Ziegen giebt es hier in Menge, aber so lange Menschenfleisch zu haben ist, werden sie verschmäht. Das Salz ist sehr theuer; Kaufleute sollen sich nur stark bewaffnet in ihr Land wagen. — Nordöstlicher soll ein Volk wohnen, das des Nachts besser sieht, als am Tage, und an diesem schläft und in jener arbeitet und reiset! —

## 2. Die Bewohner des innern Südafrika's.

Außer der Süd-Epize kennen wir von der ganzen Süd-Hälfte Afrika's in den meisten Gegenden nichts, als den Küstenrand. Was man vom Innern weiß, ist veraltete und höchst wahrscheinlich sehr entstellte Nachricht, die in dem ganzen ungeheuren Raume von Soudan bis zum Kasern- und Kaplande nichts als wilde Menschenfresser wohnen läßt. Die Portugiesen, welche schon seit langer Zeit Handelsverbindungen zwischen der West- und Ostküste unterhielten, haben absichtlich jede Aufklärung darüber verheimlicht; nur Weniges ist in neuerer Zeit bekannt geworden. Eine Wüste ist das Innere nicht, im Gegentheil wird dessen Fruchtbarkeit gerühmt; es scheint ein von Gebirgen durchschnittenen Hochland zu sein. Die Flüsse der Westküste, der Congo und Coanza, so wie der Ostküste, der Zambese, Coavo, Quikmancl u. a. entspringen daselbst; auch nennt man in O. den großen See Marawi in W. des Lupata-Gebirges. Hier wohnen

die Dschaggas von ihrem Anführer Zinghi oder Kinga (s. Taf. XLIV.) auch Unzichis genannt, eine fürchterliche Negernation, die in ganz Niederguinea, vorzüglich in Benguela, umherschweift, und noch weiter südlich. Sie wurden erst mit Anfang des

sechzehnten Jahrhunderts in Niederguinea bekannt, denn 1542 fielen sie, unter ihrem Anführer, in Congo ein, überschwemmten und plünderten Alles. Nach einem vierjährigen Kriege wurden sie endlich hier mit Hülfe der Portugiesen vertrieben. 1589 wurden sie auch auf der Ostküste nach vielen begangenen Gräueln in Mombassa geschlagen. Sie hatten früher Monomotapa, wie Congo, verheert. Dieses beweiset ihre große Macht, die jener der Mongolen auf den Hochebenen Asiens so ziemlich gleich ist. Nach den Nachrichten Delzels bilden sie auch heute noch in N. O. des Hochlandes eine große Macht und drücken noch immer durch ihre starken Reitercharen, unter dem Namen der Ejons die benachbarten Negerschaften so sehr, daß sie sogar zu Dahomey Tribut einfordern. — Es sind große, starke, ganz schwarze Menschen, deren Waffen Bogen, Pfeile und lederne Schilde sind, und die nur vom Raube leben. Sie haben die Gewohnheit, sich zu tätowiren und ihr Gesicht durch Einschnitte zu bezeichnen. Ihre weite Verbreitung wird auch dadurch bestätigt, daß sie als Sklaven sowohl nach Mosambik, als an die Guineaküste kommen, wo man sie an diesen Einschnitten erkennt. Sie pflegen sich die Eckzähne spitz zu feilen, wodurch ein thierähnliches Gebiß entsteht. Diese Sitte herrscht auch bei den Bergvölkern in Sierra Leona, in Darfur, und ist so uralt, daß sie auch bei den Mumien Aegyptens gefunden wird. Eben so merkwürdig ist es, daß unter ihnen sowohl die ägyptische Sitte des Mumificirens der Todten, als auch des Mitbegrabens der Weiber mit den Männern, wie bei den Hochasiaten, üblich ist. Die Leiche des Mannes wird mit Palmwein gewaschen, mit Spezereien ausgefüllt und überzogen, die Haare zierlich gelegt und so auf seinem Sarge, als lebte er noch, in unterirdische Todtenkammern gesetzt. Zweien seiner Frauen zer schlägt man die Arme und setzt sie neben ihn, und so wird Alles zugebedt. Auch diese Sitte scheint sich seit 4000 Jahren erhalten zu haben. In den Grotten zu Eleibeya in den unterirdischen Tempeln Nubiens, findet man noch in den Todtengrotten eben diese Vorstellung ganz er-

haben in den Felsen eingehauen. Immer sitzt in den zahlreichen Todtengrotten ein Mann zwischen zwei Frauen; und so finden wir tief in Hochafrika die Darstellung des ägyptischen Alterthums auf eine schreckliche Weise gelöst. Blut und Palmenwein werden auf den Gräbern geopfert und monatlich Trauergesänge den Todten zu Ehren gesungen. Die begrabenen Schätze und Weiber sollen dem Todten auch jenseits noch dienen. Sie sollen die Söhne der erschlagenen Feinde oft adoptiren, erst zu Sklaven machen, und wenn sie sich, durch Tapferkeit auszeichnen, freilassen und unter die Krieger aufnehmen. Also eine Art Nameluten. Sie führen ihre Gefechte mit furchtbarem Geschrei, opfern und verzehren ihre Gefangenen. Sie haben Priester, die sich mit Beschwörungen abgeben und für Zauberer gelten, Shingili genannt. Der Oberpriester, Shikome, ist ein lebendiger Götze und regiert seine Hierarchie, wie der Lama in Tibet. Wie dieser, wohnt er im heiligen Lande, wo heiliges Feuer brennt. Er hat eine Menge Gaukler, Zauberer, Männer und Frauen zu Gebote, deren jedes über ein anderes Glied des menschlichen Körpers wacht und seine Krankheiten heilt. Auch unter den Priestern Aegyptens gab es solche Partikularärzte. So schilderte Battal die Schaggas vor 200 Jahren \*) und sie sind wahrscheinlich auch heute noch so. Ihre Fetischbilder sollen, seltsam genug, auch nach den neuesten Nachrichten des Kapitain Lukey, wie nach den ältesten der Portugiesen, europäische Gesichtsbildung haben und denen im alten Aegypten selbst der Gestalt nach ähnlich sein. Sie haben freie Stirnen, Adlernasen und sind weiß bemalt.

Die Schaggas suchen zu ihrem Aufenthalte die fruchtbarsten Gegenden aus, besonders die, wo es viele Palmen giebt, welche sie niederhauen, zehn Tage liegen lassen, um dann Del davon abzapfen, dessen sie sich als Nahrung bedienen. Nirgends bauen sie ein Stück

Land an. Haben sie in einer Gegend alles erbeutete Vieh aufgezehrt, so ziehen sie weiter, und schlagen ein Lager auf, welches sie ringsum mit Bäumen verschänzen. Zwölf Eingänge oder Thore führen zu dem Lager, und jedes Thor steht unter den Befehlen eines vornehmen Anführers oder Generals. Der Obergeneral muß ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit sein; er ist streng gegen die Soldaten, läßt die Muthlosen und Flüchtigen auf der Stelle tödten und auffressen, und feuert den Muth des Heeres durch nächtliche Reden an. Die Knoten seines Haupthaars hat er mit Bamba-Muscheln durchflochten; von einer andern Art Muscheln, die man auf der Küste fängt, ist sein Halsband. Ein Gürtel, oder Landes, von Straußeneiern, geht um die Mitte des Leibes, welcher mit einem Zeuge aus Palmenfasern bedeckt ist. Kupferstreifen schmücken Nasen und Ohren; auf dem Leibe sind viele Figuren eingeschnitten, und täglich wird er mit Menschenfett frisch bestrichen, und roth und weiß bemalt. — Die Frauen durchflechten ebenfalls ihre Haare mit Bamba-Muscheln, tragen viele Zierathen um Hals, Arme und Beine. Es ist notwendig, wollen sie anders nicht von ihren Männern verachtet und bei den Mahlzeiten verstoßen sein, daß sie sich in der obern und untern Rinnlade zwei Zähne ausziehen. Dem Knaben, den man am Leben erhalten will, (denn viele Kinder werden bald nach der Geburt getödtet) giebt man ein Band um den Hals, welches nur dann erst abgenommen wird, wann sie dem Anführer das Haupt eines Feindes gebracht haben. Erst dann sind sie freie Leute und Gonsos (Krieger).

Jedes wichtige Unternehmen wird mit Opfern und religiösen Feierlichkeiten begonnen (s. Taf. XLIV.). Ehe die Sonne aufgeht, bringt man das Opfer, bei welchem der Anführer auf seinem Stuhle sitzt und links und rechts einen Zauberer neben sich stehen hat. 40 oder 50 Frauen stehen mit Zebrafchwänzen

\*) Die Nachrichten von Reisenden vor 200 bis 300 Jahren oder zwischen 1450 bis 1550 sollte man auffuchen und kritisch würdigen. Sie erfuhren mehr, als die neuern Reisenden, denn man kannte damals den europäischen Raub- und Mordbiss noch nicht und nahm die Fremdlinge unbefangen, zutrauensvoll und gastfrei auf. Sie drangen überall vor und beobachteten überall, und ihre Nachrichten sind gewöhnlich eben treu, als lehrreich.

um ihn her, wedelnd und singend, und hinter ihnen wird das Spiel von Trommeln und andern Instrumenten gehört. Auf einem großen Feuer in der Mitte steht ein irdener Topf mit weißem Pulver, womit die Zauberer Stirne, Schläfe, Brust und Bauch beschmieren. Erst nach Sonnenuntergange sind die Ceremonien beendet, wo die Zauberer dann dem Anführer seine Art oder Kassenja überreichen, und ihn ermahnen, tapfer gegen die Feinde zu sein, weil sein Mokiso (Schutzgott) bei ihm sei. Hierauf bringt man ihm einen Knaben, den er sogleich tödtet; dann vier Männer, von welchen er zwei umbringt, die beiden andern aber außerhalb des Lagers hinrichten läßt. — In dem Ehlongi, oder Lager, darf keine Frau gebären, wenn sie nicht mit ihrem Kinde umgebracht sein will. Doch soll diese Grausamkeit an einigen Orten nicht mehr so fürchterlich geübt werden, wiewohl sie ursprünglich gefällig durch die Schagga-Prinzessin Tembaudumba gemacht worden ist, welche bei einem Stamme dieser Nation Anführerin, und als Kriegerin geachtet war. Um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, zerließ sie ihren eigenen männlichen Säugling vor den Augen des Volkes in einem Mörtel, ließ ihn kochen, und machte eine Salbe daraus, die jeden unüberwindlich sein lasse, der sich damit bestreiche. Ihr Volk ahmte ihr in dieser Scheußlichkeit häufig nach. — Die Ehlongi können leicht abgebrochen werden, wenn man einen andern Wohnplatz suchen will. Jedes Lager hat 7 Abtheilungen, deren jede ein besonderes Oberhaupt hat. In der Mitte des Lagers sind die Wohnungen für den Hauptanführer und dessen Angehörigen. In des Anführers Gegenwart darf sich Niemand setzen, außer der Sokombolo, der Oberrichter und Oberst der Garden ist. Wer mit dem Oberhaupt spricht, muß sich zuvor auf die Erde niederwerfen.

Neuere Nachrichten nennen einige kleinere Völkerschaften, unter denen die Portugiesen sogar Handelsstationen haben sollen. Daß der fleißige Neger zu den rohesten seines Stammes gehört, scheint ausgemacht, ob aber grausamer, als der Bewohner von Dahomey in Guinea,

oder der Aschanti, ist nicht zu bestimmen. Die Kriegslust und Barbarei der Gallas in der Nähe von Habesch ist durch sichere Nachrichten verbürgt.

### 3. Das Kasernland.

Die Kasern haben theils die Ostküstländer von der da Lagoa-Bai bis zum Flusse Keisikamma, theils das innere Hochland in Osten und Norden der Hottentotten bis 27½° S. inne. Die Kasernküste heißt in S. Natal oder Weihnachtstküste, im N. Fumas. Das Land selbst erhebt sich nach dem Innern zu und geht in eine von einzelnen Bergzügen durchschnittene Hochebene über, die mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau paßt, ist aber an den Flüssen und am Meere sehr fruchtbar, hat weiche Weiden, aber wenig Holz. Das Land, sagt Ritter, hängt nach allen Seiten durch sanfte, reich bewässerte, grasreiche Uebachungen mit tiefen Ebenen zusammen; die Gipfel sind sanft abgerundete Kuppeln, einförmig, nackt, von Stürmen umsaust, ohne Reiz, die Heimath des scheuen Buschmanns. Die Wärme ist an der Küste noch bedeutend, so daß dort Zuckerröhre, Pfirsich und Ananas gedeihen, aber die Nächte sind sehr kühl und das Innere hat überhaupt weit rauhere Luft. Die Regenzeit herrscht vom October bis zum März. Außerdem ist oft so anhaltende Dürre, daß selbst ansehnliche Flüsse veriegen und Tausende von Hausthieren umkommen. Im westlichen Theile durchschwärmt dieses weidereich Land eine Menge von Thierarten, besonders ganze Heerden von Elephanten, bis 500 Stück beisammen. Der afrikanische Elefant ist zwar kleiner, als der asiatische, aber eben so edel. Elephantenjäger haben mehr als einmal gesehen, wie ein Elefant seinen Kameraden aufzurichten versucht habe, wenn er auch schon verwundet war, ja sich sogar habe lieber tödten lassen, als daß er im Tode den geflohen hätte, der ihm im Leben gleichsam Freund war. Man will ihrer am Fischflusse sogar in Heerden von 3000 Stück gesehen haben. Gezähmt hat man den Elephanten auch hier noch nicht. Eben so giebt es viele Antilopen, Quaggas oder wilde Pferde und Schweine.

Bei solchem Ueberflusse an Speise fehlt es natürlich weder an Löwen und Pantheren, noch an Hyänen und Schakalen. Der Strauß, rothe und graue Reb- und Perlhühner nebst Pfauen, dann Gänse und Enten giebt es in großer Zahl, daher natürlich auch eine große Menge Raubvögel. In den kalten Monaten entfernen sich sowohl Schwalben als die bunten Papageie in nördlichere Gegenden. Auch der Nashornvogel ist hier zu sehen. Termiten bauen ihre Hütten, Ameisenfresser höhlen sie aus und Bienen tragen ihren Honig hinein. Als Hausthier zieht man nur das Rind. — Kupfer und Eisen werden gewonnen. — Sehr häufig ist der Dornbaum, welcher Gummi liefert. Die innere Rinde verspeisen die Kasern, die äußere dient zum Gerben des Leders. Mimosen und andere diesem Himmelsstrich eigene Bäume finden sich auch, aber wie am Cap, außer unschmackhaften Beeren, keine einheimische Früchte. Am Ausflusse des Key wächst wilder Pisang und in den Sümpfen ein Schilf, dessen durststillender Saft sehr zu statten kommt, wo das Wasser gesalzen ist. In den Gründen und Ebenen sind süße Weiden, und seltsam! auf den Bergen saure. Hingegen scheint hier das Waterland der Saftpflanzen zu sein. Die Euphorbien werden bis 40' hoch; eine Menge Alocarten gedeiht hier herrlich. — Das Klima ist gut und lieblich, weniger stürmisch, als am See, regnerische Sommer, heitere Winter, starke Gewitter, die Blitze jedoch, obwohl feuerströmend, minder hell leuchtend. Im Sommer gewöhnlich zweimal die Woche Regen in starken Güssen, wodurch die Flüsse plötzlich anschwellen. Die Temperatur fällt im Winter nicht unter 8° R., steigt aber im Sommer bis auf 30°, so daß die mittlere Jahrestemperatur 19° R. beträgt. — Ein Hauptstrom findet sich hier, der Gariep oder Oranienfluß, dessen beide Quellflüsse Nu Gariep aus S. und Ky Gariep aus N. im Lande der Hottentotten (42° N. 29° S.) zusammenströmen und nach einem Laufe von noch etwa 150 Meilen an der Westküste bei Cap Volta münden. Die Abdachung des Hochlandes geht also fast ganz nach Westen. In D. sind Küstenflüsse, der Ky Umzum-

vobo (Seefußfluß), Duvolossi, Pongola u. a., die auf der hohen Gebirgskette, welche sich von S. nach N. zieht und das Gebiet des Oranienflusses von der Ostküste trennt, entspringen. Nördlicher kennt man noch die beiden gegen Westen fließenden Steppenflüsse, den Kruman und Moschowa, die sich wahrscheinlich im Sande verlieren; überhaupt haben die meisten Flüsse des Hochlandes in der trocknen Jahreszeit kein Wasser und meilenweit findet sich oft keine Quelle.

Die Kasern (s. Taf. XLIII.) (dies Wort, sonst auch Kasir und Gaur gesprochen, bezeichnet bei den Muhamedanern jeden Ungläubigen, ist aber hier, wie in Asien, Name eines bestimmten Volksstammes geworden) bilden eine große Nation; denn nicht nur nördlich des Keiskamma bis Quiloa dehnt sich dieser Menschenstamm aus, sondern auch die geschickten Metallarbeiter Monomotapa gehören dieser Nation an; auch dort bewohnen sie die Mittelterrassen. — Scharf scheidet sich dieser Menschenstamm, sowohl physisch, als moralisch von Hottentotten und dem Neger aus. Die Kasern sind ein schöner Menschenstamm, groß und fest, ohne alle Abnormitäten gebaut. Ihre Farbe ist gräulich schwarz, da sie sich aber die Haut mit Fett und rothem Eisenocker reiben, so erscheinen sie braun. Das Haar ist schwarz und wollig. Die platte Nase der Neger sieht man hier nicht, dagegen aber hohe Stirnen und Adlernäsen. Aufgeworfene Lippen zeigen nebst hervorragenden Backenknochen die noch vorherrschende Sinnlichkeit über den Geist. Der Bart ist stärker, als bei den Nachbarvölkern von allen Seiten. Das Auge ist schwarz, aber feurig, beseit und voll Milde. Ihre Stimme ist angenehm, ihre Sprache volltönend, weich und lieblich, ihre Wurzelwörter nur eins und zweisilbig, aber biegsam, die Schnaplaute der Nachbarn fehlen ganz.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden und sogar der Portugiesen, waren die Kasern bei der ersten Bekanntschaft mit den Europäern ein ausgezeichnet sanftes, flebreiches und gastfreies Volk, dabei klug und stillig. Sie sind es jetzt noch überall, wo der Verkehr mit

den Europäern sie noch nicht verdorben und gleichsam zur Streitsucht und Grausamkeit gezwungen hat. Vasco de Gama nannte daher auch die Küste Natal die Küste des Friedens und der guten Leute, und dasselbe haben in neuester Zeit die Engländer, welche in der da Lagoabal landeten, zu rühmen gehabt. Die an ihren Küsten Schiffbruch litten, führten die Kasern mehre hundert Meilen weit bis zu europäischen Niederlassungen. — Ihre vornehmste Nahrung ist Milch, die sie frisch und sauer genießen, auch bereiten sie durch Schütteln in lebernen Schläuchen Butter, die sie aber nur zum Einschmieren der Haut gebrauchen. Sie genießen aber auch Wolken und Käse. Rindvieh wird auch bei gewissen Feierlichkeiten geschlachtet, und das Fleisch, welches für gewöhnlich verpeist wird, durch Jagd gewonnen. Die Hirse kochen sie in Milch, zermahlen sie, und backen eine Art Kuchen daraus. Sie wissen, wie alle Völker, etwas ausfindig zu machen, um sich des Verstandes zu berauben, auch ein berausches Getränk aus Hirse zu bereiten. Mehre Zwiebelarten werden nebst einigen Wurzeln und Beeren genossen. Seethiere essen, halten sie für verächtlich. Da sie mäßig leben und thätig sind, so werden sie auch selten krank. Die Krankheiten sind hier schon hitziger Natur, die bödsartigen Fieber nicht selten, und die Blattern sehr verheerend. — Die Hütten der Kasern haben eine halbrunde Gestalt, sind denen der Hottentotten ähnlich, nur liegt der Kaser ausgestreckt auf einem Mantel, der Hottentotte zusammengerollt. Ihre Rinderheerden (die Ochsen werden auch zum Reiten abgerichtet) treiben sie des Nachts in einen bei der Hütte befindlichen Pferch. — Die Kleidung besteht aus Thierfellen gegen Bitterung und schmale Gürtel mit Kupfer besetzt um die Lenden. Die Weiber tragen Schürzen; übrigens dient dem Klima gemäß die Kleidung mehr zur Zierde als zum Schutz gegen Bitterung. Männer tragen eine Art ledernes Diadem, Weiber einen Turban aus feinem Leder um den Kopf. Passagaien, Keulen, Spieße sind ihre Waffen. Feigheit ist entehrend. Die Buschmänner verfolgen sie aufs Eddelichste.

II.

— Sie leben von der Viehzucht, die bei ihnen sehr ins Große geht, auch von der Jagd. Diese letztere Beschäftigung ist gefahrvoll, da die Thiere groß und zahlreich sind. Nicht selten werden sie Opfer ihres Handwerks, indem die Elephanten die Jäger umringen, sobald man auf sie gefeuert hat, und das Ende des Jägers ist doch meist ein Tod durch Elephanten. Haben sie einen Elephanten erlegt, so nahen sie demselben mit denselben Ceremonien, wie der amerikanische dem erlegten Bären, bitten ihn um Vergebung; geben vor, es sei von ungefähr geschehen, schneiden dann den Rüssel ab, den sie mit Ehrerbietung begraben: dann sagen sie: „Der Elephant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand.“ Ackerbau üben sie wenig, und bauen nur etwas Hirse. Sie machen auch Adpfe aus feinem Thon und von gefälligen Formen, und flechten wasserdichte Binsentörbe. Metalle liefern die Kasernstämme des Gebirges denen der Küste; zu verarbeiten verstehen sie aber alle Stämme. Musik (s. Taf. XLV.) und Gesang sind die rohesten Naturlaute, ihr Tanz ohne Grazie. Mehrere hundert Männer, mit Keulen bewehrt und schrecklich bemalt, mit Zierathen behängt, stehen auf einer Seite; ihnen gegenüber eben so viele Weiber, beinahe völlig unbekleidet. Beide rücken gegen einander vor, in scheinbarer Unordnung, die Weiber in die Hände klatschend, die Männer die Keulen schwingend; fürchterliches Geheul und entsetzliche Stellungen werden in großer Ordnung und mit vielem Lärm ausgeführt. Die Erde bebt, der Schweiß rinnt ihnen hinab und macht, da die Farben mit letzterem verrinnen, den Anblick noch grotesker.

Wie gegen so viele Völker, waren die Europäer auch gegen diese Naturkinder so ungerecht, sie schlechtweg Atheisten zu nennen, die ohne alle Begriffe von Gott wären. Der Kaser ist treu, folglich ehrt er Gott, dem er jedoch keinen eigentlichen Kultus geweiht hat; er macht auch kein Bildniß von ihm, spricht aber von ihm mit Ehrfurcht. Religiöse Ceremonien sind: das Beschneiden der Jünglinge, die Weihe des Viehes, Wahrsagen und der Glaube an Zauberer, welche ihre Priester sind, aber schrecklich

30

zu Tode gemartert werden, so ihre Wahrsagung trägt, oder geforderte Beschwörung ohne Wirkung bleibt. Die Beschneidung, welche im achten oder zehnten Jahre, allemal im Mai, vor sich geht, veranlaßt bei ihnen ein höchst wichtiges Fest. Man baut den beschnittenen Knaben eine große Rohr- oder Strohütte, fast wie eine Scheune, in deren kleinern Abtheilungen, bis 25 an der Zahl, sich die Beschnittenen aufhalten, abgesondert von den Eltern und aller andern Gesellschaft. Man bereitet ihnen das Essen und erlaubt ihnen auch wohl, sich selbst Wurzeln zu suchen. Sie sind mit Binsen am Leibe bekleidet und tragen eine tonnenförmige Binsenmütze. In der Mitte Septembers ist erst dieser Aufenthalt geendigt. Dann kommen die Weiber und tanzen bis spät in die Mitternacht; es kommen die Eingebornen und die benachbarten Fremden; der Kapitain oder das Oberhaupt der Horde geht mit seinem Leuten nach der Hütte, und aller Unrath um die Hütte herum, alle Eß- und Trinkgeschirre werden nun in dieselbe hineingeworfen; dann tanzt man bis 8 Uhr Abends, und hierauf fährt man die jungen Leute fort, hinter welchen die Hütte an vier Ecken angezündet wird. Sie dürfen sich aber nicht umsehen, sonst würden die Genesenen wieder krank werden. Tags darauf werden die Beschnittenen ganz früh in einen Wald gebracht und erhalten ihre Lagerstätte unter einem großen Baume auf Matten. Dann kommt das Oberhaupt und der Arzt (Zauberer, welcher die Beschneidung verrichtet hat), die Knaben werden mit Korallen und Passagaien beschenkt, und dadurch gleichsam unter die Krieger aufgenommen. Hierauf bewirthet man die Neuaufgenommenen. Die Mütter kommen alsdann mit Freuden zu ihren Kindern herbeigelaufen, werden aber von diesen mit Stockschlägen empfangen, um anzuzeigen, daß diese nun Männer und der Aufsicht der Mütter entwachsen sind. Singen, Tanzen und Trinken beschließen die Feierlichkeit. — Uebrigens sind sie sehr zum Christenthum geneigt und sehr begierig zu lernen; einige Missionäre mit Apostelgeist könnten ihre Wohltäter werden. — Hier ein Paar charakteristische Anekdoten:

Herr Rose lebte eine Zeit lang im Kraal (Dorfe) eines Kasernhäuptlings und gab diesem eine Kartoffel mit dem Bemerken, daß diese köstliche Frucht mit geringer Mühe auch im Kaserlande gedeihen würde. Langsam und ruhig sagte der Häuptling: „Ich bin sehr alt, zu alt, um etwas Neues zu lernen, aber ich will Alles annehmen, was Ihr mir gebt.“ Er wünschte ein Geschenk zu haben und sagte: „Es ist nicht um des Geschenkes willen, aber Andere würden mich fragen, ob der Landdrost nicht durch meinen Distrikt gekommen sei, und wenn ich antwortete, ja! so würde man das Geschenk zu sehen wünschen, das ich empfangen hätte. Sagte ich nun: ich habe keines, so würde man mich natürlich vorhalten: du mußt dich äbel gegen ihn benommen haben, denn er ist sehr großmüthig.“ — Während ist folgender Zug. Ein Häuptling wurde bei einem Angriffe auf das Kaserland gefangen und nach der Capstadt gebracht. Hier ward er von einem Offizier wieder erkannt, der wußte, daß er unter seinen Landsleuten wegen seiner Kühnheit auf der Jagd und der Geschicklichkeit im Wurffpießwerfen berühmt war. Man gab ihm einen Passagai mit dem Bedeuten, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Traurig ließ er ihn der Hand entfallen: „Ich kann nicht, mein Herz ist gebrochen!“ — Einem Häuptling warf man in der Rathsversammlung vor, daß er mißrathen sei und mit seinem Vater keine andere Ähnlichkeit habe, als ein dünner Stock mit einem weitschattigen Baume. Ganz ruhig erwiederte er: „Mein Vater war allerdings ein großer Mann, und ein viel größerer als ich; allein er hatte auch Vortheile, die ich entbehre; er hatte weise und kriegerische Hauptleute und ein braves Volk!“

Die Kasern zeigen, wie die Hindu, eine große Verehrung für den Rühndung, der nach ihrer Meinung zu allen Dingen gut ist. Herr Bain, ein Kolonist am Kap, machte bei Rönig Hinsa einen Besuch, der so eben beschäftigt war, ein Paar Ochsen zu schlachten. Als Zeichen seiner Freundschaft überreichte er dem Gaste ein Stück in Rühndung wohlgeräuchtes



Ochsenfleisch. — Männer und Weiber bemalen ihren Körper, manche sind auch tätowirt.

Bei Krankheiten werden die Zauberer gerufen; diese nennen einen, der den Kranken bezaubert hat, nicht selten einen wohlhabenden Mann, der darin getödtet oder verwiesen wird. Also auch hier Hexenprozesse! — Der Sterbende wird aus dem Kraal getragen (s. Taf. XLIV.), vom Weibe bis zum Verschneiden bewacht, oder das Weib vom Manne, und die Hyänen besorgen die Leichenbestattung. Männer bleiben zwei Wochen, Weiber einen Monat nach dem Tode des Gatten oder der Gattin vom Kraal entfernt.

Die Regierungsart ist die, welche in allen Welttheilen unter rohen Völkern heimisch ist.

Es giebt verschiedene Stämme der Kasern, deren jeder ein Oberhaupt hat. An der Küste wohnen die Koussa am Flusse Amara, an der da Lagobai die Makossen, weiter im Innern die Sambutis, die Mambutis, die Zulas oder Watwas, im N. des Potentottenlandes der große Stamm der Bitshuanen, die Tammakas, die Barrosongs, die Marotzis [der gebildetste Kasernstamm, der Ackerbau treibt und sich durch Kupferarbeiten auszeichnet], die Mokarraquas und Bamutschars, die Nuaketsis und Makwins. Von allen diesen Stämmen verdienen nur folgende unsere Aufmerksamkeit.

#### Die Makossen.

Nur ein Reisender giebt von ihnen Nachricht. Er schildert sie als schwarze, wohlgebildete und gutmüthige Leute, die so starke Viehzucht haben, daß eine Heerde von einigen tausend Rindern nicht viel bedente. Sie kleiden sich in Ochsenhäute, und sind gegen die Schaggas sehr tapfer. — Ihre Hütten bestehen aus Baumzweigen und sind mit Matten bedeckt. Alle zwei Jahre sollen sie der Weibe wegen die Wohnplätze verändern. Sie nähren sich von Milch und einer Art Brod. Fische verabscheuen sie. Das Brod wird aus einem zerriebenen Saamen einer unbekannten Pflanze bereitet, die schnell zehn Fuß hoch wächst. Aus einem andern

zerriebenen Saamen machen sie durch Aufguß ein berauschendes Getränk. — Der Diebstahl von Kupfer oder Eisen, welches ihre höchsten Kostbarkeiten sind, wird sehr gelind, überaus streng aber und stets mit dem Tode der Raub eines Ochsen oder eines Schafes bestraft; denn da sie so viel Vieh haben, so meinen sie, müsse der Versuchung, dasselbe zu stehlen, leicht zu widerstehen sein. — So gutmüthig sie sonst sind, so barbarisch scheinen sie im Kriege zu sein, denn sie machen Alles ohne Unterschied nieder und treiben dann das erbeutete Vieh fort. — Die Jünglinge bleiben drei Monate nach der Beschneidung auf einem Berge, wo sie beköstigt werden. Kein Frauenzimmer darf zu ihnen. Will Jemand heirathen, so begleiten ihn alle Jünglinge seines Dorfes zum Dorfe der Braut. Die Hochzeitsfreuden sollen vier bis fünf Wochen auf Kosten des Bräutigams dauern. — Wenn es regnet, blizt und donnert, oder wenn sich Stürme erheben, so treten sie vor ihre Hütten heraus, vermünschen das böse Wesen, welches die Ungewitter veruracht, bedrohen es, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und wenn das Gewitter vorüber ist, so glauben sie, das sei die Wirkung ihrer Drohungen. — Ihre Todten beerdigen sie in Gruben, die sie mit Erde und Steinen füllen und oben mit Reisern bedecken. Die Hütte des Verstorbenen wird umgerissen und eine neue aufgebaut. Sie glauben, wie einige Neger, daß sie nicht leicht sterben würden, wenn sie nicht getödtet oder vergiftet würden, was wohl mit ihrem Abscheu vor dem Todten zusammenhängen mag. Die Strafen eines solchen vermeintlichen Vergiftens sind schrecklich. Eine Frau, die man dieses Verbrechens beschuldigte, wurde auf den Rücken gelegt, die beiden ausgestreckten Beine an zwei Pfähle gebunden. Die beiden Arme hingen bis an den Ellenbogen in zwei Löchern und waren mit Steinen und Erde so eingepreßt, daß sie dieselben nicht in die Höhe ziehen konnte. Hierauf bekam sie dreißig Stockschläge, dann setzte man ihr schwarze Ameisen, welche sehr heftig beißen, in Augen, Ohren, Mund und Nase, ja, auf den ganzen Körper. So lag

sie den ganzen Tag in der Sonnenhitze. Des Abends wurde sie losgebunden, aber am andern Morgen wieder in diesen Zustand gesetzt. Drei Monate duldete sie diese fürchterliche Marter, ehe sie den Geist aufgab. — Das Weib lebt bei ihnen, wie bei allen rohen Wildkern. Der Mann ist geschäftlos, und geht auf die Jagd der Löwen, die seinen Heerden so gefährlich sind.

#### Die Lambukis,

an der Grenze des Caplandes, in der Nähe der Provinz Albany. Es ist dieses jener Distrikt, der östlich vom Fischflusse 1819 durch Verträge mit den Kasernhäuptlingen erworben wurde und eine ganz neue aus England eingewanderte Kolonie bildet. Die Geschichte dieses Erwerbes ist zu interessant, als daß wir sie übergehen könnten. Immer waren die benachbarten Kasern, als ein den Hottentotten durch Bildung des Leibes überlegenes Volk den Ansiedlern beschwerlich. Ihre Einfälle beunruhigten die Kolonisten, Heerden wurden weggetrieben und nicht selten Mordthaten verübt. Endlich kam der Häuptling Gaika zur Herrschaft und suchte die Freundschaft der Kolonisten. Aber dafür fielen andere Stämme in sein Land, behandelten ihn als Verräther der Nationalität und trieben es so weit, daß er sich ganz in die Arme Englands warf. Man unternahm nun einen Streifzug, der natürlich zum Nachtheil der Kasern ausfiel und zog einen Militairkorps, unter dessen Schutze gewisse Grenzplätze zu Tauschmärkten und zum Verkehr zwischen beiden Nationen, der bisher völlig frei gewesen war, bestimmt wurden. Dieser Verkehr war so friedlicher Natur, daß man 1813 das Grenzkorps zu mindern anfang. Die von Nationalgefühl beseelten Häuptlinge der Kasern: T'Sam-bie, Lynx und Congo benutzten die schwache Bewachung der Grenze und der Krieg brach aufs Neue aus. Sie forderten auch Gaika auf, sich ihnen zu verbinden; dieser jedoch flüchtete zu den Engländern. Die Kasern, namentlich die Zulas, fielen im Februar 1819 in die Kolonie ein, verwütheten, was ihnen vorkam, zerstörten die neue durch La Trobe angelegte Brüdergemeine zu Enon, ohne jedoch die Brüder

zu tödten, und trieben die Heerden weg. Im Juli 1819 ward Oberst Wilschire mit englischen Truppen dem Gaika zu Hülfe gesendet, die Kasern verloren 2000, dann 3000 Stück Vieh, und endlich am Kalakama im Osten des Fischflusses 13,000 Stück. Hier war die Grenze der friedlichen Häupter der Lambukis, Hinga und Booshe, Brüder, die zu den Engländern übertraten, die unruhigen Häupter aber wurden geschlagen und gefangen. Am 14. October 1819 wurde bei einem Congresse aller Kasernhäuptlinge ein feierlicher Friede geschlossen. Gaika, der wieder in sein Land eingesetzt ward, wurde nebst Hinga, der in dem Missionsdorfe Butterworth wohnt, als einzige Könige des Kasernlandes anerkannt; wer sich ihnen widersetzte, sollte als Feind der Engländer angesehen werden. Die Ruhe der Kolonie wurde indessen aufs Neue gestört. Tschaka ein erobrerungsfüchtiger, jetzt verstorbener König der mächtigen Zulas, fiel ein in das Gebiet der Lambukis und unterjochte mit einem Heere von 30,000 Mann Alles bis an die östliche Grenze der Kolonie. Diese rüsteten sich zum Kriege und am 1. Juli 1828 brach Major Dundas mit 30 Burghern auf, um eine Zusammenkunft mit Tschaka zu halten, der noch immer auf seiner Stelle lag; aber eine Abtheilung seiner Truppen, die in Korps von 3 bis 4000 Mann abgetheilt waren, hatte bereits den Omptakastrom überschritten, den Kasernhäuptling geschlagen und all sein Vieh erbeutet. Am 20. Juli jedoch vereinigten sich die Einwohner von Albany mit den Lambukikasern und schlugen Tschaka's Truppen; unermäßliche Heerden, die Tschaka geraubt, wurden befreit. Nach Tschaka's Tode ist ein neuer Eroberer Moquabie aufgetreten, der weit und breit seine Mordbrennerzüge ausdehnt. Dennoch sind auch hier, namentlich in Port Natal, Missionen angelegt, die überhaupt im ganzen Lande nicht ohne Erfolg thätig sind. Das Land

#### der Zulas,

gegen Osten und bis zur da Lagoabai ist stark bevölkert und höchst fruchtbar. Der jetzige König derselben herrscht mit dem unumschränktesten Des-

potismus. Das Volk darf sich nur dann freuen, wenn er heiter ist. Am genauesten kennen wir den großen Stamm

#### der Betschuanen (Bentjuanen)

im Norden des Hottentottenlandes, westlich vom Kap Variep. Die Betschuanen wohnen in Städten und Dörfern, sind gebildet und bildsam. Ein schöner, starker Menschenstamm von gewöhnlicher Größe und zartem, gefälligem Gliederbau, wohlproportionirt, von brauner Farbe, weicher, sanfter Haut, hohem Nasenrücken und europäisch geformten Lippen. Sie haben ein sprechendes Auge und einen sanften Zug um den Mund mit ausdrucksvollen Geberden. Ihre Sprache ist schön und ohne die Schnalzlauten der Hottentotten. Sie haben Ausdauer bei ihren Unternehmungen, sind eifrig und thätig, schlafen nie am Tage, und durchsingen und tanzen ganze Nächte. Sie haben dünnen Bart, weil sie durch Ausraufen, wie alle Naturvölker, ihn ausgerottet haben. Sie reiben sich mit Eisonocker und Fett ein, grauen Glimmer nehmen sie für die Haare, die lang und kraus sind, also nicht negerartig. Sie scheeren das Haar bei beiden Geschlechtern bis auf einen runden Büschel in der Mitte des Kopfes, von wo es dann in runden krausen Zöpfchen nach allen Seiten herabhängt. Junge Leute tragen bloßen Kopf, die Alten aber häßliche Mützen aus Schafalsfellen. — Die Kleidung besteht ebenfalls aus Fellen. Sie tragen viereckige Mäntel von allerlei Fellen, sowohl zahmer als wilder Thiere. Die Männer tragen eine Art Hosen aus dreieckigen Lederstücken, zwei Zipfel werden um die Hüften zusammengezogen, der dritte geht zwischen den Füßen durch und wird hinten befestigt. Die Weiber tragen mehrere Schürzen, hinten ein längeres Leder, an dem mehrere Riemen bis auf die Knöchel herabhängen. Ihr Mantel ist wie der der Männer, nur mit einer Kapuze zum Kindertragen versehen. Um den Hals tragen sie ein Messer in hölzerner Scheide, und eine kleine Schildkrötenbüchse zur Aufbewahrung des Tabaks und der Gluckwürfel. Die Weiber schmücken sich mit Glaskorallen und feinen Halschnüren, die zierlich aus Binsen geflocht-

ten sind. Die Männer tragen Schnüre aus kleinen Knochen, die als Amulette dienen. Sie binden auch das Netz des geschlachteten Rindviehes dem Besitzer um den Hals, wo es als segensbringend bleibt, bis es von selbst herabfällt. Ohr- und Armringe tragen sie aus Kupfer, mehr Werth legen sie aber auf Ringe aus Elfenbein, die sie selbst mit schlechten Werkzeugen verfertigen. Sie tragen Sandalen von starkem Leder. In der Hand führen sie Haßsagalen, Stöcke aus Rhinocerosleder und auch Fliegenwedel.

Sie treiben, was gewiß merkwürdig ist, Ackerbau und die Aermern leben von Vegetabilien. Sie bauen Kürbisse, Wassermelonen, Zuckerrohr zum Ausaugen, Bohnen, Erdnüsse, Kaffeekorn u. s. w. Das Getreide kochen sie als Brei mit Milch oder backen Aschenkuchen daraus. Am liebsten, jedoch nicht immer essen sie Fleisch. Rindvieh schlachten sie selten und legen sich mehr auf die Jagd. Sie essen alle warmblütigen Thiere, sogar die Hyänen und Katzenarten, verabscheuen jedoch den Ueberfluß an Fischen, den ihnen die Flüsse bieten. Milch genießen sie häufig und zwar zu Käse geronnen. Das Fleisch verstehen sie zu braten und auch zu kochen. Wenn Jemand schlachtet, so stellen sich bei ihm alle, die es erfahren, als Gäste ein und ruhen nicht, bis Alles verzehrt ist. Daher Morgens die erste Frage: „Wer hat geschlachtet?“ Hat sich der Mann über die Frau zu beklagen, daß sie ihm nicht genug zu essen giebt oder dergleichen, so stellt er sich vor die Hütte und erzählt allen Leuten ihr schlechtes Betragen. Dasselbe thut auch die Frau, wenn sie sich über ihren Mann zu beschweren hat. Im Hause essen die Weiber mit ihren Männern, nehmen aber an öffentlichen Festen keinen Theil.

Ihre Häuser und Viehställe sind die besten und bequemsten in ganz Südafrika. Sie sind rund, wie große Heuschuber und haben 16 bis 20' im Durchmesser. Sie bestehen aus zwei concentrischen Kreisen, von Zaungeflechte und mit Lehm und Kuhmist vermischt. Der innere Raum gehört für die Familie, der äußere für die Sklaven. Im Innern sind große Behäl-

ter für die Vorräthe. Das Schilfdach ruht auf Sparwerk, das Ganze ist der Luft zugänglich und daher von dem übeln Geruche frei, womit die Hottentottentörbe verpestet sind. Viereckige oder runde Hürden schügen des Nachts das Vieh gegen Diebe und Raubthiere. Diese Hürden sind undurchdringliche Zäune aus Mimosenzweigen. — Bis zum sechsten Jahre ist die Erziehung der Kinder den Müttern überlassen, dann übernimmt der Vater die Erziehung der Söhne, die er zu Jägern, Viehhirten und Ackerbauern erzieht. Die Töchter bleiben bei der Mutter. Hat ein junger Bitchuane im Dienste seines Vaters oder eines Andern sich ein Vermögen erworben, daß er für sich bestehen kann, so kauft er sich für 10 bis 12 Ochsen eine Frau. Einige davon schlachtet und schmaust man, und die Ehe ist geschlossen. Die junge Frau muß nun eine Hütte bauen und eine Hürde und so viel Feld besetzen, als man braucht, denn das ist Weiberarbeit. Der Mann geht auf die Jagd, füttert und melkt das Vieh und macht Kleider. Wird er reicher und vermehrt sich die Heerde, so nimmt er noch eine Frau und diese baut dann noch eine Hütte. Sie hängen sehr am Herkommen. Daher konnten sie die Missionäre kaum bewegen, Kartoffeln zu bauen, so gern sie dieselben aßen. Man ist, so lange etwas da ist und hungert, wenn Alles aufgezehrt ist — Ihr Rindvieh ist ein guter langgestreckter Schlag. Sie sondern sorgfältig das Schlachtvieh von dem Zugvieh. Den Hörnern geben sie auf künstliche Weise allerlei Formen, ein in Afrika Jahrtausende alter Gebrauch. Schon auf den Basreliefs der nubischen Tempel werden unter der Beute den Siegern Stiere mit künstlich gemundenen, ausgezackten Hörnern vorgeführt. Sie haben Schafe und die gefleckten schlichthaarigen afrikanischen Ziegen, von denen sie die Milch genießen. Junge Ziegen werden als Leckerbissen betrachtet. — Sie sind sehr gute Schmiede, verstehen das Eisen zu härten und allerlei Geräthe recht zierlich zu bereiten. Aus Eisenthon verfertigen sie zierliche Geräthe. In Littaku stoßen die Töpfer einen grünen Stein zu Pulver und bereiten daraus Gefäße, umgeben sie

dann mit Kuhlmiß, -den sie anzünden, um so dem Gefäße die nöthige Härte zu geben.

Die Weiber haben bei ihren Arbeiten die Sklaven zu Gehülfsen, welche das Kriegsgeschick in ihre Gewalt gebracht hat; auch ihre Kinder sind leibeigen und der Hausherr hat das Recht über sie über Leben und Tod. Uebrigens ist die Behandlung der Sklaven nicht hart, da die Eigenthümer die Arbeit theilen; wie man überhaupt in Afrika die Sklaven mehr als ein Familienglied betrachtet und von einer Sklaverei im Sinne der Zuckerplantagen keinen Begriff hat. — Jeder Stamm hat ein erbliches Oberhaupt von sehr beschränktem Ansehen. Es giebt keine Gesetze, mischt sich auch nicht in häusliche Angelegenheiten. Es hat einen Rath der Ältesten um sich und bezieht als Abgaben die Zunge und das Bauchstück von jedem Wild, das erlegt wird. Es hat aber große Gewalt in Beziehung auf Krieg und Frieden, indem beides von ihm abhängt, und vollstreckt auch eigenhändig die Leibes- und Lebensstrafen.

Reichthum giebt Einfluß und Ansehen, und der Arme begiebt sich in den Schutz des Reichen, sät seine Ochsen zur Heerde desselben und hütet die gemeinsame Heerde gegen Antheil vom Gewinn. — Die Stämme führen oft mit einander grausame Kriege und schneiden den erschlagenen Feinden das Nabelstück aus, welches dann beim Siegesfest gebraten und verzehrt wird, nachdem es vom Priester geweiht wurde. Wer ohne Nabelstück zurückkehrt, muß beim Siegesfeste unter den Weibern als Zuschauer sitzen. — Ihre Tänze, nie ohne Musik, sind rohe Geberden und Geheul; sie sind aber lebhaft und mimisch. Weiber tanzen beim Mondschein die ganze Nacht und gehen dann Morgens früh zur Arbeit.

Sie haben Religion und nennen das höchste Wesen *Murimo*, dem bei jedem Stamme ein in großem Ansehen stehender Priester bestellt ist. Sie haben die Beschneidung, die Viehweihe und Amulette zum Schutze gegen die Zauberei als religiöse Ceremonien unter sich eingeführt. Es finden sich sogar Spuren spartanischer Sitten. So wurden die Knaben vor der Beschneidung eine Zeitlang heftig gepeitscht,

damit sie lernen Männer sein. Vor dieser Ceremonie dürfen sie kein Fleisch, sondern nur die Eingeweide der Thiere essen. Naht die Zeit der Beschneidung, so erhalten sie ein Bauchstück, das sonst dem Könige gehört und eine tüchtige Tracht Schläge; dabel zu schreien würde für immer beschimpfen. Die Beschneidung geschieht nach dem zwölften Jahre. Auch die Weiber müssen sich gewisse Ceremonien gefallen lassen, ehe sie heirathen dürfen. — Sie sind in gewisse Klassen getheilt und theilen einander zu bestimmten Zeiten Schläge aus. Kein Weib wagt eine Kuh, und nur junge Weiber dürfen Ziegen melken und ihre Milch trinken. Der Aberglaube hat auch hier seine Rechte geltend gemacht. So lange das Kaffeekorn auf dem Felde steht, darf kein Holz gefällt, kein Elephant erlegt werden, weil es sonst nicht regnet. Man hat bei jedem Stamme Regenmacher, die aber immer aus einem andern Stamme gewählt werden, und überall, wo sie hinkommen, reichlich und mit Geschenken empfangen werden. Sie geben vor, ihre Kunst, den Regen zu beschwören, von alten Männern zu lernen und auch von Gott belehrt zu werden. Aber wehe ihm, wenn seine Kunst keinen Regen schafft! — Nach der Geburt eines Kindes darf der Mann seine Hütte zwei Monate lang nicht betreten. Von Zwillingen wird immer ein Kind getödtet. — Bei Krankheiten nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, die durch allerlei Gankereien die Krankheit bannen. Oft wird sie den bösem Geiste zugeschrieben. Stirbt Jemand, so wirft man den Leichnam den wilden Thieren hinaus. Junge angesehne Männer begräbt man in sitzender Stellung im Viehstall und treibt dieses darüber, um alle Spur zu verwischen. Alte Leute soll man verhungern lassen. Die hinterlassenen Witwen werden dem zugetheilt, der die kleinste Familie hat, und sie abweisen wäre Beleidigung. Kinder aber, die die Witwe hernach gebiert, sind Kinder des Verstorbenen; eine Sitte, die uralt ist, und schon im ersten Buch Moses angetroffen wird. Alle sollen die Batschuanen nicht werden.

Ihr Land wird als schön und anmuthig geschildert, voll reizender, sanfter Thäler, wo Bat-

ser ist. Fromme Missionäre haben sich unter dieses Volk begeben und sie wurden freudig aufgenommen. Die Mittheilung des Evangeliums hat Wunder gethan und Tausende preisen nun mit mildern Sitten dem wahren Gott. Schon ist ein Schulbuch in ihrer Sprache gedruckt.

Der Hauptort ist Lattaku oder Krumanstadt, deren Standpunkt sich in den letzten 25 Jahren mehrmals geändert hat, 27° 22' S., seit 1813 am Kruman, früher nördlicher am Moschowa, mit 5000 Einwohnern. Sie besteht aus etwa 800 Gehegen, jedes mit 2 oder 3 Hütten [rund, 8 bis 13 Fuß im Durchmesser, von Holz und Lehm, kegelförmiges Dach, sehr reinlich gehalten] für eine Familie. Jedes Quartier, welches unter einem besondern Häuptlinge steht, hat ein besonderes Gehege (Mutsi, Marktplatz) zu Versammlungen für Menschen und Vieh, und zum Begräbnißplatz der Häuptlinge. In neuerer Zeit wohnt der König in dem südlicher liegenden Kufuman. —

Außer den Batschapins, einem der kleinsten Zweige, etwa 10,000 Menschen, den Tamakas mit der Stadt Meribohi und den Barolongs mit der Stadt Mascho, gehören zu ihnen die gebildeten Marotjis, deren Hauptstadt Kurrechane 16,000 Einw. haben soll. Diese Stadt ist auf einem Hügel erbaut. Bei jedem Hause ist ein Hofraum, der sorgfältig geednet, mit Thon ausgeschlagen und eingeeget ist. Da dreschen die Frauen das Getreide. Man hat Speicher und Thongefäße, um das Gedroschene aufzubewahren. Diese geräumigen Gefäße liegen in Kellern, wie unsere Weinfässer, haben unten und oben Oeffnungen, um bequem gefüllt und entleert zu werden. In jedem Orte ist in der Mitte ein großer Platz für die Berathungen. Man erscheint bewaffnet, stimmt ein Lied an, hierauf folgt Stille und die Redner treten auf und werden gehört; Beifall wird durch Pfeifen gezeigt. Man versteht Kupfer zu schmelzen und viele Handwerke werden getrieben.

Die nördlichsten bekannten Kasernstämme

sind die Makwina. Die Barrolongs impfen den Kindern die Blattern.

Seit 1823 leiden diese Gegenden durch die Einfälle der Mantatis (d. h. Raubgesindel, ihr eigentlicher Name ist Batloquini), die von den Zulul aufgezogen sind. Sie zerstörten 1825 Lattaku, wurden aber durch Hilfe der Griquas (Hottentotten) zurückgeschlagen und vereinigten sich darauf zum Theil mit den Marotjis, theils drängten sie die Lambutis nach der Grenze des Caplandes hin.

#### 4. Das Hottentottenland.

Die Hottentotten (s. Taf. XLVI), ein Volk, das offenbar zum Negerstamme gehört, bewohnen die Hochflächen Süd-Afrika's im Osten bis zum Grenzgebirge gegen das Küstenland der Kaffern, die auch ihre Nachbarn in N. sind, im Westen bis zur Küste selbst, im Gebiete des mittlern und unteren Oranienflusses (s. Taf. XLVIII.) ohne bekannte Grenzen im N., und sind weit im Caplande verbreitet. Diese letztern leben unter den Europäern als Dienstboten, besonders als Hirten, von den Niederländern hart gedrückt, fast Leibeigene, unter englischer Herrschaft aber sehr begünstigt, selbst als Soldaten angeworben, und in allen diesen Verhältnissen brauchbar und treu befunden. — Der Hottentott nennt sich selbst *Quaquä*.

##### 1. Cap- oder Colontehottentotten.

Er ist mehr gelbbraun, als schwarz und bildet gleichsam das Uebergangsglied vom Neger zum Malaien. Er ist stark und wohlgebaut, mit straffem Halbwollenhaar, kleinem Kopfe, breiten Backenknochen, eingedrückter Nase; der weite Mund ist mit weißen kleinen Zähnen besetzt, das Gesicht ohne Bart. — Von Charakter ist der Hottentott harmlos und gutmüthig, friedfertig und sanft. Die Holländer kauften einst diesen unbefangenen Menschen mit etwas Branntwein, Tabak, Eisenstückchen und Spielsachen große Landstriche und ganze Heerden ab, und am Ende nahm man ihnen Alles mit Gewalt. Die jetzigen Hottentotten sind die alten nicht mehr. Doch mag sich bei einigen, die sich in weite Entfernungen zurückzogen,

noch alte Natur und Sitte erhalten haben. Noch vor wenigen Jahren fand man eine kleine Gesellschaft von vier Männern, die noch ganz die alten Sitten hatten. Sie führten Bogen und Köcher mit vergifteten Pfeilen. Der Bogen bestand aus einem glatten Stück Holz, und die drei Fuß lange Sehne desselben, die in eine Schnur zusammengedreht war, aus den Rückenmuskeln des Springbocks. Die Köcher waren aus Aloeholz, die Pfeile aus Rohr gemacht, in deren Spitze die Knochen eines Straußschenfels gesteckt waren. Ein scharfes, dreieckiges Stückchen Eisen war mit einer Darmsehne am Ende des Knochens befestigt, zwischen deren Faden ein Gift enthalten war, welches die Consistenz eines Firnisses hatte. Zugleich war an der Sehne ein Stück von einem Kiel befestigt, nach hinten scharf gespißt, wahrscheinlich um statt eines Widerhakens zu dienen. Diese Hottentotten hatten mit solchem Pfeil ein Thier erlegt, das noch eine Stunde nach seiner Verwundung umhergelaufen war. Dann hatte man, wie man auch noch jetzt thut, das Fleisch um die Wunde her ausgeschnitten und das Blut aus dem todten Körper herausgedrückt, um es ohne Gefahr verzehren zu können. Der Hottentott ist aber auch träge und gefräßig. Man hungert lieber Tage lang, ehe man eine Viertelstunde weit nach einem Hammel oder Schaf geht. Hat man aber Lebensmittel, so hört man nicht auf zu essen. Zehn Hottentotten hatten in drei Tagen ziemlich einen Ochsen verzehrt. Ein großes Stück Fleisch von einem erlegten Thiere wird in einige Fuß lange Streifen oder Riemen zerlegt. Eigentlich zerlegt man fast das ganze Thier in solche Streifen, die man an Bäumen und Sträuchern aufhängt. Man wickelt dieselben, wenn man essen will, zusammen, bratet sie auf heißer Asche, und verzehrt sie zugleich mit der daran hängenden Asche, wenn auch das Fleisch kaum erst halb gebraten ist. Der eigene Körper, an welchem man die Fettfinger abwischt, dient statt Serviette. Daher schon ist derselbe immer mit einer schmierigen Rinde überzogen. Nur Hände und Gesicht sind bisweilen ein wenig reiner, weil man diese dann und wann mit Kinder-

miß abreibt. — In der Wahl und Bereitung ihrer Speisen sind die Hottentotten, auch die neuern, nicht ekel. Viele Wurzeln verzehren sie ungekocht, und selbst das Fleisch, wie ihre Ahnen, halbgesotten oder gebraten, oder auch roh. Salz gebrauchen sie nicht, und ihre Würze ist, wie die der Bürger Sparta's, der Hunger. Auch sie essen viel und gierig und so lange sie etwas haben, hungern aber auch, wenn es sein muß, mit virtuoser Ausdauer. Saure Milch ist bei ihnen ein Lieblingsgetränk und wer die saure Molke der oberungarischen Schaffirten kennt, wird gestehen, daß gegohrene Milch eben so nahrhaft und kühlend, als gesund ist. Wie viel mehr ist ihnen dieser Trank zu gönnen, als der Honigtrank zu loben, den sie sich, um sich zu berauschen, aus dem Milchsafft einer gewissen Euphorbienwurzel bereiten. Auch lieben sie leider die geistigen Getränke der Europäer eben so leidenschaftlich; als das Tabakschmauchen, wozu sie auch die narkotischen Blätter von der *Phlomis leonurus* gebrauchen. — Sie leben in ihren Kraals (s. Taf. XLIX.) oder ihren aus bienenkorbförmigen Hütten bestehenden runden Dörfern in der Kolonie zerstreut. Ihre Hütten sind aus gebogenen Stangen verfertigt und mit Winsen gedeckt in Form eines Bienenkorbes, 14 Fuß Durchmesser, und kaum so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Eine viereckige, 2 bis 3 Fuß hohe Oeffnung dient als Thür, Fenster und Rauchfang. Diese Art Hütten, welche leicht abgebrochen und aufgebaut, und eben so leicht versetzt werden, sind in Afrika bei allen schwarzen Negern gemein. Ihre ursprünglichen Sitten verwischen sich daher immer mehr und werden gegen europäische vertauscht. Das Gerippe der Hütte besteht aus dünnen Stäben, die unter einander verbunden und mit Thierfellen oder Matten belegt sind. In dieser Hütte liegt der Hottentott, ohne von dem Rauch beschwert zu werden, in seinem Schafpelze, zusammengerollt, wie ein Igel, um den erdhheissen Feuerherd umher. — Als Kleidung tragen sie ein Thierfell, meist ein Schaffell über dem Rücken, das bei dem Weibe noch eine Kapuze hat, worin das Kind sitzt. Dies

II.

ser Mantel heißt Kroß. Um den Leib haben sie Gürtel, an welchen kleine Schürzen herabhängen, die bei dem Weibe oft dreifach und auch vorn in Riemen zerschnitten, hinten aber ganz sind. Die Arme und Beine sind mit Ringen aus Glaskorallen, Elfenbein, Zinn und Metall geschmückt. Die Weiber tragen deren nur an den Beinen, da aber so häufig, daß es scheint, als hätten sie Stiefel an. Die Leberdinge dürfen aber nur die Erwachsenen tragen. Manche tragen auch Schuhe, ähnlich den Schuhriemen der slavischen Völker in den Karpathen, und sehr bequem, so daß sie von den Capbauern nachgeahmt worden sind. Die Männer gehen meist mit unbedecktem Haupte, die Weiber dagegen tragen niedliche Mützen, bestehend aus einem umgekehrten Thiermagen, der oftmals recht niedlich mit kleinen Schnecken und Muscheln verziert ist. Indessen seit sie ihre Unabhängigkeit gänzlich verloren haben, fangen sie an, sich nach Art der Europäer in Tuch zu kleiden. — Auf edeliche Salben und Puder halten sie viel; erstere bestehen aus Butter und Kuhmist, letzterer aus Buchupulver. Kaum auf die Welt gekommen, wird das Kind schon auf diese Art einbalsamirt: man beschmiert es mit Kuhmist, der, wenn er getrocknet ist, abfällt, wo dann Butter und das stinkende Pulver aus der Pflanze Buchu an die Stelle tritt. Hierauf wird der Nasenthorpel eingedrückt, weil eine hervorspringende Nase häßlich wäre im Auge des Volks. Diese Art des Beschmierens wird durch das ganze Leben fortgesetzt und es ist hottentottisch unanständig, ohne eine Rinde von Butter und Buchupulver, oder mit zerrissener Rinde öffentlich zu erscheinen, und ein zerrissenes Kleid mag weniger auffallen bei unserm gemeinen Volke, als eine zerrissene Buchubedeckung beim Hottentotten. — In ihrem Naturzustande waren sie Hirten und Jäger. Das Vieh hüteten sie und den Ochsen brauchen sie als Last- und Reisetthier (s. Taf. XLVII.), indem sie ihm den Nasenthorpel durchbohren, einen Strick oder Stock durchziehen und ihn daran lenken. Das große Wild fangen sie mit Schlingen in Gruben, oder locken es in einen Hinterhalt, von wo

31

aus sie es mit vergifteten Pfeilen tödten. Mit vieler Gewandtheit wissen sie auch die Fährten und Spuren des Wilkes aufzufinden. — Die Männer verfertigen mit vieler Kunst Wurfspieße, Hassagaien von sechs Fuß Länge, und Bogen und Pfeile. Mit ihren Messern, die sie sehr gut zu gebrauchen verstehen, schnitzen sie Schüsseln und Krüge aus Holz. Sie verfertigen auch Matten und Milchkörbe, die so dicht geflochten werden, daß sie keinen Tropfen durchlassen. — Ihre Sitten sind sanft, ihre Tänge lebhaft und mimisch, oft sogar dramatisch; ihre Musik rauschend. — Ihre Sprache ist unangenehm, aus Schna'z- und Gu getönten zusammengelegt. Die holländische Sprache wird ihnen immer mehr eigen. — Will ein junger Mensch heirathen, (s. Taf. XLIX.) so geht er mit seinen Verwandten in die Hütte der Erwählten, bietet der ganzen Gesellschaft Tabak oder Dacha, eine Art Hanf, an. Einer bringt das Anliegen des Freiers vor, und gewöhnlich ist man in einigen Minuten einig. Die Hochzeit erfolgt sogleich. Man verzehrt einen Hammel oder Schen; die Eltern stellen das neue Paar mit einigem Vieh aus, und dieses baut sich noch an demselben Tage seine Hütte und zieht ein. Der Hottentotte hat nur eine Frau, von der er sich nicht scheiden kann, ohne daß die Aeltesten des Kraals seine Gründe billigen. Die Weiber sind auch hier die Lastthiere.

1807 nahmen die Engländer Besitz von der Capkolonie. Mit ihnen erschien für die Eingebornen eine neue Ära. Dieses gutmüthige, unfriederische, aus seinen Besitzungen verdrängte Volk, sagt Ritter, traf unter holländischer Herrschaft ein sehr hartes Loos. Seit der englischen Besitznahme bildete General Craig aus ihnen zuerst ein eigenes Militaircorps. Sie zeigten sich durchaus nicht so entartet, wie sie ausgeschrien waren; die strengste Disciplin, Gehorsam, Lernfähigkeit, Reinlichkeit zeichnete sie in gleichem Grade, wie die europäischen Truppen der Capkolonie aus. Ihre Entartung ging aus ihrer Armuth und Noth hervor. Gegenwärtig zeigen sie sich in den Missionen der Brüdergemeinden für das Christenthum und die

Gewöhnung zur geselligen Ordnung, wie zum sittlichen Lebenswandel selbst noch empfänglicher, als der Viehbauer der Kolonie. Das klänge nun recht schön, allein es liegen Thatfachen vor, welche ein treues, obwohl schauderndes Gemälde vom Zustande dieses Menschenstammes liefern. John Philipp, in seinen Untersuchungen über Südafrika, sagt, daß die Eingebornen durch den Verkehr mit den Europäern weder physische, noch moralische Verbesserung erlangt haben. Als das Cap in den Besitz der Engländer kam, so wurde von den neuen Herren der Eingebornen mit aller Milde begegnet, weil man ihrer zur Niederhaltung der Holländer in der Kolonie sich bediente. Nach einiger Zeit verschwand jedoch dieser Grund, die Menschenrechte der Eingebornen zu achten. Die Holländer fügten sich der neuen Herrschaft, und das alte System der Ungerechtigkeit und Unterdrückung trat wieder hervor und dauert mit allen Gräueln bis diesen Tag fort. Das freie England konnte es, trotz seinen schönen Parlamentsdebatten über's Herz bringen, ein Gesetz zu geben und 1809 zu proclamiren, welches man die Magna Charta der Hottentotten genannt hat. Der sechste Artikel handelt von dem Rechte des Hottentotten, seinen Herren zu belangen, und lautet, wie folgt: Wenn der Hottentotte seinen Herren vor Gericht belangt und die Beleidigung sich nicht bis zu einer Versammlung erstreckt, d. h. bis zum Verlust eines Armes oder Auges u. dgl., so ist die Strafe in eine Geldbuße zu verwandeln, die nicht mehr, als 50, und nicht weniger, als 10 Thaler betragen darf; wenn sich jedoch zeigt, daß der Hottentotte seine Klage nur aus Muthwillen oder Bosheit erhoben hat, so wird verfügt, daß er eine solche Züchtigung erhalten soll, als die Natur der Sache mit sich bringt. Nun setze man noch hinzu, daß der Richter, welcher hier entscheidet, selbst Bauer ist, mithin selbst Hottentotte und mit dem Beklagten einerlei Interesse hat; so sieht man ein, daß weder der Beleidiger etwas zu fürchten, noch der Hottentotte etwas zu hoffen hat.

Die Praxis bringt noch Folgendes mit sich: Klagt ein Hottentotte, so wird er sogleich



provisorisch ins Gefängniß geworfen, bis es seinem Herrn, den er belangt hat, gefällt, vor dem Landdrosten zu erscheinen. In dieser Lage als Gefangener kann er bleiben, entweder 3 Tage oder 3 Wochen, bis die Sache nur zur Untersuchung kommt. Man bedenke, daß die Drostei gewöhnlich weit entfernt liegt, daß der Hottentott sich heimlich und mit Gefahr zur Nachtzeit fortzuschleichen muß, um zu dem Orte zu gelangen, wo er seine Klage anbringen kann; und daß ihm auf dem Wege immer Gefahr droht, ergriffen, zurückgeführt und aufs Neue mißhandelt zu werden; so muß man sich entsetzen, ihn als Verbrecher behandelt und in das Gefängniß geworfen zu sehen, ehe noch eine Untersuchung statt fand, und schon einer Strafe verfallen, die in England selbst in Folge eines Verbrechens schwer erkundet würde.

„Ein Hottentottenweib,“ erzählt Philipp, „die zur Missionsanstalt Pakaltsdorf gehörte und hoch schwanger war, suchte mich in meinem Hause in der Capstadt auf, um sich zu beklagen, daß ihr Herr sie geschlagen, auf die Erde geworfen und mit Füßen in den Rücken und in die Seite gestoßen habe. Da sich in der ärztlichen Untersuchung ergab, daß die Angabe des Weibes gegründet und die Fußtritte an ihrem Leibe sichtbar waren, so brachte ich eine Klage gegen ihren Herrn vor den Fiscal Sr. Majestät. So wie meine Klage angebracht war, wurde das Weib den gesetzlichen Vorschriften gemäß, aus meinem Hause geholt und ins Gefängniß geschickt. Ueber Verzug war nicht zu klagen, denn schon am folgenden Tage ward der Fall entschieden und der Herr für schuldig erklärt. Die Hottentottin war eine Person von gutem Rufe, überdies kein gemeiner Diensthote, sondern gehörte zur Missionsanstalt, und war nur gedungen worden, um die Frau des Beklagten, eines Bauers und Districtsbeamten, auf einer Reise zu begleiten. Die Umstände, unter denen der Fall zur Kenntniß des Kronanwaltes gebracht wurde, waren gleichfalls nicht gewöhnlich, dennoch beschränkte sich die Strafe darauf, daß die Dienstverbindlichkeit des gemißhandelten Weibes aufgehoben und dem Beklagten eine Geldbuße von

5 Reichsthalern auferlegt wurde. Die Geldbuße wurde zwar gegen die gewöhnliche Praxis der Klägerin zugestanden, dieses war aber auch Alles, was sie für die Beleidigung, die sie erlitten hatte, für die Kosten eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in der Capstadt, bis sie eine Gelegenheit, nach Hause zurückzukehren, fand, und für eine Reise von 250 englischen Meilen erhielt. Beleidigt hingegen ein Hottentotte seinen Herrn, so sendet ihn dieser mit einem Briefe ins Gefängniß, wo er nur zu sagen braucht: der Hottentotte habe sich unbescheiden oder ungehorsam betragen, und bitte den Aufseher des Gefängnisses, ihm 39 Peitschenhiebe zu geben, so wird er angebunden, gepöblicht und so lange im Kerker behalten, bis es seinem Herrn beliebt, ihn durch Bezahlung der Kosten daraus zu erlösen.“ — Dieses also ist der Zustand der Eingebornen des Caplandes unter britischem Jopter. Ist es ein Wunder, wenn die Anstalten der Missionen nur wenig gedeihen wollen?

## 2. Die freien oder Schakaltentotten.

Im Innern des Landes, im Süden und Westen der Kafern, lebt der Stamm Koranas oder Koras im Norden des Oranienflusses; näher der Westküste die Groß- und Kleins-Namaquas, deren Gebiet mit sehr heißer Luft, etwa 50 Meilen in Länge und Breite sich zwischen der Küste und dem Oranienflusse ausdehnt, nördlicher die Damaras, im Osten die Gonaquas.

Die Koranas oder Gonaquas (s. Taf. XLVIII.) östlich von den Namaquas werden uns als die gebildetste Hottentottennation geschildert. Sie selbst nennen sich Gonaquas, d. h. Männer, die Schuhe tragen. Sie wohnen zwischen den Flüssen, die in den Oranienfluß fallen und reichen westlich bis an die Wasserfälle desselben. Östlich reichen sie an die Kafernstämme, mit denen sie in gutem Vernehmen leben, und bis an die Buschmänner südlich, die sie hassen und verfolgen. Sie gleichen an Körpergröße und Leibesbildung den übrigen Hottentotten, nur

sind ihre Backenknochen hervorstehender und ihr Profil mehr gerundet. Sie sollen jedoch weiche, wollüstige Züge haben und der Wollust sehr ergeben sein, weder kriegerisch, noch von bedeutender Körperkraft. Sie sollen gutmüthig, im Tauschhandel leicht zu betrügen sein, und an Leckereien und starken Getränken sehr viel Gefallen finden. Sie tauschen Pugsachen: Hals-, Arm- und Ohrringe von den Betschuanen ein, behandeln ihr Vieh mit Sorgfalt, richten die Ochsen nach Hottentottenart mit dem Holz durch den Nasenknorpel zum Reiten und Lasttragen ab. Sie treiben zwar keinen Ackerbau, wohnen aber doch in Kraals beisammen. Ihr Hausgeräth besteht aus Fellen und Matten, aus Schläuchen und hölzernen Trinkbechern, den Kalebassen und Bambusröhren; Messer, die sie von den Betschuanen eintauschen, tragen sie am Halse nebst einem kleinen Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug. Nach Art der Hirtenvölker sind sie Nomaden. Sie packen Stäbe und Matten nebst Hausgeräth auf die Ochsen, und schnell ist ein ganzer Kraal in Bewegung. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Hottentottisch. — Jeder Ort hat ein erbliches Oberhaupt, jedoch ohne großen Einfluß. Vielweiberei ist erlaubt, findet aber selten statt. Gefällt einem Jüngling ein Mädchen, so führt man einen Ochsen vor ihre Hütte; erlaubt sie, daß er geschlachtet werde, so ist die Ehe geschlossen, im Gegentheil geht der Ochse wieder fort. — Ehe eine Frau entbunden wird, schlachtet man einen Ochsen zu ihrem Unterhalte, und schafft alles Geräth aus ihrer Hütte fort. — Die Weiber, die sich sonderbar! durch ihre hervorstehenden Hinterbacken vor den schlanken Männern auszeichnen, bauen Hütten und flechten Matten, die Männer bauen Kraals für das Vieh, jagen und bereiten für die Familie Kleidung aus Fellen. — Ihr Tanz soll träge und wollüstig sein. Alte Leute sollen verstoßen werden. — Stirbt ein gemeiner Mann, so wird er auf dem Felde begraben und mit Steinen bedeckt; stirbt ein Vornehmer, so begräbt man ihn im Kraal, läßt die Heerde über ihn gehen, damit der Plag unkenntlich sei (s. Taf. XLIV.). Zu Anfang des 19.

Jahrhunderts sind Missionäre unter diese Koranas gekommen und haben sie nicht unempänglich gefunden. Der Missionär Anderson legte 1802 sechs Ortschaften an. Wie natürlich konnten diese Hirtenvölker nur mit Mühe dahin gebracht werden, neben der Viehzucht auch Ackerbau zu treiben.

#### Die Klein- und Großnamaquas (s. Taf. L.).

Diese große Hottentottenfamilie besteht aus großen, wohlgebauten und kräftigern Menschen als am Cap. Sie sind Bergbewohner, und also allezeit schöner, kräftiger, gewandter, als die Bewohner der Tiefen. Sie sind wie alle Hottentotten, ein guter, sanfter Menschenschlag, dabei tapfer, klug und in ihrer Kleidung reinlich. Die Weiber tragen Schürzen mit Schellen, Korallen und bis auf die Erde streifenden Ketten geziert, welche oben von Kupfer, unten von Eisen sind, und von den Damaras eingetauscht werden. Ihre Häuser sind besser gebaut, ihre Kleidung aus Fellen gemacht. Sie sind Hirtenvölker, haben Schafheerden, die sich von den Fettschwänzen am Cap durch lange runde Schwänze auszeichnen, und wie die Stiegen schwarz und weiß gefleckt sind, aber kurze steife Wolle haben. Sie haben viel Rind und ziehen besondere Streitochsen, die sie im Kriege zum Angriffe, im Frieden zur Beschützung der Heerden gebrauchen. — Ihr Hauptort ist Pella, auf weißem, dürrer Sandboden. Die Missionäre sind bereits unter sie gelangt und haben Jerusalem und Bethania angelegt. — Die Damaras, nördlich von diesen, sollen in Metall arbeiten und die Beschneidung bei ihnen im Gebrauch sein.

#### Die Griquas,

von Europäern und Hottentotten abstammend (daher auch Bastards genannt) etwa 5000 an der Zahl, sind roh und den Nachbarn gefährlich, zum Theil Christen und Ackerbauer geworden = 3000 Seelen. — Dieser letztere Theil wohnt in reinlichen Hütten, und viele kleiden sich in Tuch und Leinwand. Ihr Hauptort heißt Kromwaater, Griqua-Stadt genannt, mit 1200 Einwohnern, welche

Rindvieh, Schafe und Hunde haben; sie bauen etwas Tabak, machen Meth und lieben Thee und Brantwein sehr. Sie leben von der Jagd und Milchwirthschaft. Sie pflügen mit Ochsen, haben eine Wassermühle an einem Bach angelegt. Im Garten der Missionäre gedeiht Nord- und Südost, nur bisweilen schadet der Frost. Auch Gemüse kommen gut fort. — Es ist hier eine Lankastersche Schule mit über hundert Kindern. Hier hat das Christenthum und mit ihm Civilisation zuerst Wurzel geschlagen, und der erste Gesetzcoder in 14 Artikeln ist hier verfaßt, von den Afrikanern beschworen, und aus eigener Wahl angenommen worden. Alle andere Missionen des Hochlandes sind ihnen gefolgt. Hier ruft die Glocke 1200 Christen täglich zum Gebet, das Abendmahl wird Hottentotten, Holländern, Engländern und Schottländern gereicht. Ueber 200 Eingeborne haben hier schon lesen gelernt, und erbauen sich in der Bibel, und Campbell predigte in der Kirche daselbst immer vor 300 Zuhörern. — Bei jedem Häuschen ist ein kleiner Garten, und diese christlichen Griquas sind berühmt, redlich und treu zu sein. Die nördlichste Mission ist Kramer Fontein, worin Griquas, Buschmänner, Namaquas und Damaras wohnen. In Berends-Kraal hatte Campbell die Freude zu sehen, wie eine eingeborne Frau die Kinder im Lesen unterrichtete. — Die östliche Hottentottenmission ist Hex-Kraal, wo 800 Koranas und eben so viel Buschmänner wohnen.

Ein höchst merkwürdiger Hottentottenstamm sind:

Die Buschmänner, Bosjemanns (f. Taf. L.), auf den rauhesten Hochebenen, in Süden bis zu den Schneebergen, in Norden u. N. des Caplandes, sowohl in S. als in N. des Drakenflusses, ein Volk auf der untersten Stufe der Menschheit. — Der Buschmann, von den Eingebornen Saak genannt, ist kleiner, als der Hottentott, von gedrängter Statur, nicht viel über 4 Fuß hoch. Seine Gestalt ist nicht angenehm, seine Züge wild, wie sein Leben. Er ist Jäger; an keine Anstrengung gewöhnt, erliegt er leicht. Dabei ist er aber

schlau, und wo es sein kann, grausam. Sein Land ist unwirthbar und Jahre lang beseuchet seinen Steinboden kein Regen. Seine Landesgenossen sind der Strauß, das Nashorn, die Elenantilope und das Schaf, Schlangen, Eidechsen, Ameisen, Heuschrecken. Alle diese Thiere dienen ihm zugleich zur Nahrung. Die Gutmüthigkeit des Hottentotten ist ihm fremd. Durch die außerordentliche Magerkeit wird sein Gesicht mit den verstauchten Augen noch mehr entstellt. Ihr Kleid ist ein Schaffell, das als Mantel zugleich dient. Den Kopf bedeckt eine Kappe aus Leder mit Glasperlen; um den Hals tragen sie Glaskorallen und ein Messer, um die Gelenke kupferne Ringe. Die Mitte des Leibes umschließt ein Gürtel mit einem Schakalfelle, unter den Füßen tragen sie Sandalen von Rinds- haut. Am Arme hängt ein lederner Beutel mit Tabak und einem Röhrenbeine, das als Pfeife dient. Ihr wolliges Haar ist in Zotten durch Fett und Staub zusammengeklebt. — Ohne eigentlichen Namen sind den Buschmännern kaum die Bande der Natur bekannt, und nur das Recht des Stärkern waltet unter ihnen. Obwohl ihre Sprache so unvollkommen sein soll, daß sie kaum einander verstehen, was jedoch schwer zu glauben; so wissen sie doch einander durch Feuerzeichen auf große Entfernung zu verständigen, ob ein Feind nahe, ob eine Heerde nahe sei und wie stark sie sei. — Der Buschmann ist wandernder Jäger ohne anderes Eigenthum, als seinen Bogen. — Er ist mit Heißhunger, überfällt sich und hungert wieder, und erträgt Ueberladung und Mangel gleich gut. Die Nächte bringt er in Höhlen, in Erdgruben oder in einem Strauche zu (f. Taf. LI.); ist mit jeder Herberge zufrieden, die ihn gegen Wind und Menschen schützt. — Mit Gewandtheit jagen sie Elephanten, Strauße und alles Wild bis zu den Heuschrecken und Ameisen herab. Sie essen Alles, was nur immer den Magen füllt. Dessenungeachtet ist der Buschmann listig, beharrlich, geduldig und unternehmend. Wie sollen diese Widersprüche in Einklang gebracht werden? — Sehr leicht. Man höre, was Dr. John Philipp sagt: So lange die Zahl der Kolonisten noch gering war,

und nur unzulängliche Mittel zur Unterdrückung der Eingebornen zu Gebote standen, war man zufrieden zu handeln als mit Freunden. Mit der Macht wuchs der Uebermuth. Die Gegenden, die man nicht für Glascherben erhielt, nahm man mit Gewalt. Ihres Eigenthums beraubt, raubten sie wieder, damit sie nicht Hungers sterben, und gaben dadurch Veranlassung, daß man sie selbst theils zu Sklaven machte, theils ausrottete. 1778 beschloß man den Vertilgungskrieg gegen sie und führte ihn mit solchem Blutdurste, daß man alle männliche Gefangene, die schon erwachsen waren, niederstachelte und die andern zu Sklaven machte. Dieser Krieg wurde durch die Bauern der Kolonie verewigt, welche nun, so oft sie Sklaven brauchten, eine förmliche Jagd unternahmen, wie man bei uns Wildschweine hegt. Wenn nun auch die Buschmänner vergalt, wo sie konnten, auf welcher Seite war das Unrecht? Doch, sagt Philipp, geht aus allen Zeugnissen hervor, daß der Grundzug ihres Charakters eine an Leichtsinns grenzende Gutmüthigkeit war. Man lese folgende Züge: Eine holländische Expedition hatte einen Buschmanns Kraal entdeckt, umringt, hineingefeuert und Alles, was darin war, getödtet oder gefangen. Zugleich sandte man zwei von zwei Buschmännern begleitete Kundschafter aus, welche versprochen hatten, zu zeigen, wo ihre Landeute verborgen wären. Statt nun sie auf den rechten Weg zu führen, leiteten sie die Kundschafter irre. Einige Tage später sandte man sieben Kundschafter aus mit ihnen, mit der Drohung: Wofern sie ihre Landeute nicht verräthten, daß ihnen unfehlbar der Tod bevorstände. Nachdem sie eine Stunde weit gegangen waren, warfen sie sich auf die Erde nieder und benahmen sich, da man ihnen befahl aufzustehen, als ob sie todt wären. Da sie sich entschlossen hatten, unter keiner Bedingung ihre Landeute zu verrathen, und auf alle Fragen keine Antwort gaben, schlug man sie jämmerlich, ohne sie zu erschüttern; und da man sie zu nichts bewegen konnte, — erschoss man sie! Die Mörder bewegte diese Heldenthat nicht, sie entdeckten den Kraal, und ermordeten Alles. — Im

Jahre 1822 ist endlich alles Land der Buschmänner in die Hand der Kolonisten gekommen bis an den Drantienfluß. Alles Land, welches Wasserquellen besitz, mithin bebaubar ist, ist ihm angemessen und zum Eigenthum übergeben, ohne das Geringste für die armen Eingebornen zurückzulassen.

Man berichtet uns, daß die Buschmänner an einen Urheber des Bösen glauben und Zauberer hätten, welche Beschwörungen üben.

### 5. Die Bewohner des Caplandes.

Mit einem Blicke die Capkolonie betrachtend, sehen wir, daß die Benennung in einem zweifachen Sinne zu nehmen sei. In einem engeren Sinne ist es der westlichste und starke Vorsprung des Gebirges, dessen Gipfel sich als Tafel-, Löwen- und Teufelsberg darstellt, und welcher eine Bai, die sogenannte Tafelbai, bildet. Im weiteren Sinne aber versteht man unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung das Südende Afrika's zwischen 29 und 35° südl. Br. und 35° — 46° östl. L. von Ferro, ein Land von 6000 Geviertemeilen; welches einst ein Holländer, Namens Nieboek, von den Hottentotten für einige Stück Leinwand einhandelte und die Engländer durch Tractate mit den kaiserlichen Häuptlingen 1819 vergrößerten.

Geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Land nicht gar viele. Unter König Necho wurde es umschifft; die Schiffer sollen daselbst eine Ernte abgewartet haben, um sich zu verproviantiren und dagegen ein Schiff oder auch mehrere verloren haben, welche Thatsachen Herodot, nebst Schiffstrümmern aus Cedernholz, die man in der neuesten Zeit daselbst finden wollte, darthun. Bis 1493 wußte man nichts vom Südende Afrika's. Diaz entdeckte es in diesem Jahre, und Gama umschiffte es 1497 zum ersten Mal. Weiter ward auch dieser Südspitze nicht geachtet. Die Portugiesen fanden bei den gutmüthigen Hottentotten liebevolle und gastfreie Aufnahme, wofür man sich mit Korallen, Spielzeug, Messern und Metallstücken begnügte und dafür Vieh, Weiber und Producte lieferte, so

viel die Gäste bedürften; bis diese es zu arg machten und die Naturkinder es natürlich fanden, die Ungezogenen zum Lande hinauszuführen. Dieses bekam jedoch den armen Hausherren übel, die nur Hausrecht geübt zu haben glaubten, denn die Portugiesen dachten auf Rache und führten sie wirklich auf folgende Weise aus. Als nämlich einige Jahre nach der Niederlage des Franz von Almeida am Cap die Portugiesen aus Indien heimkehrten, schifften sie eine große mit Kartätschen überladene Kanone aus und machten sie den Eingebornen zum Geschenk; da jedoch die Last schwer war, so machten sie zwei lange Seile an, welche die über einen solchen Reichthum an Metall entzückten Hottentotten ergriffen, um die Kanone fortzuziehen. Jetzt feuert der Portugiese die Kanone ab und sucht mit Hohnlachen das Gelingen der Rache, als mehr als hundert der Armen sich im Blute wälzten.

Die Portugiesen flohen jedoch diesen Punkt, dessen Wichtigkeit die Holländer anerkannten und daselbst die Capstadt bauten, und unter Niebel wurde 1610 die Niederlassung gegründet. Niebel wußte von den Hottentotten nur Gutes zu rühmen. 1652 aber wurde es erst eine eigentliche Kolonie, indem Pflanzbauern dahin abgingen, und seitdem hat diese Niederlassung an Kraft und Wohlstand zugenommen. So rechtfertigte es den Namen, welchen Portugals größter König, Emanuel, an die Stelle des Caps der Stürme setzte, den ihm sein Entdecker nicht ohne Unrecht gegeben. Die natürlichen Hülsquellen des Landes geben den Anbauern ein bequemes Loos und dem Reisenden jede Art Erfrischung. Als daher 1672 Ludwig XIV. der Republik Holland den Untergang drohte, beschloß man, im äußersten Falle lieber nach dem Cap auszuwandern, als fremder Herrschaft unterthan zu sein. 1795 nahmen die Engländer die Capstadt ein, behielten sie auf sieben Jahre, gaben sie dann den Holländern zurück und besetzten sie 1806 aufs neue, wo sie dann dasjenige, was sie schon hatten, sich 1814 förmlich und für immer abtreten ließen. Für sie scheint es auch im prophäetischen Sinne ein Vorgebirge der guten

Hoffnung zu sein, denn sie wissen es trefflich zu nützen, fördern mit dem ihnen eignen Talent zur Kolonisirung diese Niederlassungen aufs Trefflichste.

Das ganze Land steigt terrassenförmig von der Südküste zu den innern Hochebenen auf. Die Gebirgszüge gehen in der Hauptrichtung von Osten nach Westen. Die Küstengebirge bestehen aus Granit, zum Theil mit Sandstein bedeckt, die Gebirge des Innern sämmtlich aus jüngeren Formationen, Sandstein, Thonschiefer und Mandelstein. Die Hochflächen sind dürrer Sand und Thon, von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochen, höchstens zur Regenzeit begrünt, ohne Wald mit seltenen Quellen; nur längs dem Ufer der Flüsse, die meistens theils in der trockenen Jahreszeit ganz wasserlos sind, zieht sich ein gras- und buschreicher Landstrich hin. Wasser schafft auch hier, wie in Asien, die dürre Steppe zur schönsten Flur um, bewirkt aber auch durch sein oft plötzliches Verfliegen das Gegentheil und bringt den Kolonisten in große Noth. Auf diesen Steppenhöhen finden sich, wie eine Quelle oder ein Fluß es möglich machte, nur einzelne weit zerstreute Höfe, keine Städte und Dörfer. Ganz anders ist es im Küstenlande und in den Thälern; da sind zahlreiche Gewässer, fruchtbarer Boden, da ist Cultur verbreitet, da sind Städte und Dörfer. Waltungen sind hier in einigen Gegenden, besonders am mittlern Theile der Südküste. Bemerkenswerth ist die starke Meeresströmung aus dem indischen Ocean, welche die ganze Küste mit einer breiten Sandbank umgeben hat, deren Brandung das Land sehr erschwert. — Die größten Flüsse sind etwa 50 Meilen lang. — Obgleich das Capland schon außerhalb der heißen Zone liegt, so finden hier doch noch nicht die vier Jahreszeiten der gemäßigten Zone statt, sondern nur eine Regenzeit bei NW. Wind (hier der böse Monsun genannt), sehr stürmisch, mit heftigen Gewittern vom Mai bis September, und eine trockne, jedoch nicht ganz regenlose Zeit bei SO. Wind (der gute Monsun) während unserer Wintermonate. Der kälteste Monat ist der Juli, der heißeste der Januar. — Das Klima ist

sehr warm in den Thälern und Küstengegenden, rauher in den Hochebenen und Gebirgen, wo auch Schnee und Eis nicht unbekannt sind und die Einwohner oft von Kälte leiden. Die höheren Gebirge sind 5 bis 6 Monate lang mit Schnee bedeckt. Das Klima ist indessen sehr gesund und Epidemien unbekannt, obgleich man sich über Rheumatismen und Brustbeschwerden nicht mit Unrecht beklagt; eine Folge der oft scharfen und veränderlichen Luft. Schwindsächtige verschlimmern hier ihr Uebel und diese Krankheit ist unter den Eingebornen und Kolonisten nicht selten, und wird hier unheilbar. — Die Zahl der einheimischen Produkte ist gering; außer wilden Trauben und einigen geringen Beerenarten fanden die Europäer hier keine genießbare Frucht, aber alle europäischen Getreide- und Obstarten und Südfrüchte, so wie die meisten süd-asiatischen, gedeihen in den warmen fruchtbaren Strichen in wahrer Ueppigkeit; nur Zwetschen wollen nicht fort. Wein und Getreide, besonders Weizen, sind Hauptgegenstände der Kultur; Pfirsichen sind, in einem Theile der Kolonie gebacken, ein Hauptnahrungsmittel. Man hat unter andern Bambusrohr, Palmen, Eichenholz, sogar den Brodbaum und vorzüglich prachsvolle Blumen, (Zwiebelgewächse, Heiden, Mimosen, Aloe u. a.), aber auch viele Giftpflanzen. Bemerkenswerth ist der Wachsbau, dessen erbsenähnliche Beeren mit Staub überzogen sind, der eine brauchbare Art Wachs liefert. Thee-, Baumwoll- und Kaffeepflanzungen sind angelegt. Wilde einheimische Thiere, deren Zahl freilich bei der sich immer weiter verbreitenden Kultur sehr abnimmt, sind Elephanten (selten), Löwen, Panther, wilde Hunde, wahrscheinlich eine Art Hyäne, Schakals, Zebras, Quaggas, Wölfe, Giraffen, Nashörner, Antilopenarten, Büffel, Affen, Strauße, Flamingos, Löffelgänse, Schildkröten, Schlangen, sehr schöne, aber auch sehr giftige Arten, Termiten, oft wahre Plage in den Häusern, so wie Heuschrecken auf den Feldern. Als Hausthiere sind Rinder und Schafe (letztere auch mit schlichten Haaren und dem gewöhnlich 5 bis 6 Pf. schweren Fettschwanz)

wichtig; Pferde und Esel gedeihen nicht so gut. Das Mineralreich ist wirklich arm zu nennen. Man hat Spuren von Eisen, Kupfer und Blei entdeckt. Bergwerke giebt es aber schon des Holz Mangels wegen nicht; Salz gewinnt man aus kleinen Landseen und dem Meere reichlich. An der Küste werden auch Wallfische gefangen. — Die Zahl der Einwohner vermehrt sich jetzt schnell; 1798 betrug sie 62,000; 1807 = 73,600; 1818 = 99,100; 1822 = 110,000; 1827 = 120,000, unter denen über 40,000 Hottentotten und 32,000 malaische und Neger-Sklaven. — Die Hottentotten leben frei, gewöhnlich im Dienste der Kolonisten, oder auch als Soldaten, wenige sind selbst Landeigenthümer, die meisten aber Christen, wie denn überhaupt die englischen Missionsgesellschaften hier mit Erfolg noch außer den Grenzen der Kolonie sehr thätig sind.

Außer den Eingebornen bewohnen gegenwärtig das Capland: Holländer, Engländer und Kolonisten aus verschiedenen Theilen Europas, dann Neger und Malaien, als Sklaven.

#### Die Kolonisten.

Die ältesten Ansiedler im Caplande waren Holländer, sie machen auch jetzt noch den größten Theil der europäischen Bevölkerung aus, und bei förmlicher Abtretung an England mußte ihnen ihre alte holländische Verfassung gesichert werden. Da der Boden keine einheimische Produkte hervorbringt, so haben sie Ackerbau und Viehzucht aus ihrer Heimath nebst holländischer Reinlichkeit hierher verpflanzt; so wie die französischen Protestanten ihren Weinbau. Diesen Industriezweigen gemäß ist die Bevölkerung abgetheilt in Korn-, Wein- und Viehbauern.

Der Weinbau verbessert und verbreitet sich noch immer, mit ihm die Lage und der Charakter des Weinbauers, der überhaupt das mildeste Gepräge hat. Die besten Weinstücke sind in der Nähe der Capstadt, wo auch der Wein bis jetzt am besten wächst; in der Ostprovinz ist er noch selten und im Allgemeinen sehr theuer.

Die Kornbauern machen den Haupt-

theil der Bevölkerung aus, und wohnen vorzüglich im Norden und Osten der Saldanhabai, zu beiden Seiten der ersten Bergreihe 4—5 Tagereisen von der Capstadt entfernt. Sie sind so wohlhabend, daß mancher jährlich 4—5000 Scheffel Weizen auf den Kornmarkt abgeben kann, und zwar mit Abzug seines eigenen bedeutenden Bedarfs. Uebrigens wird der Ackerbau noch eben so ohne Kenntniß der Wechselwirtschaft, wie vor 200 Jahren betrieben. 12—16 Ochsen schleichen vor dem plumpen Pfluge einher, und doch ernten sie das 15. und in feuchten Jahren das 25—30. Korn. Der Weizen des Cap ist der schwerste auf Erden, und da auch die neue Kolonie von Engländern eine ackerbauende ist, so wird das Cap noch immer die Kornkammer für die Kolonialprodukte bauenden Kolonien bleiben.

Die dritte Classe der Kolonisten sind die Viehbauern oder Hirten. Sie haben sich zum Theil nomadisiert und mehr den Eingebornen genähert, als diese ihnen. Bei Gründung der Kolonie erhielten sie ihr Vieh von den Hottentotten. Bald fingen jedoch die Tauschhändler selbst an, sehr vortheilhafte Viehzucht zu treiben, und nahmen um Tabak und Branntwein den Hottentotten ihre Heerden ab, die sie als Hirten und endlich als Sklaven beibehielten. Die Compagnie theilte ihnen das Land sehr freigebig aus, besonders die Bergweiden jenseit der ersten Terrasse in den Karoo. Sie konnten wählen, jeder so viel, als er mit seinem Auge umfassen konnte, ungefähr 5000 engl. Acker gegen eine Abgabe von 5 Thalern. Dieses machte, daß die Kolonisten weit von einander lebten, auf ganze Tagereisen Entfernung, und noch viel weiter vom Siege der Regierung, wodurch die Kolonisten, jeder in seinem Gebiet, beinahe souverain wurden. Sie führten gewaltigen Krieg gegen die Hottentotten und Kavern, und waren den Wechselfällen desselben oft ausgesetzt. Diese Kolonisirung hatte viel Nachtheiliges, weil sie einen Zustand, wie den des Faustrechts im Mittelalter erzeugte, und für die Eingebornen Sklaverei brachte.

Der Zustand der Kolonisten ist im Allgemeinen folgender. Je näher der Kolonist

II.

der Capstadt und jezt auch einer andern dersich unter englischem Zepter schnell hebenden Städte wohnt, desto wohlhabender ist er, auch desto gestitteter, desto civilisierter. Diese Eigenschaften nehmen nach Maßgabe seiner Entfernung ins Innere ab. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Sparsamkeit, Treue und Gastfreundschaft sind ihnen eigen und selbst Religiosität. Diese guten Eigenschaften werden jedoch, selbst nach des sie in Schutz nehmenden Lichtenstein's Zeugniß, durch Selbstsucht, Gesetzlosigkeit, Hartherzigkeit und unverträglichen Egoismus überwogen. Hart und grausam behandelt er den Sklaven, unversöhnt den Nachbar. — Die entfernteren Kolonisten leben wie Nomaden. Sie haben kleine enge Häuser, an denen sich jedoch holländische Nettigkeit nicht verkennen läßt. Diese Häuser haben selten mehr als 30—40 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefe. Beim Eintritt in die niedere Thür steht man sogleich bis in die Spitze des Schilddaches, das von einem schwachen Gesparre aus Rimosenstauden oder Bambus getragen wird. vorn ist die Wohnung der Familie, zur Seite das Schlafgemach für Alle. Einfache Tische, Wand-schränke, Bänke, in der Ecke ein Eimer mit Trinkwasser und weil dieses schlecht ist, auf dem Tische der Theekessel. Bier ist nicht zu haben und Wein und Branntwein theuer. Die Wände sind aus Schiefer, Lehm oder Erde erbaut. Neben der Hauptwohnung befinden sich die kleinen Gebäude der Hottentotten und Sklaven, einen runden Kraal bildend, und für Ochsen und Pferde giebt es Umwallungen; für Schafe, deren mancher 5000 von der schönsten Merinoart besitzet, giebt es Einzäunungen.

Die Bewohner eines solchen kleinen Staates sind sehr einfach gekleidet. Männer tragen Hüte mit breiten niederhängenden Krempe, ein blaues Hemd, leberne Pantalons und Schuhe von selbstgegerbtem Leder ohne Strümpfe. Die Weiber haben dickgesteppte Kappen, unter dem Kinn zusammengebunden mit zwei Lappen, die über die Schultern auf den Rücken hinabfallen, kurze Jacken, einen Rock, aber oft keine Schuhe und Strümpfe niemals.

Im Winter ziehen sie mit ihren Heerden

32

in die Karoo und scheinen sich nach Lichtenstein's Schilderung daselbst den humanen Gefühlen zu überlassen, welche ihnen die blühende Umgebung einflößt. Doch haben sie auch manchmal Ungemach zu dulden. Der Wein- und Kornbauer wird von der Heuschrecke geplagt, der Viehbauer von den Buschmännern und Kaffern, entlaufenen Sklaven und Hottentotten. Schlechtes Wasser, wilde Thiere, allenfalls eine Viehseuche, reichen hin, um ihnen das Leben zu verbittern. Dabei muß er alle Bequemlichkeiten entbehren und die wenigen theuer bezahlen. Hieraus erklärt sich aber auch der halb wilde Charakter der Kolonisten.

In der ganzen Kolonie sind auf jede halbe Tagereise Weideplätze, die Niemand in Besitz nehmen darf und den Pflanzern als Viehweide dienen, wenn sie jährlich oder alle zwei Jahre ihre Reise nach der Capstadt machen. Diese Reise, welche allezeit von der ganzen Familie unternommen wird, dient dazu, um die Produkte, als: Seife, Butter, Aloe, Häute, Elfenbein, Straußfedern u. dgl., abzusetzen, das Geld welches Fleischer für Vieh schulden, einzutreiben, die Abgaben zu bezahlen, und sich für das folgende Jahr mit den Bedürfnissen zu versehen, die man nicht selbst erzeugt.

So verschieden ihre Lebensweise ist, eben so verschieden ist auch die Nahrung der Kolonisten. In Kokevelden ist der Hollando-Afrikaner des Tags dreimal fettes Schafffleisch, wie Lichtenstein sagt, und trinkt Thee. Näher der Capstadt werden viele Gewürze verbraucht und reiche Tafeln servirt. — Die Weißen genießen den Ruhm der Schönheit, Freundslichkeit und Fruchtbarkeit so sehr, daß man 10 Kinder auf ein Ehebandniß im Durchschnitt rechnen kann. Weiber und Männer sind rüstig und zu Wagen und Pferde gleich gewandt. — Krankheiten sind hier selten, und mehr chronisch als hitzig. Steinschmerzen als Folgen des schlechten Wassers sind häufig. Kinder leiden jedoch am Group oder an der Bräune. Den Blattern thut die Impfung Einhalt. Stirbt der Kolonist, so wird er in seinen eigenen kleinen Kirchhof, der an seinen Garten stößt, begraben und Freunde und Nachbarn erscheinen an sei-

nem Grabe, singen Psalmen und erzeigen ihm die letzte Ehre. — Der letzte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven, diese sind:

### 1. Malaien,

die besten, aber auch die seltensten und theuersten. Was doch der Menschenhandel nicht thut! Den Afrikaner schleppt man nach Amerika und die Asiaten nach Afrika. Die Malaien sind hellfarbig.

### 2. Neger.

Diese wurden von den Europäern aus Mosambik und Madagascar eingeführt. Nachdem die Briten, wenigstens auf dem Papier, den Sklavenhandel abgeschafft haben, kommen nur solche Sklaven dahin, die man in Sklavenschiffen ausbringt und deren Fahrzeuge man verurtheilt. Ob die weggenommenen Sklaven dafür danken, daß man sie, statt in Brasilien oder Cuba, am Cap in Fesseln schlägt, steht sehr zu bezweifeln, besonders da die Engländer und Holländer die strengsten Sklavenherren sind. Außerdem giebt es noch Blendlinge aus Vermischung der Hottentottinnen mit Weißen und Negern. Die letzteren zeichnen sich durch schöne Körperbildung und selbst moralische Eigenschaften vor den erstern aus, die allgemein als treulos, heimtückisch und zu allen Lastern geneigt geschildert werden. Sie sind theils Sklaven, theils frei.

Geistesbildung und Religion ist vom civilisirten und feinen Capbewohner bis zum Bosjeman sehr verschieden. Für die Ausbildung selbst ist in einem Lande, das so schlecht bevölkert ist, noch sehr wenig gethan. Die Erziehung ist vernachlässigt. Es sind wohl neben den Kirchen auch Landschulen, welche jedoch, obwohl es nicht an Kindern fehlt, wegen der Zerstreuung der Kolonisten nur sehr wenig besucht werden. Um nun doch wenigstens im Lesen und Schreiben die Kinder zu unterrichten, wird die Anstellung wandernder Schullehrer begünstigt. — Die reformirte Religion ist die herrschende und den Evangelischen u. dgl. kostete es Mühe, eine Kirche zu erhalten. Jetzt ist jedoch Religionszwang aufgehoben und sowohl die Methodisten, als



Herrnhuter bilden Gemeinden. Die Geistlichen werden gut besoldet und genießen großes Ansehen. Den Malaien ward früher verweigert, eine Moschee zu bauen; sie hielten daher ihren Gottesdienst in den Steinbrüchen. Jetzt sind in der Kolonie elf reformirte Landgemeinden, welche jedoch einen solchen Umfang haben, daß die Prediger oft monatliche Reisen machen müssen, um die Eingepfarrten zu besuchen. Für die Hottentotten giebt es mehrere Zufluchtsörter, wo sich Gemeinden zu bilden anfangen; drei derselben, nämlich Groen-ethof, Gnadenhal und Enon haben die Herrnhuter angelegt, und sie werden von der Bräderunität aus erhalten. Auch die Missionsgesellschaft in London hat ihre Wirksamkeit hierher erstreckt, und erhält bei Zwelldam, Pakaltdorf, George und Bethelsdorf das ganze Missionspersonal. Die Hottentotten zeigen sich nicht unempfänglich für das Christenthum, wenn nur die Christen sie christlicher behandelten. Als Campbell Abschied nahm von den Sklaven des Bauers Koois, weinten diese heftig und seufzten: Ach, wie sollen wir von nun an unsern Weg wandeln?!

Ein großer Theil des Landes ist des Unbaues aus Mangel an Wasser unfähig, aber auch der fruchtbare Boden ist nicht überall und mit gleicher Sorgfalt angebaut. Es fehlt bis jetzt noch Kraft und Reiz. Mangel an Händen und in den entfernten Distrikten Mangel an Absatz, lassen den Ackerbau nur langsam sich ausbilden. Seltsam ist, daß man das Land, obgleich die Jahreszeiten mit denen der nördlichen Halbkugel völlig kontrastiren, doch beinahe in denselben Monaten bestellt, wie bei uns! Das Feld wird bestellt, sobald Regen es erweicht. In Weizen düngt und pflügt man es im April und Mai, und säet denselben im August, aber die Ernte ist Ende November und Anfang December. Weizen und Gerste sind vortrefflich; der Roggen aber ist geringer. Diese Zeit des Anbaues ist aber nicht überall gleich. In der Nähe der Plattenbergssat z. B. wird der Frühling, d. i. der September, zur Aussaat benutzt. In Graaf Reynet hat man das Gewitterregen und zwar in der heißen

Jahreszeit; da fördert man den Ackerbau durch künstliche Bewässerungen, bindet sich an gar keine Zeit und bereitet sich in jeder Jahreszeit sehr reichliche Ernten.

Der Capwein ist berühmt. Die Neben-Constantia's kamen aus Persien. Der Weinbau ist sehr beträchtlich. 1822 zählte man 22,400,100 Tragstöcke. Von 1816 — 1824 betrug die Weinscheidung zusammen 20,700,000 Gallonen. Bis 1826 durfte kein Wein ausgeführt werden, der nicht 18 Monate alt war. Diese Verordnung ist jetzt aufgehoben, da sie zu Betrug Anlaß gab und doch den Zweck verfehlte. Vom Jahr 1816 — 1824 betrug die Ausfuhr 8,500,000 Gallonen, also im Durchschnitt des Jahres 950,000.

Das nützlichste Thier für den Kolonisten ist der Ochse. Er bestellt den Acker, trägt Lasten, zieht die ungeheuren plumpen Wagen, mehr für Elephanten, die man hier noch nicht gezähmt hat, als für Ochsen eingerichtet.

Ein Garten am Cap bietet wirklich das Bild zweier Zonen. Neben der Dattelpalme, dem Citronen- und Feigenbaum und der trefflichen Banane grünt unser Apfel-, Birn-, Kastanien-, Ballnußbaum. Die süße Batate und die Kartoffel, unsere Gurken neben der Crescentia. Eben so unsere Rosen, Tulpen, Hyacinthen, Anemonen u. s. w. Ananas gedeihen nicht, aber die Pfirsche scheint hier ihr Vaterland gefunden zu haben.

Der Capkolonie fehlt noch die Handelsfreiheit, und sie wird als fremde Kolonie behandelt. Noch hat die ostindische Compagnie das Monopol und versteht die Kolonie mit ostindischen und chinesischen Waaren. Die Ausfuhr besteht in jenen Produkten, welche die Kolonisten einliefern und die zur Verproviantirung, Ausbesserung und Erfrischung der Ostindienfahrer dienen; meist Proviant und wenig rohe Stoffe. Die Compagnie, welche sogar die Souverainität sich zuzueignen gesucht hat, versorgt sie dagegen mit Fabrikaten aus Europa und Asien. Mittel für den innern Verkehr ist Papiergeld und kleine Scheidemünze.

Was die Regierung betrifft, so hat der Gouverneur beinahe Souverainität. Er

erläßt in seinem Namen Verordnungen, ändert Gesetze und hebt sie auf, giebt neue Steuern, und Abgaben aufzulegen, über Grundbesitz zu bestimmen, Landvertheilungen zu bestätigen und zu erteilen, Papiergeld auszugeben, ist Recht des Gouverneurs. Er befiehlt Gerichtspersonen anzuklagen, und hat das Begnadigungsrecht in allen Fällen, außer Hochverrath und Mord. Ja er hat sogar das Recht, alle Personen, die ihm gefährlich scheinen, ohne Untersuchung aus den Kolonien zu entfernen! Im Jahre 1812 traf die britische Regierung die Verfügung, daß alles Grundeigenthum, welches bisher nur Lehen war, in festes Eigenthum verwandelt wurde. — Die executive Gewalt geht fast ausschließlich von der Kanzlei des Kolonialsekretärs aus. Alle Administrationsstellen, außer der des Kolonialsekretärs, Generalauditors, Kassiers und Contrôleurs des Zollwesens, werden ausschließlich vom Gouverneur besetzt.

Um die Zwistigkeiten zwischen Einwohnern der Landdistrikte in Bezug auf die Grenzen ihrer Ländereien, oder der Benutzung der Gewässer, Straßen und Brücken zu schlichten, waren von der holländischen Regierung Landdroste und ihnen zur Seite Landräthe ernannt. Mit der Zeit hat sich indeß der Geschäftskreis erweitert, und gegenwärtig hat der Landdrost alle Verordnungen der Kolonialverwaltung in Vollziehung zu bringen und besißt die ausgedehnteste polizeiliche Gewalt. Er wird von den Landcouncils unterstützt, die der Gouverneur auf seine Empfehlung aus den angesehensten Einwohnern ernannt. Jeden Monat wird vom Droste und von den Landräthen eine Sitzung gehalten, um die Civil- und Criminalsachen des Distrikts zu erledigen, und alle Wochen eine andere, in welcher sie ihre richterlichen Functionen üben, indem sie Rechts-sachen anhören und entscheiden, oder vorläufige Untersuchungen anstellen. In allen Geschäften werden sie vom Distriktssekretair unterstützt.

Statt der frühern Grundsteuer hat die englische Regierung einen nach der Beschaffenheit und dem Ertrag des Bodens regulirten Erbzins eingeführt.

Die Einkünfte der Regierung betragen 2 bis 300,000 Pf. Sterling, welche aus der

Stempeltaxe, den Zöllen und Abgaben, wie auch aus dem Verkauf der Grundstücke, Briefporto u. dgl. fließen. Mit diesen Einkünften werden die Staatsausgaben, Besoldungen, Kosten für öffentliche Bauten und die 5000 Mann starke Garnison bestritten.

Die Capstadt liegt am Fuße des Tafels- und Teufelsberges und erstreckt sich bis an den Strand hinab. Sie bildet ein längliches Viereck, regelmäßig gebaut, die Häuser zwei Stockwerk hoch und weiß, mit flachen Dächern. Eine von den Engländern erbaute Wasserleitung führt aus den benachbarten Bergen viel und gutes Wasser in die Stadt. Man zählt selbst 5000 Häuser mit 19,000 Einwohnern, wovon  $\frac{2}{3}$  Sklaven aller Art. Die freien sind Militärs und Kaufleute, die Freigelassenen Handwerker. Gegen Fremde ist man gastfrei, gefällig; man liebt Spiel, Tanz und Festlichkeiten. — Die Bauern haben eigene Agenten in der Capstadt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: Die Hauptkirche, in welcher Holländer und Engländer Gottesverehrungen halten; die evangelisch-lutherische Kirche und fünf Moscheen für die Muhamedaner. Das vorzüglichste Gebäude ist das Gouvernementshaus. Hospitäler für Kranke und Barmhertzigkeiten liegen außer der Stadt. Drei öffentliche Plätze verschönern die Stadt, die stark befestigt ist. In der Umgegend liegen Landhäuser zwischen Weinbergen und Obstplantagen. Die Constantiaweinberge sind weltberühmt.

## 6. Die Bewohner der Küstenländer Mosambik, Zanguebar und Monomotapa.

Die Ostküste ist ein noch sehr unbekanntes Land, von dem wir nur einige Punkte an der Küste, vom Innern wenig oder gar nichts wissen. Schon bei der ersten Seefahrt der Portugiesen nach Indien landeten diese in verschiedenen Gegenden (1498), eroberten seit 1805 einige Gebiete an der Küste und im Innern, legten Factoreien und Niederlassungen an, und waren bis auf die neuesten Zeiten die einzigen Europäer, die mit dieser Küste in Verbindung standen, gewiß auch ad-

here, aber sorgfältig verheimlichte Nachrichten von dem Innern hatten, ja wahrscheinlich schon eine Handelsstraße quer durch das Land nach der Westküste hin kannten und benutzten. Seit einigen Jahren haben auch die Engländer sich hin und wieder festgesetzt und die Küsten näher untersucht. Arabische Fürsten herrschen in der nördlichen Hälfte schon lange.

Die Küste ist in den meisten Gegenden flach, sandig oder morastig, aber nach dem Innern zu erheben sich Bergketten, welche die Stufenländer des innern Hochlandes bezeichnen und eine nicht geringe Höhe zu erreichen scheinen. Das Klima ist sehr warm und an den Küsten ungesund, im innern Hochlande milder und gesund. Die Regenzeit ist während unseres Winters, aber in der Dauer sehr verschieden. Der Boden der Küstenländer ist in einigen Gegenden wüste, in andern sehr fruchtbar und waldbereich, und liefert die gewöhnlichen afrikanischen Produkte, unter andern Weihrauch, Myrrhen, Umbra, Ebenholz u. a. Auch Gold ist im Innern reichlich. Elfenbein und Goldstaub waren stets zwei wichtige Handelsartikel; vor Allem aber war der Sklavenhandel hier im Gange, und seit dessen Unterdrückung hat der Verkehr der Portugiesen sehr abgenommen. Von Europäern hatten lange nur die Portugiesen hier festen Fuß gefaßt, jetzt wahrscheinlich auch die Engländer, aber lebhaft ist der Verkehr der Einwohner selbst mit Arabien und Indien. — Die Einwohner sind Neger, im Norden auch arabische Stämme, und arabische Fürsten herrschen in einigen Gegenden über die Neger. Auf der südlichen Hälfte bis Cap Delgado haben die Portugiesen Niederlassungen und Gebiete, die aber im elendesten Zustande sind und als Verbannungsorte angesehen werden, in denen selbst die Beamten Verbrecher sind; daher große Sittenlosigkeit der Einwohner, die meistens portugiesische Mulatten sind.

Die Monschu und Matua in Mosambik.

Von den einheimischen Bewohnern in Mosambik sind uns zwei Völker in der neuesten Zeit bekannt geworden, die Monschu und

Matua. Die Monschu werden von den Sklavenhändlern aus dem Innern des Erdtheils, ungefähr 100 Meilen von Nordwesten, hergebracht, nach Salt wahrscheinlich aus den Gebirgen von Tégla und von den Quellen des Abavi, dem Stammlande der Nubavölker, mit denen sie die meiste Verwandtschaft zeigen. Sie gehören zu den Negern, die nach dem kaukasischen Begriffe die häßlichsten sind. Sie haben hohe Backenknochen, stark aufgeworfene Lippen, ganz klein krauswolliges Haar, und eine tief schwarze Haut. Speere und Pfeile mit Eisenspitzen sind alle vergiftet. Sie tragen immer Feuerzeug bei sich, das aus zwei Stücken schwarzen Holzes besteht, welches sie schnell in Brand zu reiben verstehen. Vor Pferden fürchten sie sich beim ersten Anblick, wie vor reißenden Thieren. Sie sind von wilder Gemüthsart, als Sklaven aber treu; und gut behandelt, wahrer Anhänglichkeit fähig. — Die Matua sind hingegen die Eingebornen der Küste Mosambik und gehören zu dem nach unserm Begriffe schönern Menschenstamm, der sich an der Küste bis zum Fuße der abessinischen Alpen hinzieht. Sie bilden das Mittelglied zwischen den Kasern und den nördlichen Wildern. Wie jene, sind sie ein großgewachsenes, starkes, schöngebautes Volk, immer zu Einfällen auf das portugiesische Gebiet bereit, die sie als Sklavenhändler erblich hassen, und öfters schon selbst auf der Halbinsel Cabaceiro überfallen haben. Sie haben vergiftete Waffen und schon viele Feuertgewehre. Auch sie haben sehr aufgeworfene Lippen, die Weiber gebogenes Rückgrat und weit hervorragende Hinterbacken, den Hotentotten ähnlich. Frei sind sie wild, als Sklaven ergeben und gelehrig, als Soldaten treu und tapfer. Ihre Nase zieren sie mit Ringen, ihre Zähne feilen sie spitz, wie Sägezähne, ohne dadurch dem Schmelz zu schaden. Ihr Gesicht entstellen sie durch große Narben über Stirn, Nase und Kinn, und quer von Ohr zu Ohr. Die Matuas bilden noch drei kleine Negerstaaten, welche ihre Scheits haben und von den Portugiesen abhängig sind. Sie können 9 bis 10,000 Mann ins Feld stellen und schützen damit die Portugiesen gegen die unabhängigen Ma-

tuas. Dies ist der einzige Schutz, auf den die Portugiesen zu zählen haben.

Die Regierung von Mosambik ist in den Händen eines Gouverneurs, dessen Rath aus dem Bischofe, dem Minister oder Kolonialsekretär und dem Commandanten der Truppen besteht. Wegen des niedrigen Goldes sind die Beamten zur Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit gezwungen. Allein es strömt auch nur der Auswurf hieher, denn außer dem Gouverneur und seinem Rathe sind alle hieher gesandte Soldaten und Beamte solche, denen die Kolonie als Exil angewiesen ist, welche man als die ungesundeste betrachtet. Im Allgemeinen stimmen alle Nachrichten darin überein, daß es wohl schwerlich noch irgendwo ein verworfeneres Völkchen geben könne, als in Mosambik.

#### Banguebar.

Das Land ist fruchtbar und treffliches Zehholz, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo wachsen wild. Der Baobab oder Affenbrodbaum, die Kaffeestaude, das ganze Wild Afrikas ist hier gleichfalls zu Hause. Die ganze Küste gehorcht größtentheils dem mächtigen Im an von Muskat, der die Eingebornen als Herren leben läßt, aber ihnen einen Araber als Bezirk bezieht, der eigentlich Herr ist und ihm die Einkünfte zusendet.

Die Bewohner des Gebietes Magadouro bestehen aus mehreren Völkern, denn sie sind theils schwarz, theils olivenfarbig, theils weiß, sprechen meist Arabisch und bedienen sich als Waffen vorzüglich vergifteter Pfeile. Feuergewehre haben sie erst in neuern Zeiten kennen gelernt. Sie sind träge, aber gutmüthig, nur gegen die Europäer mißtrauisch und hart. Jagd und Fischerei sind ihre Arbeit und ihr Vergnügen. Reis, Früchte, Bataten u. s. w. sind die Speise des gemeinen Mannes; die Vornehmen genießen auch Ochsen- und Schafffleisch, auch wohl Wild, Geflügel und Fische, Alles aber stark mit Del, Pfeffer und Salz gewürzt. Man bereitet die Speisen auf öffentlicher Straße, denn man fürchtet sonst, bei der großen Hitze des Klimas die Häuser leicht in Brand zu stecken. Eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matte ist Tisch und Tischstuch, und dient auch wohl als Bette.

Messer und Gabeln kennt man nicht. — Gemeine Leute gehen fast ganz unbekleidet. Vornehme sind von der Brust bis auf die Füße bekleidet. Das Zeug dazu wird von Fasern der Bäume gemacht. — Die Frau des Oberhauptes trägt ein Kleid, wodurch sie von allen Frauen sich unterscheidet, nämlich ein purpur- oder grünfarbiges Seidenkleid, und einen Kopfschmuck von vielfarbigen Federn. — Die Religion des Volks ist uns unbekannt. Die Todten werden verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt und in Höhlen beigesetzt. — Tempel mit Götzenbildern sind vorhanden. — Der König herrscht unumschränkt, hält aber keine Hof- und Leibwache. Auf Reisen reitet er auf einem Elephanten, und wird von seinen Dienern begleitet. Gericht hält er selbst; einige seiner Räte dienen ihm als Beistand. Verbrecher werden wilden Thieren vorgeworfen oder mit einer Keule getödtet. — Merkwürdig sind die von der mit Mauern, Häfen und Moscheen versehenen Stadt Magadouro, beinahe eine Stunde entfernte Begräbnißplätze der königlichen Familie, 29 an der Zahl. Die Begräbniße sind von schwarzem und weißem Marmor, jedes mit einer Kuppel versehen, auf welcher eine prächtige Pyramide steht. Fünf und vierzig Urnen von Gold enthalten die Asche eben so vieler Herrscher, und 16 goldene Lampen hängen rings umher. Der Begräbnißplatz des Königs enthält 80 Fuß im Geviert. Der Platz der Königin hält 50 Fuß im Quadrat, mit 56 goldenen Urnen, um welche die Lampen auf marmornen Fußgestellen stehen. Die übrigen Plätze sind für die Kinder der Herrscher, für die Vornehmen und auch wohl für die Priester.

Die Marakaten wohnen südlich von Magadouro. Sie bilden eine zahlreiche Völkerschaft, welche ein großes Gebiet einnimmt. Sie sind weniger schwarz als die andern Küstenbewohner, wohlgebaut, sehr verschmigt, und noch mehr treulos, diebisch und verrätherisch, als die Mauren.

Die Machidas wohnen hinter den Marakaten tiefer im Innern des Landes und sollen Muhamedaner sein, deren Oberhaupt von dem Königsstamme von Habesch herkommen

mit und mit diesem Stammland in ewigem Kriege lebt.

Die Mofseguelos sollen sehr roh sein. Den achtjährigen Knaben macht man eine Mütze von einer Art Ihon, und wie die Knaben heranwachsen, setzt man mehr Ihonerde hinzu, bis das Gewicht der Mütze 8 bis 10 Pfund beträgt. Eine solche Mütze wird auch des Nachts nicht abgelegt und die Jünglinge erhalten erst dann ein Amt, wenn sie den Kopf eines Feindes aus der Schlacht bringen. Dieses Volk lebt von Viehzucht und zwar nicht hlos von der Milch, sondern auch von dem Blute der Kühe, denen man oft zur Aber läßt.

#### Monomotapa,

in Innern des Küstenlandes Sena, ein großer Negerstaat, doch soll ehemals der Quiteve oder König ein viel größeres nunmehr zerfallenes Gebiet zu beherrschen gehabt haben und ihm mehrere Fürsten tributpflichtig gewesen sein. Heut zu Tage aber ist seine Macht sehr beschränkt. Das Küstenland hat er schon früher an die Portugiesen gegen einen Tribut abgetreten. — Der Boden ist allenthalben goldreich; der beste Goldsand kommt aus der Landschaft Manu. Auch Silber, Kupfer und Zinn ist vorhanden. Salz wird aus dem Meerwasser bereitet. — Der König residirt in Zimbaoe.

Die Bewohner, ein Kaserstamm, sind schwarz, stark und beherzt, tragen keine Kleider, höchstens einen Schurz um die Lenden, doch aber an den Armen Ringe. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Wurfspeie und Dolche. Aus Reis und Hirse bereiten sie sich Kuchen, verschmähen aber auch verfaultes Fleisch nicht. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser und saure Milch, nur der Kaiser und die Vornehmen trinken Palmwein. — Die Kähne sind ausgehöhlte Baumstämme mit Segeln von Palmblättern. — Die Frauen durchbohren ihre Lippen, um Stücken Zinn in dieselben zu hängen.

Die Mokaranji sollen zwar sehr friedliebend, aber doch mit Bogen, Pfeilen und Haisagaien bewaffnet sein. Götzen und Bilder haben sie nicht.

#### 7. Die Bewohner der Inseln Madagascar, der Komoren und St. Helena.

##### Madagascar,

(Rondsinsel), von den Portugiesen San. Lorenzo, von den Franzosen Isle Dauphine genannt, ist die größte Insel Afrika's, an der Ostseite durch den 52 geographische Meilen breiten Kanal Mosambik von dem festen Lande getrennt. Sie enthält 10,500 □ M., ist 240 Meilen lang, und ihre größte Breite beträgt 60 Meilen. Durch die Franzosen, die sich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber ohne Erfolg, hier niederließen, wurde sie zuerst bekannt. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuße viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Seen im Innern haben Ebbe und Fluth. Die Ebenen, mit Ausnahme der Küsten, sind außerordentlich fruchtbar. Fast ohne Arbeit werden erbaut: Reis, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige ihr eigenthümliche Balsam- und Gummigewächse. Elephanten und Raubthiere giebt es nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen, Kupfer, Silber und Salz. — Die Portugiesen entdeckten Madagascar 1506, doch erwähnt ihrer schon Marco Polo im 13. Jahrhundert unter dem Namen Magassar oder Madaiascar. Engländer und Holländer machten mehrmals vergebliche Versuche, sich da niederzulassen. Die Franzosen legten 1665 eine Kolonie an, konnten sich aber so wenig als im vorigen Jahrhundert behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, holen von dort Reis für ihre afrikanischen Kolonien und haben auf der nahen Insel Sta. Maria eine kleine Niederlassung. Die Engländer besitzen jetzt auf der Nordküste ein Fort mit dem Hafen Louque. Die dortige Kolonie ist abhängig von dem Statthalter auf St. Mauritius.

Zwei und zwanzig Könige herrschen jetzt

über eben so viele Staaten, in welche die Insel getheilt ist; die meisten derselben waren dem 1828 gestorbenen Könige der Hovas, Radama, unterworfen, einem Manne, der sich durch Sinn für europäische Kultur weit über seine Landsleute erhob, aus eigenem Antriebe seit 1816 Verkehr mit den Engländern suchte, mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße stand und sogar den Sklavenhandel gänzlich abschaffte. Christliche Missionäre waren unter Radama's Schutze in voller Thätigkeit; 1828 hatten sie gegen hundert Schulen gestiftet, in welchen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Hilsenberg, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft, welche 1822 an Radama abging, erstaunte, als er im königlichen Schlosse, in der Hauptstadt Tamana-riva (mit 80000 Einw.), statt der rohen Pracht eines Barbaren den geschmackvollen Glanz eines europäischen Monarchen fand. Schöne Oelgemälde, prachtvolle Kupferstiche in goldene Rahmen gefaßt, hingen an den Wänden umher, geschmackvolle Arms- und Kronleuchter zierten die Gemächer; die Möbeln waren die schönste Tischlerarbeit Englands. Der 26jährige Radama saß einfach gekleidet auf seinem Throne. Er war ein schöner Mann, ausgezeichnet redlich, feurig, voll Geistesgegenwart und Scharfblick. Künstler und Handwerker, sagt Hilsenberg, sind ihm sehr willkommen, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser, Tischler u. s. w. erhalten alle von ihm Wohnung, Dienerschaft, Bequemlichkeit und madagassische Lehrlinge, so viel sie wollen. Es sind bereits Häuser, Brücken, Straßen u. nach dem Plane und unter Anleitung der Engländer angelegt. Die Madagassen sind außerordentlich gelehrig und ahmen mit bewundernswürdiger Genauigkeit Alles nach. Mit Hilsenberg und dem Gärtner Hoyer unterhielt sich der König oft und viel, und Europa war es immer, wovon er sich belehrte und unterhielt, auch Alles mit Leichtigkeit auffaßte und mit Scharf sinn das für ihn Brauchbare herausfand. Als er von einem Instrumente hörte, welches Hilsenberg bei sich hatte, das wie ein Stoc wäre, aber sanfte Töne von sich gäbe, verlangte er es sogleich zu sehen. Hilsenberg spielte ihm

mehrere Stücke und die sanften melodischen Töne der Flöte machten einen zauberischen Eindruck auf sein reines Gemüth. Besonders zogen ihn einige Urien aus der Zauberflöte und Don Juan an. Wenn Hilsenberg sich mit dem Abbalgen und Ausstopfen der Vögel oder dem Einlegen der Pflanzen beschäftigte, war Radama immer um ihn, forschte nach allem und zeigte lebhafteste Theilnahme. Als er gegen eine wilde Völkerschaft auszog, die in sein Gebiet gefallen war, vergaß der siegreiche Feldherr seine europäischen Gäste nicht, sondern sandte, wie Alexander an Aristoteles, ihnen Alles, was er in dem eroberten Lande an Thieren und Naturgegenständen merkwürdig glaubte. — Sein Tod ist ein wahres Unglück für Madagascar. Alles kam in Verwirrung. Die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt, die viel versprechenden Schulen geschlossen und bis jetzt schon eine völlige Zerstörung der Werke Radamas vollendet. — Sein Sohn ist ihm unter der Vormundschaft der Mutter in der Regierung gefolgt. — Einige Madagassen, die in England erzogen und zum Christenthume bekehrt wurden, sind mit einer Uebersetzung der heil. Schrift nach Madagascar zurückgekehrt.

Die Madagassen (s. Taf. LI.) sind eine gemischte Race aus Negern, Malaien und einer leichten Schattirung aus Arabien. Da die malaiische Race im Innern des Landes vorherrscht, so ist es wahrscheinlich, daß sie es waren, welche die Insel zuerst bevölkerten. Der Küstensaum, welcher reich an fruchtbaren Ländereien, Baien und Häfen ist, wird hauptsächlich von einem schönen starken Menschenschlage bewohnt, an dem zwar eine Beimischung von Negerblut nicht zu verkennen, der jedoch nicht völlig Neger ist. Die Küstenbewohner sind schlank, muskulös, lebhaft, mit krausem Haare, starken Backenknochen, aber länglichem Profil und von Olivenfarbe. Schwächlicher, mehr ins Gelbliche übergehend, sind die Bewohner des Innern; sie haben lange, schlichte Haare und sollen sich von den Bewohnern der Seeküste auch moralisch zu ihrem Nachtheil unterscheiden. Dies sind die Hovas. Im Allgemeinen soll der Madagasse ernst, nachden-

hend, ausschweifend, lebhaft, rachgierig, gastfrei, flellig und sehr empfänglichen Geistes sein, mithin so ziemlich allen Wilden auf Erden gleich. Fremde, die durch ihre Dörfer reisen, nehmen sie mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft auf, versorgen sie unentgeltlich mit Lebensmitteln; jeder Fremde kann in jedes Haus gehen, sich auf die Matte niedersetzen, so wird sich ihm der Hausherr ehrerbietig nähern, die Neuigkeiten des Dorfes erzählen, sich erkundigen, womit er dienstlich sein könne und den Gast mit dem Besten, was er vermag, bewirtheten. Ihre Versprechen halten sie getreu, mit Eiden spielen sie nicht, dem Freunde sind sie getreu bis in den Tod. Man sieht häufig Menschen unter ihnen, die einander den Bluteid schwören. Wie im Alterthume Griechenlands geloben sich Freunde feierlich Treue; sie versammeln dazu die Vornehmsten des Orts, treten vor ihren Priester hin, der beide mit Hassagaien in der Gegend des Herzens verwundet und zwei Stückchen Ingwer mit dem Blute trinkt. Jeder verzehrt nun das Stück, welches mit dem Blute des Freundes benetzt ist. Der Priester mischt in einem Gefäße süßes und salziges Wasser, Reis, Silber, Pulver u. dgl. als Zeugen des Eides. Die Hassagaien werden in dieses Gemisch getaucht und die Schwörenden damit berührt, während der Priester folgende Verwünschungen ausspricht: „Großer Geist, Herr der Menschen und der Erde, dich berufen wie zum Zeugen des Eides; der ihn bricht, den tödte dein Bliß und Hunde mögen seine Ruten zerreißen.“ Nun werfen sie die Wurfspeie nach den vier Weltgegenden, rufen Mond und Sonne und Sterne an, um dem Bundbrüchigen den Trank, welchen sie nun trinken, zu Gift werden zu lassen. Dieser Eid wird gehalten im Leben und Sterben. —

Die Wohnungen der Madagassen sind sehr einfach, wie auch ihr Hausgeräth. — Sie flechten sehr zierliche Matten, womit sie die Bände behängen und ihr Lager bereiten. Zierlich geflochtene Körbe dienen ihnen als Behälter. Sie haben irdene Gefäße zum Aufbewahren des Oels und Topfe zum Kochen. Hölzerne Geräthe, als Schüssel, Löffeln, Mörser zum Reis-

stampfen machen sie selbst. Sie verstehen das Eisen zu bearbeiten, welches ihr Land in reicher Fülle hervorbringt. Eben so verarbeiten sie Gold und Silber, auch davon hat ihr Land gewiß reiche Schätze. — Ihre Schürzen bestehen aus einem sehr niedlichen Gewebe, welches wirklich Bewunderung verdient. Sie färben dieselben so schön als mannigfaltig. Sie rechnen mit kleinen Stückchen Holz. Die Männer gehen meistens unbekleidet, nur mit einem Tuche um die Hüften. Zum Staat werfen sie allenthalben auch ein Stück blauen Baumwollenzuges über. Dieser Mantel heißt Simbu und dient des Nachts zur Decke. Auf dem Kopfe tragen sie leberne Kappen. Ihre Waffen sind Lanzen und Flinten. Die Weiber bedecken Brust und Rücken mit einem kurzen Leibchen ohne Ärmel, Kannezu genannt. Ein Tuch um den Leib bildet eine Art Rock. Auch sie tragen den Simbu. Ihre Kinder tragen sie in einem Tuche auf dem Rücken. Arme, Hals, Beine und Haare werden mit Reifen von Korallen, Perlen, Silber und Kupfer geschmückt. Am Halse tragen sie Amulette, um sich gegen Zauberei zu schützen. In den Ohrläppchen tragen sie Ringe u. dgl. Anhängsel, so groß beinahe, wie die unserer Schönen. Man sieht daher auch bei ihnen lange Ohren, da die Ohrläppchen dadurch eine ungewöhnliche Ausdehnung erhalten, was sie ungemein verschönert. Ihr Haar flechten sie auf künstliche Weise.

Die Madagassen sind äußerst mäßig. Reis, Bohnen, Lupinen, Bananen und ähnliche Wurzeln und Früchte sind ihre gewöhnliche Speise; ihr Getränk ist Wasser, welches ihnen ihre Insel besonders rein und klar giebt. Auf der Reise erquicken sie sich mit dem Saft, der sich in den Blätterstielen der *Urania speciosa* sammelt. Es ist dieses reines, kühles Wasser, welches von den breiten Blättern eingesaugt wird. Diese Pflanze heißt auch *Nepenthe*. Von den Europäern haben sie auch das Branntweintrinken gelernt, und werden daher von den Engländern mit Recht Trunkenbolde genannt.

Die Beschneidung ist unter ihnen allgemein üblich und giebt jährlich zu einem großen Feste Veranlassung.

Von Krankheiten leiden sie nicht viel; Krätze ist zwar sehr verbreitet, wird aber durch Kräuterbäder geheilt; auch gegen syphilitische Uebel wissen sie sich zu schützen. — Weiber nimmt Jeder, so viel er will, und Keuschheit gehört überhaupt nicht zu den wesentlichen Eigenschaften einer Madagassin. Dessenungeachtet ist das Weib nicht Sklavin, sondern verfügt über sich ziemlich frei. Man hat sogar Beispiele von Königinnen, welche mehre Provinzen der Insel kräftig beherrschen. — Die Todten werden gewaschen, mit Armbändern, Ohrringen u. s. w. geschmückt, in zwei oder drei der schönsten und feinsten Kleider gehüllt; von Freunden, Verwandten und Hausgenossen beehrt, mit Todtentänzen betrauert, und wenn sie reich waren, mit großer Festlichkeit bestattet. Man stellt sie entweder unter eine Hütte ins Freie, oder begräbt sie und richtet einen großen Stein als Denkmal auf. Bei Ungesehenen wird an ihrem Grabe mehrere Jahre hindurch ein Todtenschmaus gefeiert, der etliche Tage dauert. Die Köpfe der dabei verzehrten Thiere werden um das Grab herumgestellt.

Ihr Leben ist ruhig und harmlos. Der Boden ist zu reich, um ihnen viele Mühe zu machen, die Flüsse und Seen zu fischreich, um die Fischer nicht zu lohnen, Wald und Acker sind zu fett, um ihr Vieh nicht zu nähren. Ihre Geschäfte sind daher mehr Zeitvertreib als Noth. Indessen sagen sie, bauen Reis, fangen Fische, flechten Matten, Körbe, weben sich Schürzen und Pagnen aus einheimischer Seide, Baumwolle und Hanf, verfertigen Töpfe und dgl. m. Wahrhaft erstaunenswerth ist jedoch ihr Scharfsinn, ihre mechanische Geschicklichkeit und Nachahmungsgabe. — Die Regierungsformen sind ziemlich einfach. Der König herrscht unumschränkt oder hat einen Rath um sich. Erbliche Statthalter regieren die Provinzen, und jedes Dorf hat seine Vorgesetzten, deren Gewalt jedoch ziemlich beschränkt ist. Die Gerechtigkeitspflege ist einfach. Mordmord wird mit dem Tode bestraft, wenn sich der Verurtheilte nicht loskaufen kann; Diebe müssen doppelt ersetzen, Ehebrecher müssen sich abfinden. Gotteskurttheile mittelst gifti-

ger Säfte sind auch gebräuchlich. Man bereitet dieses Gift aus der Ruß eines Rantengeswächses, *Amomum madagascariense*. Der Empannanguen oder Priester bereitet den Trank, der augenblickliche Schmerzen, Convulsionen und gewöhnlich den Tod bringt. Wer die Probe auch übersteht, ist zeitlebens elend; der stirbt, ist schuldig, der am Leben bleibt, unschuldig. — Sklaverei ist auch in Madagascar gewöhnlich; doch ist der Sklave mehr Hausgenosse als Knecht. Entsteht Krieg, so ist jeder Freie Soldat.

#### Die Komoren.

Die Inselgruppe der Komoren liegt zwischen Afrika und dem nördlichen Theile von Madagascar. Außer einem kleinen Archipel im Norden bilden die Komoren eigentlich vier Inseln: die größte Komore, Anjouan oder Hinzuan, Mayotte und Möddy. Es sind schöne Inseln, gut gelegen, fruchtbar und reichlich mit Wasser versehen. Sie waren früher besser angebaut und beodktert, sind aber jetzt durch die Raubzüge der Madagassen, die fast jährlich wiederholt werden, beinahe verödet.

Wichtiger, als Komore ist die Insel Anjouan oder Hinzuan; sie bildet ein Dreieck, auf dessen nördlicher Seite sich ein guter Ankerplatz befindet. Vom Meere aus gesehen, gewährt sie einen bezaubernden Anblick. Die Berge von schöner Form, mit dem wogenden Grün der Waldungen bedeckt, erheben sich majestätisch über einander, in einer Höhe von vierthalbtausend Fuß. Die Insel, welche ungefähr 10 geogr. Meilen Umfang hat, ist ein ausgebrannter Vulkan. — Die jetzigen Bewohner dieser Insel (s. Taf. LII.) sind ein gemischter Stamm von Arabonegern. Das negerartige tritt beim gemeinen Volke, das arabische Profil bei den Vornehmern deutlicher hervor. Sie sind Muhammedaner, ohne jedoch ihre Fetische zu verläugnen. Die Weiber werden eifersüchtig bewacht. Die Tracht ist so gemischt, wie die Rasse selbst. Wie alle Mischlinge, sind sie indessen ein lebhaftes, geistreiches Völkchen. Es wird ihnen sogar viel Mutterwitz und Unterhaltungsgabe nachgerühmt. Auch sollen sie ein mildes, gefälliges und gastfreies Volk sein; dabei aber, wie



es das Klima mit sich bringt und ihr fruchtbarer Boden es ihnen erlaubt, weichlich, bequemlichkeitsliebend und nicht sehr thätig, was jedoch damit in einigem Widerspruche steht, daß sie in ihren Barken bis nach Surate, Bombay und andern indischen Häfen steuern. — Die Insel gehorcht einem Herrscher, der den Titel eines Königs führt und dessen Vorfahren auch die übrigen Inseln der Komoren beherrscht haben. Seine Unterthanen verehren ihn abgötterisch. Er residirt in Maschadu, einem schlecht gebauten kleinen Ort, von 3000 Einwohnern, darunter 3 Sklaven. Die Häuser sind klein, aber die Stadt ist mit einer 15 Fuß hohen Mauer umgeben und von viereckigen Thürmen flankirt. — Die Thäler dieser Insel sind sehr fruchtbar. Das Klima ist gesund; giftige Thiere findet man nicht, die Wälder sind nur von Affen und schön gefiederten Vögeln belebt.

#### Sanct Helena.

Diese Insel, Napoleons Verweisungsort und Grabmal, soll schon 1503 von dem Florentiner Amerigo Vesputio entdeckt worden sein. Indessen behaupten die Portugiesen, daß dieselbe von Juan de nove Castella am 21. Mai (dem Namenstage der heil. Helena) 1502 gesehen, besucht und mit ihrem gegenwärtigen Namen belegt worden sei; man fand nur Schildkröten und Seevögel. Der erste Ansiedler war Fernandez Lopez, der im Jahre 1513 auf Befehl des berühmten Albuquerque, als Rebell und Verräther auf dieser Insel ausgelegt wurde. Sir Thomas Cavendish, der diese Insel am 9. Juni 1598 besuchte, fand daselbst eine kleine Kolonie, die sich seit 17 Jahren niedergelassen hatte, ohne daß man ihren Ursprung genau weiß. Diese Niederlassung stand in schöner Blüthe, wurde aber 1651 von den Holländern zerstört. 1672 machten sich die Engländer darauf fest, wurden aber von den Holländern wieder vertrieben, aber im nämlichen Jahre eroberten die Engländer sie von Neuem und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber wegen der Passatwinde

die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in 8—10 Wochen zu machen, während man umgekehrt auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß.

St. Helena, (von 6½ □ M.) erhebt sich einsam in der Mitte des westlichen Ozeans, 2700 F. über dem Meere, hat einen Umfang von 12, in der größten Länge 5 und in der größten Breite 4 Stunden, und besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, sonderbar zerklüftet und von kleinen Thälern durchschnitten sind. Aus der Ferne erscheint diese Insel als eine schwarze, verbrannte, tausendjäckige, zerfaltene Felsenmasse. In der Nähe aber zeigt sich das tropische Pflanzenleben in seiner ganzen Herrlichkeit. — Das Klima ist schön: der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Juli und August zuweilen bewölkt; kein anderer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane, noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Zone. Auch weiß man nichts von der gefährlichen Nachtlust, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Es regnet sehr selten; jedoch verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden sehr dabei. Diese Felseninsel, deren schroffe Küsten eine 800—1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken, fruchtbaren Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation erzeugt. Das Pflanzenreich liefert afrikanische und europäische Produkte neben einander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kastanien, Pfirsich und Aepfel, Bataten, Südfrüchte u. a., Wein und Getreide fehlen. Es giebt hier, mit Ausnahme der Pferde, alle europäischen Hausthiere, wenig wilde Thiere, aber auch Ratten in großer Menge und bisweilen Heuschrecken.

Die Einwohner, gegen 5000, sind zur Hälfte Neger: Indier und Chinesen stehen im Dienste der Kolonisten. Das Mehl bekommen sie aus England; in 66½ Jahren ist man

Yams, Ignamen und Bataten statt des Brodes. Ueberdies genießt man das Fleisch der Ziegen, deren es sehr viele giebt, der Rinder, Schafe, Schweine, Kaninchen, der wohlgeschmackenden Schildkröten und der in Menge vorhandenen Fische. In den Gärten, die mit vieler Mühe terrassenförmig auf den fahlen Felsen angelegt werden, zieht man eine Menge Gemüsesarten und Gartengewächse, von den Melonen und Ananas angefangen bis zum Sauerampfer. Sie haben sehr gutes und gesundes Wasser, vorzüglich im Capellenthale, wo mehre schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Die Ostindienfahrer bringen ihnen eine Menge von Waaren, und man findet die Kaufmannsläden mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht Alles in ungeheurem Preise, vier Mal theurer, als in London. Mit Ausschluß der Compagniebeamten leben die Bewohner von der Landwirthschaft und dem Schiffsverkehr. So bringen sie 9 Monate des Jahres auf ihren Landgütern im Innern der Insel zu und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer, vom Februar bis April, in die einzige vorhandene Stadt St. James-town (Dschehnstaun).

Diese Stadt (s. Taf. LII.) liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bai, in einem schmalen, sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze, etwa 100 Häuser, besteht aus 3—4 gepflasterten Straßen. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien u. s. w. Südwestlich wird die Stadt von einer senkrechten Felsenwand beherrscht. Eine Batterie von 30 Kanonen steht auf dem Plateau dieses Berges und bestreicht die ganze Rhede nebst dem Jamesthale. Außerdem wird die Stadt nach vorn durch eine Batterie beschützt, auf der sich Oefen zu Feuerkugeln, Brandhaubizen und Schießcharten für das Kleingewehr befinden. Hinter dieser Linie führt der einzige Fußsteig, so schmal, daß nur zwei Fußgänger neben einander gehen können, nach

der Stadt. Im Innern der Felsen, welche diesen schmalen Thalgrund umthürmen und senkrecht emporsteigen, befinden sich geheime Gänge für die Garnison (gegen 2000 Mann), um den Feind, der sich der Außenwerke bemächtigt hätte, von hinten zu nehmen. Auf den Bergspitzen sind Wachen aufgestellt, die einander Signale geben, welche dann durch den Telegraphen nach dem Fort laufen. Das Erscheinen eines Fahrzeugs am Horizonte kündigt die Wache, welche es zuerst erblickt, durch einen Kanonenschuß an, die andern Posten wiederholen das Signal, bis es zum Alarmschloß gelangt. Entdeckt man mehrere Schiffe, so feuern die Forts fünf Mal. Sieht man eine Flotte, so wird Generalmarsch geschlagen. Jeder eilt zu seinem Kampfposten, bis der Gouverneur nach eingegangenen Erkundigungen Rüdzung schlagen läßt. — An die Stadt schließt sich, gegen das Ende des Thales hin, eine Allee ostindischer Feigenbäume an. Ein Waffenplatz von 100 Quadratfuß, Kaserne für die Besatzung, ein Militärhospital und der, jetzt aber vernachlässigte, botanische Garten ist Alles. In diesem Stadttheile trifft man auch viele schlechte, schmutzige und räucherige Hütten aus Holz, von Indern und Chinesen bewohnt. Unmuthiger nehmen sich dann im Hintergrunde des Thales die Lusthäuser reicher Engländer aus. Der gesellige Ton zu Jamestown soll gar nicht empfehlenswerth sein, da sich diese Handvoll Menschen durch ihren Stolz und militairische Rivalitäten das Leben verbittern.

Es giebt weiter keine Orter auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. Longwood (wudd) ist darunter der merkwürdigste; denn dieser war vom 18. October 1815 an die Wohnung Napoleons, welcher am 5. Mai 1821 starb.

Die Schiffe können nur in der St. Jamesbai mit Sicherheit ankern, indem sie hier allein vor Stürmen und Windstößen gedeckt sind. Man trifft auf der Insel keine Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochsen bespannte Karren zur Fortschaffung größerer Lasten benutzt werden.





Physiognomie der Aegypter.

Aegyptischer Bey.



Ein Mameluck.









*Aegyptische Reiter.*



*Aegypterinnen.*

*Aegypterin aus dem Harem.*









*Aegyptische Bauern oder Fellachs.*

*Beduine.*



*Beduine und Mamelucke aus der Armee.*









Physiognomie der Copten.

Copte, Mann und Frau.



Vornehme Bürgerin aus Kairo.









*Mamelukkin von Cairo.*



*Aegyptische Kopfstrachten.*





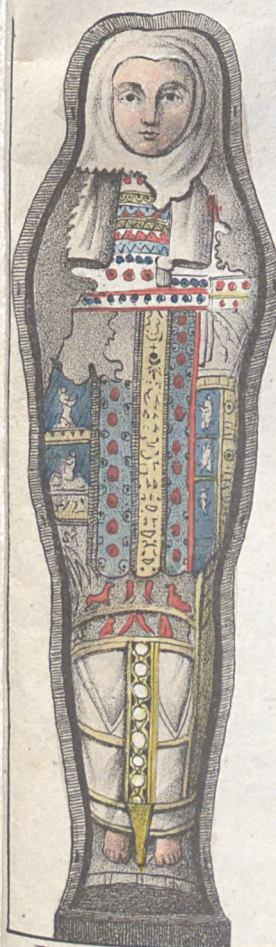


## Hieroglyphen.

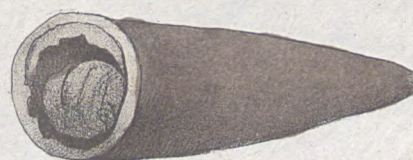


## Papyrus Schrift.

Hieroglyphen-Schrift in Papyrus-Schrift.  
 Die hier abgebildete Papyrus-Schrift ist eine  
 von den ältesten und einfachsten Formen der  
 ägyptischen Schrift. Sie besteht aus  
 einfachen, durchgehenden Linien, die  
 die Gestalt der Papyrusblätter bilden.  
 Diese Schrift wurde in der Regel auf  
 Papyrusrollen geschrieben und ist  
 daher als Papyrus-Schrift bekannt.



Menschen Mumie in ihrem Sarge.



Ibismumie in der Urne.



Ibis einbalsamirt.



Vogel

Urne.



Sarg Deckel.

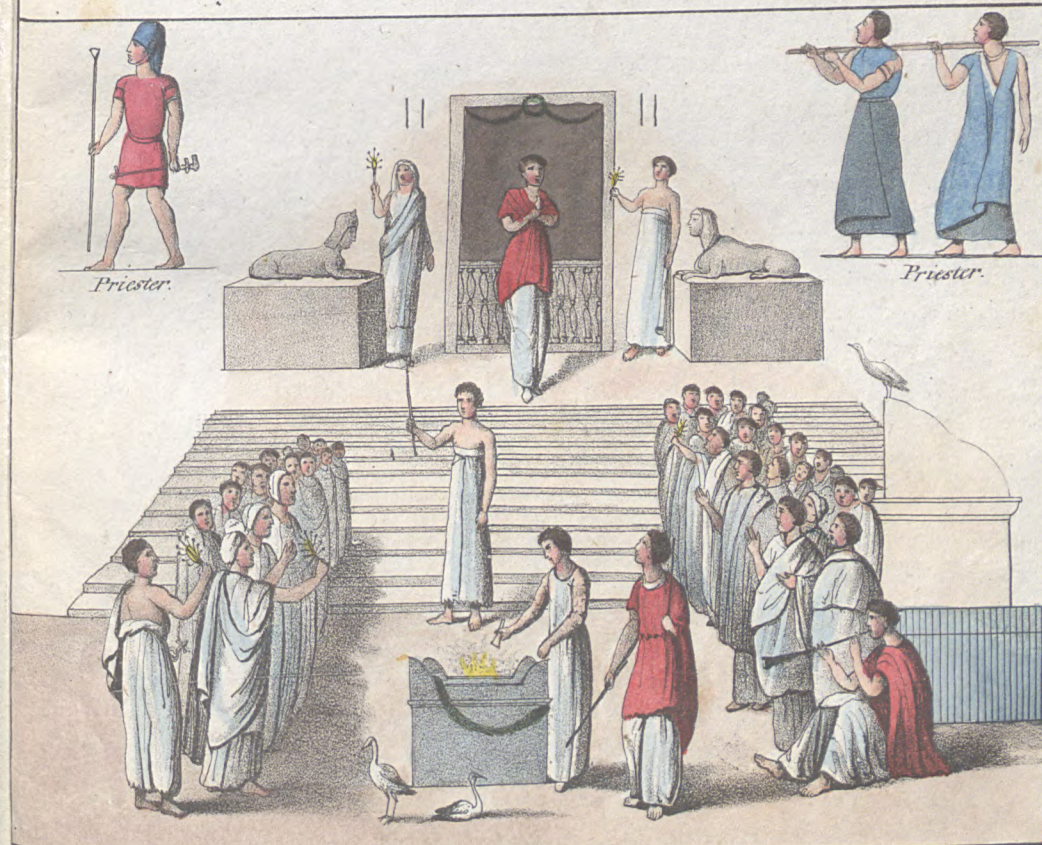








Feste der Isis.

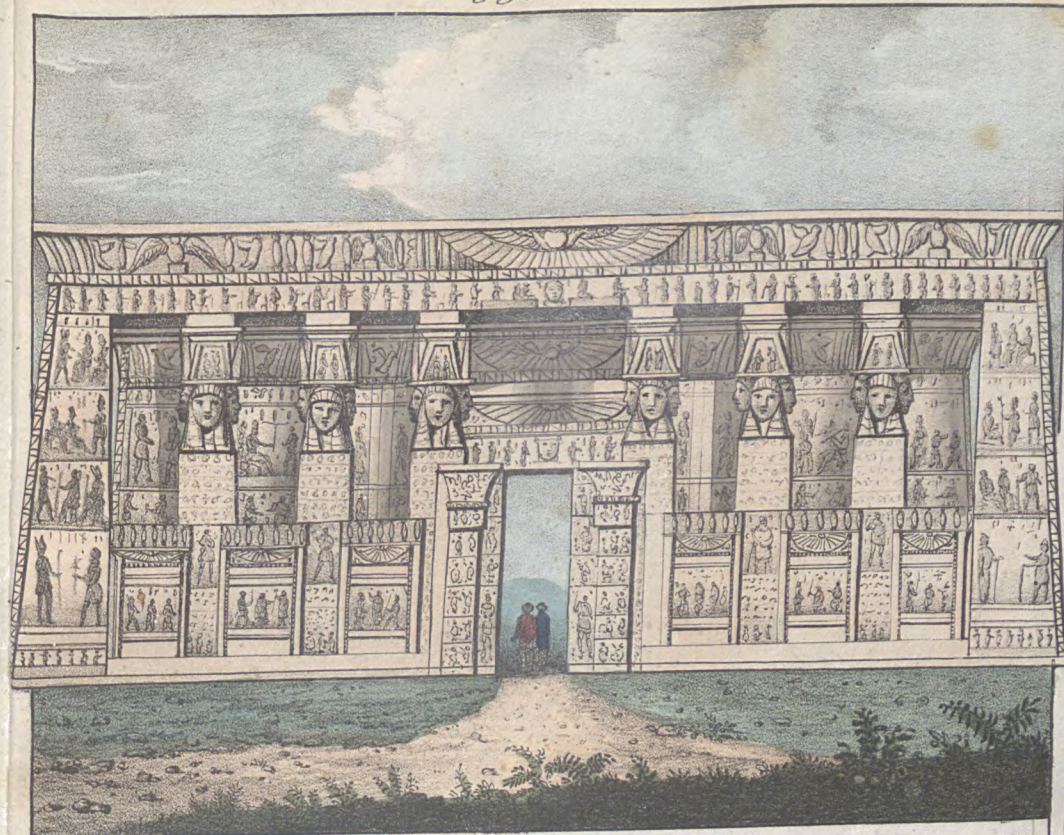


Feste der Isis.









*Tempel in Tentyris.*



*A. W. Schenk del.*

*Tempel und Pyramiden im See Möris.*









*Die Memnons Bild-Säulen bei Theben.*

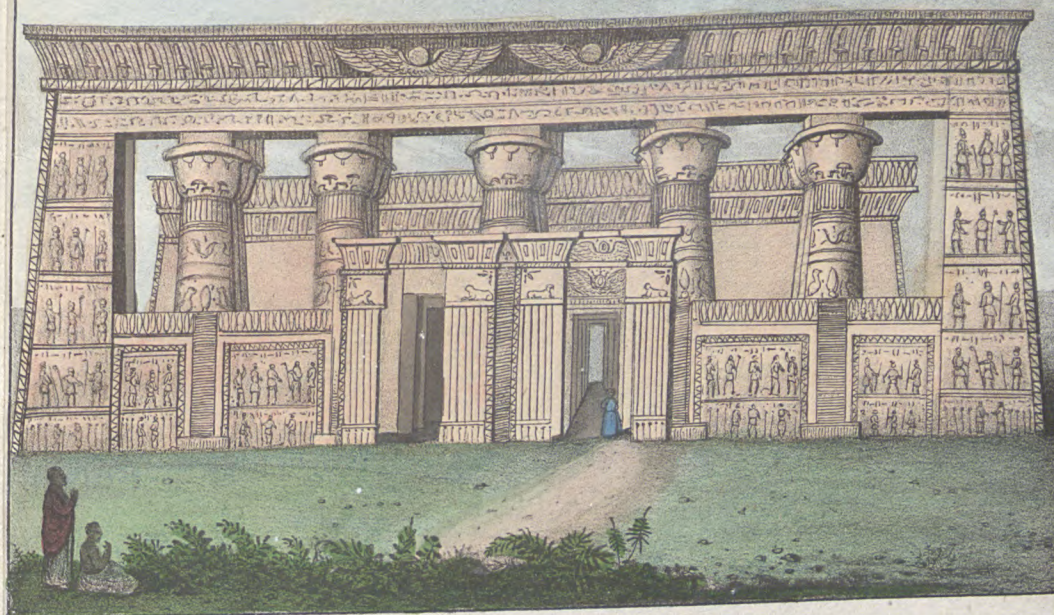


*Der Nil-Messer bei Kihira.*









Tempel in Ombos.



Obelisk der Kleopatra.

Der grosse Sphinx.

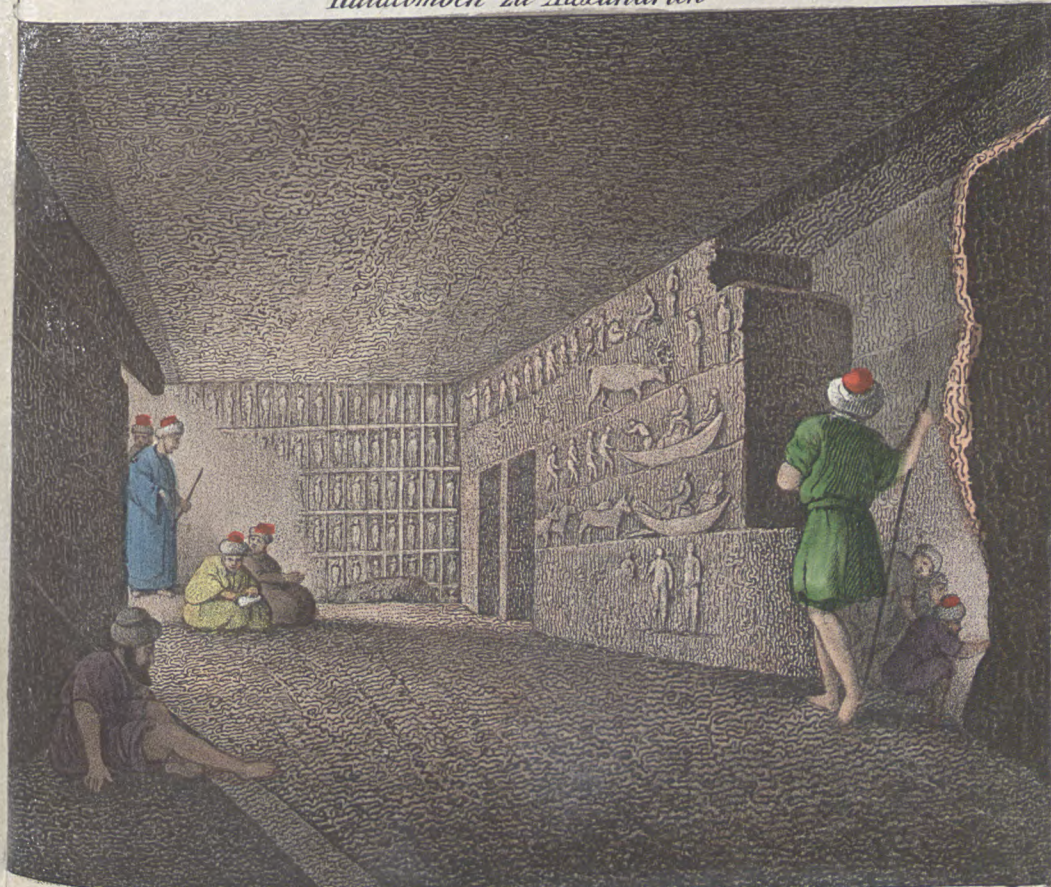








*Katakomben zu Alexandrien*

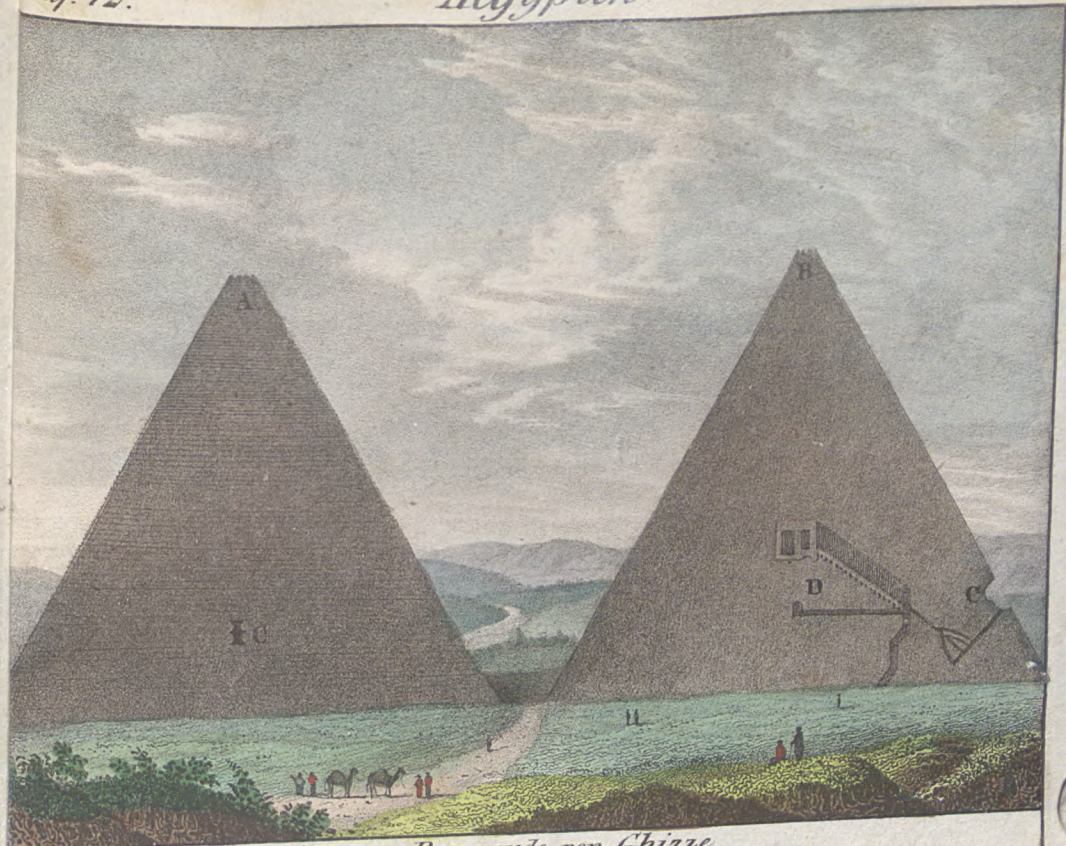


*Katakombe bei den Pyramiden zu Ghize.*









*Die grosse Pyramide von Ghizze.*

A. Aeusserer Ansicht der Pyramide.

B. Durchschnitt derselben.

C. Ort wo die Pyramide eröffnet worden.

D. Innere Gänge und Begräbniss Kammern.



*Spitze der grossen Pyramide.*









*Türkischägyptischer Begräbnissplatz.*

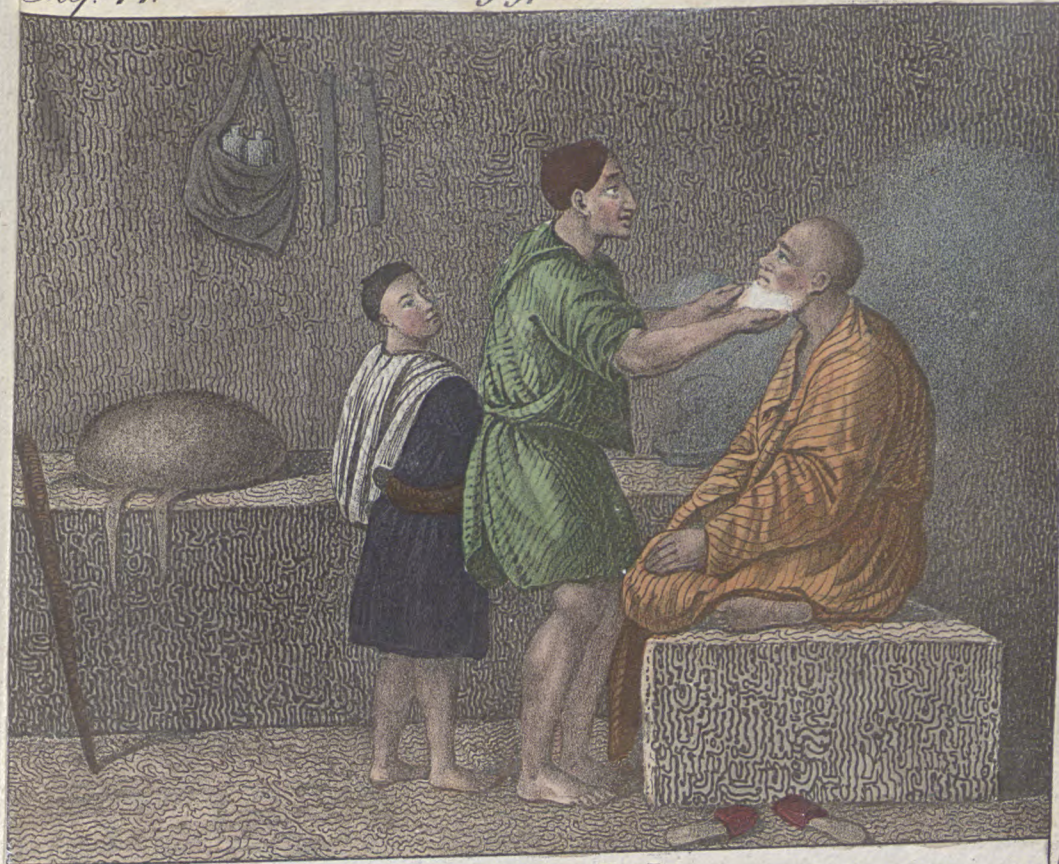


*Cairo.*

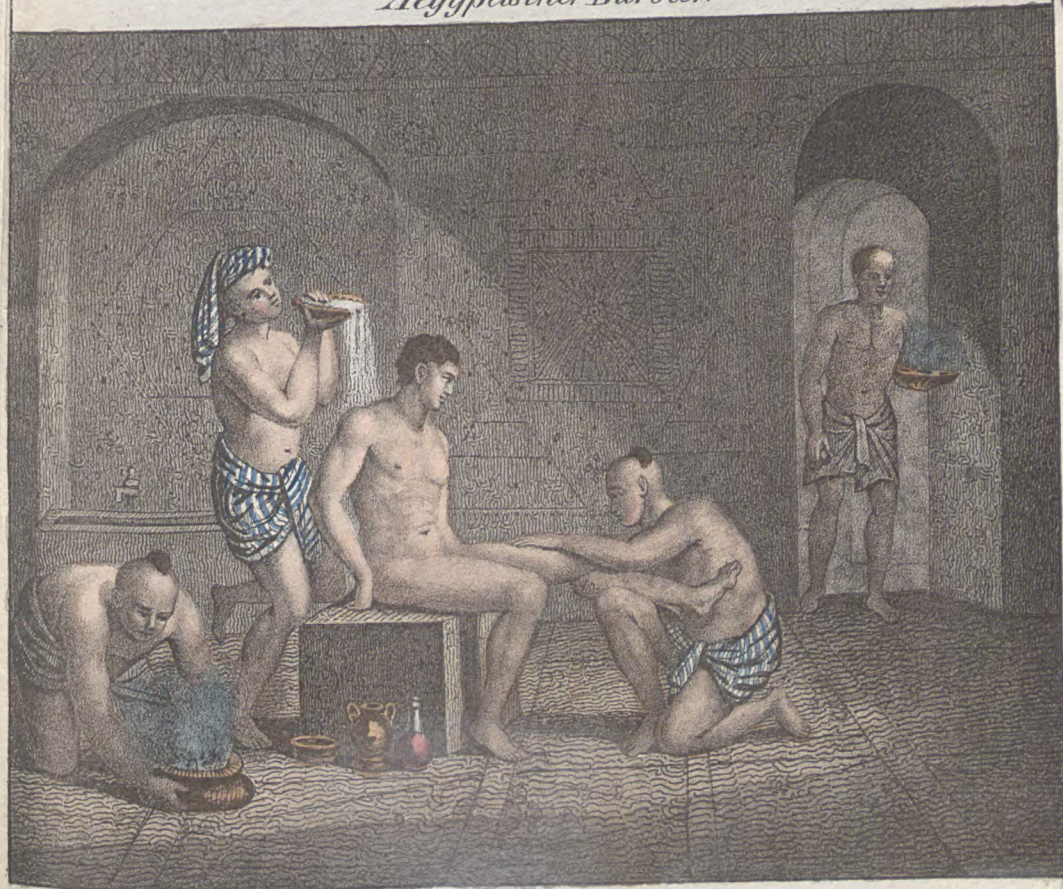








Aegyptischer Barbier.



Aegyptisches Bad.









*Aegyptische Kinderschule.*



*Fest im Harem.*









*Ein Schiffskapitain von Alexandrien.*

*Wasserträger.*



*Dreschmaschine.*

*Krämer.*









*Costüm von Tripolis*



*Costüme von Tripolis.*









*Pfeiferin und Tänzerin von Tripolis.*



*Ansicht der Stadt Algier.*









Mann und Frau aus Algier.



Algiererinnen in ihren Haus-Kleidungen.







*Juden aus Algier.**Ansässige Mauren**Staatsbote aus Algier: Rath des kleinen u. des grossen Divan.*









Mann u. Frau von Marocco. Maurischer Kaufmann.



H. W. W. W. W. W.

Manu aus der Barberei. Maurische Nomaden.









Marocco.

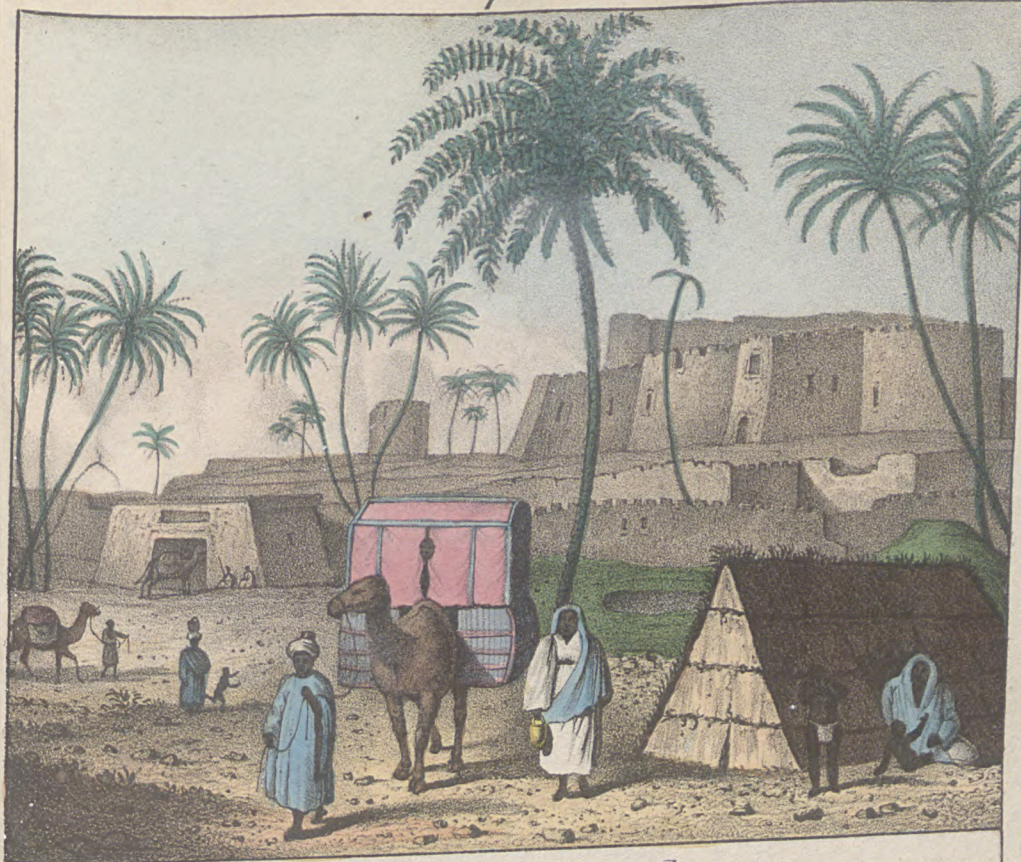


Castel von Bogem.









Castel von Murzuck.



Tuarick auf seinem Kameel.







*Mauren in der Wüste.**Tuarick in Lederkleidung. Tuarick in der Oase Ajades.*









*Tibbo's, in der Nähe der Stadt Gatrone.*



*Kameel, oder das Schiff in der Wüste.*







*Arabische Exercitien.**Karawane in der Wüste während der Samum weht.*









Grabhöhle der Guanchen.



Bewohner von Teneriffa.









Ein Gueriot als Solotänzer nebst spielenden Gueriots.



Bogen u. Pfeil der Machaoris.

Abyssinier.





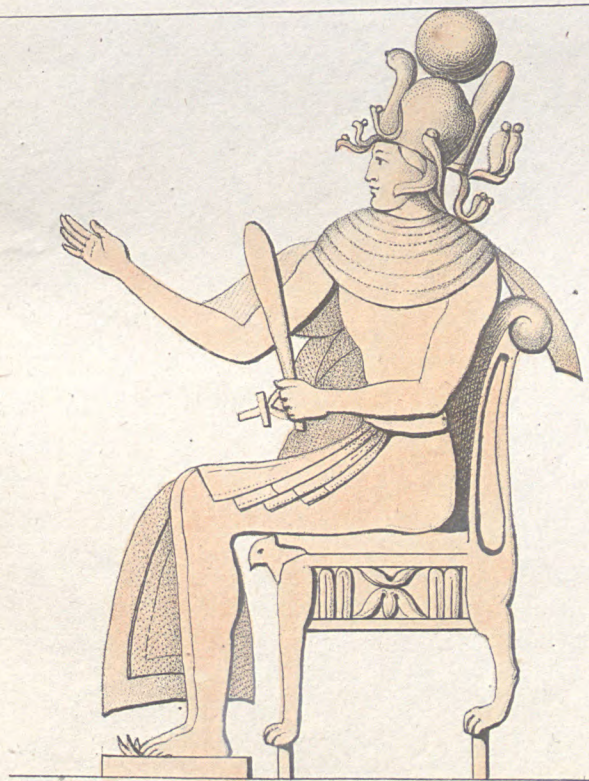




Koptischer Mönch

Ljebier

Aethiopischer Mönch



Nubischer Hammon



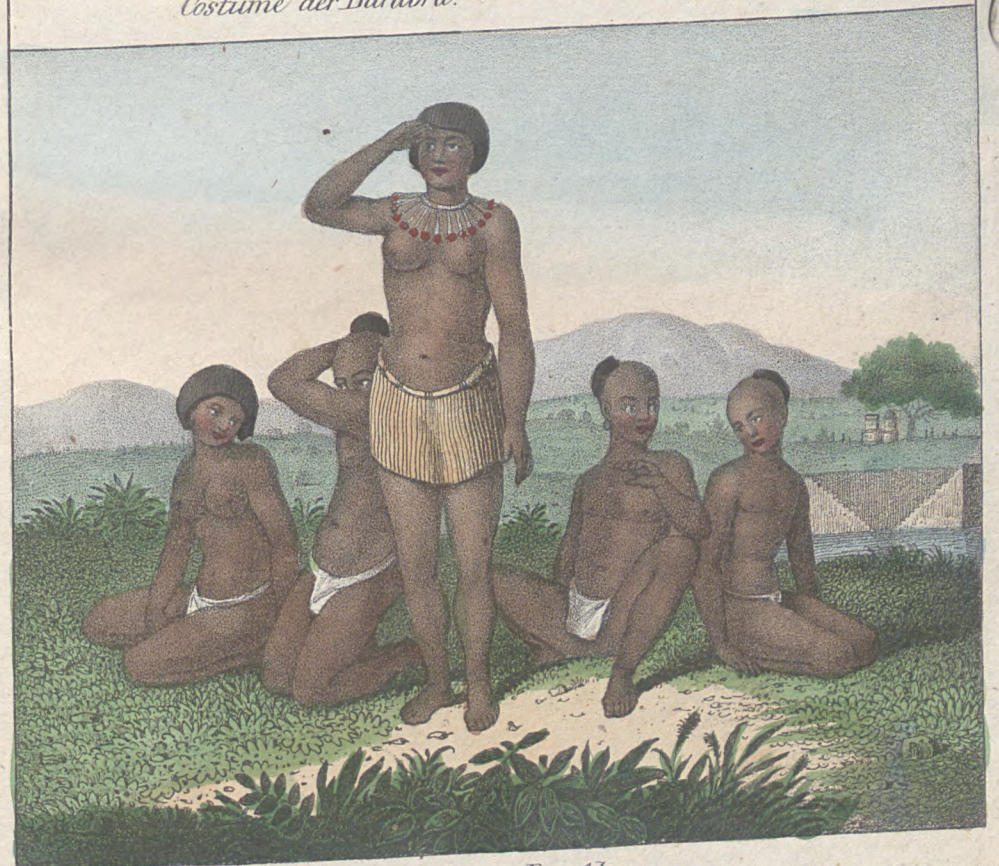






Costüme der Barâbra.

Mann von Dongolah.



Junge Barâbra.









*Costüme in Shendi. Costüme in Sennâr. Costüme eines Schakie. Arabers*



*Negeru. Negerin von Gamamûl. Costüme von Fâzoûl. Melik von Fâzoûl.*

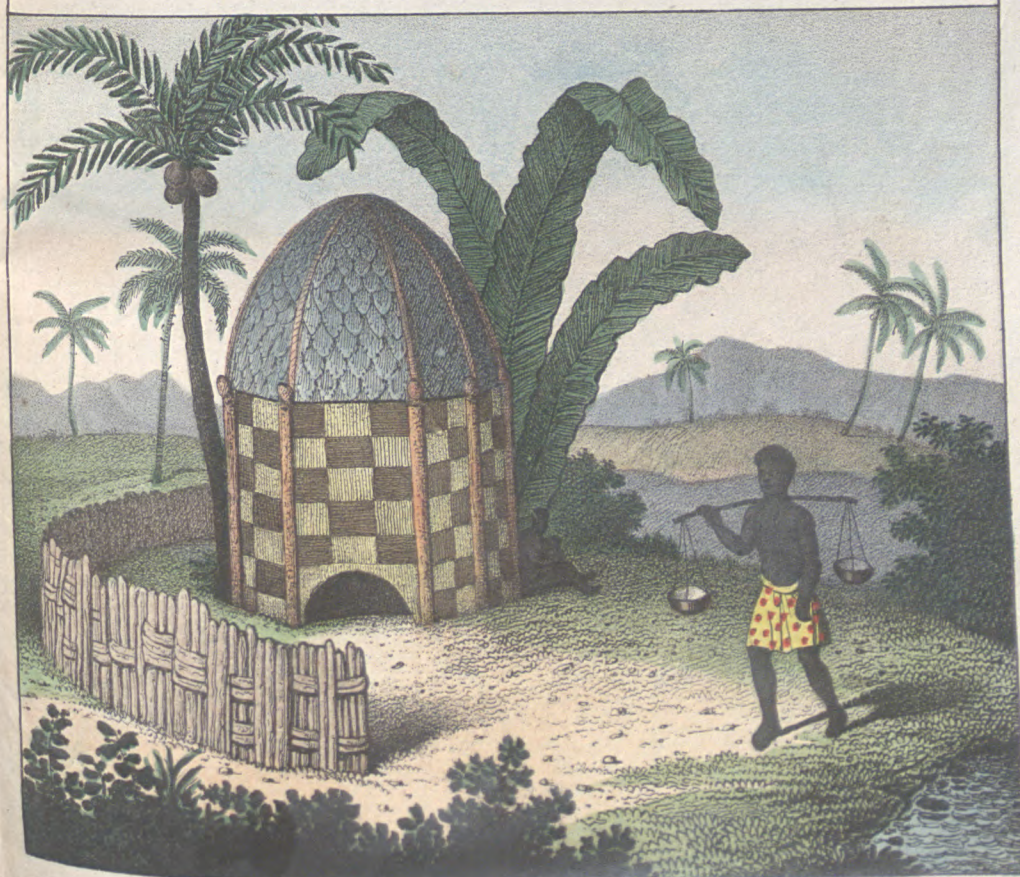








*Neger an der Goldküste u. Senegambier.*



*Wohnung eines Negers in Senegambien.*



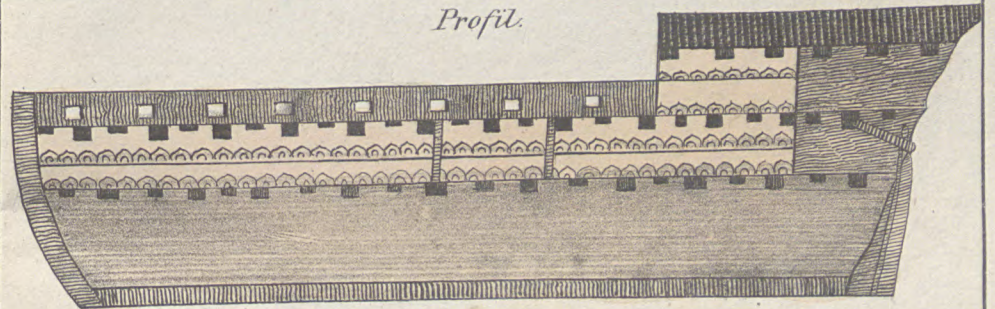




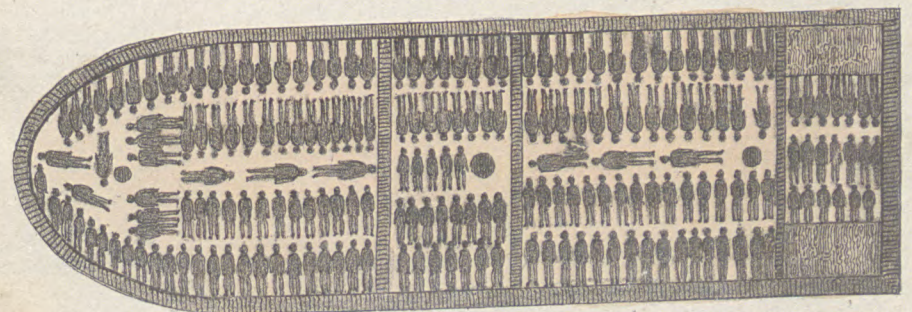


*Der Sango Tanx in Congo.*

*Profil.*



*Plan.*

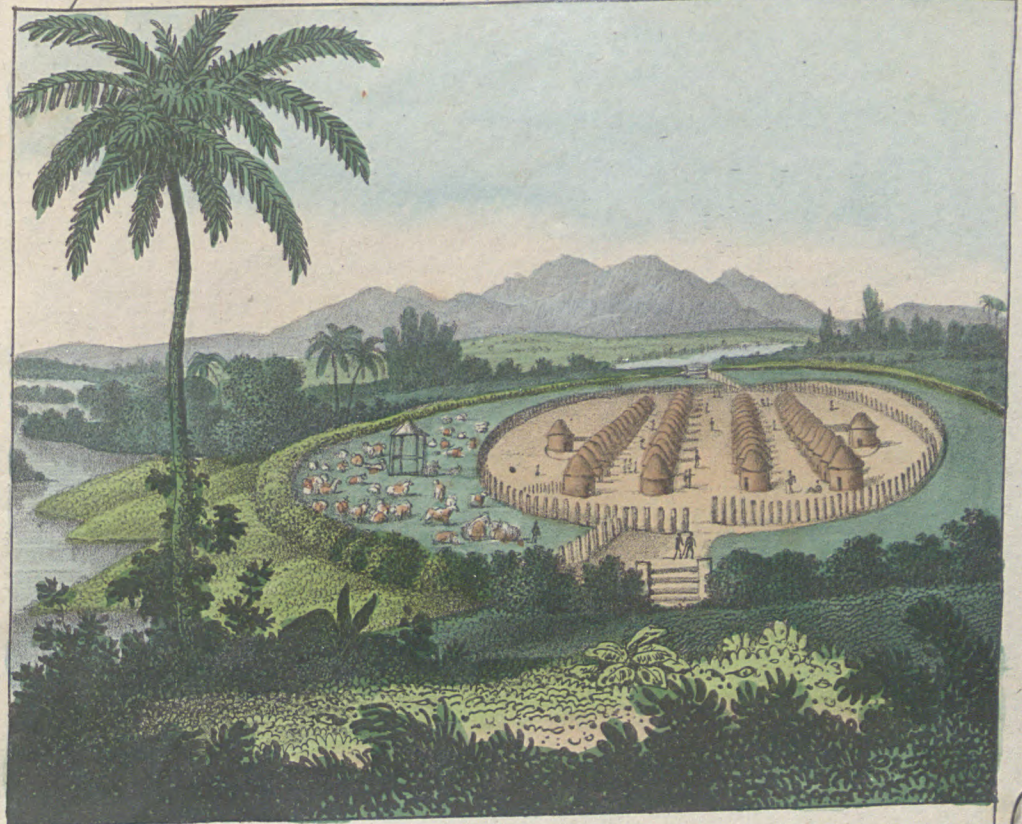


*Ein Schlawenschiff.*









*Dorf der Fulier am Senegal.*



*Felup und Mandingo Neger.*







*Negerin in Sudan.**Costüme in Timbuktu.**Tibbo's Frauen im vollständigen Anzuge*









Schuwa-Frauen.

Ein Lanzenträger aus Kanem.

Ein Bogenschütze aus der Stadt Murja in Bambarra.



Angriff der Felatah in Muscäa.

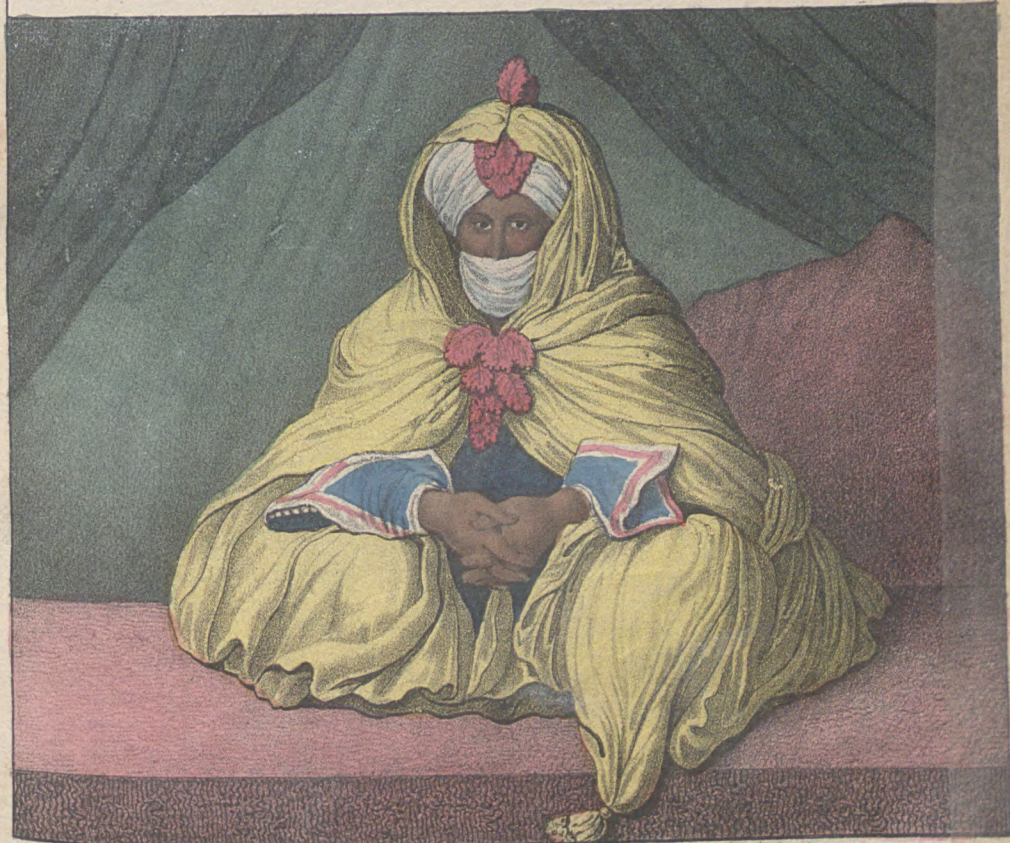








b) Frau von Jakoba. c) Frau von Liessi. d) Mann aus der Stadt Dombu. e) Man von Jarriba



El-Kanemij, Scheik von Bornu.









*Leibgardist des Scheichs von Bornu.*



*Neger aus Guinea.*









Die Gebäude des Termes auf der Küste von Guinea.



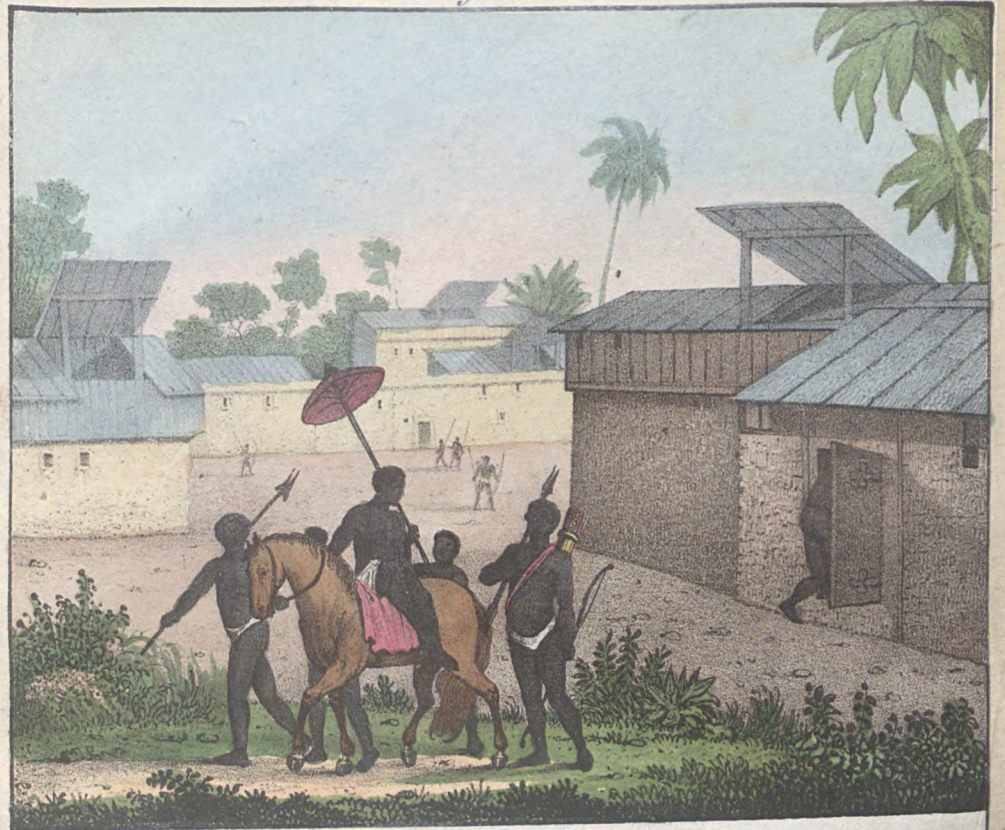
Vornehmer aus Juida.

Frau aus Kongo.









*Negerwohnungen in Benin.*



*Sitte mit Neugeborenen bei den Negern in Guinea.*









Lanzen, Keule, Schilde, Bogen u. Pfeil der Neger in Guinea.



Tigerjagd der africanischen Neger.









*Art der Vornehmen in Angola, zu reisen.*

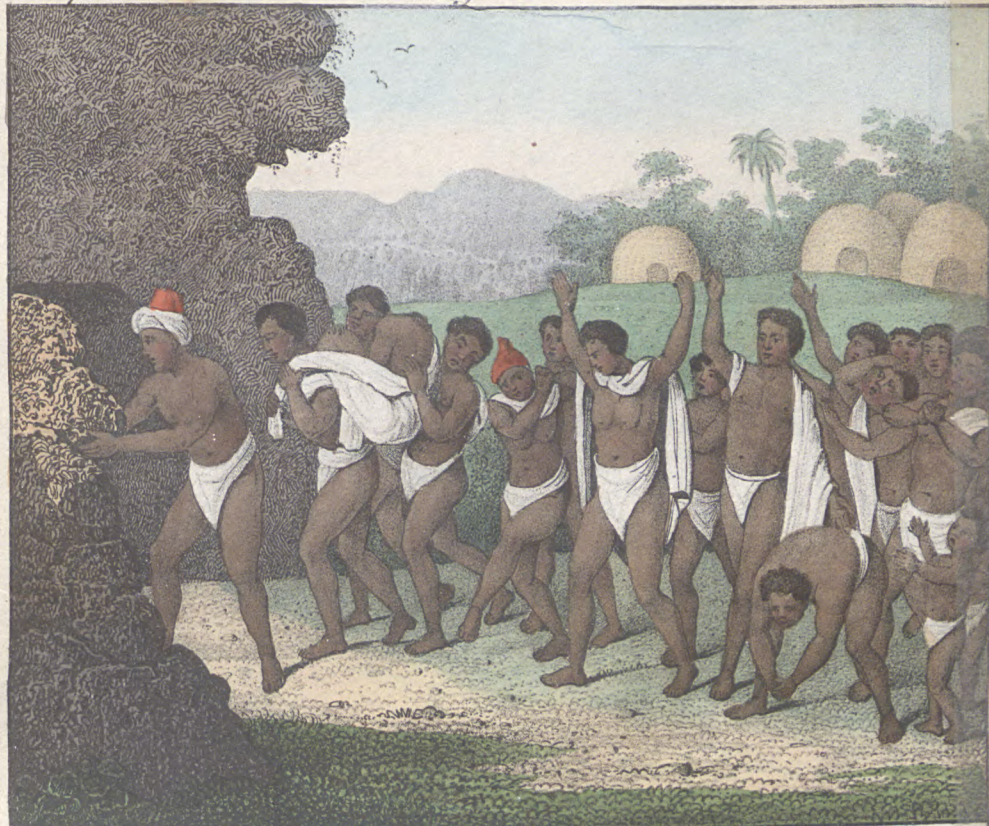


*Caffern.*









*Leichenfeier der Hottentotten und Caffern.*



*Zinghi als Oberpriester und Heerführer der Schaggas.*









*Schaggas.*



*Kaffer. Musikalische Instrumente der Kaffern. Kafferin.*









Gonaten.



Hottentotte.

Hottentottin.









*Eine Hottentottin auf ihren Lastthiere.*



*Reisende Hottentotten.*









Hottentotten an der Mündung des Oranien-Flusses.



Ein Gross-Gonagua.

Eine Gonagua.









*Erual oder Dorf der holländischen Hottentotten, an der Küste des Oranienflusses. Die Giraffe.*



*Heiraths-Ceremonie der Hottentotten.*

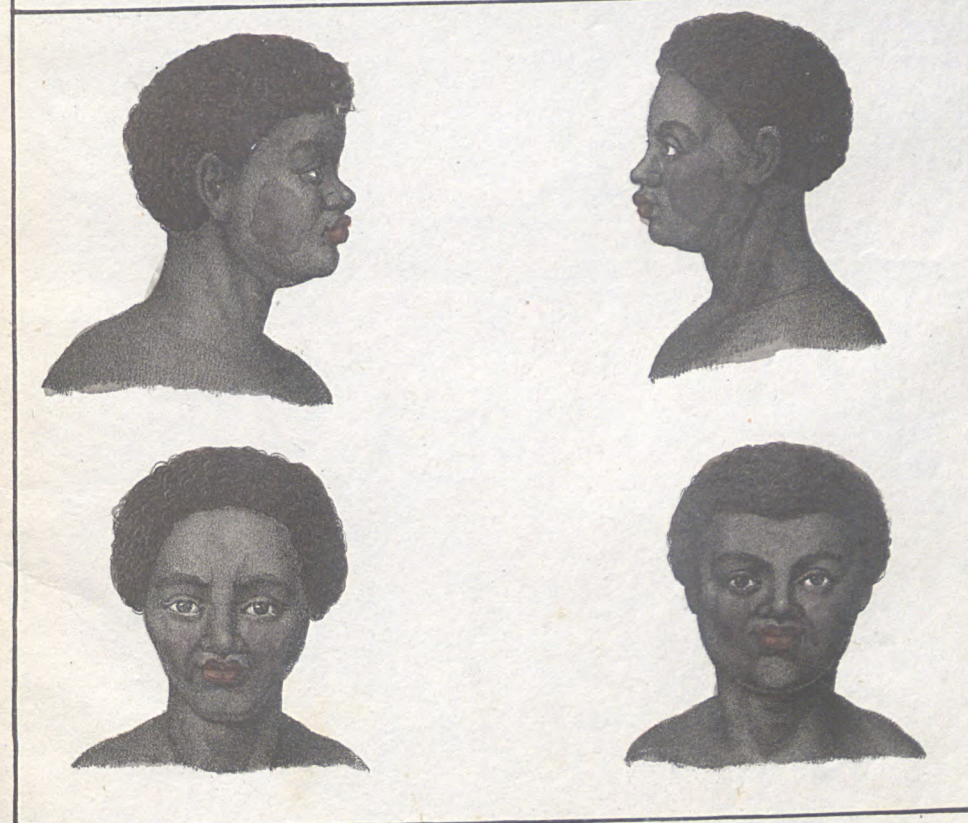








Ein Goss-Namagua nebst Frau.



Buschmänner.









Die Wohnungen der Buschmänner.



Madagassen.









*Ansicht der Stadt Jamestown.*



*Mann und Frau von der Insel Hinzuau.*













Digitized by Google

K. POSCHEGAR  
Buchbinder - Stempel  
8931 PUCHHEIM  
Aspacher Straße 33 1/2

